

Die Zukunft

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Achter Band.

Berlin.
Verlag von O. Häring.
1894.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Juli 1894.

Hofskandal.

Im Militärgefängniß sitzt manche Woche nun schon ein Mann, der gewöhnt war, die schwülen Julitage sonst unter den schattigen Wipfeln des eigenen Herrschaftparkes zu verbringen: der Ceremonienmeister Lebrecht von Kotze. Er war als ein wohlhabender Lebemann von nicht streng altpreußischem Schnitt längst bekannt, als ein heiter genießender Herr, der nicht, wie mancher Standesgenosse, auf Schritt und Tritt das Ehrfurcht heischende Abzeichen seiner hohen Hofwürde mit sich herumschleppte. Wenn Herr von Kotze den langen Weg von seiner Thiergartenwohnung bis zum Schlosse durchwandelte, dann lag auf seinen scheinbar von ernstester Sorge gefurchten Mienen wohl ein feierlicher Glanz und der Hoffremdling sah in dem würdigen Herrn mit der umfangreichen Aktenmappe vielleicht einen wichtigen Berather der Krone. Dieser Eindruck pflegte sich bei der Rückkehr des Ceremonienmeisters aus den Diensträumen noch zu verstärken: ein tiefernster Mann erschien, der dem ihm Begegnenden seufzend wohl mitunter von der lastenden Verantwortlichkeit seines Berufes erzählte, von den bedeutsamen Konferenzen, die er eben gehabt, und von den Erwägungen, die er der maßgebendsten Stelle gerade unterbreitet hatte. Die Eingeweihten lächelten leise dazu, denn sie wußten, daß der Kaiser zwar das gastliche Haus des Herrn von Kotze manchmal mit seinem Besuch beehrte und dem Ceremonienmeister nicht selten deutliche Zeichen seines Wohlwollens gab, daß aber von einem politischen Einfluß des Hofbeamten nicht ernstlich die Rede sein konnte. Die ferner Stehenden hatten nach dieser Richtung indessen doch einige Zweifel

und in einzelnen Diplomatengruppen hielt man es seit zwei, drei Jahren für nothwendig oder mindestens wünschenswerth, mit dem anscheinend wichtigen Manne gute Beziehungen zu unterhalten. Vielleicht ist Herr von Kotze jetzt selbst geneigt, sein früheres Verhalten zu bedauern, das den Schein einer — nicht gerade geschmacklos, doch etwas unvorsichtig hervortretenden — Wichtigthuerei nicht immer mied; wer weiß, ob der häßliche Verdacht, unter dem er jetzt leiden muß, ihn überhaupt betroffen hätte, wenn er nur in geistiger Abendtoilette der Gesellschaft bekannt gewesen wäre. Denn nach der Tagesarbeit war der Ceremonienmeister nicht wiederzuerkennen: jeder Sinn für Feierlichkeit fehlte ihm dann; wo fröhliche Weisen und schöne Frauen lockten, tauchte er auf, ein Kavalier wie andre Kavaliere, und er trug bei solchen Anlässen nicht die immer ein Bischen genirte und steife Respektabilität des preußischen Hofwürdenträgers zur Schau, sondern die mitunter beinahe ausgelassene Lustigkeit eines Grandseigneur vom altfranzösischen Stil. Auf den Rennplätzen und bei Bühnenbällen war Herr von Kotze eine bekannte und gern gesehene Gestalt, die Allerweltmeinung hielt ihn für einen liebenswürdigen, völlig harmlosen und stets gefälligen Herrn, der lebte und leben ließ, für durchaus bon enfant, und das Erstaunen war groß und schmerzlich, als dieser joviale Genießer plötzlich in den Verdacht eines Vergehens gerieth, das nur ein ungewöhnlicher Mangel an Anstand und guter Sitte ausreichend erklären könnte.

Denen freilich nur, die nicht in die Intimität der Hofcirkel gelangen, kam die Enthüllung plötzlich zu Ohren; die engeren Kreise der heute merkwürdig wirkenden Institution, die man einen Hof nennt, sahen das Ungewitter heraufziehen und in immer dichteren Wolken sich drohend zusammenballen. Seit vier Jahren — das Datum ist nicht uninteressant, weil es die Erinnerung an den Rücktritt des Fürsten Bismarck weckt — ging in der Hofgesellschaft ein Gespenst um, das zwar nicht so unheilvoll und so bedeutsam erschien wie die Weiße Frau, das aber doch überall Unruhe und Beängstigung schuf, wo es sich zeigte. In anonymen Briefen, die theils geistreich und fast poetisch, theils plump und unfläthig abgefaßt waren, wurden Mitglieder des Kaiserhauses und des Hochadels beschimpft und verdächtigt. An kleine Verfehlungen, wie etwa das Betreten eines der Hofgesellschaft gesperrten Saales, oder an winzige Kompetenzstreitigkeiten wurden boshafte und oft unaussprechlich rüde Bezichtigungen geknüpft, unvor-

sichtige Aeußerungen wurden denunzirt und gehässig kommentirt und selbst Blicke schien die geheime Palastpolizei in ihre Konduitenlisten sorgfältig einzutragen. Der unbehagliche Spuk wurde zunächst schweigend erduldet; Jeder und Jede hielt sich für den einzigen Empfänger der anonymen Briefe und scheute sich, vor den Anderen von dem Unfug zu sprechen. Allmählich aber merkte man, daß hier nicht nur die Rancune eines einzelnen Höflinges walten könne, irgend eines unbedeutenden Mannes, der seine Muße zu bösartigen Sticheleien benützte. Der Briefschreiber, Das wurde bald klar, mußte zu den Eingeweihten gehören, denn er verrieth selbst mit den intimsten Vorgängen eine auffallende Vertrautheit und er zeigte sich häufig als einen unheimlich sicheren Wetterpropheten: den Häuptern, denen er Aerger und Unannehmlichkeiten verkündete, blieb mindestens ein flüchtiger Augenblick des Unbehagens, ein Verweis oder eine ungnädige Behandlung, selten erspart. Und nun, da man in dem nächtigen Treiben ein System erkannte, nun bildeten sich auch Gruppen und Grüppchen, in denen die Erfahrungen und Beobachtungen wechselseitig ausgetauscht wurden, und es begann ein Raunen und Murmeln, das lange freilich in angstvoll umhegten Grenzen blieb. Man empfand das Walten einer dunklen Macht, ein schleichendes Mißtrauen, und es wurden mit bedauerlichen Familienzwistigkeiten, mit Verabschiedungen und Versetzungen, Zusammenhänge konstruirt, die vor einer ernsteren Prüfung vielleicht nicht haltbar erscheinen möchten. Jedenfalls war das ruhige Behagen gestört, in gewissen Verkehrscentren fühlte Niemand mehr für den kommenden Morgen sich sicher und die Bedrohten schlossen sich eng an einander, um gemeinsam dem Gespenst auf den Leib zu rücken. Das war der kritische Augenblick, wo die Jagd nach Indizienbeweisen ihren Anfang nahm. Wer hatte ein Interesse daran, Diesen oder Jenen zu verdächtigen? Offenbar Einer, dem Dieser oder Jener im Lichte stand, dem er ein Hofamt, eine Auszeichnung, eine Gnade versperrte. Wer konnte diesen oder jenen Vorgang zur Anzeige bringen? Offenbar nur Einer, der den Vorgang selbst mitangesehen hatte. Nun traf es sich, daß in den Vehmbriefen mitunter Vorfälle berührt wurden, bei denen Herr von Kotze zugegen gewesen war; Damenrivalitäten mögen hinzugetreten sein, Antipathien sich geregt haben, — kurz: allgemach verdichtete sich ein Gerücht, das den Ceremonienmeister mit dem anonymen Schmäher in enge Verbin-

bung brachte, und es kam eine Zeit, wo man in den intimen Cirkeln zu sagen pflegte: Kotze hats gesehen, in drei Tagen kommt ein anonymer Brief; und manchmal kam er auch wirklich. Auf diesem schwanken Steg schritt man dann vorwärts, bis die Entdeckung der seither berühmt gewordenen Löschblätter zur Verhaftung des Herrn von Kotze führte.

Ein Militärgericht soll über ihn urtheilen. Das berührt seltsam, weil es sich um die Aufklärung eines Verdachtes handelt, der mit dem lockeren Militärverhältniß des Beschuldigten nicht die geringste Berührung hat. Aber nur eine Phantasie, die noch mit dem veralteten Rüstzeug aus der achtundvierziger Zeit arbeitet, kann an düstere Gewaltakte glauben und von lettres de cachet träumen; in dem eisernen Organismus des deutschen Heerwesens ist für so abenteuerliche Vorstellungen kein Raum und man muß überzeugt sein, daß der Angeklagte in seinen Rechten und in seiner Vertheidigung nirgends beschränkt werden wird. Die Gerichtsherren sind seine Standesgenossen, sie werden bequemer vielleicht als ein bürgerlicher Richter in dem Dickicht des Hofgetriebes sich zurechtfinden, ihnen stehen Aussagen und Informationen zu Gebot, die der öffentlichen Verhandlung sich wahrscheinlich entziehen würden, und dem Beschuldigten ist es, wenn er sich dennoch benachtheiligt fühlen sollte, nicht verwehrt, das ihn entlastende Material der Oeffentlichkeit vorzuführen. Auch muß man wohl annehmen, daß mit den bis jetzt bekannten, mehr oder minder beglaubigten Thatsachen die Zahl der Verdachtsgründe nicht erschöpft ist; was einstweilen herumgetragen wird, zeigt mit Klatschgeschichten eine bedenkliche Aehnlichkeit und reicht nicht annähernd aus, um einen vornehmen Mann einer erbärmlichen Gemeinheit zu bezichtigen. Die Interessen des Herrn von Kotze theilt wohl Mancher unter seinen Kollegen; die Vorgänge, die er mitangesehen haben soll, haben sehr wahrscheinlich mehr als diesen einen Zeugen gehabt und sie können auf dem gar nicht ungewöhnlichen Wege der Geschichtenträgerei sehr bequem auch bis zu einer Stelle gelangt sein, die vielleicht mit der Hofgesellschaft in gar keiner Verbindung steht. Völlig romanhaft, höchstens wie eine matte Sardouszene, wirkt die Erzählung von der Beweiskraft der gefundenen Löschblätter; ein Mann, der über eine prächtige Privatwohnung verfügt, müßte nicht im Besitz seiner gesunden Sinne sein, wenn er Schmähbriefe, deren Entdeckung seine Existenz vernichten würde, in seinem Amtszimmer oder im Kasino

schriebe und die Spuren nicht mit äußerster Sorgfalt vertilgte; der Umstand, daß man an solchen Orten Löschblätter mit kompromittirenden Schriftzügen fand, scheint viel eher auf ein Komplot zu deuten, dessen Opfer der vielfach beneidete Herr von Kotze werden sollte.

Aber der einzelne Fall, der noch nicht aufgehellt ist und über den auch die besser Informirten öffentlich einstweilen ihr Urtheil zurückhalten, verdient die Aufmerksamkeit ernsthafter Menschen nicht. Die Frage, ob Herr von Kotze schuldig oder unschuldig ist, hat für den ferner Stehenden keine Bedeutung und sie kann höchstens, als ein interessanter Rechtsfall, wichtig werden, wenn erst die Möglichkeit sich bietet, mit dem gesammten Material vor die Oeffentlichkeit zu treten. Auch der Rücktritt bekannter Persönlichkeiten von ihren hohen Hofämtern ist keine Thatsache von allgemeiner Bedeutung. Und wenn die Angelegenheit, die nachgerade die Dimensionen eines beträchtlichen Hofskandals angenommen hat, trotzdem auch verständige Leute beschäftigt, wenn sie in der Menge eine täglich wachsende lüsterne Neugier erregt, dann muß, außer der leicht entfachten Lust an schrillen Sensationen, auf dem Grunde dieses Interesses doch wohl ein dunkles Empfinden ruhen, dem nachzugehen es am Ende verlohnt.

Mehr als in irgend einem anderen modernen Lande sind im deutschen Norden die einzelnen Klassen und Kasten von einander getrennt. Die Rangordnungen und die Verschiedenheiten im Niveau werden so ängstlich gewahrt, so bündige Satzungen regeln die hochwichtige Frage, wer bei einem Honoratiorendiner zuerst aufstehen und als Erster sich verabschieden darf, daß ein Gesellschaftverkehr, wie andere Länder ihn unter Menschen von gewissen gleichartigen Lebensgewohnheiten kennen, schon deshalb sich nicht herausbilden kann. In Norddeutschland ist man nicht ein Gentleman, ein Herr X. oder von Y., dessen Titel und Amt nicht in Betracht kommen, sondern ein Professor, ein Geheimrath, ein Major oder ein Hüttendirektor; man wird eben nach der Sprosse beurtheilt, die man auf der Leiter äußerer Ehren und Würden erklettert hat, und die einzelnen Mandarinen sondern sich wieder in Gruppen und Cliquen ab. Die besonderen Verhältnisse der Reichshauptstadt, auf die noch heute die Schilderung der Frau von Staël paßt, kennen eigentlich nur zwei Arten wirklicher „Gesellschaft“: die Offizierkreise und, eng damit verbunden, den Hof. In den Bankiervillen tummelt sich ein bunter Troß von Ein-

tagsberühmtheiten: große Modedichter, die morgen vielleicht vergessen sind, und große Gründer, die übermorgen vielleicht das Zuchthaus streifen oder erreichen. In die sparsame Geselligkeit der Gelehrtenkreise klemmt häufig sich ein kleinlicher Klüngelgeist, der ein behagliches Gefühl der Niveaugleichheit nicht aufkommen läßt. Nur in der Waffenkameradschaft und in der Hofgesellschaft herrscht die ruhige Sicherheit, die aus der Ueberzeugung stammt, daß der Nachbar, mit dem man sich unterhält, was er auch sonst sein mag, jedenfalls ein Kavalier ist, ein Mann von gewissen Sitten, Gewöhnungen und Ehrbegriffen, die eine gesellschaftliche Gleichheit selbst für die im Rang Unterschiedenen schaffen. Diese Sphäre ist aber der Mehrheit ein völlig unbekanntes Gebiet; sie erfährt zwar, welche Uniformen die Prinzen und welche Toiletten die Prinzessinen getragen haben, aber sie ahnt nichts von der besonderen Eigenart dieser Gesellschaft und von den Formen ihres Verkehrs. So ist dieses geheimnißvolle Land allmählich von Legenden und Sagen umsponnen und wie eine Märchenwelt mit Allem, was gut und schön und edel ist und was lieblich duftet, von der gläubigen Phantasie ausgestattet worden. Der nicht Hoffähige hört vom Hof nur, wenn eine Staatsaktion sich abspielt, wenn ein Ball veranstaltet, eine Prunkoper aufgeführt, eine Parade abgehalten, ein Monarchenbesuch gefeiert oder eine Kirche eingeweiht wird; was in der Zwischenzeit sich ereignet, bleibt seiner Kenntniß verborgen und der enge Kreis, in dem sein Umgang sich meist bewegt, giebt ihm auch nicht den Maßstab für die Beurtheilung so ganz anderer Verhältnisse. Daraus erklärt sich die unbändige Neugier, die um Hofberichte und Hofgeschichten sich drängt und der seit einigen Jahren eine bedauerlich reiche Nahrung geboten wird. Daraus erklärt sich auch das starre Staunen, das jetzt den Fall Kotze umgafft: ein Eckchen des Zauberschleiers ist gelüftet und die Menge steht enttäuscht, da sie im erträumten Wunderlande nun allerlei häßliche Händel entdeckt.

Unter den Gebildeten, die zwar nicht gerade mit ernsten Geschichtstudien, doch mit historischem Klatsch sich eifrig beschäftigt haben, ist die Stimmung getheilt. Die Skeptiker, die nicht wundergläubig sind, zucken die Achseln und meinen, an den angeblichen Enthüllungen sei nichts neu, denn ein Hof bleibe eben immer ein Hof und an allen Höfen seien Skandalgeschichten stets auf der Tagesordnung gewesen. Die Sozialkritiker aber, die unruhig nach den Aehnlichkeiten verschiedener

Kulturepochen forschen, blicken bekümmert drein; sie wittern ein gefährliches Fäulnißsymptom und sie schauen ängstlich zur rissigen Spitze der Pyramide empor, deren Basis schlimme Gewalten unterwühlen. Soll, da eben erst durch die Ermordung des Herrn Carnot die Erinnerung an den Schrecken der Revolution wach geworden ist, auch eine zweite Auflage der Halsbandgeschichte uns beschieden sein, die mit gefälschten Briefen und mit Indiskretionen des Kardinals Rohan kurz vor dem Zusammenbruch der alten Herrlichkeit begann? Und daneben bringen andere bange Fragen hervor: Von welcher Art sind die Leute, die den Kaiser täglich umgeben? Welchen Einflüssen könnten die Entschließungen des Monarchen ausgesetzt sein? Und ist eine Institution noch länger aufrecht zu erhalten, die zwischen dem Volk und seinem höchsten Repräsentanten unübersteigliche Schranken errichtet und die selbst für die politisch verantwortlichen Rathgeber — man denkt an Bismarcks Klagen über die Hoffriktionen — sehr ernste Gefahren aufthürmen könnte?

Diese Fragen wären vermieden worden, wenn man die Briefgeschichte im Keim erstickt und sich auf ein Disziplinarverfahren beschränkt hätte, dessen Einzelnheiten innerhalb der intimsten Cirkel geblieben wären. Es ist zwecklos, jetzt noch zu untersuchen, ob die gewählten Mittel den erwünschten Zweck erreichen werden; in jedem Falle wird es schließlich einen arg kompromittirten Höfling geben und schon die Beachtung, die ganz allgemein sich der dunkelen und dunstigen Angelegenheit zuwendet, beweist, daß der Hofskandal nicht ohne politische Folgen vorübergehen wird. Die Fragen sind einmal gestellt und sie gehören zu denen, die nicht unbeantwortet bleiben dürfen.

Aus früher Feudalzeit hat die Sitte der Hofhaltung sich fortgeerbt. Damals lebten die Herrscher im Feldlager oder in Zwingburgen und die Edelleute versahen dort den Hausdienst: sie sorgten für angemessene Wohnung und Nahrung, sie waren beim Kleiden und Rüsten dem Herrn behilflich und hielten darauf, daß seine Pferde und Falken ausreichende Pflege hatten. Dann zogen die Tage der Fehden und Fronden herauf und nun fiel dem Hofadel die Aufgabe zu, den Herrscher zu schützen und vor seinem Palast die Wache zu halten. Von dieser ursprünglich praktischen und vorwiegend militärischen Einrichtung ist längst nur noch eine leere Form übrig geblieben. Heute hat der Hofadel nichts oder so gut wie nichts zu thun, die Würden, unter deren Gewicht er einherstolzirt, sind nur scheinbare Bürden,

sind in Wirklichkeit nur eine pomphafte Parade, und wenn von den Hofbediensteten Einer den Schein erregt, als sei er mit hochbedeutsamen Erwägungen beschäftigt, während er allenfalls über Ordensverleihungen, Ceremonialgeschäfte oder Etiquettefragen nachdenkt, dann verfällt er bei den eigenen Standesgenossen bald der Lächerlichkeit. Dieses glänzend inszenirte Leben geschäftigen Müßigganges aber beherrscht in seinem ganzen Umfange ein Gedanke, ein Wunsch und ein Wille: der, dem Herrn, dem man dient, sich möglichst angenehm zu machen. Die selben Edelleute, die auf der eigenen Scholle eine annähernd königliche Existenz genießen könnten, bequemen sich willig in den Dienst eines Königs, dem sie praktisch nicht nützen, dessen Säle und Vorzimmer sie nur mit dem Glanz ihrer Uniformen und mit dem Gewimmel ihrer von Gold strotzenden Röcke ausputzen können. Beim Eintritt in diese Welt inhaltlosen Gepränges verlieren sie aber auch ein wichtiges Stück ihrer individuellen Besonderheit: aus Freien werden sie Unfreie, aus Persönlichkeiten Ziffern, denn sie müssen auch geistig in pralle Uniformen und knappe Galakleider sich zwängen, sie dürfen nicht geistreicher scheinen als die hohen und höchsten Herrschaften, sie müssen nach deren Stimmung und Laune sich richten und mit äußerster Vorsicht ein Lächeln verbeißen, wo die Gebietenden gerade ernste Mienen um sich zu sehen wünschen. So geht eine sozial ungemein wichtige Klasse, ein großer Theil des reichen und saturirten Hochadels, dem Organismus unserer Gesellschaft verloren, und damit schwindet ein Gegengewicht, das der unruhigen Betriebsamkeit des Kleinadels die Waage halten und in einer demokratisirten Zeit sehr wohlthätig wirken könnte. Und diesem Verlust steht kein Vortheil gegenüber als der Gewinn einer glänzenden Aeußerlichkeit; der Hof hat die Bedeutung aus der Feudalzeit eingebüßt, die Ritter und Bannerherren sind schmiegsame Höflinge geworden, sie seufzen und triefen unter nichtigen Mühen, sie werden zu lächelnden Schranzen und sperren dem Herrscher, den sie umdienern, den schmalen Pfad, der die Fürsten zur Wahrheit führt. Ohne Marinellis aber sind auch die Prinzen von Guastalla nicht denkbar.

In dieser müßigen Welt nun, die immer den Schein der Geschäftigkeit zeigt und die doch mit beflissenem Eifer nur nach der Anerkennung des Einen strebt, ist für jede Art der Intrigue der Boden bereitet. Jede Thätigkeit, die den Geist ernstlich beanspruchen könnte, fehlt, Aeußerlichkeiten, die sonst nur in menschlichen Damendramen

eine Rolle spielen, füllen vom Morgen bis zur Mitternacht und darüber hinaus die Stunden und so bleibt, ganz wie in der üppigen Stille parfumirter Boudoirs, die Muße, die Lust und die Stimmung, zu feinen und groben Gespinnsten die Fäden zu knoten. Wie man einen gnädigen Blick, einen huldreichen Gruß erhaschen, wie man beim Cercle einen günstigen Platz erlisten, dem Rivalen ein Bein stellen, die Rivalin durch eine auffallende Toilette überstrahlen, einen Unbequemen in ein unvortheilhaftes Licht rücken kann —: solche und ähnliche Erwägungen sind dem Höfling und seiner selten besseren Hälfte gewöhnlich nicht fremd. Und von da ist nur noch ein Schritt bis zu kleinen und großen Perfidien, zu Treulosigkeit und Verrath und zu den dunkelen Künsten anonymer Schmähbriefstellerei. Wenn wir nächstens, mit frischerer Kraft und hellerem Auge, die Hofgeschichte des letzten Jahrhunderts durchblättern, dann werden wir sehen, daß die Skeptiker Recht hatten und daß man in allen höfischen Chroniken auf die selben Erscheinungen stößt. Auch die Löschblätteraffaire ist keine Neuheit von diesem Jahr; sie wirkt nur befremdend, weil diesmal die Löschblätter nicht ängstlich der staunenden Menge verborgen werden und weil neue Anschauungen auch eine veränderte Auffassung des höfischen Treibens geschaffen haben.

Die ganze Institution hat sich eben allgemach überlebt und sie wirkt heute, wo Jeder nach seinen Leistungen beurtheilt werden will, wie eine fabelhafte Versteinerung, die in moderne Zustände hineinragt, — wie ein künstlicher Opernpomp allenfalls in der grellen Beleuchtung des Alltagsvorganges. Dem guten Bürger, der so lange Alles, was ihm an Phantasie und Märchenglauben geblieben war, in die Hofsphäre hinübergerettet hatte, dämmert jetzt erst die Ahnung auf, daß hinter dem Prachtvorhang eine vielleicht nicht immer ganz würdige Tragikomoedie aufgeführt wird, und er beginnt, bei dem Gedanken an die Zettelungen zu zittern, die in dieser Luft den Monarchen umdrängen könnten. Den Mann im Militärgefängniß mag wohl die schmerzliche Empfindung verzehren, daß sein geachteter Name allzu rasch dem giftigen Klatsch ausgeliefert worden ist. Aber es ist nicht unmöglich, daß dieser Name noch einmal berühmt und gepriesen wird, weil sein Träger sich das Verdienst erworben hat, an dem Beispiel eines Hofskandals die ganze Gefahr einer Einrichtung gezeigt zu haben, die einen modernen Regenten in den zierlich geknüpften Banden eines unlebendigen Roccocozwanges erhält.

Menschliche Auslese.

In einer meiner letzten Unterhaltungen mit Darwin sprach er sich sehr wenig hoffnungvoll über die Zukunft der Menschheit aus, und zwar auf Grund der Beobachtung, daß in unserer modernen Civilisation eine natürliche Auslese nicht zu Stande komme und die Tüchtigsten nicht überlebten. Die Sieger im Kampf um das Geld sind keineswegs die Besten oder die Klügsten, und bekanntlich erneuert sich unsere Bevölkerung in jeder Generation in stärkerem Maße aus den unteren als aus den mittleren und oberen Klassen. Ein neuerer amerikanischer Schriftsteller, Hiram M. Stanley, formulirt diese Thatsache in folgender Weise: „Wir haben vor uns das traurige Schauspiel, daß sich die große Masse der Gesellschaft aus den untersten Klassen rekrutirt, da die obersten Klassen zum großen Teil entweder gar nicht heirathen oder doch keine Kinder haben. Die große Mehrheit der Bevölkerung sind immer die Minderwerthigen, und doch ersetzt sich der Strom des Lebens in ausgedehntem Maße aus dieser Quelle. Eine solche Sachlage ist für jede Gesellschaft mit großer Gefahr verbunden, in der demokratischen Civilisation unserer Tage aber bedeutet sie einfach ihren Selbstmord."

Wenige werden bestreiten wollen, daß der Hemmschuh für den Fortschritt, von dem ich eben gesprochen habe, wirklich vorhanden ist, und augenscheinlich fühlt man, daß dies Problem eine wirkliche Lebensfrage ist. Es hat bereits die Aufmerksamkeit der verständigsten Schriftsteller Englands auf sich gezogen und hat von 1890 an das Thema einer ganzen Fluth von Aufsätzen in der englischen periodischen Literatur gebildet. Ich will an dieser Stelle ganz kurz die verschiedenen Vorschläge beleuchten, die von diesen Schriftstellern gemacht worden sind, und dann zu zeigen versuchen, daß, wenn der Verlauf der sozialen Entwickelung zu einer vernunftgemäßeren Organisation der Gesellschaft geführt hat, das Problem seine endgiltige Lösung durch die Wirkung physiologischer und sozialer Kräfte finden wird, und zwar in vollständigem Einklang mit den höchsten Interessen der Menschheit.

Ehe ich an die Frage selbst herantrete, wird es gut sein, sich zu überlegen, ob es außer der Auslese in irgend welcher Form thatsächlich andere Kräfte giebt, auf die man sich in dieser Hinsicht verlassen könnte. Bisher hat man allgemein angenommen, daß wohlthätige Einflüsse, wie die der Bildung, Hygiene, sozialen Verfeinerung, eine positive Wirkung hätten und an und für sich zu einer stetigen Hebung aller civilisirten

Rassen führen müßten. Diese Anschauung ruhte auf dem Glauben, daß jede während der Lebenszeit erfolgte Hebung der Tüchtigkeit des Einzelnen sich auf seine Nachkommenschaft übertrage und daß es so möglich sein werde, auch ohne irgend welche Auslese der besseren oder Ausscheidung der niedrigeren Typen einen stetigen Fortschritt in physischen, sittlichen und geistigen Eigenschaften zu schaffen. Aber in den letzten Jahren ist diese Meinung durch gewichtige Zweifel erschüttert worden, namentlich durch die bedeutsamen Forschungen Galtons und Weismanns über die Grundursachen der Vererbung.

Das Zünglein der Wage scheint sich unter den Physiologen jetzt von der Vererblichkeit irgend welcher vom Einzelnen nach seiner Geburt erworbenen Eigenschaften hinweg zu neigen. Dadurch vereinfacht sich die in Rede stehende Frage nicht unbedeutend, denn diese Erkenntniß macht die Auslese, in welcher Form sie auch auftreten mag, zu dem einzig möglichen Mittel zur Hebung der Rasse.

Den Unterschied zwischen den beiden Theorien Denen deutlich zu machen, die den neueren Erörterungen dieser Frage nicht gefolgt sind, dazu mag ein Beispiel dienen. Nehmen wir an, zwei Züchter gehen darauf aus, aus dem wilden Prairiepferd Amerikas zwei verschiedene Pferdetypen zu züchten, das Zugpferd und das Rennpferd. Der Eine glaubt an den Einfluß von Nahrung und Uebung, der Andere an den der Auslese. Jeder von Beiden hat hundert Pferde zu seinem Experiment, die in ihren Eigenschaften so gleich wie nur denkbar sein sollen. Der Züchter, der an die Auslese glaubt, theilt seine Pferde sofort in zwei Gruppen, in eine der stärker gebauten und schwereren, und eine der leichteren und feurigeren, beginnt seine Zucht mit diesen und wählt unter ihnen fortgesetzt diejenigen, welche dem verlangten Typus am Nächsten kommen, zu Eltern der folgenden Generation aus. In dieser Weise ist es vollkommen sicher, daß er in verhältnißmäßig kurzer Zeit, vielleicht in dreißig oder vierzig Jahren, im Stande sein würde, zwei sehr verschiedene Typen zu erzeugen, den einen, ein recht gutes Rennpferd, den anderen, ein gleich gutes Exemplar des Zugpferdes. Und er könnte Dies erreichen, ohne die beiden Gruppen der Pferde irgend welcher verschiedenen Nährweise oder Beschäftigung zu unterziehen, da die verschiedenen Typen unserer Hausthiere in den meisten Fällen einzig durch Auslese geschaffen worden sind. Der andere Züchter, der es unternimmt, ähnliche Ergebnisse einzig durch Nahrung und Beschäftigung zu erzielen, ohne der Auslese irgend einen Antheil an der Sache zu gestatten, hätte in einer ganz anderen Weise vorzugehen. Er hätte seine Pferde zunächst in zwei Gruppen zu theilen, die einander in allen Punkten so sehr wie nur möglich gleichen und dann die eine Gruppe täglicher Uebung im Ziehen von Lasten in lang-

samem Tempo, die andere eben so beharrlicher Uebung im Schnelllauf zu unterziehen, und er könnte sie eben so verschieden nähren, wenn er meinte, es könnte der erwünschten Wirkung näher kommen helfen. In allen folgenden Generationen darf er keine Auslese der schnellsten, beziehentlich stärksten vornehmen, sondern muß entweder die ganzen Nachkommen jeder Gruppe weiter benutzen oder muß sorgsam ein durchschnittlich gutes Exemplar jeder Gruppe auswählen, um es wiederum der selben Dressur zu unterwerfen. Es ist ganz sicher, daß die sehr verschiedenen Arten der Arbeit auf die ihnen unterworfenen Individuen einigen Einfluß haben müßten, indem sie in beiden Fällen eine verschiedene Muskelgruppe stärken und vergrößern würden, und wenn dieses Resultat sich auf ihre Nachkommen übertrüge, dann müßte sich in diesem Falle eben so ein Fortschritt nach dem Typus des Rennpferdes und des Zugpferdes hin ergeben. Leider ist ein solches Experiment noch niemals versucht worden, und wir können noch nicht positiv sagen, was das Ergebniß sein würde. Aber die Anhänger der Theorie der Nichterblichkeit erworbener Eigenschaften würden zuversichtlich prophezeien, daß nach dreißig oder vierzig Geschlechtern unter solcher Dressur, aber ohne Auslese, die resultirenden beiden Roßgruppen keinen oder einen nur geringen Fortschritt nach den beiden verlangten Typen hin gemacht haben würden, sondern praktisch ununterscheidbar wären.

Es ist außerordentlich schwierig, in der Wirklichkeit Fälle zur Aufhellung dieses Punktes zu finden, da natürliche oder künstliche Auslese fast ausnahmelos überall im Spiele gewesen ist. Die augenscheinlichen Folgen des Nichtgebrauches, der gewisse Organe verkümmern läßt, so wie die Flügelstummel einiger Vögel auf ozeanischen Inseln oder die sehr kleinen verkümmerten Augen mancher Thiere, die in weiten Höhlen leben, sind eben so wohl erklärbar aus dem Ausscheiden der mehrenden Tendenz natürlicher Auslese und der Wachsthumsökonomie wie aus dem direkten Nichtgebrauche. Die folgenden Thatsachen scheinen jedoch darauf hinzudeuten, daß eine durch Uebung gewonnene besondere Geschicklichkeit, auch wenn sie in jeder Generation wieder neu erworben wird, nicht erblich ist und in Folge Dessen nicht die Tendenz hat, sich zu steigern. Viele Schriftsteller haben auf die wunderbare Fähigkeit der meisten Indianer Nordamerikas hingewiesen, eine Spur zu verfolgen mit Hilfe von Anzeichen, die dem gewöhnlichen Europäer einfach nicht wahrnehmbar sind; aber es ist jetzt zugegeben, daß die weißen Jäger ihnen darin gleichkommen, ja, sie oft übertreffen, obgleich sie in den meisten Fällen ihre Geschicklichkeit in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit erworben haben, ohne irgend welche ererbte Anlage zu besitzen, wie man sie den Indianern zusprechen möchte. Eben so hat ein beträchtlicher Theil der männlichen Bevölkerung der Schweiz viele Generationen hindurch das Schießen

als nationalen Sport betrieben und doch zeigen die Schweizer auf den internationalen Wettschießen keine ausgeprägte Ueberlegenheit über britische Schützen, deren Väter doch zum größten Theile niemals ein Gewehr in der Hand gehabt haben. Einen anderen Fall bieten die oberen Klassen Großbritanniens, die viele Generationen hindurch Universitätbildung empfangen und ihre Fähigkeiten für alte Sprachen und Mathematik im Wettstreit um das beste Examen im höchsten Maße entwickelt haben. Und doch stellt es sich jetzt heraus, wo die Universitäten seit Jahren auch Anderen geöffnet sind, deren Eltern in vielen Generationen keine solche Bildung genossen haben, daß diese Anderen an den besten Prüfungleistungen mindestens ihren vollen Antheil haben. Wir sehen also, daß die Theorie der Nichterblichkeit erworbener Eigenthümlichkeiten, seien es nun physische oder geistige, sich durch eine beträchtliche Anzahl von Thatsachen stützen läßt, während ihr andererseits nur wenige direkt widersprechen. Ich schlage deshalb vor, wir wollen den Einfluß von Bildung und Gewöhnung als möglicher Faktoren bei der Hebung unserer Rasse ganz außer Acht lassen und unsere Betrachtungen völlig auf die Möglichkeit einer Hebung durch Auslese in irgend einer Form beschränken. Wer sich weiter über diesen Punkt unterrichten will, lese in Weismanns „Aufsätzen über Vererbung und verwandte biologische Probleme" nach.

Unter den modernen Forschern, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, verdienen die Ansichten von Franz Galton an erster Stelle Berücksichtigung, weil er das ganze Feld der menschlichen Fähigkeiten aufs Gründlichste durchgearbeitet und vielleicht mehr Licht darüber verbreitet hat als irgend ein anderer Forscher. Die Auslesemethode, durch die nach seinem Vorschlage unsere Rasse zu heben wäre, soll mit Hilfe eines Censursystems für Familientüchtigkeit hinsichtlich Gesundheit, geistiger Begabung und sittlicher Lebensführung in Wirksamkeit treten. Wer in dieser Hinsicht voran steht, soll ermuthigt werden, früh zu heirathen, und zwar durch so hohe Staatsunterstützung, daß ein junges Paar damit sich einen Hausstand gründen kann. Von allen Vorschlägen, die für eine planmäßige Hebung unserer Rasse gemacht worden sind, ist dieser einer der wenigen, die am Wenigsten Einwänden ausgesetzt sind, aber leider wohl auch einer der am Wenigsten wirksamen. Er würde unbedingt die Tendenz haben, die Anzahl unserer begabtesten und besten Männer zu vermehren und ihr Niveau zu heben, gleichzeitig würde er aber die große Menge der Bevölkerung gar nicht treffen und würde nur ganz verschwindend den Prozentsatz herabdrücken, weil die niedrigeren Typen dazu neigen, die Plätze der höheren einzunehmen, oder sie wirklich besetzen. Was wir aber brauchen, ist nicht ein höheres Niveau der Vollendung für die Wenigen, sondern ein höheres

Niveau für den Durchschnitt, und dieses ist am Besten zu erreichen durch die Ausscheidung der am Niedrigsten Stehenden von Allen und durch eine freie Mischung der Uebrigen.

Etwas dieser Art ist von Hiram M. Stanley in seinem Aufsatz über „Unsere Civilisation und das Eheproblem" vorgeschlagen worden. Er glaubt, die Civilisationen gingen zu Grunde, weil mit der Zunahme von Reichthum und Kunst sich auch die Verderbniß einschleiche, und die späteren Generationen leisteten deswegen keinen Fortschritt mehr, weil die Verjüngung des Stammes in der Hauptsache den Untüchtigen zufalle. Die beiden großen Faktoren, die in jeder Thierrasse den Fortschritt sichern, sind Zuchtwahl, als deren Resultat die Tüchtigen das Licht der Welt erblicken, und natürliche Auslese, als deren Resultat die Tüchtigsten überleben. Beide versagen bei der Menschheit, da sich in ihr ganze Schaaren von Menschen befinden, die in einer anderen Klasse Lebewesen es niemals zur Geburt gebracht oder, wenn sie auch noch geboren worden wären, doch nicht überlebt hätten. Er meint, daß unsere Krankheit unheilbar werden wird, wenn man nicht sehr bald zu nachdrücklichen Maßnahmen schreitet und diese aufs Strengste durchführt, und daß wir uns andererseits bei dem völligen Versagen der natürlichen Auslese an einer künstlichen Auslese schadlos halten müssen. „Der Trunkenbold, der Verbrecher, der Verseuchte, der moralisch Schwache sollte gar nicht erst in die Gesellschaft kommen. Nicht ihre Besserung sondern die Verhütung ihrer Existenz sollte der Kriegsruf sein." Der Weg, auf dem Dies nach dem Vorschlag des Verfassers geschehen soll, ist in den folgenden Sätzen angedeutet: „In dem wirklichen goldenen Zeitalter, das nicht hinter, sondern vor uns liegt, wird das Vorrecht der Elternschaft als Ehre für verhältnißmäßig Wenige betrachtet werden und kein Kind wird das Licht der Welt erblicken, das nicht nur an Leib und Geist gesund ist, sondern auch hinsichtlich seiner Naturanlagen und sittlichen Kraft über dem Durchschnitt steht", und ferner: „Die wichtigste Frage in der Gesellschaft, die unveräußerliche Tüchtigkeit ihrer Mitglieder, sollte durch wissenschaftliche Fachleute geregelt werden". Ueber diese und alle gleichartigen Vorschläge können wir sagen, daß sie das Verwerflichste sind, was es giebt, selbst wenn man zugäbe, daß sie das erstrebte Ziel wirklich erreichen würden. Aber selbst Das ist mehr als zweifelhaft. Und es ist ganz sicher, daß die Mehrheit keines Volkes einen derartigen Eingriff in die persönliche Freiheit in Fragen, die das persönliche Glück so tief treffen, annehmen wird und daß, wenn sie ihn annähme, sich ihm doch die Minderheit nur nach einem Kampf auf Leben und Tod fügen würde.

Ein anderer populärer englischer Schriftsteller von großem Talent und großer geistiger Selbständigkeit, der uns 1889 und 1890 seine Lösung

des Problems gegeben hat, ist Grant Allan. Sein Vorschlag ist in mancher Hinsicht das Gegentheil des letzten und doch, wenn Das überhaupt möglich ist, noch verwerflicher. An die Stelle irgend welches Eingriffes in die persönliche Freiheit schlägt er die völlige Abschaffung der rechtlichen Einschränkungen über die Ehe vor, die ein freier Vertrag sein soll von nur so langer Dauer, wie beide Theile es eben wünschen. Dies allein würde jedoch keinen Einfluß auf eine Hebung der Rasse haben, — oder wahrscheinlich sogar einen schädlichen. Das Wesentliche an diesem Vorschlag ist, daß man dem Mädchen durch direkte Erziehung dazu wie mittels des Druckes der öffentlichen Meinung beibringen müsse, es sei die Pflicht jedes gesunden und gescheiten Weibes, so viele und so vollkommene Kinder wie nur irgend möglich zu bekommen. Zu diesem Zwecke empfiehlt man ihnen, sich die schönsten, gesundesten und gescheitesten Männer zu zeitweiligen Gatten zu nehmen, und damit sichert man eine Variation und Kombination von Elterneigenschaften, die zur Erzeugung einer Nachkommenschaft der denkbar höchsten Art und zu einer ununterbrochenen Hebung der Rasse führen müßte.

Ich habe Grant Allans Vorschlag, den er mit allem literarischen Geschick und aller Schärfe der Beleuchtung darlegt und der trotzdem meiner Meinung nach nur mit dem Worte „abscheulich" genügend zu kennzeichnen ist, das einer seiner Kritiker bereits darauf angewandt hat, wohl genügend auf eine Formel gebracht. Er scheint entsprungen aus der Rücksicht auf die Kinder und die Rasse; aber er würde nothwendigerweise Familienleben und Elternliebe schwer treffen, die die Grundbedingung für die Wohlfahrt der Kinder sind. Außerdem würde er eine Zunahme der reinen Geschlechtlichkeit, der niederziehendsten und verhängnißvollsten aller Eigenschaften, die zur Verschlechterung der Rassen und zum Sturz der Völker führen, zwar nicht direkt schaffen, aber doch sicherlich begünstigen. Einer der modernen amerikanischen Anwälte der größeren Erleichterung der Scheidung im Interesse der Ehe selbst faßt die wesentlichen Kennzeichen und den Zweck der rechten Ehe so zusammen: „In einer wirklichen Ehe ist der Hauptzweck die liebende Gemeinschaft von Mann und Weib, ihre Fähigkeit, sich wechselseitig zu helfen und sich glücklich zu machen und alles Das zur Entwickelung zu bringen, was in Jedem von Beiden das Edelste ist. Ihr zweiter Zweck ist die Errichtung eines Heims und einer Familie, einer Stelle der Ruhe, des Friedens und der Sicherheit, wo das Kinderleben blühen und knospen kann, gleich Blumen im Sonnenschein." Für diese Ruhe, diesen Frieden und diese Sicherheit ist die Dauer wesentlich. Diese Dauer braucht nicht durch harte Gesetze erzwungen zu werden, läßt sich aber wohl erreichen durch den Einfluß der öffentlichen Meinung und noch sicherer durch jene tiefgewurzelten Gefühle und Regungen, die unter günstigen Umständen das Band der Ehe

um so mehr stärken und ihren Einfluß um so wohlthätiger machen, je länger sie dauert. Meiner Meinung nach ist das von Grant Allan vorgeschlagene System der Beziehungen zwischen Mann und Weib das verhängnißvollste für das Glück des Einzelnen, die Wohlfahrt der Kinder und den Fortschritt der Rasse, das es nur geben kann.

Ehe ich aber der Hauptfrage näher trete, muß ich bemerken, daß, ganz abgesehen von den besonderen Einwänden gegen jeden einzelnen hier angeführten Vorschlag, es noch einen allgemeinen Grundeinwand giebt. Sie alle versuchen sofort, und zwar durch direkte Gesetzesparagraphen, den wichtigsten und wesentlichsten menschlichen Verhältnissen zu Leibe zu gehen, ohne auch nur daran zu denken, daß der augenblickliche Stand unserer sozialen Entwickelung nicht nur außerordentlich unvollkommen, sondern vom Laster durchseucht und bis ins Mark verfault ist. Wie kann man in einer Gesellschaft, in der ein großer Prozentsatz der Frauen täglich viele Stunden arbeiten muß, um nur das trockene Brot zu verdienen, und in der ein weiterer großer Prozentsatz sich zu der eigenen Neigung wenig oder gar nicht entsprechenden Ehen gezwungen sieht, als dem einzigen Mittel, sich ein Theilchen persönlicher Unabhängigkeit oder physischen Wohlseins zu sichern — wie kann man da diejenigen Beziehungen des Weibes zum Manne bestimmen und festlegen wollen, die dem Besten des Einzelnen wie der Rasse in gleicher Weise dienen? Man braucht sich nur einmal auf der einen Seite das Leben der Reichen anzuschauen, wie es sich in den Gesellschaftblättern darstellt, ja selbst in den Inseraten von Blättern wie The Field oder The Queen mit ihrem endlosen Cirkel von Vergnügen und Luxus, ihrer fast nicht mehr vorstellbaren Verschwendung und Phantastik, wie sie in den Rechnungen der Damentoiletten und in Ausgaben von 20000 Mark für Blumen bei einem einzigen Feste zu Tage treten; — und auf der anderen Seite dann die schreckliche Lage von Millionen Arbeitern, Männern, Frauen und Kindern, wie sie sich im Einzelnen beschrieben findet in dem Report of the Lords Commission on Sweating, einem unanfechtbaren Zeugniß; und die noch schrecklichere Lage Derer, die vergeblich irgend welche Arbeit suchen, die ihre Kinder langsam verhungern sehen und durch äußerste Hilflosigkeit und Verzweiflung zu Mord und Selbstmord getrieben werden. Kann ein denkender Mensch auch nur für einen Augenblick unterschreiben wollen, daß auch nur eine entfernte Wahrscheinlichkeit bestände, wir könnten in einer Gesellschaft, in der man diese überwältigenden Gegensätze zwischen Luxus und Hunger als nothwendige Thatsachen betrachtet und in der die Gesetzgebung sie als Dinge behandelt, mit denen sie praktisch nichts zu thun habe, so furchtbaren sozialen Problemen, wie sie die Ehefrage und die Familienfrage als Mittel der Förderung des physischen und moralischen Fortschrittes der Rasse ein-

schließen, irgendwie erfolgreich zu Leibe gehen? Welcher Hohn, das Grab der modernen Gesellschaft, in dem sich Moder und Totengebeine verbergen, noch weiter zu übertünchen mit Plänen über die sittliche und körperliche Hebung der Rasse!

Aus Gründen, die ich sofort vorführen werde, ist es meine feste Ueberzeugung, daß, wenn wir den Augiasstall unserer heutigen sozialen Ordnung gereinigt und solche Einrichtungen getroffen haben, daß Alle ihr Theil an körperlicher oder geistiger Arbeit beizusteuern haben und daß alle Arbeiter den vollen Lohn für ihre Arbeit ernten, die Zukunft der Rasse gesichert sein wird durch die selben Gesetze menschlicher Entwickelung, die zu dem langsamen, aber ununterbrochenen Fortschritt in den höheren Eigenschaften des Menschen geführt haben. Wenn Männer und Frauen in gleicher Weise volle Freiheit haben, ihren besten Trieben zu folgen; wenn Müßiggang und lasterhafter oder nutzloser Luxus auf der einen Seite und erdrückende Arbeit und Hunger auf der anderen in gleicher Weise unbekannt sind, wenn Alle die beste und gründlichste Bildung empfangen werden, die der Stand der Kultur und Erkenntniß der Zeit erlaubt; wenn die Fahne einer geläuterten öffentlichen Meinung von den Weisesten und Besten aufgepflanzt wird und ihre Sätze der Jugend planmäßig eingeprägt werden, — dann wird sich finden, daß ein Ausleseprozeß ganz von selbst eintreten wird mit der Tendenz, die niedrigeren und entarteteren Menschentypen stetig auszuscheiden und damit das Durchschnittsniveau der Rasse dauernd zu heben. Ich protestire darum aufs Entschiedenste gegen jeden Versuch, dieser großen Frage mit Gesetzesparagraphen auf den Leib zu rücken, und eben so gegen das Unterfangen, die öffentliche Meinung über die wohlthätigen Einflüsse der Monogamie und der dauernden Ehe zu erschüttern.

Nunmehr haben wir die Frage aufzuwerfen, welche Wirkung ein Zustand des sozialen Fortschrittes, auf dessen wesentliche Merkmale ich schon hingedeutet habe, wahrscheinlich auf die beiden großen Probleme haben würde, auf die Bevölkerungzunahme und die beharrliche Hebung der Rasse durch Auslese in irgend einer Form, die wir mit Grund für das einzige erreichbare Mittel dazu halten. Um Dies klar zu machen und um uns Allen ein deutliches Bild von den Kräften zu geben, die in einem gerechten und vernünftigen Gesellschaftzustand in Wirksamkeit treten würden, wie es in einer nicht fernen Zukunft sicher verwirklicht werden wird, ist es nothwendig, zuvor eine Vorstellung von seinen wesentlichen Merkmalen zu haben. Zu diesem Zwecke will ich Gebrauch von Bellamys klarem und eindrucksvollem Bild der Zukunftgesellschaft machen, wie er sich diese in wenig über hundert Jahren in Amerika bestehend denkt, ohne jedoch damit irgendwie alle Einzelnheiten seiner Ausführungen gutheißen zu wollen.

Der wesentliche Grundsatz, auf den die Gesellschaft nach seiner Annahme sich gründet, ist der einer großen Familie. Wie in einer wohleingerichteten modernen Familie bestimmen die Aelteren, Diejenigen, welche Erfahrung in den Mühen, Pflichten und Verantwortlichkeiten des Lebens haben, mit voller Berücksichtigung der Bequemlichkeit und der wirklichen Wohlfahrt der jüngeren Glieder und unter Anerkennung von deren wesentlicher Unabhängigkeit, die allgemeine Lebens- und Arbeitweise. Wie in einer Familie werden Allen die selben Annehmlichkeiten und Vergnügungen gesichert und es fällt Niemandem ein, in dieser Hinsicht Denen gegenüber, die aus geistiger oder körperlicher Unfähigkeit nicht so viel wie Andere leisten können, einen Unterschied zu machen, da Das den wesentlichen Grundsätzen widerspricht, auf denen sich die echte Gesellschaft nach der allgemeinen Annahme aufbaut. Wie da Alle die selben Erziehungvortheile genießen und Alle die vollständigste und beste Bildung rhalten für Geist und Körper, so wird hier Jeder ermuthigt, sich den Studien oder Arbeiten zu widmen, zu denen er sich am Besten eignet oder zu denen er die stärkste Neigung zeigt. Diese Ausbildung, diese gründliche und vollständige Erziehung für ein nützliches und freudenreiches Leben, dauert für beide Geschlechter bis zum Alter von etwa einundzwanzig Jahren; dann treten Alle in gleicher Weise, Männer und Frauen, in die Reihen des Arbeiterheeres ein, in dem sie drei Jahre dienen. In den letzten Jahren ihrer Ausbildung und während der folgenden drei Jahre im Arbeiterheere ist ihnen jede Gelegenheit gegeben, Arbeit aller Art, die von der Gesammtheit verrichtet wird, zu sehen und kennen zu lernen, so daß sie am Ende ihrer Prüfungzeit wählen können, in welche Abtheilung des öffentlichen Dienstes sie einzutreten wünschen. Da jedes Glied, Mann, Weib und Kind, den selben Betrag öffentlichen Kredits erhält, den gleichen Antheil an den Arbeiterzeugnissen der Gemeinschaft, so ist die Anziehungkraft der verschiedenen Berufe durch Unterschiede in den Arbeitstunden, Ferien oder besonderen Vorrechten, die mit den unangenehmeren Arten nothwendiger Arbeit verbunden sind, gleich gemacht, und diese Unterschiede werden von Zeit zu Zeit so abgeändert, daß die Freiwilligen für jede Beschäftigung ihren Bedürfnissen an Arbeitern immer ungefähr die Wage halten. Der einzige andere wesentliche Zug, den wir für unseren gegenwärtigen Zweck zu beachten haben, ist das Censursystem, mittelst dessen gutes Verhalten, Fleiß, Begabung für jedes Feld der Industrie und der sonstigen Beschäftigungen voll anerkannt wird und somit zu Posten als Aufseher, Oberaufseher, Oberleiter und endlich zu den höchsten Staatsämtern führt. Jede von diesen Censuren und Ernennungen wird veröffentlicht und sie bilden die einzigen Ehren und die einzigen Rangunterschiede, mit entsprechenden Abzeichen und

Vorrechten, in einer so gleichgestellten Körperschaft von Bürgern, sie erfreuen sich hoher Achtung und dienen als starker Ansporn zu Fleiß und Eifer im öffentlichen Dienst.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als ob in einem Gesellschaftzustand, dessen wesentliche Züge den hier kurz skizzirten glichen, alle gewöhnlichen Hindernisse für frühes Heirathen, wie sie jetzt bestehen, beseitigt sein würden und daß eine Rate der Bevölkerungzunahme ihre Folge sein müßte, die in allen vorausgehenden Zeiten ohne Gleichen wäre und in wenigen Geschlechtern zu einer Schwierigkeit, Nahrungmittel zu beschaffen, führen müßte, die Malthus als das unvermeidliche Ergebniß der normalen Zunahme der Menschenzahl aufgezeigt hat, wenn alle positiven und präventiven Einschränkungen wegfielen. Da die positiven Einschränkungen, die man kurz als Krieg, Krankheit und Hunger zusammenfassen kann, als beseitigt gelten, — was, kann man fragen, sind denn die präventiven Einschränkungen, denen man die Fähigkeit zutraut, die Bevölkerungzunahme innerhalb beherrschbarer Grenzen zu halten? Diese sehr berechtigte Frage will ich zu beantworten versuchen.

Die erste und wichtigste Einschränkung für eine zu rasche Bevölkerungzunahme wird das verhältnißmäßig hohe durchschnittliche Heirathalter sein, welches das natürliche Ergebniß gerade dieser Gesellschaftordnung sein muß und außerdem während der Lernzeit dem jungen Geschlecht eingeprägt werden und durch die öffentliche Meinung noch ein ganz besonderes Gewicht erhalten wird. Da die Periode der systematischen Ausbildung bis zum einundzwanzigsten Jahre reichen wird, einer Zeit, bis zu der die geistigen und physischen Kräfte bis zu ihrer vollsten Leistungsfähigkeit geschult und geübt werden, so wird selten Jemand während dieser Zeit ans Heirathen denken. In dem letzten Ausbildungjahr wird das Ehethema behandelt werden, in seiner Bedeutung für das Einzelnglück und die soziale Wohlfahrt, in seiner Beziehung auf die Wohlfahrt der nächsten Generation und die ununterbrochene Höherentwickelung der Rasse. Die sorgsamste und überlegteste Wahl des Lebensgefährten wird als die höchste soziale Pflicht gelehrt werden. Gleichzeitig wird das junge Weib so erzogen werden, daß es mit Verachtung und Abscheu auf alle Männer blickt, die in irgend welcher Weise ihre Pflicht gegen die Gesellschaft nicht erfüllen, auf Müßiggänger und häßliche Charaktere, auf Trunkenbolde und Lügner, auf Selbstsüchtige, Grausame, Lasterhafte. Man wird die Frauen lehren, daß ihr ganzes Lebensglück abhängt von der Sorgfalt und Ueberlegung, mit der sie sich den Gatten wählen, und sie werden sich gedrängt fühlen, keinen Bewerber zu erhören, bis er sich durch den Platz, den er einnimmt, und

durch sein Verhalten zu seinen Arbeitgenossen im öffentlichen Dienst Achtung verdient hat.

Unter sozialen Bedingungen, die jedes Weib absolut unabhängig stellen, so weit die Bedürfnisse und die Bequemlichkeiten des Daseins in Frage kommen, die sie umspielen mit dem Zauber des Familienlebens und der Gesellschaftfreuden, die Alles, was wir uns jetzt vorstellen, übersteigen müssen, sobald Alle die Verfeinerung besitzen, die der denkbar besten Erziehung entspringt, und Alle von den schmutzigen Sorgen und dem Kampf um das nackte Dasein befreit sind —: ist es da nicht im höchsten Maße wahrscheinlich, daß die Heirath selten eintreten wird, ehe das Weib drei oder vier Jahre selbst Erfahrung in der Welt gesammelt hat, nachdem ihre Bildung abgeschlossen ist, d. h. vor dem Alter von 25 Jahren, ja daß sie sich sehr häufig bis zu 30 Jahren oder selbst darüber hinaus verschieben wird? Nun hat Franz Galton auf Grund der besten erreichbaren Statistiken gezeigt, daß bei einem Vergleich der Frauen, die mit 20, mit denen, die mit 29 Jahren heirathen, die entsprechende Fruchtbarkeit sich wie 8 : 5 verhält. So groß dieser Unterschied ist, so stellt er doch immer erst einen Theil der Wirkung auf den Bevölkerungzuwachs dar, die durch das Hinaufschrauben des durchschnittlichen Heirathalters erzielt wird. Denn mit diesem Hinaufschrauben verlängert sich auch die Zwischenzeit zwischen den einzelnen Generationen entsprechend. Und eine dritte Wirkung stellt sich dazu ein: je höher das durchschnittliche Heirathalter, desto weniger Generationen sind gleichzeitig am Leben. Es ist die vereinigte Wirkung dieser drei Faktoren, was die wirkliche Rate der Bevölkerungzunahme bestimmt.

Aber noch ein weiterer Faktor mit der Tendenz, die Bevölkerungzunahme aufzuhalten, würde in einer Gesellschaft wie derjenigen, die wir betrachtet haben, in Wirksamkeit treten. In einem bedeutsamen Aufsatz über die Bevölkerungtheorie hat Herbert Spencer mittels einer gründlichen Erörterung der Erscheinungen, die das Gesammtthierreich bietet, gezeigt, daß die Erhaltung der Einzelnwesen und die Fortpflanzung der Rasse in umgekehrter Richtung sich variiren. Die Arten und Gruppen, die das kürzeste und ungewisseste Leben haben, erzeugen die größte Zahl von Nachkommen. In anderen Worten: Individuation und Reproduktion stehen einander feindlich gegenüber. Die Individuation hängt aber fast vollständig von der Entwickelung und der Spezialisirung des Nervensystems ab, das nicht nur die verschiedenen Thätigkeiten und Kombinationen von solchen in den verschiedenen Organen besorgt, sondern auch erst allen Fortschritt in Instinkt, Fühlen und Denken möglich macht. Die wirkliche Zunahme der Menschheit hat sich durch die Nothwendigkeiten des Lebens in der Wildheit bestimmt, wo sie, wie bei den meisten Thierarten, gewöhnlich nur

eben hingereicht hat, um eine beschränkte Durchschnittsbevölkerung zu erhalten. Aber mit der Civilisation wächst die Durchschnittsdauer des Lebens und die unter günstigen Umständen mögliche Bevölkerungzunahme wird sehr groß, weil die Fruchtbarkeit größer ist, als sie unter den neuen Lebensbedingungen zu sein brauchte. Der Fortschritt der Civilisation hinsichtlich der Erhaltung von Leben ist in neuerer Zeit so reißend geworden und die zunehmende Entwickelung des Nervensystems hat sich auf einen so kleinen Bruchtheil der Bevölkerung beschränkt, daß noch kein allgemeiner Rückgang in der Fruchtbarkeit erfolgt ist. Daß die Thatsachen jedoch wirklich mit der Theorie übereinstimmen, beweist die allgemein gemachte Beobachtung, daß hochbegabte Eltern in der Regel keine große Familie haben, während diejenigen Klassen, die sich mit den einfacheren Arten der Handarbeit beschäftigen, den rasendsten Zuwachs aufweisen. In einem Gesellschaftzustande nun, in dem Alle ihre höheren Fähigkeiten voll entwickeln und ihr ganzes Leben lang in voller Uebung erhalten können, würde eine kleine allgemeine Verminderung der Fruchtbarkeit sofort eintreten und diese Verminderung, zusammengenommen mit derjenigen, welche durch das Hinaufschrauben des Heirathalters zu Stande kommt, würde das Maß des Bevölkerungzuwachses sofort innerhalb beherrschbarer Schranken bringen. Der selbe allgemeine Satz läßt uns in jene ferne Zukunft, wenn die Erde voll bevölkert sein wird, mit völligem Vertrauen darauf schauen, daß ein Gleichgewicht zwischen der Geburt- und Todesziffer dann durch das Zusammenwirken von physischen und sozialen Kräften entstehen und der Popanz der Uebervölkerung endgiltig erliegen wird.

So bleibt uns denn nur noch übrig, uns zu überlegen, welche Mitte in einer solchen Gesellschaft eine dauernde Hebung der Rasse ermöglichen würden, wenn wir annehmen, daß die Bildung als direkte Kraft für diesen Zweck wirkunglos bleibt, da ihre Wirkungen nicht erblich sind, und doch eine Auslese in irgend welcher Form eine absolute Nothwendigkeit ist. Diese Hebung wird meiner Meinung nach sicherlich erreicht werden durch die Wirksamkeit der Wahlfreiheit der Frauen hinsichtlich der Ehe. Sehen wir also zu, wie diese vermuthlich wirken würde.

Man wird allgemein zugeben, daß, obgleich viele Frauen jetzt mehr aus Noth als aus freier Wahl unverheirathet bleiben, es immerhin eine beträchtliche Anzahl giebt, die keine starke Neigung zur Ehe fühlen, die einen Mann nur nehmen, um sich den Unterhalt oder ein eigenes Heim zu sichern, nicht aus persönlicher Neigung und Geschlechtsliebe. In einer Gesellschaft, in der alle Frauen in der Geldfrage unabhängig, alle mit ihren öffentlichen Pflichten und geistigen und sozialen Vergnügungen vollauf beschäftigt wären und durch die Ehe hinsichtlich materiellen Wohlseins nichts

zu gewinnen hätten, würde die Anzahl Derer, die aus eigener Wahl unverheirathet blieben, stark wachsen. Es würde wahrscheinlich als eine Erniedrigung für ein Weib betrachtet werden, wenn sie einen Mann heirathete, den sie nicht zugleich lieben und achten könnte, und das Gefühl davon würde triftige Gründe dafür bieten, entweder sich des Heirathens ganz zu enthalten oder es so lange aufzuschieben, bis ein würdiger und geliebter Mann sich fände. Andererseits ist die leidenschaftliche Liebe beim Mann allgemeiner und gewöhnlich stärker. Und da in einer Gesellschaft, wie sie durch unsere Forderungen gekennzeichnet ist, sich kein anderer Weg außer der Ehe bieten würde, ihr zu genügen, so würde fast jedes Weib Anträge empfangen und damit würde wiederum eine mächtige auslesende Funktion in die Hände des weiblichen Geschlechtes gelegt werden. Unter dem Druck der hier vorgeschlagenen Erziehungweise und öffentlichen Meinung würde diese Auslesefunktion auch thatsächlich ausgeübt werden. Die Arbeitscheuen und Selbstsüchtigen würden fast allgemein Körbe erhalten. Die mit einer Krankheit Behafteten oder geistig Schwachen würden eben so in der Regel ehelos bleiben. Wer eine Tendenz zu Wahnsinn oder einer erblichen Krankheit zeigte oder eine angeborene Verunstaltung besäße, würde schwerlich unter irgend welchen Umständen eine Lebensgefährtin finden, weil man es als Verbrechen gegen die Gesellschaft empfinden würde, das Medium für die Fortpflanzung solcher Krankheiten oder Verunstaltungen zu sein.

Wir müssen aber noch einen weiteren besonderen Faktor in Rechnung ziehen, an den man bisher in dieser Verbindung wohl gar nicht gedacht hat und der aller Wahrscheinlichkelt nach die so ausgeübte Auslese noch verschärfen würde. Bekanntlich sind in unserer heutigen Bevölkerung weit mehr Frauen als Männer vorhanden, und wenn diese Thatsache eine nothwendige und dauernde wäre, so würde sie auf die Auslesefunktion der Frauen abschwächend wirken, wie sie es unzweifelhaft heute thut. Aber aus guten Gründen wird Dies wohl kein dauernder Zug in unseren Bevölkerungsverhältnissen sein. Die männlichen Geburten überragen die weiblichen immer um 3½ bis 4 Prozent. Aber Knaben sterben so viel leichter als Mädchen, daß, wenn wir alle Kinder unter fünf Jahren zusammennehmen, die Zahlen der beiden Geschlechter fast gleich sind. Für die nächsten fünf Jahre ist die Sterblichkeit in beiden Geschlechtern nahezu die selbe, dann überwiegt die der Frauen bis zu dreißig, bis zu sechzig darauf die der Männer und von da bis zum Ende des Lebens wieder die der Frauen. Das allgemeine Ergebniß ist also, daß in dem gewöhnlichsten Heirathalter — von 20 bis zu 35 — die Frauen um 8 bis 9 Prozent die Männer überwiegen. Aber vom Alter von 5 bis zu 35 sind die männlichen Todesfälle aus zwei vermeidbaren Ursachen, durch Unfälle und Gewalt, bei Weitem

zahlreicher als die weiblichen. Im Jahre 1888 waren die Todesfälle aus diesen Ursachen in England und Wales die folgenden:

Männer (von 5 bis zu 35 Jahren) 4158
Frauen (von 5 bis zu 35 Jahren) 1100.

Hier haben wir also einen Ueberschuß der männlichen über die weiblichen Todesfälle von 3 058 in einem einzigen Jahre, alle zwischen 5 und 35, und ein großer Bruchtheil davon ist sicherlich auf Rechnung der größeren Gefahren zu setzen, denen Männer und Knaben in den verschiedenen industriellen Beschäftigungen ausgesetzt sind. In einem Gesellschaftzustand, in dem die ganze große Masse der Bevölkerung sich industriell beschäftigte, würden sicherlich fast alle diese Todesfälle verhindert werden und somit die männliche Bevölkerung der weiblichen bedeutend näher kommen. Außerdem giebt es aber auch viele ungesunde Berufe, in denen ausschließlich Männer beschäftigt sind, wie die der Sheffielder Schleifer, der Bleiweißarbeiter und viele andere. Und noch mehr Männern wird das Leben verkürzt durch Arbeit in unventilirten Werkstätten, gar nicht zu reden von den Verlusten an Menschenleben im Kriege. Wenn einmal das Leben jedes einzelnen Bürgers als gleich werthvoll für die Gemeinschaft gilt, wird man keinen aus solchen vermeidbaren Ursachen leiden lassen. Und Das wird die männliche Sterblichkeit im Verhältniß zur weiblichen noch mehr verringern. Im Ganzen scheint es demnach höchst wahrscheinlich, daß in der Zukunftgesellschaft die Ueberzahl der männlichen Geburten durch's ganze Leben oder doch durch die Zeit erhalten bleiben wird, die man die Heirathperiode nennen kann. Das wird den Einfluß der Frauen auf die Hebung der Rasse stark fördern. Als die Minderheit werden sie noch stärker begehrt werden und werden hinsichtlich der Ehe wirkliche Wahlfreiheit haben, was gegenwärtig selten der Fall ist. Da diese thatsächliche Minderheit weiterhin durch Diejenigen erhöht wird, die aus den verschiedenen schon namhaft gemachten Thatsachen sich der Ehe enthalten, wird in Folge Dessen eine beträchtliche Zahl Männer dauernd unverheirathet bleiben müssen, und da diese Zahl wenigstens in hohem Grade, wenn nicht vollständig, aus den geistig und körperlich am Wenigsten vollkommen Entwickelten bestehen wird, so wird der beharrliche Fortschritt der Rasse in jeder guten Eigenschaft gesichert sein.

Diese Art der Hebung durch Ausscheidung der Schlechtesten hat viele Vortheile über die andere Art, das frühe Heirathen der Besten sicher zu stellen. Erstlich ist es die direkte statt der indirekten Art, denn es ist wichtiger und wohlthätiger für die Gesellschaft, den Durchschnitt ihrer Mitglieder zu heben, indem sie die niedrigsten Typen ganz beseitigt, als die höchsten noch ein Wenig höher zu heben. Ausnahmweise große und gute Menschen werden immer in genügender Zahl produzirt und sind auf jeder

Civilisationstufe immer produzirt worden. Von ihnen brauchen wir nicht so nothwendig mehr, als wir weniger Schwache und Schlechte brauchen. Dieses Ausjätesystem ist die Art und Weise der natürlichen Auslese gewesen, durch die das Thier- und Pflanzenreich so gestiegen ist und sich entwickelt hat. Das Ueberleben der Tüchtigsten bedeutet in Wirklichkeit die Vernichtung der Untüchtigen. In der Natur geschieht diese in ganz ungeheurem Maße, weil in Folge der rasenden Vermehrung der meisten Organismen die jährlich vernichteten Untüchtigen einen großen Bruchtheil der Geborenen bilden. Unter unserer bisherigen unvollkommenen Civilisation ist dieser heilsame Prozeß, so weit er die Menschen betrifft, neutralisirt worden. Aber diese Neutralisirung ist das Ergebniß der Entwickelung der höheren Eigenschaften unserer Natur gewesen. Die Humanität, dieses wesentlich menschliche Gefühl, hat uns das Leben der Schwachen und Leidenden, der Krüppel und Unvollkommenen an Geist und Körper, retten lassen. Das hat der körperlichen und geistigen Rassehebung einigermaßen im Wege gestanden; aber es hat uns sittlich gehoben durch die anhaltende Entwickelung der bezeichnenden und Alles krönenden Zierde unserer menschlichen Natur als unterschieden von unserer thierischen.

Eine zukünftige Gesellschaft wird diesen Mangel abstellen, nicht durch Verminderung unserer Humanität, sondern dadurch, daß sie das Entstehen und Wachsen eines noch höheren menschlichen Kennzuges fördert, die Bewunderung alles Dessen, was schön und freundlich und opferfreudig ist, und die Bekämpfung alles Selbstsüchtigen, Gemeinen und Grausamen. Wenn wir uns in unserem Verhalten gegen unsere Mitmenschen durch Vernunft, Gerechtigkeit und Allgemeinsinn leiten lassen und uns zu dem Entschlusse aufraffen, durch Anerkennung des gleichen Anrechtes aller Bürger unseres gemeinsamen Landes auf einen gleichen Antheil an dem Reichthum, den das Zusammenwirken Aller erzeugt, die Armuth abzuschaffen, — wenn wir somit das geringere Problem der vernunftgemäßen sozialen Organisation gelöst haben, die die gleiche Wohlfahrt Aller zu sichern geeignet ist, dann können wir das weit höhere und tiefere Problem der Hebung der Rasse getrost dem gebildeten Geist und dem reinen Gefühl der Frauen dieser heraufkommenden Zeit überlassen.

Parkstone, Dorset (England). Alfred Russell Wallace.

Wilhelm Roscher.

Am 21. Mai hatte mich Freundesbesuch nach Leipzig geführt, das ich seit zwölf Jahren nicht mehr gesehen hatte. Bestimmend zu dieser Reise war auch die Absicht, Roscher nochmals zu sehen. Nicht blos meinen Dank wollte ich ihm ausdrücken für alle Förderung, die er mir durch Schriften, Korrespondenz und durch persönliches Wohlwollen hat angedeihen lassen. Ich wollte mich auch mit ihm über eine für mich und ihn nicht ganz geklärte Differenz aussprechen, die in seiner übrigens durchaus wohlwollenden Anzeige meiner neuesten Schrift*) mir zur Kenntniß gekommen war. Ich hatte in einem Abriß der Kolonialtheorie die anglo-amerikanischen Kolonialvölker „junge" Völker genannt; in einer Zeile seiner Anzeige aber hatte Roscher seine Ueberraschung darüber durchblicken lassen, daß „auch" ich solchem Irrthum zu huldigen vermocht habe. Dieses „Auch Du!" wollte mir um so weniger aus dem Sinne kommen, als ich mich wirklich glücklich gefühlt hatte, meine Auffassung, daß alle jüngeren Völker die welt- und volksgeschichtlichen Entwickelungepochen des älteren Völkerlebens kurz unter fermentirendem Einsatz der Errungenschaften alter Kultur im Guten wie im Bösen wiederholen, auch für die jüngsten Kolonialvölker so weit erwiesen zu haben, als diese Völker bis jetzt gekommen sind. Ich war gewiß, daß ich hier einem Mißverständniß des großen Mannes unterlegen sei, und glaubte, ihm die Aufklärung um so mehr schuldig zu sein, als ich gerade aus seiner meisterhaften Schrift über „Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung" mehr als von jedem Anderen, mehr auch als von dem geistreichen, bedeutenden Franzosen Leroy-Beaulieu, seinerzeit in der Koloniallehre gelernt hatte.

Als ich in Leipzig angekommen war, hatte ich alsbald die tiefe Sorge der Angehörigen um den Gesundheitzustand Roschers erfahren und daher schon am Tag nach meiner Ankunft um die Erlaubniß eines Besuches für den Fall, als der Zustand des Kranken es erlaube, angeklopft. Ich wurde sofort empfangen und war überrascht, den Greis geistig frisch, munter, sogar zum Scherzen aufgelegt zu finden. Nach Geist und Körper sah ich nichts, was einer bald verlöschenden, nur noch kümmerlichen Lebensflamme ähnlich gewesen wäre. Meine mit so viel Wärme als Aufrichtigkeit dargebrachte Dankeshuldigung nahm Roscher in verbindlichster Weise an und erwiderte sie mit der Ermahnung zum Haushalten mit meiner Kraft und mit der Anweisung für die zu höherem Lebensalter führende äußere Arbeitökonomie. Roscher lachte herzlich, als ich ihm scherzhaft bemerkte, daß ich bis jetzt nicht ganz zu seiner Ordnung gelangt sei, vielmehr das Liegen bis zum heutigen

*) Deutsche Kern- und Zeitfragen. Ernst Hofmann u. Co., Berlin.

Tage nur zu frühem, langem und tiefem Schlafen, das seltene Sitzen hauptsächlich zum Zeitung- und Zeitschriftenlesen, zur leichten Lektüre, das Stehen zum rezeptiven Arbeiten, zum seltenen Exzerpiren und zum Niederschreiben des Gedachten, das stundenlange tägliche Gehen in Wald und Feld zum Denken stets verwendet habe und noch immer verwende; Manches, was er in seinen stets freundlichen Anzeigen meiner Schriften hervorgehoben, und Anderes, was er mit dem Mantel des Wohlwollens zugedeckt habe, werde er sich wohl hieraus erklären. Das nahm er freundlich auf. Die Ermahnung Roschers aber führe ich in diesem Nachruf deshalb an, weil sie mir zeigte, daß Roscher selbst nicht blos ein großer Oekonomist, sondern ein bis ins Kleine getreuer und geordneter Wissenschafthaushalter mit fester, wohlgefügter Regel in Allem gewesen ist. Sein gewaltiges Schaffen erklärt sich wohl auch hieraus, nicht blos aus den 100 Semestern ununterbrochenen akademischen Berufslebens, das er erst zu Göttingen (1840 bis 1848), dann zu Leipzig von 1848 an verbracht hat. Roscher begann weiter ein Gespräch über fachwissenschaftliche Angelegenheiten, das er mit großer Lebendigkeit und mit der Geisteselastizität eines jüngeren Mannes führte. Ich fand, daß der ehrwürdige Greis bis auf die neuesten Streitschriften der Nationalökonomie herab, deren persönliche Gereiztheit er lebhaft, dennoch ohne Herbigkeit beklagte, der Literatur ins Einzelne folgte. Zu einer Auseinandersetzung über die Anwendbarkeit der Evolutiontheorie auf die jüngeren und jüngsten, aber später bei glücklicher Entwickelung höheren und höchsten Völker durfte ich es nicht kommen lassen. Der Hausgeist hatte mir bei der Einführung die überzuckerte Pille gereicht, daß der Herr Geheimrath, obwohl eigentlich krank, mich sehr gern empfange. Das mußte ich als einen Wink der zärtlichen Familie ansehen. Ich verabschiedete mich, nicht ahnend, daß Roscher schon genau vierzehn Tage nachher das Zeitliche segnen werde.

Was ich von diesem letzten Besuche bei Wilhelm Georg Friedrich Roscher mitnahm, war die volle Bekräftigung des Bildes, das mir die Lektüre seiner Schriften, die nicht seltene Korrespondenz mit ihm und die mehrmalige persönliche Begegnung sowie die Schilderung akademischer Kollegen der Leipziger Universität bereits verschafft hatten. Roscher war einer der feinsinnigsten Geister, der feinsinnigste vielleicht unter allen lebenden und verstorbenen Oekonomisten Deutschlands. Nach Gesinnung und Form vornehmer Hannoveraner — Roscher wurde am 29. November 1817 zu Hannover als Sohn des ersten Rathes im dortigen Justizministerium geboren —, verband er mit der stets feinen Haltung, die er im Schweigen und im Ablehnen persönlicher Angriffe nicht minder beobachtete wie im Schreiben und im persönlichen Umgang, ein gewinnendes, aber nie berechnetes Wohlwollen, das gern alle strebenden Kräfte ermunterte, förderte und empfahl,

auch wenn sie nicht seines Geistes Kinder waren und auf anderen Wegen zur Wahrheit wandelten, als es der seinige war. Er war nicht einmal ein Schulemacher und jeder Anflug eines hochfahrenden Schulmeisters fehlte ihm gänzlich. Auch war er das Gegentheil eines Universitätintriganten, so lange er auch auf akademischem Boden wandelte und so genau er auf diesem Boden Bescheid wußte. Roscher war ein schon frühe in sich festgefügter Mann nicht blos in der Methode der Forschung, sondern auch im Glauben, für welches (nach Conrads Handwörterbuch) sein Religionlehrer, der spätere berühmte Prediger Petri, einen nimmer sich verwischenden Einfluß auf den späteren Nationalökonomen ausgeübt zu haben scheint. Im Grunde blieb er wissenschaftlich, was er schon 26 Jahr alt in seinem 1843 erschienenen „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswissenschaft nach gechichtlicher Methode“ gewesen ist. Er wollte nichts werden als Das, was Savigny und Eichhorn, seine Lehrer in Berlin, für die Rechtsgeschichte schon bei Beginn seiner Studien gewesen waren. Beiden war er wesensverwandt. Den starken Zusatz philologisch-archäologischer Gelehrtheit hat er wohl bei seinem Lehrer Ottfried Müller in Berlin geholt oder doch befestigt. Die Beschränkung auf jene historische Richtung, deren eigentlicher Gründer Roscher für die Nationalökonomie und in gewissem Sinn auch für die Staatslehre geworden ist, vermochte es nicht, seinen reichen, nimmer satten Forschergeist zur Beschränktheit zu führen. Er blieb sich stets bewußt, daß nicht blos nach Rom, sondern auch nach dem Centrum der wissenschaftlichen Wahrheit in jedem Forschungfach vielerlei und täglich sich stärker verzweigende Wege führen, auf denen allen nacheinander, geschweige nebeneinander auch der bedeutendst angelegte Geist bei heutiger wissenschaftlicher Arbeittheilung selbständig zu wandeln nicht die Kraft hat. Nach dieser Selbstbescheidung hat Roscher auch gehandelt, indem er selbst abweichende Richtungen achtete und in seinen Lehrbüchern sogar verwerthete. Und wahrlich, eng begrenzt war die Aufgabe nicht, die er sich schon 51 Jahre vor seinem Tod im erwähnten „Grundriß“ gesteckt und die er von da an unverrückt festgehalten aber auch ganz erfüllt hat. Er verschmähte immer den Alexandrinismus einer wissenschaftlichen Arbeittheilung, die die sozialwissenschaftliche Erkenntniß wie eine Apfelsine in Schnitten zerlegt und die das Verständniß dafür verliert, daß die Volksgemeinschaft in ihrer geschichtlichen Entfaltung wie in ihrem höher erwachsenen Bestand „ein Ganzes ist, dessen verschiedenartigste Lebensäußerungen auf das Innigste zusammenhängen“. Roscher hat schon in seinem Grundriß von 1843 namentlich sieben stets in einander greifende und in Wechselwirkung stehende Kreise von Gesittungerscheinungen — nämlich Sprache, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Staat und Wirthschaft, nicht blos als gleichwerthige, sondern auch als für die Forschung innig zusammen-

hängende Gegenstände der Sozialwissenschaft bezeichnet und nicht blos die prismatische Zerlegung in sieben Spezialwissenschaften, sondern auch die Nachweisung des Zusammenhanges jeder Sonderwissenschaft mit allen übrigen gefordert. Indem er dieser Forderung selbst genügte, hat er in seinem Theile Bedeutendes und Eigenthümliches geleistet, ist er vielseitig und frei vom spezialistischen Scheuleder geblieben, hat er Alle angeregt, die nach einer universelleren Auffassung des Staats- und Wirthschaftlebens der Völker trachten. Ich sage wohlbedacht: auch des Staatslebens; denn, obwohl Roscher seine „geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie“ erst im Jahre 1892 herausgegeben hat, so hat er doch auch die Staatslehre wenigstens nach der Seite der Staatsformenlehre ganz im selben Geiste erfaßt und schon frühe in den 1847 und 1848 durch Schmidts „Zeitschrift für Geschichtwissenschaft“ veröffentlichten herrlichen „Umrissen zur Naturlehre der drei Staatsformen“ bereits erfaßt gehabt.

Nach der Art der Darstellung überwog bei Roscher Das, was er die „anatomisch-physiologische“ Behandlung nannte, was aber im Grunde nur die vergleichende „Hervorhebung des allgemein Giltigen und Typischen“ aus der Staats- und Wirthschaftgeschichte aller Zeiten und Völker in Verwerthung einer erstaunlichen staats- und kulturhistorischen Belesenheit und Gelehrtheit gewesen ist. Roscher folgte bei dieser Behandlung, die der Lehrzweck dem historischen Staats- und Wirthschaftlehrer besonders empfahl, der Eintheilung nach den sogenannten Altersstufen: Kindheit, Jugend, Mannesalter, Greisenalter der Völker, einer Eintheilung, die sich stark anfechten läßt und auch angefochten worden ist. Allein in diesen Fächern ist durch ihn viel zubereitetes Material in guter Ordnung und geschmackvoll angesammelt, und wenn man den Roschers Lehrbücher charakterisirenden reichen Citatenschatz in die A, B, C, D u. s. w. des Paragraphentextes hineinzuarbeiten versteht, kann der Vorwurf, daß Das „Notizenkrämerei“ sei, wohl nicht aufrecht erhalten werden. Sollte ich trotz der hohen Werthschätzung sämmtlicher Werke des Verstorbenen dennoch einer einzelnen seiner Schriften die Palme reichen müssen, so wäre es der zweite Band des vier- (fünf-) bändigen „Systems der polischen Oekonomie“, nämlich die „Nationalökonomik des Ackerbaues“. Diese Leistung ist einzig in ihrer Art und wird als klassisch anerkannt werden, so lange es eine Geschichte der Nationalökonomie geben wird.

Roscher glänzte allerdings nicht durch die Sicherheit der Begriffsbestimmungen, nicht durch die Schärfe dialektischer Entwickelung, wie sie etwa der deutsche Ricardo, der bayerische Staatsrath Hermann, in seinen Bahn brechenden „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen“ geübt hat, auch nicht durch eine gedanklich geschlossene Systematik, in welcher Eines Alles, Alles Eines hielte. Das ist dem verstorbenen Forscher oft vorgeworfen worden;

er hat aber meines Wissens niemals darauf geantwortet, wohl nur deshalb, weil er von der Meinung frei war, die größte Stärke in diesen Stücken selbst zu besitzen. Noch schärferem Tadel und abfälligem Urtheil ist er dadurch verfallen, daß er der Anwendung der Wissenschaft auf große schwebende Zeitfragen, d. h. der wissenschaftlichen „Politik" im engeren Sinne des Wortes, fern blieb. Doch wollte er nicht mehr als historischer Oekonomist sein, nicht zugleich Politiker werden; er war Oekonom seiner Zeit und dadurch hat er es auch zu erreichen vermocht, daß ihm nach 54 Jahren wissenschaftlicher Lebensarbeit nur noch drei Stunden zur Vollendung des fünften Bandes seines „Systems", Armenwesen und Armenpolitik betreffend, gefehlt haben sollen. Zwar verfehlten Urtheilen über die praktisch-politische Richtung, die „idealistische Methode", wie er sie mißverständlich nennt, sowie dürftiger Behandlung großer Fragen, z. B. der sozialen Bewegung in der „Politik", ist Roscher in Folge allzu großer Selbstbeschränkung nach dieser Richtung nicht entgangen; die allzu große Zurückhaltung hat sich da an ihm gerächt. Keinesfalls sollte man vergessen, daß Roschers „Althistorismus", als vor dem „Neuhistorismus" gekommen, dem Durchbruch der Anwendung der Wissenschaft auf die großen zeitbewegenden Fragen der Sozial- und Wirthschaftpolitik mittelbar den mächtigsten Vorschub geleistet hat. Als Roscher auftrat, lagen die Politiker im Bann der scholastischen Nationalökonomik und der rationalistischen Politik, in den Banden des wissenschaftlichen Ultraliberalismus, des reinen „Individualismus". Mit der ökonomischen und politischen Gesellschaft des Großbürgerthums schien die beste der möglichen sozialen Welten erreicht, also eine Welt, die Verbesserung nicht erfordere und nicht zuzulassen brauche. Den Bann dieser beschränkten Auffassung hat Roscher, ohne jede Tendenz für eine neue werdende Zeit, dennoch durch die großartigste und reichhaltigste Retroperspektive in die gewesenen Zeiten aller Völker so mächtig wie nur irgend Einer, erfolgreicher wohl als jeder Andere, gebrochen. Den Vertretern der „idealistischen Methode" ist er auch persönlich nicht abschätzend gegenüber getreten; mir selbst ist er sogar stets ein warmer Gönner und treuer Mitarbeiter an der „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" geblieben. Den durchschlagenden Einfluß, den Roschers Historismus auf meine wissenschaftliche Entwickelung ausgeübt hat, empfinde ich heute noch lebhaft. Die innere Befreiung, welche die Aufsätze über die Staatsformen in Schmidts historischer Zeitschrift (1847, 1848) in den fünfziger Jahren meinem staatswissenschaftlichen Anschauungkreis verschafft haben, werde ich nicht vergessen; nur des Aristoteles Politik hat mächtiger auf mich eingewirkt. Und darum werde ich wenigstens nicht aufhören, am Bilde Roschers mit besonderem Dank und mit aufrichtigster Verehrung hinaufzublicken.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Anarchismus und Freiland.

Ich glaube, zwischen Anarchisten, Sozialdemokraten und den Anhängern der bürgerlichen Welt ist der Unterschied so groß gar nicht. Alle drei Richtungen nämlich stimmen überein in der Ansicht, daß Ordnung, Freiheit und Gerechtigkeit zugleich in dieser Welt nicht möglich sind. Wohlgemerkt: keine einzige dieser drei Richtungen giebt Das so ausdrücklich in dürren Worten zu; alle behaupten von sich, sie verträten Ordnung, Freiheit und Gerechtigkeit zugleich; nur hat jede eine ganz seltsame Vorstellung von einem oder mehreren dieser Begriffe.

Die bürgerliche Gesellschaft verkündet, Ordnung, Freiheit und Gerechtigkeit herrsche unter ihrem Walten. Danach ist also der Arbeiter heute frei, und in der That kann heutzutage Niemand mehr über seinen Leib verfügen; ja er kann Abgeordneter, Minister, General werden, aber leben kann der Arbeiter nicht ohne Zustimmung seines Herrn. Und eine Freiheit, die an eine solche Bedingung geknüpft ist, ist in meinen Augen keine Freiheit. Auch die Gerechtigkeit verkündet die bürgerliche Welt. Aber sie hält es für gerecht, daß der Eine arbeitet und der Andere genießt. Wer das Gegentheil für richtig hält, wer da glaubt, daß Der, welcher arbeitet, auch die Frucht seines Fleißes genießen müsse, der wird in der bürgerlichen Welt eine ungerechte Gesellschaft sehen. Von dieser Ansicht jedoch glaubt die bürgerliche Welt, daß mit ihr Ordnung nicht vereinbar sei. Was ich also für Freiheit und Gerechtigkeit halte, hält sie mit der Ordnung nicht für vereinbar.

Auch kein Sozialdemokrat wird zugeben, daß er die Freiheit nicht mit in sein System aufnehmen wolle. Die Sozialdemokraten sind ja die wärmsten Vertheidiger der Freiheit. Wenn sie in wirthschaftlichen Dingen den Verordnungen von aus ihrer Mitte hervorgegangenen Männern gehorchen müssen, sagen sie, Das sei erst die rechte Freiheit. Ich hinwieder glaube, nur dann frei zu sein, wenn ich auf wirthschaftlichem Gebiete thun kann, was ich selber will. Und diese Freiheit hält die Sozialdemokratie für unvereinbar mit Gerechtigkeit und Ordnung.

Auch der Anarchismus verkündet alle drei Prinzipien: Freiheit, Gerechtigkeit und Ordnung; aber er hält die Ordnung auf dem Gebiete jedweder menschlichen Thätigkeit, nicht blos auf wirthschaftlichem Gebiete, für vereinbar mit absoluter Autoritätlosigkeit. Diese Ordnung aber erkläre ich für Chaos und Barbarei.

In meinem Sinne also erklären bürgerliche Gesellschaft, Sozialdemokratie und Anarchismus die Uebereinstimmung aller drei Prinzipien für unmöglich. Aber diese Uebereinstimmung geht noch weiter, und ich sage rund heraus: Sozialdemokraten und Anarchisten lassen sich von der bürgerlichen Welt am Narrenseile herumführen; sie glauben mit ihr an ein Dogma und haben sich in Folge dieses Glaubens in eine ganz falsche Richtung hineindrängen lassen, und ehe sie nicht ihren Irrthum einsehen, ist alles Kämpfen und Mühen hoffnungslos.

Die bürgerliche Welt hat zur Grundlage den Satz, daß die menschliche Arbeit, um erfolgreich zu sein, nicht für Denjenigen geleistet werden müsse, der arbeitet, sondern zum Nutzen irgend eines Anderen. Dieser Andere ist in der bürgerlichen Welt der Kapitalist. Die kommunistischen Anarchisten nun und die Sozialdemokraten glauben eben an jenes Grunddogma der bürgerlichen Welt. Auch sie sind überzeugt, daß der Arbeiter, damit die Arbeit gut von

Statten gehe, nicht für sich arbeiten dürfe, sondern für einen Anderen. Dieser Andere ist nun allerdings bei ihnen nicht der Kapitalist, sondern die Gesammtheit. Aber der Gedanke, daß Freiheit und Gerechtigkeit blos darin liegt, wenn der Arbeitende für sich selber arbeitet, daß der Ertrag Demjenigen gehören muß, dessen Fleiß ihn hervorgebracht hat, der Gedanke erscheint ihnen unfaßbar; und ehe sie diese Wahrheit nicht begriffen haben, eher ist ihnen nicht zu helfen.

Wir Freiländer haben Berührungpunkte mit allen drei Richtungen: mit der bürgerlichen Welt, mit dem Anarchismus und mit der Sozialdemokratie. Wir stimmen mit der bürgerlichen Welt und der Sozialdemokratie darin überein, daß es für gewisse Thätigkeitgebiete eine Autorität geben müsse. Wir stimmen wieder mit den Anarchisten und der bürgerlichen Welt darin überein, daß der Einfluß der Gesammtheit auf die Arbeit die unerhörteste Tyrannei wäre. Und mit den Anarchisten und Sozialdemokraten endlich stimmen wir vollkommen überein in dem Punkte, daß keine Gerechtigkeit darin liegt, wenn der Kapitalist allein genießt, was der Arbeitende hervorvorbringt. Bevor ich nun näher auf mein Thema eingehe und unsere Differenzpunkte mit den Anarchisten erörtere, möchte ich noch eine Frage kurz besprechen.

„Anarchistische" Schreckensthaten beschäftigten in den letzten Wochen die Welt. Wenn man diese Thaten „anarchistisch" nennt, so treibt man eigentlich ein frevelhaftes Spiel mit dem Worte. Der eigentliche Anarchismus hat mit ihnen so wenig zu thun wie die Sozialdemokraten und die Spießbürger. Der Anarchismus ist eine wissenschaftliche Richtung der Nationalökonomie; er ist die Auffassung, daß Freiheit und Gerechtigkeit am Besten verwirklicht werden können, wenn keine Autorität herrscht. Den Unsinn aber, daß sie verwirklicht werden können durch Attentate, hat kein ernst zu nehmender Anarchist je ausgesprochen. Das ist lediglich die Auffassung von Wahnsinnigen, und solche Wahnsinnige können in jeder Partei auftreten. In einem Punkte allerdings sind die Anarchisten mit Schuld an jenen Gräueln. Sie erklären, daß das soziale Uebel vom Staate herrühre, und insofern jene Wahnsinnigen glauben, mit Dynamit und Mord den Staat in die Luft sprengen zu können, ist ein gewisser Zusammenhang zwischen ihnen und den Anarchisten vorhanden. Viel inniger aber ist der Zusammenhang zwischen ihnen und der bürgerlichen Welt. Denn was ist die Grundanschauung der bürgerlichen Welt? Der Satz, daß Ordnung und Ungerechtigkeit unauflöslich mit einander verknüpft seien. So lange es nun Menschen geben wird, welche die Ungerechtigkeit empört, so lange wird dieser Glaube Terroristen züchten. An dem Tage aber, wo man erkannt hat, daß die Ordnung mit dem Unrecht nichts zu thun hat, daß Ordnung und Gerechtigkeit mit einander bestehen können, an dem Tage wird der Terrorismus aufhören. Wenn die Vertreter der bürgerlichen Ordnung die Schuld an den Attentaten einmal den Anarchisten und dann den Sozialdemokraten in die Schuhe schieben, so ist daran gewiß Etwas richtig, daß nämlich jene Thaten aus dem Verlangen nach Gerechtigkeit hervorgehen, die diese Richtungen fordern. Wenn dadurch die Phantasie einiger Narren bis auf den Siedepunkt erhitzt wird, so kann man ja sagen, das Verlangen nach Gerechtigkeit ist Schuld an deren Narrheit. Die wahre Schuld jedoch, der Sitz des Uebels, liegt sicherlich doch in der Ausübung der Ungerechtigkeit.

Die Sozialdemokratie sieht das soziale Uebel, das zu bekämpfen ist, darin, daß der Staat sich einer Aufgabe nicht unterzieht, die auszuüben eigentlich seine Pflicht wäre. „Deswegen", so sagt die Sozialdemokratie, „ist es dem

Kapitalisten möglich, sich die Früchte der Arbeit anderer Menschen anzueignen, weil der Staat ihnen die Leitung der Arbeit überläßt und deren Regelung nicht selbst in die Hand nimmt.“ In dieser Unterlassungsünde sehen die Sozialdemokraten den Grund des Uebels.

Die Anarchisten sagen auch, der Staat ist Schuld; aber nicht deswegen, weil er sich nicht hineinmischt in die wirthschaftliche Welt, sondern, weil er sich hineinmischt. Wir glauben, daß der Staat überhaupt mit diesen Dingen nichts zu thun hat, — wohlverstanden: der Staat als solcher. Wo der Staat in wirthschaftliche Dinge hineinredete, da traf ihn allerdings die Verantwortlichkeit für den wirthschaftlichen Zustand. So war es z. B. in dem Inkastaate von Peru und in dem Jesuitenstaate Paraguay, wo die kommunistische Produktionweise herrschte. Der Staat als solcher aber hat nur die Aufgabe, das bestehende Recht zu schützen. So haben z. B. die südamerikanischen Sklavenstaaten, so lange die Sklaverei in ihnen gesetzlich bestand, die Aufgabe gehabt, die Sklaverei gesetzlich zu schützen, und sie hängten Jeden, der von der Aufhebung der Sklaverei sprach. Wäre es nun nicht lächerlich gewesen, wenn die Gegner behauptet hätten, man müsse dem Staate ein Ende machen, weil unter ihm die Sklaverei existirte? Der nämliche Staat, der damals Jeden hängte, der für die Freilassung der Sklaven eintrat, würde heute Jeden hängen, der einen Anderen zum Sklaven machen wollte. Und eben so ist es auch mit der Freiheit und Gerechtigkeit, die wir meinen. Der heutige Staat kann sie nicht zulassen, so lange nicht durch die Arbeitbedingungen ihre Existenzmöglichkeit gegeben ist. Man denke sich morgen diese Möglichkeit geboten, man denke sich die Arbeitbedingungen so vertheilt, daß das Arbeitprodukt den Arbeitenden selbst gehört, so wird der Staat diesen Zustand genau so schützen, wie er heute dessen Gegentheil schützt. Der Staat als solcher ist in sozialen Dingen absolut ohnmächtig. Er kann kein Recht begründen und er kann es nicht aufheben. Seine Aufgabe ist einzig, das bestehende Recht zu schützen.

Der Anarchismus behauptet aber, daß der Staat gänzlich überflüssig sei, daß nur insofern und so lange, als das Unrecht der ungleichmäßigen Vertheilung der Güter besteht und deshalb Zwang nothwendig ist, um diese aufrecht zu erhalten, daß nur so lange der Staat nothwendig sei, daß aber mit dem Aufhören dieser Einrichtung der Staat überflüssig würde. Diese Anschauung beruht auf dem Verkennen der Thatsache, daß die menschliche Gesellschaft denn doch nicht nur eine Aufgabe hat, die nämlich, materielle Güter zu erzeugen. Auf dem Gebiete der Produktion ist der Staat schon längst überflüssig. Nur in höchst vereinzelten kommunistischen Gemeinwesen hat er sich um die Wirthschaft gekümmert, sonst nie. Wenn es nur wirthschaftliche Aufgaben gäbe, so brauchten wir wirklich keinen Staat. Aber der Menschheit sind auch andere Aufgaben gestellt, und zu deren Lösung braucht sie den Staat, wohlverstanden: den Staat, der als die Zusammenfassung der Menschen zu gewissen Aufgaben zu verstehen ist, und zwar als organisirte, unter Umständen sich Zwang auferlegende Zusammenfassung. Daß Das verkannt werden konnte und daß man sich über diese kinderleicht einzusehende Thatsache hinwegtäuscht, Das hat in unklaren Unterscheidungen seinen Grund. Es ist ja gar keine Frage: der Staat ist unter allen Umständen eine Einschränkung der persönlichen Freiheit; er verträgt sich zweifellos nicht mit schrankenloser Freiheit. Aber es liegt in der menschlichen Natur, daß schrankenlose Freiheit sich überhaupt mit der menschlichen Gesellschaft nicht vereinigen läßt, — wohlgemerkt: nicht mit einer civilisirten

Gesellschaft, mit einer Gesellschaft von Wilden wohl. So bald sich zwei Menschen zusammenfinden zu gemeinsamer Thätigkeit, hört die schrankenlose Freiheit auf. Was ist denn eine Fabrik Anderes als eine Einschränkung der Freiheit zu gewissen Zwecken? Wer allein produzirt, braucht sich nicht einschränken zu lassen. Ist Das aber in der Fabrik auch möglich? Muß da nicht gehorcht werden? Kann man da ohne Autorität auskommen, die anordnet und befiehlt? Mit der Arbeittheilung hört die schrankenlose Freiheit auf.

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot.
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein!

Der Mensch muß sich in der zivilisirten Gesellschaft gewissen Gesetzen fügen. Die Gesetze beginnen schon bei der gemeinschaftlichen Produktion. Was ist aber der Staat anders als eine Gesellschaft, in welcher auch produzirt wird, nur Etwas, das sich von allen anderen Dingen unterscheidet? In der Fabrik wird Eisen, Brot und Wolle produzirt. Wenn wir nichts weiter brauchten, so wäre kein Staat nothwendig. Aber wir brauchen ja auch Wissen. Wie will man das anarchistisch produziren? Wie Unterrichtsanstalten schaffen? Ferner: wie will man die nöthige Kraft zur Vertheidigung nach außen erlangen, wenn es Jedem frei stehen soll, ob er Soldat werden will oder nicht? Der Anarchismus übersieht den kolossalen Unterschied zwischen solchen Gütern, die ins persönliche Eigenthum genommen werden können, deren Erzeugung man also dem Eigennutze der Einzelnen überlassen kann, und solchen, bei denen Das nicht möglich ist, die man aber doch nothwendig braucht. Es giebt aber nur zwei ordnende Prinzipien: das eine heißt Eigennutz, das andere Autorität. Wer an ihre Stelle die Tugend, den Gemeinsinn, die Menschenliebe setzen will, Dem gebe ich zu, daß sein Herz vielleicht sehr viel edler ist als das meine; aber, daß er vernünftig ist, gebe ich ihm nicht zu.

Wer an die Tugend als alleinigen Organisator glaubt, der thut Das, weil er sieht, daß sie auf manchen Gebieten als treibende Kraft ohne Zweifel vorhanden ist. Um einen Menschen zu veranlassen, einen Ertrinkenden aus dem Wasser zu ziehen, dazu genügt die Menschenliebe sicherlich. Daß aber jemals ein Zustand eintreten wird, wo alle Menschen Kleider und Schuhe und andere materielle Güter anfertigen, damit Andere sie tragen, Das glaube ich nimmermehr. Eine kurze Zeit hindurch würden vielleicht Einzelne aus bloßer Nächstenliebe arbeiten, Zeit seines Lebens schwerlich Jemand. Aber selbst zugegeben, daß die Menschen so edel wären, so wäre damit das Problem noch lange nicht gelöst. Vorausgesetzt, daß sie arbeiten wollen, so muß doch Etwas da sein, das Ihnen sagt, was und wie viel sie arbeiten sollen. Wenn nun der eigene Nutzen, die Rücksicht auf den eigenen Vortheil, außer Wirksamkeit gesetzt ist, wer soll sie dann davon in Kenntniß setzen? Die Sozialdemokratie (hierin dem Anarchismus überlegen) sieht Das ein; es muß irgend ein Prinzip da sein, das diese Dinge ordnet. Und Das soll ihr zu Folge die Gesammtheit sein, von ihr soll die Produktion geregelt werden. Und wenn anders sich freiheitliebende Männer Das gefallen ließen, so ließe sich ja denken, daß die Ge-

sammtheit das Richtige trifft; nur müßte dann allerdings die Behörde nicht nur das Recht haben, anzuordnen, was produzirt, sondern auch, was gebraucht werden soll. Sonst scheitert diese Ordnung wie die anarchistische.

Der bekannteste Vertreter des Anarchismus ist heute der Fürst Krapotkin. Nach ihm soll die Produktion in ganz zwanglos zusammentretenden Verbänden vor sich gehen, und diese sollen nicht für sich selber, sondern für die Rechnung der Gesammtheit arbeiten. Ich bemerke, daß diese Organisation in gewissem Sinne die selbe ist wie unsere freiländische. Wir wollen auch ganz zwanglos arbeitende Assoziationen: nur wollen wir, daß diese zu eigenem Nutzen arbeiten sollen. Was heraus kommt, soll unter die Mitglieder jeder einzelnen Assoziation vertheilt werden nach Maßgabe ihrer Leistungen. Wir brauchen keine Autorität, welche sagt, wann z. B. Tische und wie viele erzeugt werden sollen. Das sagt uns der Eigennutz. Denn unsere Tische gehören den Tischlern, diese müssen sie absetzen und ihr eigener Vortheil wird sie zwingen, sich bei der Tische-Erzeugung nach den Tische-Konsumenten zu richten, — ganz wie in der bürgerlichen Welt, nur, Dank der freiländischen Freibeweglichkeit der Arbeitkräfte, schneller und unfehlbarer. Wer soll aber anarchistischen Tischlern, denen die Tische nicht gehören, andeuten, wann kein Bedarf nach Tischen mehr da ist? Sie liefern die Tische an die Gesammtheit ab und Keiner sagt ihnen, wann sie aufhören sollen. Wohin soll Das führen? Diese Form der Produktion ist unmöglich. Krapotkin hat Das selbst eingesehen und ist auf das merkwürdige Auskunftmittel verfallen, daß er die Arbeittheilung völlig aufgegeben hat. Die Schwierigkeit löst sich bei ihm dadurch, daß Jeder selber erzeugt, was er braucht. Er fragt: Ist es denn für alle Fälle nöthig, daß es Leute giebt, die nur geistig, und solche, die nur körperlich thätig sind? Der Schriftsteller soll doch sein Buch selbst setzen. Er braucht natürlich nicht gerade sein eigenes Buch zu setzen, aber er soll ungefähr so viel setzen, wie auf sein eigenes Buch entfiele. Das könnte man allenfalls noch hingehen lassen. Aber warum soll denn der Mann nur setzen? Die Lettern zu dem Buche müssen ja erst gegossen werden, der Schriftsteller muß also auch in der Schriftgießerei thätig sein und ungefähr so viele Lettern dort gießen, wie er braucht. Ja, aber damit sind wir noch lange nicht am Ende. Das Material der Lettern entstammt ja den Blei- und Zinnbergwerken; um es zu schmelzen, sind Kohlen nöthig, und in Maschinenwerkstätten wird es verarbeitet. Auch hier müßte also dieser Mann ein angemessenes Stück Arbeit verrichten. Und das Selbe gilt für das Papier, die Druckerschwärze, das Oel, kurz für allen übrigen Bedarf. Es muß mit einem Wort Jeder Alles machen. Das ist die Konsequenz des Krapotkinschen Anarchismus — also der offenbare Wahnsinn. Das läßt sich gar nicht durchführen, es ist unmöglich. Man entkommt der Alternative nicht: entweder Zwang oder Eigennutz; andere ordnende Prinzipien giebt es nicht. Man kann wünschen, daß es anders wäre, und Die es wünschen, sind gewiß sehr edel, — aber durchführen läßt es sich leider nicht.

Es giebt nun noch eine Abart des Anarchismus; Das ist der individualistische Anarchismus. Er hat wenige Anhänger, aber er hat einen sehr schwungvollen Vertreter: John Henry Mackay.

Dieser erkennt den Eigennutz an, aber er überschlägt sich ins Absurde, indem er den Eigennutz überall als Regulator einsetzen will. Er übersieht dabei, daß es Dinge giebt, zu deren Erzeugung der Eigennutz nicht ausreicht, Dinge, die nicht ins persönliche Eigenthum genommen werden können, die aber noth-

wendiger Weise erzeugt werden müssen. Wie soll man Brücken, Universitäten ꝛc. bauen, wenn kein anderes ordnendes Prinzip vorhanden ist als der Eigennutz? Wie Mackay sich Das denkt, habe ich nicht herausfinden können. Daß die Leute, die zu solchen Bauten beisteuern, damit Eigenthümer der Brücke ꝛc. werden sollen, meint Mackay offenbar nicht; er scheint zu glauben, daß der Eigennutz der Menschen, die diese Dinge brauchen, sie dazu antreiben werde, ihr Scherflein beizutragen. Ich glaube, der Eigennutz wird Jeden anspornen, die Brücke oder Universität sein von Anderen bauen zu lassen. Der Glaube, daß es anders sein wird, ist ein Selbstbetäuben an schönen Phrasen. Wenn ich weiß, daß die Brücke oder Universität auch ohne meine Beisteuer gebaut wird und daß ich dann den gleichen Nutzen von ihnen habe, so wird der Eigennutz völlig machtlos dagegen sein, mich zur Beisteuer anzutreiben. Es giebt eine sehr lehrreiche Anekdote von einem Pfarrer, dem seine Bauern ein Faß voll Wein schenken wollten. Das Faß wanderte von Mann zu Mann und Jeder sollte sein Theil hinein gießen. Als der Beschenkte nachher den Wein abziehen wollte, da fand sich, daß das Faß mit Wasser angefüllt war. Jeder der klugen Bauern hatte geglaubt: der Andere wird schon Wein einfüllen, man wird es nicht merken, wenn ich Wasser hineinthue. Und so würde es auch in unserem Falle sein: Jeder würde denken, auf meinen Beitrag kommt es ja nicht an. Aber selbst zugegeben, daß es nicht so ist; der Anarchismus wird die Welt so tugendhaft machen, daß Niemand Wasser eingießt, Alle den puren Wein: wer sagt ihnen aber, wie viel Jeder geben soll? In unserem Beispiel hatte Das zum Mindesten der Schulze angeordnet. Das soll ja aber wegfallen. Nehmen wir an, das ganze deutsche Volk bestünde aus Anarchisten und man wollte eine Universität bauen. Erstens einmal: wie kommen diese 50 Millionen Menschen dazu, diesen Gedanken überhaupt ohne autoritäre Organisation auszusprechen? Der Gedanke, daß Das möglich sein soll, ist schon sehr kühn. Aber selbst Das zugegeben: wie will man denn nun die Kosten aufbringen? Doch auch darüber setzen wir uns hinweg. Diese Fragen sind alle gelöst, es sind Alle solche Engel, daß Jeder reichlich beiträgt und daß auch die Rückerstattung und Rückaufteilung etwaiger Ueberschüsse ohne Hader vor sich geht: wäre es dann nicht wünschenswerth, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen Beitrag und Vortheil hergestellt würde? Denn wenn auch alle Menschen Engel sind, so sind sie es doch nicht in gleicher Weise, und es will mir scheinen, daß in einer solchen Gesellschaft, je mehr Einer Engel ist, desto mehr er übervortheilt wird. Nun hat Mackay uns Freiländern den Vorwurf gemacht, daß wir uns über diese Schwierigkeit durch Zwang hinweghelfen. Dem ist aber nicht so: wir zwingen Niemand, und trotzdem gelingt unsere Organisation, denn sie fordert nur, was selbstverständlich ist. Wir kennen nur eine Abgabe, und Das ist die gleichmäßig auf den Ertrag jeder Arbeit gelegte prozentuelle Abgabe. Und deshalb behaupte ich, daß wir erstens Niemand zwingen, überhaupt beizutragen, und zweitens auch nicht vorschreiben, wie viel er beitragen soll. Denn, wer nichts beitragen will, dem verwehren wir Das nicht. Nur kann er dann natürlich auch an den Vortheilen unserer Einrichtungen nicht theilnehmen. Er arbeitet dann eben nicht. So bald er arbeitet, benutzt er ja unsere Einrichtungen thatsächlich. Bei uns soll Jedermann im Verhältnisse seines Nutzens aus der Arbeit beitragen. Diese Organisation wirkt automatisch wie ein Uhrwerk.

Unsere freiländischen Prinzipien sind nichts Neues, sie sind gar nichts Anderes als die Forderung, endlich einmal Ernst zu machen mit Dem, was

der bürgerliche Liberalismus, seitdem er existirt, unablässig verkündigt, niemals aber bisher gehalten hat. Der Liberalismus verkündet den Eigennutz als Triebfeder der wirthschaftlichen Thätigkeit, und weil nun die wirklich Freisinnigen gesehen haben, was unter liberalem Namen thatsächlich Alles geschehen ist, so meinen sie, es läge am Prinzip. Es liegt aber an der Nichtbeachtung des so tönend verkündeten Prinzips. Wo giebt es denn bis jetzt Menschen, die zu eigenem Nutzen arbeiten? Ich kenne solche, die Nutzen aus fremder Arbeit ziehen, und solche, die zu Anderer Nutzen arbeiten. Fremdnutzen ists, was heute herrscht. Wir erst wollen den Eigennutz in seine Rechte einsetzen. Ferner verkündet der Liberalismus das Eigenthum als nothwendige Ergänzung der persönlichen Freiheit. Auch darin hat er Recht. Wer nicht frei verfügen kann über Das, was er erzeugt, Dem fehlt die Freiheit. Aber die bürgerliche Welt kennt ja das Eigenthum am Erzeugten gar nicht; was sie übt, ist die Enteignung. Wir wollen sie an ihr eigenes Dogma erinnern.

Die bürgerliche Gesellschaft übt Ordnung auf Kosten der Freiheit und Gerechtigkeit; die Sozialdemokraten wollen der Ordnung und Gerechtigkeit die Freiheit opfern; die Anarchisten endlich opfern die Ordnung der Freiheit und Gerechtigkeit. Wir aber sind der festen Ueberzeugung, daß es möglich ist, ein Gemeinwesen zu gründen, in dem alle drei Grundbedingungen harmonisch vereint sind: Freiheit, Gerechtigkeit und Ordnung!

Wien. Dr. Theodor Hertzka.

Prinzessin Mimis Freier.

Cendrillon heirathete also den Kronprinzen. Einige Monate darauf verlor dieser seinen Vater und folgte ihm auf dem Throne. Damals brachte Cendrillon, die nunmehrige Königin, ein Töchterchen zur Welt, dem man den Namen Prinzessin Mimi gab.

Prinzessin Mimi war schön wie der Tag. Mit ihrer rosigen Gestalt und ihren goldflüssigen, sonnigen Locken glich sie einer Moosrose; außerdem hatte sie viel Geist.

Mit fünfzehn Jahren sollte sie heirathen, denn so verlangte es das Reichsgesetz.

Aber als Prinzessin konnte sie natürlich wieder nur einen Prinzen zum Manne nehmen.

Nun gab es damals in allen Landen ringsumher nur zwei Prinzen:

Den Prinzen Polyphem, der siebenmal größer, und den Prinzen Poucet, der siebenmal kleiner war als Prinzessin Mimi.

Alle Beide liebten Mimi ganz fürchterlich; Mimi aber liebte weder den Einen noch den Andern: den Einen nicht, weil er zu groß, den Andern nicht, weil er zu klein war.

König Néanmoins gab ihr den Befehl, sich noch vor Monatsschluß für Einen von Beiden zu entscheiden; ihnen selbst aber stellte er es frei, der Prinzessin um die Wette den Hof zu machen.

Außerdem einigte man sich dahin, daß der Zurückgewiesene dem Andern nichts nachtragen und sich an ihm nicht rächen solle.

Polyphem nahte mit Geschenken. Es waren Rinder, Hammel und Körbe voll Käse und Früchten. Riesige, mit zusammengenähten Thierfellen bekleidete Krieger bildeten sein Gefolge.

Poucet brachte zwitschernde Vögel in vergoldeten Bauern, Blumen und Edelgestein; hinter ihm schritten seine Hofnarren und in Seide gekleidete Tänzer mit Schellenkäppchen auf den Köpfen. Polyphem erzählte der Prinzessin seine Geschichte:

„Glauben Sie nicht", sagte er, „was ein Poet Namens Homer über mich berichtet hat. Erstens sagte er, ich hätte nur ein Auge, und Sie sehen doch, daß ich zwei habe. Dann passirte es mir einstmals zwar in der That, daß ich die Menschen aß, die auf meiner Insel landeten; aber Das geschah nur, weil sie unglaublich klein waren und ich mir in Folge Dessen eben so wenig Skrupel machte, sie zu essen, wie etwa Sie, wenn Sie an der Tafel Ihres königlichen Vaters die Knochen eines Regenvogels oder jungen Kaninchens aussaugen. Doch eines Tages machte mir ein Grieche, Ulysses hieß er, begreiflich, daß diese Menschlein doch Menschen seien wie ich, daß sie oft eine Familie besäßen und daß es ihnen viel Schmerz bereite, wenn man sie esse. Von diesem Tage an habe ich mich ausschließlich von dem Fleisch und der Milch meiner Herden genährt. Denn ich bin nicht schlecht, und Sie sehen es selbst, Prinzessin Mimi: ich, der ich so stark und so groß bin, ich werde Ihnen gegenüber so sanft wie ein neugeborenes Lamm."

Aus Eitelkeit verschwieg Polyphem allerdings, daß trotz seiner Kraft Ulysses über ihn triumphirt und ihm im Schlaf die Augen ausgestochen und daß er das Augenlicht erst durch die Heilmittel eines weisen Zauberers wiedererlangt hatte.

Mimi aber dachte: Der Mann wäre am Ende im Stande, mich selbst zu essen, wenn er Hunger hat. Umgekehrt ist Prinz Poucet so klein, daß ich ihn verschlingen könnte, wenn ich danach Lust verspürte.

Dann erzählte Poucet seine Geschichte:

„Schurkische Zauberer", sagte er, „wollten mich mit meinen Brüdern im Walde irreführen. Aber ich ließ hinter mir weiße Kieselsteine fallen, um unsern Weg zurückzufinden. Unglücklicherweise stieß ich auf den Oger. Der brachte uns in seinen Palast und ließ uns in ein großes Bett legen. Ich ahnte, daß er uns am folgenden Vormittag töten wolle. Da ließ ich an unserer Statt die sieben Töchter des Oger in dem großen Bette Platz nehmen, und so waren sie es, die der Oger mordete. Auch seine Siebenmeilenstiefel nahm ich ihm, die mir in einem Kriege, den ich mit einem Nachbarkönig zu führen hatte, sehr gute Dienste leisteten: denn sie machten es mir möglich, mich von allen Bewegungen des Feindes zu informiren, und so wurde ich ein mächtiger Prinz. Länger aber wollte ich diese Stiefel nicht tragen, schickte sie vielmehr in mein Palastmuseum, weil sie für meine Füße doch nicht fein genug sind, und dann auch, weil sie Einen zwingen, mit jedem Schritte sieben Meilen zu machen, — was zum Spazierengehen nicht gerade bequem ist. Ich werde sie Ihnen übrigens zeigen, Prinzessin Mimi."

Aus Eitelkeit sagte Poucet allerdings kein Sterbenswörtchen davon, daß er der Sohn ganz armer Holzhauer war. Wie Polyphem mengte er Wahrheit

und Dichtung durcheinander; denn die Liebe, das Interesse, die Phantasie, machen uns immer zu kleinen Lügnern.

Und Prinzessin Mimi konnte den außerordentlichen Scharfsinn des Prinzen Poucet gar nicht genug bestaunen.

Eines Tages sagte Polyphem, der mit ausgestreckten Beinen in dem von ihm fast ganz ausgefüllten Salon der Prinzessin lag, mit seiner donnergleichen Stimme, deren Schall die bemalten Scheiben erzittern und die zerbrechlichen Ständer erbeben machte:

„Ich bin kein großes Lumen, aber ich habe das Herz auf dem rechten Fleck und bin stark. Ich hebe die Felsen und schleudere sie ins Meer, ich töte die Stiere mit einem leichten Schlag der Faust und die Löwen fürchten sich vor mir. Kommen Sie in mein Land! Da werden Sie Berge sehen, die am Vormittag bläulich, am Abend rosig erglühen, neben weiten, spiegelglatten Seen und uralten Wäldern. Ich werde Sie führen, wohin Sie nur wollen. Auf den höchsten Gipfeln werde ich Ihnen Blumen pflücken, mit denen kein Weib sich je geschmückt hat. Meine Begleiter und ich, wir wollen Ihre Sklaven sein. Ist es kein seltenes Schicksal, so ganz klein zu sein und doch wie eine Göttin von Riesen bedient zu werden? Einzige Königin zu sein — wie winzig Sie auch sind — über Wälder und Berge, über Wildbäche und weite Seen, über Adler und Löwen?"

Die Prinzessin war ein Wenig erregt, als sie diese Worte hörte. Sie schauderte — und freute sich doch zugleich.

Aber Poucet, der in einer Falte des Kleides der Prinzessin steckte, begann zu ihr mit seiner feinen, kristallhellen Stimme:

„Nehmen Sie mich: ich brauche so wenig Platz. Da ich so klein bin, werden Sie immer den vergnüglichen Gedanken haben, Sie könnten mit mir machen, was Sie wollten. Ich aber werde so klug sein, Sie zu lieben. Ich werde Ihnen Das in hundertfach verschiedener Weise zu sagen wissen, und je nachdem Sie trauriger oder heiterer, munterer oder sehnsuchtvoller Stimmung sind, je nach der Tages- oder Jahreszeit meine Worte und Zärtlichkeiten dem heimlichen Wunsche Ihres Herzens anzupassen verstehen. Und tausend Kunstgriffe werde ich anwenden, um Sie zu zerstreuen. Mit Allem, was der Fleiß der Menschen zur Annehmlichkeit des Lebens geschaffen hat, werde ich Sie umgeben. An schönen Stoffen sollen Sie sich erfreuen, an herrlich gemeißelten Statuen, an Juwelen und Parfums. Ich werde Ihnen Geschichten erzählen und Ihnen zu Ehren von genialen Künstlern Theater spielen lassen. Ich kann singen, Mandoline spielen, Verse machen. Es ist doch schöner, was man gesehen und gefühlt hat, harmonisch auszudrücken, als Wildbäche zu überschreiten; schwerer, die Worte zu bändigen als Löwen; seltener, sein Leben mit der Grazie des Geistes zu verschönen, als die Muskeln seines Körpers zu üben . . ."

Und Prinzessin Mimi träumte lächelnd, als hätte sie dies Gespräch sanft eingelullt.

Eines Vormittags sagte sie zu den beiden seufzenden Freiern:

„Machen Sie mir, bitte, Verse."

Prinz Poucet sammelte sich einen Augenblick, dann deklamirte er folgende Verse, zierlich wie er selbst:

Bin ich auch Prinz
(Wie Jeder weiß),
Bin ich doch klein —
Poucet ich heiß'.

Mein Körper kurz —
Ein winziger Wicht,
Kein Herkules —
Mich grämt er nicht.

Das Tröpfchen auf
Der Heckenros',
Es strahlt zurück
Den Himmel groß.

Und herrlicher Rosen
Süßduft'ger Ertrag
In einem Fläschchen
Er ruhen mag.

Drum — bin ich auch klein,
Mich machts nicht trüb'.
In mir da trag ich
Ja riesige Lieb'.

„Reizend! Entzückend!" sagte die Prinzessin. Und sie war stolz in dem Gefühle, von einem Menschchen geliebt zu werden, das die Worte mit solcher Leichtigkeit bezwang.

„Bah!" machte Polyphem, „Das kann gar nicht schwer sein, so kleine Verse zu machen."

„Versuchen Sies doch," erwiderte Poucet.

Der Riese probirte den ganzen Tag. Er fand nichts. Voll Zorn schlug er sich manchmal mit geballter Faust gegen die Stirn; es wollte nichts heraus. Er wunderte und ärgerte sich, was er so lebhaft fühlte, nicht ausdrücken zu können. Das schien ihm ungerecht, und er blieb unbeweglich, mit offenem Munde und träumerischem Auge. Endlich, gegen Abend, machte er die Entdeckung, daß sich „Lust" auf „Brust" reime. Ein paar Stunden später sagte er zu Mimi:

„Ich habs!"

„Lassen Sie uns hören!" meinte die Prinzessin.

„Also!" hub der Riese an:

Sie anzuseh'n ist eine Lust,
Ich schwör' es Ihnen, ich liebe Sie aus ganzer Brust.

Die Prinzessin lachte hell auf.

„Sind denn die Verse nicht gut?" fragte Polyphem.

Poucet triumphirte.

„Es war doch nicht schwer", spöttelte er. „Sie hatten doch nur zu sagen:

Du scheinst so klein, Prinzeßchen — gelt? —
Und bist doch meine ganze Welt!

Oder:

Ich bin ein Riese von Statur
Und nun aus Lieb' ein Spielzeug nur.

Oder auch:

O winziges, winziges Mädchen,
Was macht Dein Pfeil mir Schmerz —

Du reichst mir ja kaum bis zum Knöchel,
Wie fandest Du, sag' mir, mein Herz?

Oder wenn Sie lieber wollen:

In zwei Worten sprech' ich nur von meinem Lose:
Eine Rieseneiche liebte einstens eine Rose."

„Wundervoll!" sagte die Prinzessin. Aber im Auge des Riesen sah sie eine eigroße Thräne und er machte ein so unglückliches Gesicht, daß sie Mitleid mit ihm hatte. Zugleich schien es ihr, daß Poucet eine etwas lebhafte Befriedigung über seine eigene Geschicklichkeit an den Tag lege und daß Dies nicht gerade geschmackvoll sei. Um so mehr wurde sie von der Zartheit und Naivetät Polyphems berührt. Er könnte doch, sagte sie sich, seinen Rivalen ganz einfach in die Tasche stecken. Mich selbst, die ich doch größer bin als Poucet, könnte er unter seinem Arm davontragen und mit mir machen, was er wollte. Er muß wirklich ein riesig guter Kerl sein, da er nichts von Alledem thut. Und sie tröstete Polyphem:

„Verzweifeln Sie nicht, mein Freund. Ihre Verse sind zwar nicht besonders gut; aber es ist Herz darin, und dann — die Hauptsache sagen sie ja."

„Aber Das sind ja gar keine Verse", höhnte Poucet; „der erste hat acht Silben, der zweite dreizehn und keine Caesur."

„Dann sinds also Verse eines Décadents", sagte die Prinzessin. „Schweigen Sie, Prinz Poucet."

Prinzessin Mimis Palast war von einem großen Park umgeben, den ein blauer Strom durchschnitt. In der Mitte dieses Stromes erhob sich auf einem bouquetartigen Inselchen ein Pavillon aus feinem farbigen Porzellan, mit Fenstern, die mit kostbaren, durch silberne Schnüre verbundenen Steinen ausgelegt waren. Der geistreiche Architekt hatte diesem Pavillon die Gestalt und das Aussehen einer ungeheueren Tulpe gegeben, und hier pflegte die Prinzessin lange Stunden zu verbringen, in dem wonnigen Gefühl, zwischen dem Azur des Flusses und dem Azur des Himmels zu schweben.

Als sie eines Tages, halb wach, halb träumend mit geschlossenen Augen, wiederum hier weilte und mit müder Stimme melancholische Weisen sang, bemerkte sie nicht, wie der Strom rings um sie anschwoll. Das Grollen der Wogen riß sie endlich aus ihrem Halbschlummer, und als sie das Fenster öffnete, sah sie, daß die Brücke, die zu dem Inselchen führte, abgebrochen war und daß das Wasser nur zu bald in den Pavillon eindringen würde. Voll Furcht schrie sie auf.

Am Ufer standen in heller Verzweiflung ihr königlicher Vater, ihre königliche Mutter und Prinz Poucet und alle Drei rangen die Hände gen Himmel! Da erschien Polyphem. Er schritt in den Strom und das Wasser reichte ihm kaum bis zum Gürtel. In drei Sprüngen hatte er den Pavillon erreicht, zart ergriff er die Prinzessin und trug sie ans Ufer zurück.

„O!" sagte sich Mimi, „wie schön ist es, groß und stark zu sein! Und wie süß ist es, sich so beschützt zu fühlen! Bei ihm könnte ich ruhig schlafen und hätte niemals Angst und Sorge. Soll ich ihn wählen?"

Sie lächelte dem Riesen zu und das Lächeln dieses kleinen Mundes ließ den ganzen ungeheuren Körper Polyphems in einem Freudenschauer erzittern.

Am folgenden Tage schien ihr Poucet so traurig, daß sie ihm, um ihn

zu trösten, den Vorschlag machte, mit ihr einen schönen Spaziergang in die Felder zu unternehmen.

Auf dem Wege fingirte sie leise Ermattung, um nicht zu schnell zu gehen und ihren Begleiter nicht zu ermüden.

Plötzlich begegneten sie einer Hammelheerde. Und da Poucet an diesem Tage ein Wamms aus kirschrothem Atlas trug, so brach ein Widder, dessen Mißfallen diese Farbe erregt hatte, aus der Heerde hervor und stürzte mit gesenkten Hörnern geradewegs auf den kleinen Prinzen zu.

Poucet, der ziemlich eitel war, bewahrte seine Haltung, obwohl er eigentlich große Furcht empfand. Aber in dem Augenblick, wo der Widder ihn fast erreicht hatte, nahm Prinzessin Mimi Poucet auf den Arm und war zugleich klug genug, ihren Sonnenschirm vor der Nase des Widders aufzuspannen, so daß dieser vor Ueberraschung stehen blieb und gleich darauf wieder Kehrt machte.

„Er thut gut daran, sich zurückzuziehen,“ sagte Poucet. „Ich hatte keine Furcht vor ihm und Sie haben gesehen, Prinzessin, wie ich mich zu seinem Empfange rüstete.“

„Ja, Prinzchen, ich weiß, Sie sind tapfer“, erwiderte Mimi.

Und sie dachte: O! wie gut ist es, schwächere Wesen zu schützen! Sicherlich muß man zuletzt Diejenigen lieben, denen man nützlich ist, zumal wenn sie hübsch und fein sind wie dieser kleine Mensch.

Am folgenden Tage brachte Poucet der Prinzessin eine kleine, knospenhafte Rose, eine Rose, wie sie so zart und duftig noch niemals eine gesehen hatte.

Mimi nahm die Blume mit den Worten:

„Tausend Dank, mein theurer, kleiner Prinz.“

Sie trug an jenem Tage eine Robe, die in wechselnden Reflexen erglänzte und aus dem selben Gewebe gewirkt zu sein schien wie ein Libellenflügel.

„Ah!“ sagte Poucet, „wie schön ist Ihr Kleid!“

„Nicht wahr?“ meinte Mimi. „Und sehen Sie nur, wie gut sich Ihre Rose auf meiner Taille macht.“

Eine Rose! dachte Polyphem, Das ist lächerlich! Ich werde ihr zeigen, was für Sträuße ich ihr bieten kann.

Er ging nach Indien, entwurzelte dort einen gewaltigen Baum, der mit leuchtenden Blüthen in der Größe von Kirchenglocken besäet war, und brachte ihn, Triumph im Antlitz, vor Mimi.

„Er ist sehr schön“, sagte lachend die Prinzessin. „Aber was soll ich damit anfangen, mein theurer Prinz. Ich kann ihn doch weder an meine Taille noch in meine Locken stecken.“

Ganz verschämt wußte der gute Riese nichts zu erwidern.

Als er die Augen senkte, bemerkte er, daß Prinz Poucet einen Anzug aus dem selben Stoffe trug, aus dem auch die Toilette der Prinzessin gefertigt war.

„O!“ machte er.

„Ja“, antwortete sie, „ich ließ ihm diesen schönen Anzug aus einem kleinen Stückchen schneidern, das von meiner Robe übrig geblieben. Ihnen konnte ich es nicht anbieten, denn für Sie hätte man daraus nicht einmal einen Kravattenknoten machen können.“

Und indem sie sich zum König wandte, fügte sie hinzu: „Da die Stunde gekommen ist, wo ich mich erklären muß, mein Vater, so entscheide ich mich für

den Prinzen Poucet. Prinz Polyphem wird mir verzeihen; ich hege für ihn die größte Achtung und bedaure seinen Schmerz."

Der Riese stieß einen Seufzer aus, daß das ganze Palais erzitterte; dann reichte er als anständiger Mensch freundlich Poucet seine gewaltige Hand, in der die des kleinen Prinzen verschwand.

„Machen Sie sie glücklich", sagte er.

Am Hochzeittage war Prinzessin Mimi weder traurig noch fröhlich: sie fühlte für Poucet zwar herzliche Freundschaft, aber absolut keine Liebe.

Da meldete man in dem Augenblicke, als sich der Zug nach der Kirche begab, daß Prinz Charmant, der seit mehreren Jahren auf Reisen war, angekommen sei und an den Feierlichkeiten theilnehmen würde.

Prinz Charmant erschien. Er war etwas größer als die Prinzessin, schön, schlank gebaut und überaus geistreich. Kurz, Prinz Charmant war charmant.

Die Prinzessin hatte ihn niemals gesehen, ja nicht einmal von ihm sprechen gehört. Aber sobald er sich zeigte, wurde sie bleich, dann über und über roth und wie gezwungen stieß sie die Worte hervor:

„Prinz Charmant, ich erwartete Sie. Ich liebe Sie und ich fühle es, Sie lieben mich. Aber ich habe diesem armen, kleinen Menschen mein Wort gegeben und kann es nicht zurückziehen."

Nach diesen Worten fiel sie in Ohnmacht.

Polyphem beugte sich über Poucet.

„Kleiner Prinz, werden Sie nicht den Muth haben, das Selbe zu thun wie ich?"

„Aber ich liebe sie!" seufzte Poucet.

„Gerade deshalb!" erwiederte der herrliche Riese.

„Gnädiges Fräulein", so wandte sich Poucet an Prinzessin Mimi, „dieser treffliche Riese hat Recht. Ich liebe Sie zu sehr, um Sie gegen Ihren Willen zu besitzen. Wir hatten die Ankunft des Prinzen Charmant nicht vorausgesehen. Heirathen Sie ihn, da Sie ihn lieben."

Prinzessin Mimi hob mit einem Freudensprung den kleinen Prinzen vom Boden, küßte ihn auf beide Wangen und rief:

„Ah! wie hochherzig ist, was Sie da thun!"

Poucet aber stöhnte unter Thränen:

„Das ist bitterer als alles Andere."

„Komm, armes Prinzchen", tröstete Polyphem. „Du wirst mir dein Herz ausschütten. Tagtäglich wollen wir von ihr sprechen und aus der Ferne über sie wachen."

Er nahm Poucet auf seine Schulter und bald waren sie Beide am Horizont verschwunden.

Paris. Jules Lemaître.

Schundwaare.

Die Herren Argentinier, Portugiesen und Griechen mit ihren Staatspapieren sollen sich nicht getroffen fühlen: diesmal wird hier von einer Schundwaare gesprochen, die weder Mäntel noch Couponbogen hat und dennoch ihre Käufer schmählich im Stich zu lassen pflegt. Vielleicht wird so eine Zinsrepudation schmerzlicher empfunden als das rasche Zerreißen, Verfärben und Verderben von Haushaltungartikeln; indessen langsam dahinschleichende Krankheiten sind oft weit gefährlicher als plötzlich bereitete Wunden. So müßte man sich auch von dem Gleichmuth und der Stupidität der minder begüterten Menschenklassen, da, wo sie geschädigt, oder zuweilen gar betrogen worden sind, nicht einlullen lassen, sondern den krummen Wegen gewisser Fabrikation- und Handelsarten hartnäckig nachgehen. Es lohnt der Mühe!

Hoffentlich bequemt sich auch später der Staat dazu, nicht ausschließlich in der Billigkeit einer Waare die laute Warnung vor deren Qualität zu sehen. Dies ist um so weniger zutreffend, als das System des Massenabsatzes ja auch wirklich gute Waaren zum mäßigen Preise bringt, wie denn die großen Kaufhäuser, die hier bereits ausführlich behandelt wurden, mit den sogenannten Restergeschäften u. s. w. nicht das Mindeste gemein haben. Gründliche Abhilfe wird natürlich kein Gesetz gewähren können, da unsere billigen Läden ihrer Kundschaft und ihres Massenandranges auch wohl dann gewärtig sein dürfen, wenn sie alle Mängel oder Mindereigenschaften ihrer Artikel ruhig angeben. Es giebt nur zwei wirkliche Abwehrmittel: die bessere wirthschaftliche Erziehung der kaufenden Mädchen und Frauen und eine gewisse Vereinheitlichung der Arbeitlöhne. Weil diese mehr auf den Hunger als auf die Leistung zugeschnitten sind, ist es den Händlern überhaupt erst möglich, die Dinge so niedrig zu verschleudern. Aber es wird schon der Tag kommen, wo die zarten und die schwieligen Hände, die von heute auf morgen um des Stückchens Brot willen schaffen müssen, zusammenhalten, so daß es keinem Lohngeber mehr jahraus, jahrein möglich ist, aus der Verzweiflung seiner Mitgeschöpfe goldene Ernten zu ziehen.

Und wie ist es jetzt? Die Handwerker- und die Arbeiterfrau kauft z. B. die billigsten Baumwollwaaren, die nach einer Woche schon in den Nähten aufgehen. Sie hat es nicht gefühlt, daß nur die niedrigen Arbeitsätze ihr zunächst die äußerlichen Vortheile verschaffen und hat es nicht bedacht, daß die armen Nähterinnen deshalb große Stiche machen müssen. Nach einer Woche ist der Schaden da, und weil es bei uns noch ganze Gegenden giebt, wo die ärmeren Frauen so wenig von Handarbeit verstehen, daß sie den zerrissenen Strümpfen ihrer Männer Tuchlappen aufnähen, so grinst dann die Armuth aus allen Ecken.

Ich folge als Fremder nunmehr den verschiedensten Führern, in deren Wahl ich aber so vorsichtig wie nur irgend möglich war.

Ein wichtiger Artikel ist die Schuhwaare. Die Solidität des Leders liegt darin, daß es gut gegerbt, fest geklopft und gewalzt wird. Dagegen die Massenfabrikation aus schlechtem Material hat eine eigene Zubereitung. Die Haut wird da möglichst in Wasser gequillt, damit sie dick wird und bei der Spaltung den Fabriken das doppelte Quantum liefert. Das kostet auch die halbe Herstellungzeit bei der Gerberei. Während nun ein Paar gute Arbeiterstiefel noch immer mit 10 Mark verkauft wird und mit Nachsohlen wenigstens ein Jahr hält, kostet ein schlechtes Paar 6—8 M. Dafür hat man auch aber den Genuß, schon nach Monaten das Oberleder an allen Ecken springen zu

sehen. Auch alte Stiefel treten wieder als völlig neue in den Verkehr. Es werden ihnen die Brandsohle und die Absätze herausgeschnitten und durch gute ersetzt, eben so wie auch die billigen neuen Stiefel oft Absätze aus altem Leder erhalten. Die großen Fabriken haben mit solchen Manipulationen nichts zu thun. Sie nehmen nur gutes Material und würden ihr Schuhwerk den schlechten Läden gar nicht überlassen. Kein anderes Gewerbe ist in den letzten Jahren so kaufmännisch geworden und fast bei keinem ist der Osten und Westen so verschieden. Im Osten — und hierzu wären noch Großstädte wie Breslau zu rechnen — ist durch das billigere Leben der Schuhmacher selbst noch in der Lage, zu konkurriren. Er hat zur Kundschaft noch weite Kreise des Mittelstandes, die in Süd- und Westdeutschland längst in die guten Läden gehen. Für diese Läden ist es allerdings zumeist nothwendig, die Namen ihrer Bezugsquellen aufzuführen, — was also entweder ein Mißtrauen des Publikums oder eine Geldschwäche des betreffenden Ladenbesitzer darstellt. Um jederzeit in den frequentesten Straßen große Räume oder in den gelesensten Zeitungen ganze Seiten zu miethen, muß eben viel Kasse vorhanden sein.

Wie steht es mit den Betten? Ein gutes Bett mit Gänsefedern kostet im Laden 60 bis 70 Mark und genügt für fünfundzwanzig Jahre. Die Arbeiterfrau kauft sich aber eines mit chinesischen Wildentenfedern für 20—35 Mark, das nur zwei bis drei Jahre hält. Die Federn sind nämlich klein und legen sich deshalb widerstandslos zusammen. Genießt man gerade das unaussprechliche Glück, in Berlin zu vegetiren, so kann man auch schon ein Bett zu 12 M. kaufen, allerdings mit Hühnerfedern. Betten, die mit Hasenstutzen, den Spitzen von Hasenhaaren, gefüllt sind, sind zwar billig, werden aber bald recht belebt. Es wird sogar ein Pflanzensurrogat verkauft, dessen Reinigung aber sehr schwer ist. Auch die Versandgeschäfte welche die Bettfedern zehnpfundweise verschicken, arbeiten ganz auffallend billig und ziehen deshalb ein großes Publikum an.

Um die Ehre der falschen Buckskins streiten sich Aachen und Gladbach als Erzeugungorte. Diese Stoffe pflegen zwar ein ganzes halbes Jahr zu halten, allein die Farbe glänzt bereits nach zwei oder drei heißen Sonnentagen in allen Nuancen. Man denke sich aus Hadern gewonnene Wolle, die wieder aufgerissen und aufgesponnen wird, die man sehr gleißend färbt und zu anziehenden Dessins webt, so daß Zeug und Muster locken. Preis en gros von 1,50—3 Mark für den Meter. Verkaufspreis im Laden 2—4 Mark. Gegenüber diesem dickstoffigen Schund, der vielleicht beim Sichbücken schon Risse erhält, kostet der echte Buckskin 7—10 Mark für den Meter. Der Arbeiter kann so einen Stoff viele Jahre recht gut tragen.

Noch schlauer geht man bei Tuchen zu Werke. Ein Arbeitanzug aus echtem Tuch kostet 45—65 Mark. Er trägt sich mindestens zwei volle Jahre, natürlich vorausgesetzt, daß der Anzug genau nach Maß angefertigt ist. Die billigen Sachen nun für Konfektion kosten zwischen 20 und 36 Mark; wenn es recht gut geht, so hält der Rock, sobald nur die Frau fortwährend am Flicken bleibt. Schlechtes Gewebe, aufgewalkte Wolle. Bei baumwollenen Gegenständen pflegt das Gewebe schlecht zu sein, und auch die Färbung ist eben so billig wie mangelhaft. Hier versteht das Publikum gewöhnlich nicht die Breite zu unterscheiden und erleidet durch die absichtlich unterlassene Angabe hierüber vor Allem auch an der Quantität Schaden. Was die Qualität betrifft, so giebt es dünne und dicke Waaren und sie ist, je nachdem, haltbarer und zer-

reißender. Das Gebiet der Baumwolle wird trotz Jäger ein immer ausgebreiteteres, — und zum Theil auch durch seine Mischung mit Wolle.

Die Wollensachen, sobald sie verschleudert werden, bestehen aus sogenannter Partiewaare. In allen Fabriken häufen sich Strümpfe, Handschuhe, Tücher 2c. 2c. zusammen, die, weil sie Fehler haben oder aus der Mode kommen, vom Fabrikanten „verramscht“ werden. Feine Läden würden solche Waare, falls sie Fehler hat, nicht kaufen, in den billigen Läden aber beginnt um solche Partien ein Handeln bis aufs Blut, so daß der Fabrikant oft mit dem Selbstkostenpreise abziehen muß. Dennoch hat unser Mitleid ganz andern Personen zu gehören, nämlich dem Publikum, das solche Dinge kauft und sie oft schon nach Tagen an einer Ecke nach der andern platzen fühlt.

Bei Tricotwaaren machen Käufer, die gern zu Schleuderpreisen kaufen, die unangenehme Erfahrung, daß die Sachen nach der Wäsche dick, also zu eng werden. Man bekommt so Etwas auch in feineren Läden, allein wohl niemals, ohne durch den Vergleich vor die eigene Entscheidung gestellt zu werden. Ist in der Färberei ein Zeugstoff mißglückt, so daß er etwa laut Bürgschaft an die Fabrik zurück geht und unter Umständen sogar an das chemische Institut, so wird er natürlich zu jedem Preise an die Restergeschäfte abgegeben. Diesen ist es dann gleichgiltig, ob die Farbe bald bleicht oder im Wasser heruntergeht. Das sehr große Gebiet der Tricotage umfaßt Strickwaaren in Unterhosen, Jacken, Strümpfen, Handschuhen 2c. 2c. Sie werden in dem billigen Geschäftsverkehr zumeist nach Gewicht gekauft. Danach geschieht auch die Herstellung möglichst rasch, leicht und nachlässig; auf diese Weise spart man Arbeitlohn, während das leichtere Gewicht durch schwere Knöpfe und grobe Bänder erhöht wird.

Leinen ist jetzt, nachdem die Aerzte wieder zu ihm zurückzukehren beginnen, gesuchter als in der ersten Zeit der Wollwäsche. Oft ist die Appretur derb und fest, nach der Wäsche tritt jedoch Fadenscheinigkeit ein, wodurch eine Art Schmutzfarbe erleichtert wird. Das kleinere Publikum versteht weder Leinen von Baumwolle, noch Leinen von Halbleinen recht zu unterscheiden. Im Gedränge solcher billiger Läden hält es die Käuferin gar nicht der Mühe werth, das kalte Leinen gegen den sehr warmen Baumwollenstoff zu befühlen. Echtes Leinen hat die Kette von Baumwolle und den Schuß von Leinen, bei Halbleinen ist es gerade umgekehrt. Dieses, als kräftiger, steht im Preise und in der Beliebtheit dem echten Leinen kaum viel nach. Die schlechte Bettwäsche, wie man sie in jenen Geschäften kauft, geht rascher entzwei, da sie schlechter gearbeitet ist. Im Gewebe mird man unschwer Knoten bemerken können und die erste Wäsche macht den Stoff schmäler. Da übrigens bei jedem Stück Leinen etwaige Fehler markirt sind, so wäre es interessant, zu erfahren, ob Dies auch noch bei jenen Verkäufen zu ersehen ist. Auch hier achtet man nicht auf die verschiedenen Breiten, was aber die Verkäufer gesetzlich an dem ausdrücklichen Vermerk nicht hindern sollte. Bei Taschentüchern gehen die Breitenunterschiede von 47—52 Centimeter, ohne daß hierauf geachtet wird. Hier fällt auch noch ein anderer Kniff ins Gewicht. Die guten Taschentücher haben nämlich nur zwei Seiten gesäumt, so daß auch zwei Kanten vorhanden sind. Die Schleuderwaare verfügt über drei gesäumte Seiten, — und eine Kante, die dann zum Weben übrig bleibt, macht natürlich die Arbeit billiger.

Am Rascheſten nutzen sich schlechte Seidenwaaren ab. Dank der Färbung erschwert man ein Pfund italienischer Seide zu drei Pfund fabrizirter. Weniger

schlimm ist Halbseide, weil Baumwolle und Seide sich sehr gut vertragen; immerhin wäre es nicht erlaubt, auch diese Mischehe als reine Seide anzupreisen. Echte, schwach gefärbte Stoffe bekommt man zu 1,50 M. im Detail, gut gefärbte zu 7—8 M. Mittelwaare zu 4 M. Natürlich wird da das Billigste und Vergänglichste genommen.

Auch gefärbte Möbelstoffe lassen sich preiswürdig erwerben, nur daß die junge Hausfrau nach kürzester Frist entdeckt, wie die Stellen, die der Sonne ausgesetzt sind, sanft im Erbleichen sind.

Der Schleuderpreis für einen Wollhut, wie ihn besonders der Arbeiter trägt — nicht die breitkrämpigen Sozialistenhüte zu 4—5 M. —, ist 2,50 bis 2,80 M. Gerade in dieser Fabrikation kommt viele Ausschußwaare mit Filzungen vor. Diese geht dann schon zu 12—15 M. das Dutzend an die Bazare, da gute Läden solchen Hüten kein Obdach gewähren. Zum Glück steht hierbei wenigstens die Dauerhaftigkeit außer Frage, so daß nicht das Publikum, sondern nur die besseren Verkaufsgeschäfte den Schaden zu erdulden haben. Ungleich schwindelhafter wird der Handel in Mützen getrieben. Da giebt es eine Sorte bis zu 60 und 35 Pfennigen hinunter, die sehr rasch verschleißt.

Legende ist es ferner, eine Küche aus dem Fünfzigpfennig-Bazar herstellen zu können. Die Geräthe sind aus dünnem Blech, schlecht gelöthet, und brennen sehr schnell durch. Verdächtig gut sehen auch billige Küchenmöbel aus. Aber sie sind aus frischem Holz, das zwar weniger kostet, aber dafür auch nicht schließt, bis sich an solchen Tischen, Stühlen, Schränken Alles verbiegt und die Seiten auseinandergehen. Altes Holz ist theuer, weil zum Lagern auch ein Lager gehört und weil viel Abfall vorkommt.

Der Leser hat jetzt die verschiedensten Dinge vorbei passiren sehen, die er spottbillig kaufen kann, falls seine Momentpolitik nur den augenblicklichen Profit, aber nicht den baldigen weit größeren Schaden berechnet. Einiges könnte der Staat hier einwirken, allein die wirkliche Strömung, statt des früheren: wenig aber gut, viel aber schlecht zu kaufen, vermöchten nur Gesetze zurückzudämmen, die Gewaltakten zum Verwechseln ähnlich sähen. Das Wichtigste bleibt, wie schon vorhin erwähnt wurde, die bessere wirthschaftliche Erziehung. Wie sich heute in einzelnen unserer Bergwerksgegenden wohlhabende Frauen zu Vereinen zusammengethan haben, in denen sie selbst das Arbeitermädchen in Handarbeit, Kochen und sparsamer Benützung des Gegebenen anweisen, so sollte von Stadt zu Stadt auch die ärmere Bevölkerung im vortheilhaften Anschaffen unterrichtet werden.

Und zugleich mit den Schleudergeschäften würden auch die Hungerlöhne eingeschränkt werden, denn diese soliden Arbeitgebiete brauchten einer schädlichen Konkurrenz nicht zu erliegen. Ein Beispiel! Ein solider Schirmfabrikant ist gewöhnt, an gute Läden gewisse Sorten von Schirmen zu 4,50 M. zu verkaufen. Der Detailpreis berechnet sich dann nach der Langsamkeit des Verkaufes, der Ladenmiethe 2c. 2c. auf 7 M. Eines Tages bestellt ein Bazar, dessen Charakter noch unbekannt ist, eine Partie dieser Schirme ebenfalls zu 4,50 M. Als dann der Fabrikant auch in die betreffende Stadt kommt, sieht er zu seinem Schrecken den Schirm mit 4,75 M., also nur 25 Pf. höher, ausgestellt. Damit ist der Artikel ruinirt, jener Ehrenbazar aber, der nur einige solide Lockmittel zur Deckung seiner sonstigen Schundwaare brauchte, hat seinen Zweck erreicht.

Pluto.

Die Presse bei Bismarck.

Durch die Zeitungen läuft ein höchst merkwürdiger Bericht. Vierhundert — in manchen Blättern sinds auch nur zweihundert — Vertreter der deutschen Presse sollen von Hamburg aus, wo sie hoffentlich nicht nur die bekannten Banner geschwenkt und Corpsgeist gesimpelt, sondern über das sinkende Ansehen ihres Standes auch ernsthafte Zwiesprache gehalten hatten, eine Wallfahrt nach Friedrichsruh unternommen haben. Wenn nun ein paar hundert deutsche Zeitungschreiber sich auf die Bahn setzen und, nicht einmal als Gäste der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-A.-G., nach Friedrichsruh rasseln, dann wollen sie gewiß nicht nur das hochstämmige Jagdrevier sehen, wo der Windbruch des letzten Jahres so grausam gewüthet hat, oder den Ententeich — der Ausdruck ist jedem guten Bürger wieder freigegeben — besichtigen, dessen Schwanenbrut das diplomatische Talent des Gutsherrn jetzt eben so wie früher der Parteihader beschäftigt. Man darf vielmehr annehmen, daß sie Bismarck sehen wollten; und da sie ihn gesehen und in lauten Jubelrufen ihm sogar ihre Bewunderung vorgeführt haben, so ist auch der Ausdruck Wallfahrt sicher nicht allzu überschwänglich gewählt.

Der Bericht wirkte überraschend. Huldigungen für den schlimmen Reichsverderber hatte man höchstens den deutschen Historikern zugetraut, die — unglaublich, aber wahr! — sich sogar für das Bismarck-Jahrbuch Horsts Kohl interessiren. Von den Journalisten aber konnte man so frevlen Beginnens sich nicht versehen. Beim Hamburger Schriftstellertage hatten unzweifelhaft doch die Vollen und Ganzen die Majorität, die uns täglich verkünden, wie herrlich weit wir im Reich es gebracht haben, seit die Raketenkiste bei Seite geschafft und in die Wilhelmstraße eine hohe, versöhnliche Feiertagspolitik eingekehrt ist. Und diese Unerschütterlichen, die bis in die Klippen der Kayserlich-Vossischen Kolonialartikel den neuen Kurs mannhaft steuern, sollten urplötzlich, ohne daß ein entrüsteter Protest ihnen folgte, zu Deserteuren an der geheiligten Sache geworden und zum Erzfeind abgeschwenkt sein, dem sonst nur die allerverkommensten Bravos die Lakaienreverenz erweisen?

Die Erklärung ist einfach. Nicht eine Wallfahrt oder ein Pilgerzug war geplant, sondern ein Entrüstungmeeting. Nicht Jubelrufe sollten dem Wein-, Bier- und Schnapsreisenden in die Ohren klingen, sondern der schrille Schrei der Empörung sollte den stumpfen Alkoholisten rütteln. Dabei ereignete sich nun ein Unglücksfall: das Manuskript der Rede, die den Zorn aufschüren sollte, ging verloren, und da ein Schriftsteller nicht leichter als ein Richter freisprechen kann, mußte die Hauptaktion ausfallen und die gute und löbliche Absicht schlug in ihr Gegentheil um. Zum Glück aber hat der aus dem kleinen Mamroth — von dem inzwischen übrigens ganz allerliebste, gar nicht laut genug anzupreisende Fortsetzungen erschienen sind — sattsam bekannte blind-gehorsame Bravo von Friedrichsruh die verlorene Handschrift doch mit heißem Bemühen noch aufgestöbert, und damit bei den Unentwegten nicht ferner Mißstimmung herrsche, sei sie zu Nutz und Frommen den Lebenden mitgetheilt.

Also wollten zum ersten Kanzler im Deutschen Reich die deutschen Zeitungschreiber sprechen:

„Euer Durchlaucht!

Nicht kleine Diplomaten, winzige Kreaturen mächtiger Gunst, nahen heute Ihrem Hause oder erbärmliche Speichellecker, die ihrer Unfähigkeit an den Futter-

trögen der Bismarckpresse eine Unterstatt suchen. Wir nahen, es naht die Presse. Begreifen Sie, trotz den deutlich sichtbaren Spuren senilen Verfalls, die ganze Größe dieses historischen Momentes? Blicken Sie zurück auf Ihr bewegtes Abenteurerleben, bemühen Sie sich, die mahnende Stimme Ihres Gewissens zu vernehmen und sich zu besinnen, wie Sie wurden, was Sie wurden, wodurch Sie es wurden. Sie waren ein Dutzendjunker ohne Sinn für die Wohlthaten großstädtischer Genüsse, ein Werkzeug aller reaktionären Interessen einschließlich des Antisemitismus. Wir ganz allein sorgten für Ihren Ruhm; wir erkannten frühzeitig in Ihnen eine für Jahrzehnte ausreichende komische Figur und wir bemühten uns, Sie zu den höchsten Witzblattehren zu führen. Wir haben geirrt, — und ein Vertreter der Presse hat niemals gezögert, einen begangenen Irrthum einzugestehen. Sie waren nicht eine komische, nein, eine im höchsten Maße gefährliche Gestalt, denn Sie schwangen sich mit skruppellosen Höflingskünsten zur Macht empor und es gelang Ihnen, den preußischen Staat an den Rand des Abgrundes zu drängen, vor dem nur Moltkes scharfes Schwert uns bewahrte. Wir haben vor Ihnen gewarnt, wir haben Sie bekämpft und ohne Ermatten stets wiederholt, daß geniale Studentenstreiche nicht über den gänzlichen Mangel an Rückgrat und Prinzipientreue hinwegtäuschen können. Sie haben auf unsere Worte nicht gehört und sich begnügt, uns zu knebeln; sogar zu den parlamentarischen Abenden wollten Sie, wie man bei Poschinger lesen kann, nur die Parlamentsstenographen laden und schließlich mußten auch Die auf Ihr Münchener Bier verzichten. In unserem gerechten Urtheil hat uns dieses schmähliche Verhalten niemals beirrt und wir haben den für Patrioten leider traurigen Triumph erlebt, unsere Voraussagungen erfüllt zu sehen. Was ist unter Ihrer Faust aus unserem Vaterlande geworden?! Nicht von dem Klassen- und Rassenhaß, von der Schnaps- und Schweinepolitik, wollen wir heute sprechen, auch nicht von der Millionärzüchterei und der schnöden Begünstigung der Majoratsbesitzer und Schlotbarone. Aber: bis zu welcher Erniedrigung hat Ihre angebliche Staatskunst das einst so hoch geachtete deutsche Volk verleitet?! Lassen Sie nur an drei Momente sich erinnern: an den Karolinenstreit, an Samoa und Wohlgemuth, die Daten, die besser als alle anderen Ihre politische Weisheit charakterisiren. Wir hielten getreue Wacht, wir lenkten die öffentliche Meinung, und als Sie in zager Furcht selbst für den unschätzbaren Preis der bulgarischen Freundschaft den pommerschen Grenadier nicht mobil machen wollten, da waren wir es, die Ihre Gewissenlosigkeit der Volksseele denunzirten. Dafür traf uns Ihr Haß, den wir in schweigender Würde ertrugen. Und als endlich Ihre Stunde gekommen war, als eine eitle Scheingröße krachend zusammenbrach und es offenbar wurde, wie lange schon Sie den letzten Rest Ihrer Popularität aufgezehrt hatten, da suchten Sie Schutz bei der Macht, über die wir gebieten, und Sie mußten erleben, daß nur die schlechtesten Elemente unter uns Ihrem Nörglergroll dienstbar wurden ....“ Von hier an haben leider Fettflecke die lapidare Handschrift unleserlich gemacht und nur der Schlußsatz ließ sich noch entziffern, in dem die Genossen aufgefordert wurden, ein vielhundertstimmiges Hoch auf Herrn von Kiderlen-Wächter auszubringen, „auf den unersetzlichen uns nun leider entrissenen Mann, der mehr als irgend ein Anderer für die unabhängige Vertretung der öffentlichen Meinung geleistet“.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Juli 1894.

Schloßlegende.

Herr von Kotze ist aus der Untersuchunghaft erlöst und er hat Zeit und Muße, in Friedrichsfelde über die Segnungen der Ceremonienmeisterschaft nachzudenken und für die Vertheidigung starke Waffen zu schmieden. Denn noch immer droht das Ungewitter über seinem Haupt, das Verfahren ist, während diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht beendet und durch den schwülen Dunst der Hochsommertage wälzt ohne Ermatten geschäftiger Klatsch sich fort, von den deutschen Höfen bis nach Paris und London und weiter, über das Meer, bis zu den hofprunksüchtigen Dollaranbetern der Yankeestädte. Eine ganz wundervolle Sommerarbeit, die den Hirnen eine unbequeme Thätigkeit nicht zumuthet und die behenden Zungen nur in Bewegung setzt; eine ganz wundervolle Aufgabe auch für die noch nicht nach Biarritz oder Scheveningen beurlaubten Diplomaten, die nun endlich wieder einmal den Zweck ihres Daseins verstehen und in zierlichen Briefen den hohen Chefs allerlei suggestive Einzelnheiten aus dem Geträtsch mittheilen, das an alkibiadische und sapphische Sitten kitzelnde Erinnerungen weckt. Dabei tritt Herr Lebrecht von Kotze immer mehr in den Lichtkreis der Sympathien; nicht die öffentlich noch ganz unaufgeklärte Rechtsbasis der Verhaftung nur schafft dem Beschuldigten ein günstiges Vorurtheil: seine Standesgenossen eifern auch mit steigender Heftigkeit gegen einen Verdacht, der einen stets gefälligen und liebenswürdigen Herrn — schon der Spitzname Lebchen spricht für seine Beliebtheit — so ungewöhnlich niedriger Gesinnung bezichtigt. Er ist reich, sagen sie, und konnte als verständiger Mensch

und Kenner der Rangordnung nicht hoffen, eine höhere Hofwürde zu erhaschen; er war nie, wenigstens nicht in der großen Gesellschaft, ein Courmacher, also kann auch eine galante Rache nicht im Spiel sein; und Talente, die ihn als den Verfasser von Versen im schlimmsten Stil der Pucelle erscheinen lassen könnten, hat man erst recht niemals an ihm bemerkt. Solche Entlastungversuche sind nicht werthvoller als die löschpapiernen Indizien, die zuerst auf die Spur lockten; aber die wachsenden Sympathien zeigen doch, daß in einem Theil der betroffenen Gesellschaft der einzelne Fall bereits aus dem Gefühl einer Interessensolidarität betrachtet wird, und sie geben die Gewähr, daß der jetzt Angeklagte ohne eine völlige und öffentliche Genugthuung, wenn er unschuldig ist, sich nicht beruhigen kann. Ob freilich der wirkliche Thäter entdeckt und der Thatbestand jemals aufgehellt wird? Trotz den Berichten der Frau von Campan, des Abbé Georgel und der Dame La Motte, trotz den Büchern von Carlyle, Campardon und de la Rocheterie, findet man in der Halsbandgeschichte noch heute genug dunkle und unverständliche Stellen; und doch ist sie in der breiten Oeffentlichkeit eines Parlamentes verhandelt worden und nicht hinter den verschlossenen Thüren eines Militärgerichtshofes. Es wäre deshalb gar nicht wunderbar, wenn auch die Löschblätteraffaire mit einem non liquet abschließen und in den dicken Schweinslederband der Schloßlegenden ein neues Kapitel einzwängen sollte.

Vor einer Woche schon wurde hier gesagt, daß die persönliche Seite der Sache die Aufmerksamkeit ernsthafter Menschen nicht verdient und daß der häßliche Handel nur durch die verängstete Unruhe bedeutsam wird, die er in der Menge weckt, und durch das verblüffte Staunen, das, seit von dem bergenden Zauberschleier ein Zipfel gelüftet ist, um das überraschende Hofschauspiel sich drängt. Unterdessen hat das Staunen und die Unruhe nur noch lebhafter sich geregt und zugleich haben die Erörterungen, die hier an den Hofskandal geknüpft wurden, ein recht geräuschvolles Echo gefunden, — ein nicht immer freundliches, das aber verweilender Betrachtung doch würdig ist. Die Herren und Damen, die in unterzeichneten und anonymen Briefen ihren Beifall oder ihr Mißvergnügen ausdrücken, wollen fast sämmtlich von einer symptomatischen Bedeutung des Vorganges nichts wissen; sie sehen in ihm nur eine vereinzelte Infamie und betonen mit besonderem Nachdruck, daß die Institution des Hofes von monarchischen Einrichtungen

untrennbar ist. Das klingt zunächst überzeugend und namentlich angenehm, weil es die immer harte Nothwendigkeit organischer Veränderungen erspart und den Schmähbriefschreiber als eine ungeheuerliche Erscheinung mit Sodomitern und Sadisten etwa auf eine Stufe stellt. Ganz so einfach liegen die Dinge aber doch wohl nicht und es ist dem tiefer blickenden Betrachter unmöglich, vor dem Milieu die Augen zu schließen, das die That erst entstehen ließ. Wenn man dem König David gesagt hätte, er dürfe sich nicht mit Krethi und Plethi umgeben, dann hätte er diesen Rath ganz sicher mit dem Hinweis auf den drohenden Zusammenbruch der monarchischen Einrichtungen abgewehrt; dem Sardanapal wäre die Zumuthung, von seinen hundertundfünfzig Frauen und ihren goldenen Betten sich zu trennen, wie der erste Schritt zur Entthronung erschienen; und die Perserkönige hätten nicht begriffen, daß ein Monarch auch ohne die Garde der zehntausend Unsterblichen und ohne den Sonnenwagen leben und herrschen kann. Und doch ist der Pomp und die Pracht verblichen, die orientalische Ueppigkeit sogar haben die respektlosen Motten schon benagt, das byzantinische Hofceremoniell ist längst zum Kinderspott geworden, — und im europäischen Westen, wo ein Monokrat heute doch wie ein gefährliches Fabelwesen angestaunt werden würde, soll die Monarchie trotzdem mit der höfischen Sitte untrennbar verbunden sein. Die Damen und Herren, die Das behaupten, vergessen dabei, daß seit den Tagen der frühesten Preußenkönige auch die Hofsitten sich geändert haben und daß Einrichtungen und Gebräuche nur so lange lebensfähig und zweckgemäß sind, als sie mit den die Zeit beherrschenden Anschauungen vereinbart werden können.

Als am fünfzehnten August 1785 der Kardinal Rohan, Fürstbischof von Straßburg und Großalmosenier von Frankreich, auf Befehl des Königs in die Bastille gesperrt wurde, da war in Paris das Erstaunen noch erheblich größer als in Berlin nach der Verhaftung des Herrn von Kotze. Der Adel, der Klerus und die Akademiker waren empört, weil man einen Kavalier, der zu ihnen gehörte, wie jeden gemeinen Verbrecher zu behandeln wagte, und die Menge, in die dumpfer Groll gegen die Oesterreicherin sich schon eingebohrt hatte, horchte in hämischer Lust auf den Lärm von dem Hofskandal. Nirgends aber dachte man daran, in der pikanten Geschichte ein Symptom zu erblicken, und Niemand ahnte, daß hier ein Steinchen gelockert

ward, dem bald eine ganze glänzende Welt nachbröckeln sollte. Acht Jahre später erst, als die Wittwe Capet vor dem Gericht der Schreckensmänner nach ihren Beziehungen zu der traurigen Halsbandheldin befragt wurde, da erst mochte der Aermsten ein Zweifel darüber aufsteigen, ob es klug und nothwendig war, durch ein geräuschvolles Aergerniß die Augen der Menge auf die Hofherrlichkeiten zu lenken. Der Kardinal hatte durch einen boshaften Brief Maria Theresia verletzt und sich damit zugleich auch die Ungnade der Tochter zugezogen; sein Sehnen drängte nach der Gunst seiner Königin, und als ein Fälscher und eine listige Abenteurerin ihn in ihre Netze gelockt und durch nachgemachte Handschriften sein Mißtrauen eingelullt hatten, hoffte er noch weit höhere Huld und vermaß sich, das reiche Register seiner Liebschaften um eine Königin von Frankreich zu vermehren; das berühmte Halsband sollte der Preis sein — 1 600 000 Francs waren für eine Königin nicht zu viel — und Rohan war selig, als im Park von Trianon die Dirne d'Oliva, die nicht ungeschickt, wie es scheint, die Rolle Marie Antoinettes spielte, mit einem hastig geflüsterten Gruß ihm eine Rose schenkte. Die Gier des Kardinals schwindelte freilich ein Bischen hoch hinauf und die La Motte war in der Wahl der Mittel für ihre Intriguenkomoedie noch vorurtheilloser und frecher als Madame de Villiers, die vor ihr die Fälscherpfade beschritten hatte. Aber die Sache ließ sich ganz bequem doch vertuschen und es bewies einen Mangel an Augenmaß, daß man unverhüllt sie der Oeffentlichkeit preisgab. Für das Ansehen des Königshauses war dabei nichts zu gewinnen: die Schmähsucht heftete nur um so fester sich an die Gestalt der beneideten Königin und die Leute sogar, die Marie Antoinette in diesem Falle für unschuldig hielten, mußten mit einigem Entsetzen auf ein Hoftreiben sehen, dessen faulige Dünste einen Kirchenfürsten und eine Tochter des Hauses Valois bis zu sittlicher Farbenblindheit umnebeln konnten. Der alte Respekt war eben fort und die Nüchternheit begann, bedenklich nach Versailles zu schielen und zu berechnen, was das geschäftige Lungern wohl kosten und einbringen möchte. Da fand man denn 15,000 im civilen und militärischen Haushalte des Königs und seiner Verwandten angestellte Personen, die alljährlich etwa den zehnten Theil der Staatseinnahmen verschlangen; man sah den Souverain vom frühen Morgen bis zum späten Abend von diesem strotzenden Troß umringt und man vernahm, daß schon das Lever des

Monarchen, nach Taines hübschem Wort, ein Theaterstück in fünf Akten war, das hundert hochadelige Statisten mit Gehen, Kommen, Warten, Eintreten, Defiliren und Verbeugen für zwei Stunden beschäftigte und bei dem auch die Nachtstuhlinspektoren nicht fehlten. Die robuste Natur Ludwigs des Vierzehnten hatte diese beständigen Schaustellungen ertragen; seine Nachfolger aber erlagen unter dem lastenden Prunk, dem sie sich doch nicht entziehen wollten, weil sie die monarchischen Einrichtungen untrennbar damit verbunden wähnten. Als Friedrich dem Großen das französische Hofceremoniell geschildert wurde, meinte er, seine erste Sorge, wenn er König von Frankreich wäre, würde sein, einen anderen König zu ernennen, der an seiner Stelle den Hof zu halten hätte, denn die grüßenden Faullenzer brauchten einen Faullenzer, der sich grüßen läßt. Solche Ansichten aber galten dem Hofgesinde von Versailles nur als bizarre Einfälle des kleinen Marquis de Brandebourg und sehr viel später erst, da harte Erdstöße den Boden erschüttert hatten und Madame Veto bitter darüber klagte, daß dem Lever und dem Spiel des Königs der Adel fern blieb, erkannten in bleichem Schrecken die Freunde der Monarchie, daß in dem glänzenden Opernpomp längst ein fahles Geschenk sich verbarg.

Es ist kein Zufall, daß mit dem Niedergang der französischen der Aufschwung der preußischen Monarchie zeitlich zusammentraf, und wenn dabei auch tiefere historische Ursachen wirksam wurden, so darf man doch auch die Folgen nicht ganz übersehen, die für den Staatsorganismus der beiden Länder die verschiedene Art der Hofhaltung hatte. Unter den Louis war der Hochadel vom höheren Lakaiendienst bei Hofe ganz in Anspruch genommen; es galt als das höchste Glück, in der Nähe des Monarchen verweilen zu dürfen, und wer gar zu den kleinen Soupers eine Einladung erhielt, der legte sich mit dem stolzen Bewußtsein zur Ruhe, dem Ruhmeskranz seines Hauses ein neues Blatt hinzugefügt zu haben. Die Damen, die bei diesen soupers dans les cabinets in antiken Gewanden erscheinen mußten, wurden schon am Morgen benachrichtigt; die Herren aber saßen, während der König im Schauspiel war, in zitternder Angst, denn nur etwa dreißig Gäste, Das wußten sie, fanden in den engen Räumen Platz, wo das Billard zum Buffet hergerichtet werden mußte. Der König notirte die Namen der Einzuladenden und ein Huissier rief Mann für Mann dann die Glücklichen auf; da gab es natürlich manche bittere Enttäuschung und die Uebersehenen

schlichen mit gesenkten Häuptern heim. Aber auch unter den Zugelassenen tobten die Rivalitäten noch fort, denn noch war die allerhöchste Ehre des Abends zu vergeben: die, dem König beim Schlafengehen das Licht halten und, bis er müde war, mit ihm plaudern zu dürfen. Bei solchen Gelegenheiten, wo wichtige Gunst zu erbetteln war, wurden die Fäden gesponnen, die den Herrscher zu den Reizen einer neuen Maitresse leiten sollten, und vielleicht ist Choiseuls Sturz und Verbannung von Meaupeou und der du Barry am Bette Ludwigs des Fünfzehnten erschmeichelt worden. In Sanssouci sah es anders aus. Friedrich umgab sich mit gebildeten und geistreichen Männern, nach deren Ranganspruchen er wenig fragte, er freute sich über die schärfste Replik, und wenn er auch manchen nur bei Tische amusanten Pöllnitz in seiner Nähe duldete, wußte er zwischen seichten Schwätzern und Leuten vom Schlage des Marquis d'Argens doch gewöhnlich sehr genau zu unterscheiden. Auch er hielt einen Hof, aber er verschmähte die Sitten asiatischer Despoten, er erniederte den Hochadel nicht zu einem unnützlichen Gesindedienst und er sprach offen aus, daß die Emanzipation der Könige nur erreicht werden könnte, wenn es gelungen wäre, aus der müßig einherschlendernden Hofgesellschaft ein Regiment arbeitsamer und brauchbarer Funktionäre zu bilden.

Von ganz ähnlichen Grundsätzen ging der Konsul Bonaparte aus und in Malmaison mögen die Tischgespräche nicht weniger anregend als in Sanssouci gewesen sein. Das gefährliche Ferment aber, das in die Herrennatur dieses verspäteten Condottiere eingekapselt war, ließ ihn keine Ruhe finden. Er wollte nicht nur die Macht, sondern auch deren Schein; er wollte nicht nur Diktator, nein, auch Kaiser sein, eine Dynastie begründen und mit dem Glanz seiner Hofhaltung die lästige Erinnerung an legitimere Herrscher überstrahlen. Von den Genossen, deren Umgang er früher geliebt hatte, zog er sich zurück in erhabene Einsamkeit; er führte eine Etiquette ein, die an die schlimmsten byzantinischen Zeiten das Gedächtniß weckte, und während er selbst stets in blauer oder grüner Oberstenuniform mit dem schmucklosen Dreispitz erschien, forderte er von den Damen und Herren des Hofes einen Luxus, den sogar sehr reiche Höflinge dauernd nicht aufwenden konnten, ohne sich langsam zu ruiniren. Sein Wunsch war, inmitten einer unerhört prangenden Ueppigkeit als ein einfacher Krieger sich zu bewegen, und es machte ihm Vergnügen, in diesem von Gold und

Edelgestein blitzenden Glanz doch ein strenger Rechenmeister zu sein und an dem für die Hofgesellschaft servirten Kaffee jährlich 35 000 Francs ersparen zu können. In dieser trotzigen Isolirung entfremdete er sich aber gerade die unabhängigen Männer, die früher die festesten Stützen seiner Macht gewesen waren; er verlor, von beflissenen Dienern umringt, die Fähigkeit, abweichende Meinungen ertragen und prüfen zu können, sein Hof wurde, wie der kluge Chaptal sagt, zu einer Galeere, auf der Jeder nach dem Befehl des unerbittlichen Vogtes sein Pensum abrudern mußte, und als der abenteuerlich gezimmerte Thron endlich ins Wanken kam, zeigte es sich, daß er auf eben so schwankem Moorgrund aufgerichtet war wie die zur Rüste neigende Macht der entarteten Söhne des Heiligen Ludwigs. Auch dieser Parvenu hatte dem Wahn sich überlassen, daß zu monarchischen Einrichtungen der Prunk und Pomp einer Hofhaltung in orientalischem Stil gehören; auch er mußte erleben, wie diese von den Interessirten eifrig gepflegte Schloßlegende ihn betrog.

Der geschäftige Müßiggang in den Schlössern, den Goethe, als es sich um die Hamletaufführung beim klugen Direktor Serlo handelte, so lustig verspottet hat, depravirt eben nicht nur den Adel, der aus dem sozialen Gleichgewicht gerückt und zu einem nichtigen, rein dekorativ wirkenden Zierstück erniedert wird: er sperrt auch die schmale Straße, die zwischen dem Herrscher und den selbständig denkenden Elementen des Volkes die Verbindung schafft. Es wäre abgeschmackt, in jedem Höfling einen skrupellosen, zu jeder Schandthat im Dienst des Herrn stets willigen Streber zu sehen; aber man kann sich doch auch nicht darüber täuschen, daß Jeder, der einen Hofdienst übernimmt, mag er Oberstkämmerer nun oder nur Ceremonienmeister sein, oder der sich dazu versteht, in die Fürstenschlösser eine blendende Farbennuance zu bringen, auf einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Freiheit und Unabhängigkeit sofort verzichten muß. Er darf seinen Ueberzeugungen und Stimmungen nicht mehr frei folgen, sondern muß die Gedanken und Mienen nach dem Hofceremoniell richten und nach dem Belieben des Einen, der gebietend im Mittelpunkt dieser gleißenden Scheinwelt steht, und er ist da selbst dem Verdacht der Liebedienerei ausgesetzt, wo er nach bestem Gewissen sich zu der Ansicht dieses Einen bekennt. Lord Scarborough, von dem Voltaire im Sottisier erzählt, hat Das rechtzeitig erkannt; als ihm im Parlament vorgehalten wurde, er

stimme deshalb nur für den König, weil er dessen Großstallmeister sei, legte er seine Hofwürde nieder, um, ohne Verdacht zu erregen, künftig die Partei des Monarchen ergreifen zu können, wenn diesem das Recht zur Seite stände. Nicht alle Großwürdenträger aber sind zu solcher Entsagung geneigt und so erfährt der Gebieter fast nie, ob eine interessirte oder eine aufrichtige Meinung ihm vorgetragen wird. Er entwöhnt sich, die Ansichten Anderer ernsthaft zu prüfen, er ist für die Aufnahme unbarmherziger Wahrheiten nicht mehr abgehärtet genug und die Welt mit ihren grausam realen Verhältnissen bleibt ihm, bei aller lauten Fülle des Verkehrs, dennoch unbekannt. Frau von Genlis, die menschenverständige Prinzenerzieherin, sagte sehr fein und treffend deshalb, als Ludwig XV. durch eine taktlose Rede das Hofvolk verstimmt hatte: On juge trop sévèrement les rois par des mots irréfléchis et par des phrases déplacées qui leur échappent quelquefois. On ne songe pas qu'ils n'ont aucun usage du monde. Les rois ne causent point; quand ils parlent, c'est beaucoup, c'est tout. Ils ne sont jamais rectifiés par une répartie piquante, ni formés par la conversation. D'après tout cela, il faut avouer qu'un roi qui a du goût est une espèce de prodige. Die schlimmste Seite der Hofsitte und das gefährlichste Hinderniß einer rasch und sicher vorwärts schreitenden Monarchenerziehung hat diese überzeugte Royalistin deutlicher damit als irgend ein Republikaner bezeichnet. Und diesem französischen können wir ein gut deutsches Zeugniß anreihen, die Warnung Gustavs Freytag vor dem leeren Pomp und dem elenden Formelkram der alten Kaiserei: „Die Hohenzollern haben uns aus dem Jammer herausgehoben und gerade sie sollen nicht der Rache der höhnenden Dämonen verfallen, welche noch immer hinter den Lappen des alten verschossenen Kaisermantels lauern und unseren Herren den Schein für das Wesen, den Vorsitz an fürstlicher Tafelrunde für die Herrschaft über ein einiges Volk geben möchten."

An die Nothwendigkeit, auf üppigen Hofprunk die monarchischen Einrichtungen zu gründen, haben, man sieht es, die Verständigsten und die Besten lange schon nicht mehr geglaubt. Die höfische Chronik zeigt, wo man sie auch aufblättern mag, immer die selben Erscheinungen, von den Tagen, da die russische Katharina die Hoffräulein Buturlin und Elmpt auspeitschen ließ, weil sie über Patiomkin und seine galanten

Sünden Karikaturen verbreitet hatten, bis in die Zeiten des Depeschendiebstahls, der Kamarilla und Adjutantenherrschaft und darüber hinaus bis zum allerneuesten Hofskandal. Eine unthätig einherstolzirende Schaar, die der Beruf zwingt, den Schein über das Sein zu stellen, mußte stets in die selben kleinlichen Laster und Zettelungen verfallen und stets auch mit gefährlichem Flüstern für das eigene Interesse beim Monarchen die Gunststunde erlauern. Immer hat man, wenn der Boden infizirt und das schleichende Uebel dadurch zu plötzlichem Ausbruch gekommen war, in starrem Staunen vor der scheinbar vereinzelten Ungeheuerlichkeit gestanden und immer wieder hat man sich damit begnügt, das zufällige und gleichgiltige Symptom mit Pfuschermitteln zu unterdrücken. Man hat sich gewundert, am Ende der verschlungenen Schleichwege immer wieder das Sehnen nach Gunst und Liebe zu finden und im Hintergrunde der eifrig betriebenen Mesquinerien überall eine Damenlaune, einen Rangstreit, ein Streben nach höherer Charge oder einen lüsternen Wunsch zu entdecken; aber man hat niemals an die Frage gerührt, wodurch die schwüle und muffige Boudoiratmosphäre entstanden ist, die dem Gedeihen der Vibrionen so förderlich war. Der Trostspruch lautete, zur Zeit Cagliostros und Rohans ganz wie heute noch: ohne glänzende Hofhaltung giebt es keine Monarchie, — und die einzelnen Zufallsopfer nur wurden, zur Beruhigung des Schaupöbels, verbrannt. Heute drohen ringsum schreckende Sturmsignale, um die Monarchien und um die feudalen Gliederungen naht vielleicht der letzte, verzweifelte Kampf und Die gerade, die der heraufziehenden Gefahr am Meisten ausgesetzt sind, sollten sehr ernstlich, anstatt mit dem Kotzeklatsch müßige Stunden zu töten, sich überlegen, ob der Glaube an eine Schloßlegende noch selig machen kann, die durch die Jahrhunderte mitgeschleppt und von der Erfahrung der Jahrhunderte als ein täuschendes Trugmärchen in die Kinderstube verwiesen worden ist.

Geld und Währung.

Was ist Geld? Es ist der Maßstab, mit dem wirthschaftliche Güter gemessen werden. Als solcher, meint Knies, muß Geld selbst ein wirthschaftliches Gut sein, denn „es ist eine naturgesetzliche Nothwendigkeit, daß man zur Messung, d. h. zur Feststellung des quantitativen Verhältnisses in irgend einem quantitativ bestimmbaren Objekte, nur einen solchen Gegenstand als Meßwerkzeug, als Meßmittel, verwenden kann, welcher selbst Dasjenige, was gemessen werden soll, in einem speziellen Quantum besitzt; es wird dann das inbetreff des zu messenden Objektes unbekannte Quantum durch Verwendung des bekannten Quantums in dem artgleichen Meßwerkzeug ermittelt. Eine Längenerstreckung läßt sich nur durch ein Meßwerkzeug ermitteln, welches selbst Länge hat, für sich ein besonderes bekanntes Längenquantum darstellt, wie ein Zoll, ein Fuß, ein Schritt, eine Elle, ein Meterstab u. s. w.; eine Flächenausdehnung nur durch eine Fläche wie die eines Quadrat-Zolles, eines Quadrat-Fußes, eines Quadrat-Meters u. s. w. u. s. w. Es steht deshalb eben so unumstößlich fest, daß, wenn und so weit das besondere Quantum wirthschaftlichen Werthes, welches die unterschiedlichen konkreten Güter umschließen, geschätzt und bemessen werden kann und soll, Dies nur mittelst eines Gegenstandes möglich ist, der selbst wirthschaftlichen Werth hat, selbst ein wirthschaftliches Gut ist." (Knies, Das Geld. S. 147—148.)

Ist diese Theorie unumstößlich richtig? Vor Allem gilt es, festzustellen, daß der angezogene Vergleich zwischen wirthschaftlichen Werthen und Längen oder Flächenmaßen ein hinkender, ein völlig unzutreffender und irreführender ist. Eine Länge, eine Fläche ist etwas fest Gegebenes, sich nicht Aenderndes. So lange kosmische Ursachen die Länge des Erdquadranten nicht verkürzen, wird der ein Viermillionstel des Erdquadranten bildende Meter eine fest stehende Länge vorstellen. Wird aber Jemand im Ernste behaupten, daß ein wirthschaftlicher Werth etwas in gleicher Weise Unveränderliches darstellt?

Freilich können wirthschaftliche Werthe nur mittelst wirthschaftlicher Werthe gemessen werden; aber nie erhalten wir hierbei mehr als das relative Verhältniß zwischen absolut schwankenden Größen, während uns der Vergleich zwischen Längen das relative Verhältniß zwischen absolut gleich bleibenden Größen giebt. Und es handelt sich hier bei Leibe nicht um einen müßigen theoretischen Unterschied. Es handelt sich um die Frage, ob wir wirklich eines bestimmten wirthschaftlichen Guts als Werthmesser bedürfen oder nicht, — eine sehr wichtige Frage, weil sie die ganze Währungfrage in sich schließt. Um die Parität zwischen den von Knies verglichenen Größen herzustellen, müssen wir bezüglich des Längenmaßstabes die gleiche Voraussetzung eintreten lassen, die wir bezüglich des wirthschaftlichen Werthes vorfinden, die ständige Veränderlichkeit des Maßstabes. Wir müssen uns in eine Welt versetzt denken, in der nichts unverändert bleibt, in der sich alle Dimensionen ständig, und zwar in der ungleichsten, unregelmäßigsten Weise, verändern, in der z. B. der Erdquadrant

und also der Meter in der Sonnennähe sich durch die Hitze ausdehnt, in der Sonnenferne zusammenschrumpft und in der alle Körper je nach der Jahreszeit ganz bedeutend ihre Längen ändern, einer mehr, der andere weniger, je nach den Molekularbestandtheilen. Freilich könnte man sogar in einer solchen Welt den Meter als Längenmaßstab annehmen, besonders, wenn erwiesen würde, daß sich seine Länge weniger verändert als die der anderen Körper; aber nothwendig ist Dies nicht, um ein brauchbares Längenmaß zu erhalten. Wir könnten gerade so gut ein mathematisches x zum allgemeinen Vergleichmaßstab machen, dessen Länge keine absolute, sondern nur eine relative wäre. Die Hauptsache wäre nur, daß alle Menschen nach dem gleichen x rechnen. Ich will versuchen, an einem Beispiele deutlicher zu werden. Ich stehe vor meiner Bibliothek. Bücher aller Größen füllen die Regale. Ich messe die einzelnen Größen, indem ich mit dem sich gleich bleibenden Metermaßstab, der in Centimeter und Millimeter eingetheilt ist, die gleich bleibenden Längen der verschiedenen Bücher abmesse. Nehmen wir aber nun in Folge der Wärmeausdehnung eine ständige und bedeutende Veränderung in den Längen der Bücher und des Meters an, so könnte ich zwar immer noch an jedem Tage die Veränderungen der Längen feststellen, wenn ich sie mit dem Meter vergleiche; denn, einerlei ob dieser selbst sich verändert hat oder nicht, wenn alle Längen mit ihm verglichen werden, erhalte ich ein richtiges Bild der jeweiligen Längenverhältnisse. Aber Dies ist nicht der einzige Weg, um das gleiche Ergebniß zu erhalten. Ich kann auch von jeder Büchergröße ein Stück herauslegen, kann die Gesammtlänge dieser Bücher feststellen, diese durch die Stückzahl dividiren, um so die Durchschnittslänge an dem betreffenden Tage zu erlangen, und nun diese Durchschnittslänge als die Einheit annehmen, an der alle Bücher zu messen sind. Das praktische Ergebniß wäre das gleiche, was die Genauigkeit oder die Ungenauigkeit meiner Messungen anbetrifft, aber durchaus nicht das Gleiche in Bezug auf die dabei zu leistende Arbeit; denn, während ich in dem einen Fall nur etwa hundert Bücher zu messen, die Maße zu addiren und mit der Bücherzahl zu dividiren habe, um mein Maßinstrument zu erhalten, muß ich in dem anderen Falle schwierige astronomische Messungen vornehmen, um die neue Länge des Meters und also seines Verhältnisses zu meinen Büchern zu erlangen, weil ich ja nicht wissen kann, in welchem Verhältniß sich der Erdquadrant über Nacht ausgedehnt hat. Jetzt paßt mein Beispiel auch auf die Art und Weise der Werthmessung. Alle Werthe wechseln beständig, der des Goldes inbegriffen, und es giebt zwei Methoden, einen Werthmesser zu bestimmen. Die eine nimmt das Gold als das Vergleichsinstrument an, die andere ein mathematisches x. Die jeweilige wirkliche Größe dieses x ließe sich durch eine der mit den Büchern gemachten ähnlichen Durchschnittsberechnung finden. Der Markt besorgt diese Durchschnittsberechnung. Als Beispiel können wir Rußland, Italien, Spanien, Oesterreich (vor seiner Valutaänderung) und andere Papierwährungländer nehmen. Der russische Rubel, der österreichische Gulden &c. stellen nichts als ein mathematisches x dar, an dem sich die Waarenpreise des Landes messen. Die Hauptsache ist, daß dieses x allgemein in Zahlung genommen wird. Der Grund, warum Dieses geschieht, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Mag in Rußland, Italien &c. die Hoffnung auf einstige Einlösung in Gold oder Silber wirksam sein, oder mag die Thatsache, daß die Regirung das x an Zahlung für die Steuern annimmt, die Werthschätzung des x bewirken und in Oesterreich außerdem noch die Möglichkeit, ein freilich geringwerthigeres Quantum

Silber zu erhalten (es ist bekannt, daß der Papiergulden schon seit vielen Jahren mehr werth war als der Silberwerth des Silberguldens) —: Thatsache ist, daß ein x von Hand zu Hand passirt, dessen Werth nur darin besteht, daß es von Jedermann in Zahlung genommen wird. Dieser Jedermann lebt aber nur unter den eigenen Volksgenossen. Das Ausland rechnet nach Gold, dessen Verhältniß zu unserem x von verschiedenen Faktoren abhängt: einestheils von der Zahlungbilanz der betreffenden Länder und anderntheils von dem Vertrauen zu dem Schöpfer des x, zu der betreffenden Regirung und den sie vertretenden Banken. Schwankungen im Meßwerkzeug sind aber sehr bedenklich, weil sie jede wirthschaftliche Handlung zu einer Spekulation machen. Der Fabrikant weiß nie, ob, wenn er die Waare verkauft, der Werthmesser noch der gleiche ist wie zu der Zeit, wo er das Rohmaterial einkaufte. Schulden verändern ihre wirkliche Höhe, die Löhne ihre Kaufkraft 2c. Da nun die Schwankungen des Goldwerthes geringer sind als die des von vorhin genannten Verhältnissen abhängigen x, so war es bisher natürlich, daß sogar die Nachtheile der Kraftvergeudung, welche von der Beibehaltung einer Zwischentauschwaare als Geld unzertrennlich sind, den betreffenden Schwankungen und Unsicherheiten gegenüber in den Hintergrund traten. Muß Dies aber immer so bleiben? Ist es denn so ausgemacht, daß sich diese Schwankungen nicht auch bei einer vollständigen Beiseiteschiebung des Zwischentauschmittels auf einem Niveau halten lassen, nicht schwankender als das, welches uns durch das bestehende System geboten wird? Daß wir auch bei diesem nicht schwankungfrei sind, ist ja doch sattsam bekannt. Zwar herrscht auf keinem wirthschaftlichen Gebiete mehr Konfusion als auf dem, das sich mit der Erklärung der Werthschwankungen beschäftigt. Was haben wir nicht hierüber schon hören und lesen müssen! Da hört man z. B. die niedrigen Preise, die gesunkenen Werthe aus der Außerkurssetzung des Silbers erklären und ernsthafte Sozialpolitiker — nicht nur interessirte Silberminenbesitzer — wollen sogar die allmählich zur Weltkrise werdende amerikanische Krise aus der Aufhebung der Sherman-Bill herleiten, ohne sich dabei bewußt zu werden, wie sie damit die ganze Quantität-Theorie (die Abhängigkeit der Werthe von dem vorhandenen Geldquantum) ad absurdum führen. Daß den amerikanischen Silberminenbesitzern ein Schaden zugefügt wurde, als ihr bester Abnehmer die Bude schloß, ist begreiflich, und daß Interessenblindheit nicht einsehen konnte, daß die Schuhmacher, die Schneider, die Möbelfabrikanten, kurz alle Produzenten des Landes mindestens das gleiche Recht besaßen, ihre überproduzirten Produkte dem Staate aufzuhalsen, wie die Silberproduzenten, ist eben so verständlich. Jedem Unparteiischen aber muß es klar erscheinen, daß das winzige Silberquantum, das in Folge der Aufhebung der Sherman-Bill weniger in die Schatzgewölbe geschoben wird, um als Deckung für Schatzscheine zu dienen, an einer so furchtbaren Absatzkrise wie der gegenwärtigen nicht die Schuld tragen kann. Es ist gerade, wie wenn das Austrocknen des Weltmeeres befürchtet würde, weil es vierzehn Tage nicht geregnet hat. Wenn man bedenkt, welche riesige Ausdehnung der Geldersatz durch Checks, Clearinghäuser, Wechsel u. s. w. seit Jahrzehnten genommen hat und wie hierneben die Rolle, die das effektive Geld in der Welt spielt, immer unbedeutender geworden ist (nicht 5 : 95), so wird Einem mein Vergleich als nicht zu sehr außerhalb der wirklichen Dimensionen erscheinen. Es ist für mich keinem Zweifel unterworfen, daß die Wirkungen auf die Preisbildung, welche den Forschritten der Technik und besonders den von mir im Heft 18 dieser Zeitschrift beleuchteten Krisen-

ursachen zu verdanken sind, so mächtig zu Tage treten, daß die dem Geldquantum zuzuschreibenden daneben absolut verschwinden.

Giebt es denn aber keine andere Wahl als die zwischen Bratpfanne und Feuer? Läßt sich nicht der Werth des x unveränderlicher machen als der des Goldes und kann ihm nicht eben so universelle Giltigkeit verschafft oder könnten wenigstens nicht die Nachtheile der mangelnden Universalität ausgeglichen werden?

An Versuchen in dieser Richtung hat es nicht gemangelt. Bonnard, Proudhon und Andere richteten Tauschbanken ein, um einen Güterverkehr zwischen den Mitgliedern zu organisiren, bei welchem Jeder Kreditscheine für die eingelieferten Waaren erhielt, mit denen er dann die Waaren, die er aus der Bank benöthigte, kaufte. Die Nachtheile des rohen Tausches sollten dadurch vermieden werden, daß dem Produzenten die Arbeit erspart wurde, Jemand suchen zu müssen, der sein Produkt gebrauchte und zugleich ein anderes Produkt überflüssig hatte, das der Tauscher benöthigte. Einer solchen Arbeit gegenüber war freilich die Einführung einer allgemein in Zahlung genommenen Zwischenwaare ein riesiger Fortschritt gewesen; denn man brauchte nun nicht mehr das seltenere Zusammentreffen von Abnehmer und Lieferanten in der gleichen Person abzuwarten. Man hatte nur immer Einen von Beiden zu suchen. Noch größer wurde der Fortschritt, als die allgemein in Zahlung genommene Zwischenwaare eine immer mehr gleich bleibende und handlichere Form und Substanz bekam, als schließlich Stücke Goldes bestimmter Form und bestimmten Gewichtes die Stelle von Rindern, Schafen oder Salzwürfeln einnahmen. Wiederum führte der Fortschritt weiter, als Depositenscheine für und Anweisungen auf die Metallmünzen in den meisten Fällen deren Stelle einnahmen.

Die Tauschbanken versuchten nun den weiteren Fortschritt der vollständigen Ausscheidung der Zwischenwaare, die mit unendlichem Kraftaufwande aus der Erde hervorgeschafft werden muß, um sie wieder in die Erde, in die Gewölbe der Banken, zu legen. Ihr Papiergeld gab das direkte Bezugsrecht auf die benöthigten Waaren, ohne den kraftvergeudenden Umweg über eine gar nicht benöthigte, meist gar nicht wirklich bezogene, mit vieler Arbeit zu erzeugende Zwischenwaare zu nehmen. Hätte dieses Papiergeld in der Praxis wirklich das erfüllt, was es in der Theorie versprach, dann hätten wir statt so vieler Fehlschläge auf diesem Gebiete schon längst den riesigen Fortschritt der Abschaffung des Metallgeldes erlebt.

Die Tauschbanken mußten jedoch ein jämmerliches Fiasko machen, weil sie nur ein beschränktes Gebiet der Produktion umfaßten, und zwar meist nur der, welche im offenen Markt keinen leichten und sicheren Absatz fand. Typisch hierfür ist jener Möbelhändler, von dem Knies erzählt, „der im Prozeß gegen die Tauschbank klagte, daß ihm für seine Anweisungen nicht etwa Anweisungen auf Holz, Roßhaare, Möbelstoffe u. Dergl., sondern auf Buchdruckerschwärze, Panamarinde, Kaffeemühlen, Bruchbänder, Thierärzte, Schullehrer und Dergl. gegeben worden seien". Die Grundbedingung des Erfolges einer Tauschbank ist daher die Einbeziehung a l l e r Produzenten des Landes, was natürlich nur auf dem Wege des staatlichen Handelsmonopols geschehen könnte. Thatsächlich hängen die beiden Fragen eng zusammen. Keine der beiden Reformen ist ohne die andere vollkommen durchführbar oder wenigstens im Stande, ihre ganzen sozialen Wirkungen zu erreichen. Mit einander verbunden, ließen sich jedoch davon die durchgreifendsten sozialreformatorischen Folgen erwarten, sogar ohne vorhergehende Bodenverstaatlichung.

Ich will Dies zu beweisen suchen. Ich habe in den früher hier veröffentlichten Arbeiten gezeigt, daß die wahre Ursache der geschäftlichen und sozialen Krise die immer weiter hinter der Produktionfähigkeit zurückbleibende Kauffähigkeit der Massen ist, die entstehen muß, weil die Massen in Folge von Rente, Zins und Zinseszins einen ständig zunehmenden Tribut an die besitzende Minderheit abzuliefern haben, welche aber in Folge von mangelndem Bedarf diesen Tribut nicht in Arbeitprodukten erhebt und auch nicht in Arbeitgelegenheit gewährendem wirklichem, sondern in falschem, fiktivem, aus nichts als neuen Tributansprüchen bestehendem Kapital, das nicht nur keine Arbeit in Thätigkeit setzt, sondern im Gegentheil die Tributlast der Massen ständig vergrößert und also ihre Kauffähigkeit in eben diesem Verhältniß verringert.

Ich habe ferner gezeigt, daß der Zins das Kind der Grundrente ist, weil ohne die Möglichkeit der Anlage in Grund und Boden die Ersparnisse in wirklichem Kapital, d. h. in Arbeitprodukten, Anlage finden müssen, wodurch das Kapital in Abhängigkeit von der Arbeit gelangt und vielleicht schließlich statt des vom Kapitalisten erlangten Zinses noch Erhaltungsgebühr gezahlt werden müßte. Die Anlugemöglichkeit in Grund und Boden, d. h. das Recht, Grundrenten kaufen zu können, oder mit anderen Worten: durch den Kauf der Erdrinde mit den an ihr haftenden Naturkräften ein Tributheischungrecht den ohne diese Erdrinde nicht existenzfähigen Menschen gegenüber zu erlangen, diese Anlagemöglichkeit hat dem Kapital einen Weg eröffnet, wo es stets auf sichere Weise Zins erpressen kann. In der Verstaatlichung des Bodens habe ich daher schließlich den einfachsten und direktesten Weg zur Zinsvernichtung und damit zur Lösung der großen sozialen Frage erblickt, einen Weg, der auf naturgesetzlichem und zugleich historischem Boden läuft, weil einerseits der nicht der Menschenarbeit entspringende Erdboden von der Natur allen Menschen zum freien Eigenthum bestimmt ist, andrerseits die Urgeschichte aller Völker das Bestehen eines dem Naturgesetz entsprechenden Gemeinbesitzes aufweist.

Wenn sich das Gleiche ohne direkt zu erstrebende Verstaatlichung des Bodens auf dem Wege des staatlichen Handelsmonopols und des Waarenpapiergeldes erreichen ließe, so wäre der Weg zwar ein weniger naturgemäßer, aber dafür um so leichter beschreitbar, weil er mehr in der Richtung unserer heutigen staatlichen Gepflogenheiten liegt, die auf der einen Seite mit Tabak- und Spiritusmonopolen, neben denen bereits die Frage des staatlichen Getreidehandelsmonopols ventilirt worden ist, und dem Zwangspapiergeld auf der anderen Seite in gedachter Richtung schon ganz nette Fortschritte gemacht haben. Außerdem ließen sich bei heutigen Parteigruppirungen hierfür vielleicht in absehbarer Zeit Mehrheiten finden — bei uns etwa aus den vereint stimmenden Centrums-, Agrarier- und Sozialisten-Parteien —, während das einzige Argument gegen die Bodenverstaatlichung, dem ich nie einen gewissen Werth absprechen konnte, wenn es mir in öffentlichen Versammlungen von Sozialdemokraten entgegengeworfen wurde, auf die Schwierigkeit hinwies, auf friedlichem Wege mit den heutigen gesetzgebenden Faktoren die große Bodenbesitzreform nach meinen Absichten durchzusetzen. Wenn es aber doch nur auf dem Wege der Revolution ginge, meinten die Herren, so wäre es entschieden gescheiter, dann gleich Alles zu nehmen und sich nicht nur auf den Grund und Boden zu beschränken. Eine Logik, gegen die sich nicht leicht ankämpfen läßt.

Um auf dem Wege des Handelsmonopols, verbunden mit Waarenpapier-

geldausgabe, der Krisenmöglichkeit ein Ende zu machen, müßte selbstverständlich das Handelsmonopol auch auf Export und Import ausgedehnt sein. Der Staat würde der einzige Abnehmer für die Produzenten und der einzige Lieferant der Konsumenten, ohne daß es freilich nöthig wäre, Dies so pedantisch durchzuführen, daß man z. B. den direkten Verkehr des Handwerkers mit dem Konsumenten im Inlande hinderte, so lange er nur das eigene Produkt verkauft und keinen Laden hält. Ja, man könnte sogar unter diesen Bedingungen auch den direkten Verkehr zwischen den Herstellern von Rohstoffen oder Halbfabrikaten und den Industriellen, die dem Produkt die letzte Form geben, gestatten. Diese hätten doch indirekt an dem vom staatlichen Verkaufsdepartement gemachten Aufschlag mitzubezahlen. Wenn Dies auch bei den direkt an den Konsumenten liefernden Produzenten nicht der Fall sein würde, so ist damit durchaus nicht gesagt, daß ihnen hierdurch ein unbilliger Vortheil zufiele. Ihre Verkaufsspesen würden sich schließlich im Durchschnitt so theuer stellen, ihr Absatz würde so viel geringer sein, daß die Meisten das staatliche Verkaufsdepartement vorziehen dürften. Die Handwerker, die hier vorzugsweise in Betracht kommen, würden immer mehr zu Spezialisten eines Massenartikels werden, eine Entwickelung, die sich rasch vollziehen wird, sobald die Schwierigkeit, den Spezialartikel abzusetzen, durch die staatliche Verkaufscentralisirung gehoben ist. Die Einrichtung, um Gießkannen so billig zu machen wie der größte Fabrikant, kann sich heute schon ein Blechner verschaffen und kein Fabrikant könnte in diesem Spezialartikel mit ihm konkurriren, da die Beschaffung und Beaufsichtigung geeigneter Arbeitkräfte mit der Größe des Betriebs steigende Schwierigkeiten bietet. Heute ist unserem Handwerker aber die Herstellung von Gießkannen als einzigem Artikel unmöglich, weil ihm der Absatz fehlt. Er kann nicht einen Reisenden allein auf diesen Artikel reisen lassen, nicht nur, weil die Spesen zu groß wären, sondern weil man ihm in vielen Fällen gar keine Bestellungen geben würde, da der Ladenbesitzer vorzieht, die wenigen Gießkannen, die er benöthigt, von dem Fabrikanten zu beziehen, der ihm eine Anzahl anderer Artikel liefert. Wenn auch unser Handwerker billiger sein sollte, so bringt dem Händler schon die bei dem Massenbezug ersparte Fracht und die bequemere Verrechnung den kleinen Unterschied reichlich ein. Anders wird das Verhältniß bei verstaatlichtem Handel. Unser Handwerker hat nichts zu thun, als waggonweise seine Gießkannen, so wie sie fertig sind, an das staatliche Depot abzuliefern und den Gegenwerth auf die Staatskasse zu ziehen, vorausgesetzt, daß mit Sicherheit auf Verkauf zu rechnen ist. Ist Dies nicht der Fall, so würde ihm nur ein unverzinslicher Vorschuß in Höhe des mit Sicherheit zu lösenden Minimalbetrages gewährt. (Natürlich in dem staatlichen Waarenpapiergeld, ausgegeben und an Zahlung genommen für alle Waaren und Leistungen. Eine Scheidemünze aus Aluminium wäre nicht ausgeschlossen.) Da der Produzent selbst den Preis limitirt und also schließlich Angebot und Nachfrage die Preisbildner sind, so geht auch im Staate des Handelsmonopols der natürliche Regulator nicht verloren, der heute dafür sorgt, daß eine angemessene Vertheilung der produktiven Kräfte auf die einzelnen Arbeitgebiete stattfindet. Wir müssen uns stets klar vor Augen halten, daß es keinen verhängnißvolleren Irrthum geben kann, als heute von einer anarchischen Produktionweise in dem Sinne einer falschen Vertheilung der Arbeitkräfte auf die verschiedenen Produktiongebiete zu sprechen. Woran wir heute kranken, Das ist der mangelnde Absatz auf allen Arbeitgebieten, nicht der auf einzelnen, denen dann Produktenmangel auf anderen gegenüberstünde. Angebot und Nach-

frage besorgen heute schon die Verschiebungen der Arbeitkräfte in die geeignetsten Gebiete weit vollkommner, als Dies ein staatliches Bureau thun könnte.

Wir haben gesehen, daß die dem freien Verkehr entspringende Güter-vertheilung außer der damit unvermeidlich verknüpften gesunden und berechtigten Differenzirung der Genußmöglichkeit unter heutigen Verhältnissen außerdem noch zunehmende Verkehrsstockungen hervorruft, weil es einer Minderheit möglich ist, ihre Ersparniß so anzulegen, daß sie damit nicht, wie die Schulwissenschaft stets annahm, einen entsprechenden Theil der Produktion aus der Richtung der Genuß-güter in die der Produktivgüter lenken, sondern daß sie weder Genuß- noch Produktivgüter in Besitz nehmen, dagegen Tributrechte erwerben, deren Wirkung die Krise verschlimmert, weil sie die Kauffähigkeit der Tributpflichtigen immer weiter hinter der Produktivität der Arbeit einherhinken lassen. Ist Dies in dem Staate mit Handelsmonopol und Waarenpapiergeld möglich?

Nehmen wir Rothschild als den ausgewachsensten Typus des nicht sein Einkommen verbrauchenden, sondern stets neue Tributrechte damit aufhäufenden Kapitalisten und betrachten wir uns seine Operationen in einem solchen Staate. Seine Schuldner, zum guten Theil aus den Produzenten bestehend, die auf seinem Boden in Pacht oder als Hypothekenschuldner arbeiten, haben ihm am ersten Januar das fällige Semester zu bezahlen. Sie geben ihm eine ent-sprechende Summe in Waarenpapiergeld, das sie für an die staatlichen Magazine gelieferte Produkte erhalten haben. Wenn Rothschild es wie heute machen könnte, wenn er, statt sich Produkte für sein Papiergeld zu holen, das Waarenpapiergeld dazu verwenden könnte, den Produzenten neue Zinsschulden aufzulegen oder ihre Grundrentenschulden zu vergrößern, so erhielten wir die gleiche Wirkung wie unter heutigen Verhältnissen. Dem ist aber unter den neuen Verhältnissen leicht ein Riegel vorzuschieben. Ganz ohne Bodenbesitz-reform würde es freilich nicht abgehen; denn bei freier Verkäuflichkeit und Be-lehnbarkeit des Bodens ist überhaupt an eine Rettung nicht zu denken. Alle Reformthätigkeit müßte Danaidenarbeit bleiben. Alle Vortheile der sonstigen Reformen kämen schließlich doch den Rothschild und Genossen, in Form von Grundrentensteigerung und Zinslasterhöhung, zu Gute. Aber zwischen Boden-reform und Bodenreform ist ein himmelweiter Unterschied. Nach durchgeführtem Handelsmonopol mit Waarenpapierwährung könnte man eine Bodenreform ins Werk setzen, die sich der Unterstützung der Agrarier erfreuen würde, weil mit der Verwirklichung ihre eigenen Lieblingsforderungen begonnen werden könnte, nämlich der Amortisation der Hypothekenschuld durch staatliche Hilfe und mit der Stützung der Rente durch Fernhaltung aller dem heimischen Ackerbau ge-fährlichen Konkurrenz.

In erster Linie könnte das Hypothekenbuch für immer geschlossen werden. Die Verpfändung des vaterländischen Bodens, die gegenwärtig um eine Milliarde per Jahr in Deutschland allein zunimmt, hätte ihr definitives Ende erreicht. Der Staat löst die bestehende Schuld unter Ausgabe seines Waarenpapiergeldes ab und erhebt von den Grundeigenthümern drei Prozent jährlich zum Zweck der allmählichen Tilgung, ohne Zinsen in Berechnung zu bringen. Für dieses großartige Geschenk, das er den Grundbesitzern macht, müssen diese nicht nur Verzicht auf weitere Verschuldung leisten, sondern auch dem Staate ein Vor-kaufsrecht für alle Zeiten einräumen, ausübbar, im Falle sie oder ihre Erben je beabsichtigen sollten, das Land zu verkaufen. Als Preis, zu dem dieses Vor-kaufsrecht ausgeübt werden kann, gilt die heutige, liberal vorzunehmende

Werthschätzung. Eine Expropriation ohne Verkaufswilligkeit des Grundeigenthümers soll nur in folgenden Fällen gestattet sein: Erstens, wo und wann der Grundbesitz in einer Hand 1000 Hektar oder bei städtischem Boden 1 Million Mark Werth übersteigt, ist die Expropriation für den Ueberschuß zulässig, vorausgesetzt, daß hierdurch kein Hofgut mit zusammenhängendem Wirthschaftbetrieb auseinandergerissen wird, in welchem Falle der unverletzliche Maximalbesitz entsprechend erhöht würde. Zweitens, im Falle ein Grundeigenthümer ohne Erben ersten Grades stirbt. Bei der Expropriation wäre in diesem Falle obendrein noch ein gehöriger Abzug am Expropriationpreis für Erbsteuer zu machen, zunehmend mit der Entfernung des Verwandtschaftgrades. Ueber einen gewissen Grad hinaus wäre Vererbung überhaupt nicht gestattet und träte der Staat als Erbe ein. Drittens, im Falle der Grundbesitzer außer Landes zieht. Viertens, unbedingt, gegen Zahlung des doppelten Betrages der heutigen Schätzung. Selbstverständlich kann auch Expropriation in allen Fällen geübt werden, in denen Dies heute schon zulässig ist, z. B. bei Eisenbahnterrain.

Diese Konzessionen werden die Zustimmung beinahe aller unserer Agrarier erhalten; denn die Zahl Derer, die mehr als 1000 Hektar besitzen, ist sehr klein und für Erben zweiten oder dritten Grades werden sich die Wenigsten sonderlich aufregen, besonders, da es sich nicht um deren Enterbung, sondern nur um ihre Abfindung handelt. Doppelter Preis ist aber jedenfalls für alle Fälle, die nicht in die genannten Kategorien fallen, eine sehr anständige Abfindung.

Der erste Einwand, der uns hier entgegentreten wird, bezieht sich auf die veränderte Fundirung des für die Hypotheken gezahlten Papiergeldes. Es genügt nicht, daß ausreichende Sicherheit dafür geboten wird, was ja durch die Pfandunterlage der Fall wäre; das Papiergeld muß der Repräsentant von dafür erlangbaren Dingen sein. Als Waarenpapiergeld muß man dafür Waaren erhalten können, — und wie ist Dies möglich, wenn keine Waaren dafür abgeliefert werden? Bezüglich jener riesigen Beträge, die für die Hypothekenablösung ausgegeben würden, wären nun aber thatsächlich keine Waaren vorräthig. Dieser Einwand wird noch bedeutend verstärkt, wenn, wie die natürliche Konsequenz ergäbe, die Staatsbank nicht nur den Grundeigenthümern mit ihren Waarennoten beispränge, sondern auch anderen Kapitalbedürftigen, die genügende Sicherheit zu bieten vermögen, z. B. Arbeitergenossenschaften. Auch würde selbstverständlich der Staat seine Schulden mit dem neuen Papier bezahlen. Erhielten wir dann nicht die reinste Assignatenwirthschaft?

Es handelt sich vor Allem darum, festzustellen, wie sich unter den neuen Verhältnissen Produktion und Konsum verhalten würden, denn nur so läßt sich ein Urtheil fällen, ob stets genügende Waarenvorräthe in den staatlichen Magazinen sein werden, um die zur Einlösung präsentirten Noten zahlen zu können. Und zwar darf es sich nicht nur um den eigentlichen Konsum handeln, sondern überhaupt um die Entnahme von Gütern irgend einer Art, seien es Genuß- oder Produktivgüter. Es handelt sich darum, festzustellen, ob wir so viele Güter produziren können, wie von Kauffähigen verlangt werden. Daß wir nicht mehr produziren können, wird dann so fest stehen wie heute. Die Produktion auf Vorrath ist immer eine verhältnißmäßig unbedeutende wegen der Vergänglichkeit der Güter und wegen des Wechsels der Mode, wozu noch der Zinsverlust kommt. Fällt dieser in der zinslosen Zeit fort, so werden sich freilich etwas größere Vorräthe aufhäufen: aber immerhin wird die Produktion in engen Grenzen dem kauffähigem Bedarf folgen. Das uns so geläufige Wort Ueberproduktion

ist nie so zu verstehen, als ob eine ganz besonders große Masse Vorräthe vorhanden wäre, sondern im Sinne einer dem Konsum vorauseilenden Produktivität der Arbeit; d. h., daß bei heutigen technischen Einrichtungen zu viel gegenüber der kauffähigen Nachfrage produzirt würde, wenn alle zur Verfügung stehenden Arbeiter beschäftigt wären. Wir können ruhig annehmen, daß wir ohne Verbesserung der technischen Einrichtungen und der Organisation, sowie ohne mehr zu thun, als alle Arbeitlosen und Arbeitwilligen voll zu beschäftigen, doppelt so viel produziren könnten wie heute. Rechnen wir nun die heute vergeudeten Kräfte hinzu, die in der Reformzeit für die Produktion frei würden. Solche sind: 1) Die im Handel vergeudeten. Ein Zwanzigstel davon würde genügen, um unter dem Handelsmonopol die Vertheilungarbeit zu leisten. Zu den so für die Produktion disponibel werdenden kommen aber noch die meisten der in Bank, Versicherungwesen, an den für immer geschlossenen Börsen, in Stellenvermittlung und sonstigen Agenturen sowie in den ebenfalls vom Handelsdepartement betriebenen Schankwirthschaften und Gasthäusern vergeudeten Kräfte, welche durch geeignete Centralisirung überflüssig würden. 2) Die im Militarismus brach liegenden Produktivkräfte. Die Umwandlung der stehenden Heere in Milizen würde nur eine Frage der Zeit sein, sobald die frei werdenden Arbeitkräfte anderseitige Verwendung finden können, was heute nicht der Fall ist, da schon für die vorhandenen keine ausreichende Arbeit zu haben ist und da der Uebergang der Betreffenden aus dem Militär- in den Civilstand ihren Verbrauch mindestens nicht steigern, also keine neue Arbeitgelegenheit schaffen würde. Hier liegt auch der Grund, warum die europäischen Krisen nicht die Schärfe der in den militärlosen Vereinigten Staaten herrschenden erreichen. 3) Verbrecherthum und Vagabundenthum, meist ein Auswuchs der heutigen wirthschaftlichen Zustände, müßte riesig abnehmen und den produktiven Kräften einen ansehnlichen Zuwachs zuführen. 4) In den Professionen und im Beamtenthum würden viele Kräfte erspart, die sich produktiver Thätigkeit widmeten. Die meisten der im Steuer- und Zollfach wie im Justizwesen verwandten Kräfte würden produktivere Verwendung finden können.

Ich glaube, man kann die durch Verwendung aller dieser Kräfte erreichbare Mehrproduktion als eine weitere Verdoppelung annehmen. Die so erlangte Vervierfachung ließe sich aber bequem noch einmal vervierfachen, wenn die vorhandenen Kräfte mit den vollkommensten Werkzeugen unter bestmöglicher Arbeitorganisation versehen würden. So giebt es zum Beispiel in Deutschland allein über viermalhunderttausend Schuhmacher, die noch mit Einrichtungen arbeiten, die wenig besser sind als die ihrer Kollegen im Mittelalter. Korporativ organisirt, in mit besten Maschinen versehenen Schuhfabriken, könnten diese Leute in der gleichen Arbeitzeit mindestens das Sechsfache leisten wie heute, — und ähnlich geht es auf allen Gebieten, sogar auf dem der Landwirthschaft. Eine Vervierfachungmöglichkeit wäre also gar nicht übertrieben und brauchte nicht einmal die noch zu machenden Erfindungen einzuschließen, von denen eine Menge sofort gemacht würden, sobald nur erst der Bedarf danach sich einstellt. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie wir in der Fabrik, der ich s. Z. vorstand, eine Hilfsmaschine hätten bauen können, die mit gleicher Arbeitkraft das Dreifache geleistet haben würde, aber es unterließen und dem Erfinder den Auftrag nicht ertheilten, weil die Löhne zu billig und der Bedarf zu klein war. Aehnlich geht es auf beinahe allen Gebieten der Gütererzeugung. Längst vor dieser Vervielfachung würde sich freilich ein großer Theil der Arbeit-

kraft auf Kunst und Wissenschaft werfen und der Ausgleich würde ferner durch eine bedeutende Verringerung der Arbeitzeit gefunden werden. Dies würde jedoch erst eintreten, nachdem jeder Arbeiter vor Allem für seine Zukunft gesorgt hätte, d. h. nachdem er so viele Produkte hergestellt hat, daß sein Waarenpapierguthaben für den Rest seines Lebens ausreichte. Die Berechnung würde ihm durch eine Gegenseitigkeitversicherung, welche die Lebenszeitunterschiede ausgliche, erleichtert. Alle diese für die Zukunft vorausproduzirten Güter suchen aber einstweilen in der Gegenwart Konsumenten, die dafür in der Zukunft in anderen Gütern Zahlung eintreten lassen. Das ist deswegen nöthig, weil die Produkte der Menschenhand vergänglich sind. Am Meisten sind es die Mehrzahl der Genußgüter, die sich also am Wenigsten für lange Zeit aufspeichern lassen. Ein großer Theil der Produktion muß sich daher auf Produktivgüter werfen, und zwar auf solche, die Entleiher finden, die dafür in Zukunft Genußgüter an Zahlung geben und die für den Vortheil, den sie aus der Güterbenutzung ziehen, sich dazu hergeben, die Erhaltungarbeit für die Sparer zu leisten. Nun wird es wohl klar erscheinen, daß trotz des höchsten Konsums der Rothschilde und Genossen stets der Vorrath an Genußgütern mindestens so groß sein wird, daß alle Waarennoten, die zu deren Erlangung präsentirt werden, bequem Deckung finden. Ja, es wird sogar sofort die Nothwendigkeit eintreten, einen immer wachsenden Theil der Produktion auf die Erzeugung von Produktivgütern zu lenken, oder vielmehr Angebot und Nachfrage werden von selbst dafür sorgen, daß diese Ablenkung stets im richtigen Maße stattfindet. Der Staat kann nun ruhig diese Produktivgüter zinsfrei gegen die bloße Erhaltungprämie ausleihen, ohne fürchten zu müssen, daß ihm die Sparer selbst gegen die für Einlieferung ihrer Waaren erhaltenen Scheine Güter dieser Gattung abverlangen werden. Was wollten sie damit anfangen? Die Verwender der Produktivgüter können solche direkt vom Staate geliehen bekommen und zahlen ihnen also keinesfalls mehr dafür, als sie dem Staate zahlen müssen und als der Staat den Sparern zahlt, nämlich die Erhaltunggebühr. Sie haben also keinen Grund, selbst Ausleiher werden zu wollen, und werden gern ihr Guthaben in den Büchern des Staates stehen lassen. Der Staat kann also den ganzen Theil der Produktion, der nicht Genußgüter, sondern Produktivgüter herstellt — und Dies wird ein immer größerer Theil der Produktion sein, je größer, je ergiebiger die menschliche Arbeitkraft wird, weil die Menschen im Verhältniß mehr ersparen werden —, den Kapitalbedürftigen zur Verfügung stellen, wenn er nicht vorzieht, sie selbst zu verwenden, wie Dies z. B. beim Eisenbahn- und Bergbau der Fall sein dürfte und wahrscheinlich noch bei verschiedenen anderen Arbeitgebieten, die er im allgemeinen Interesse monopolisiren wird.

An Deckung könnte es also unserem Waarenpapier nie fehlen und jede Gefahr einer Assignatenwirthschaft wäre ausgeschlossen, vorausgesetzt, daß wir auch der Kaufwerthverminderung unseres Papiers einen Riegel vorschieben können. Dies ist nur möglich, wenn wir den Kapitalisten auch die Zinserlangung im Auslande abschneiden. Geschieht Das nicht, so wird unser Papiergeld dem gleichen Gesetze unterliegen, dem das heutige Papiergeld unterworfen ist. Das Gesetz, das dessen Circulationfähigkeit bestimmt, läßt sich am Besten so fassen, daß nicht mehr Papiergeld im Verkehr zu halten ist, als zur Bestreitung der Tagesbedürfnisse nothwendig erscheint. Warum? Weil Niemand Zinsen verlieren will, wie man sich ausdrückt, d. h. weil Niemand sein Geld

unverzinslich liegen lassen mag. Auch da, wo kein Edelmetall für das Papier erlangbar ist, gilt dies Gesetz, mit dem einzigen Unterschied, daß in solchem Fall ein um so größeres Papierquantum in Circulation gehalten werden kann, als der Werth des Papiergeldes unter Pari, d. h. seine Kaufkraft unter der des Edelmetalls steht; oder in anderen Worten, je mehr ungedecktes Papiergeld über besagte Grenze hinaus in Circulation gesetzt wird, je geringer ist sein Kaufwerth, sein Kurs. Es ist eine größere Nominalsumme in Circulation, aber der Kaufwerth dieser größeren Summe ist nicht größer als der der kleineren goldfundirten, weil eben Niemand mehr Geld im Hause hält, als er benöthigt, und er das Uebrige zinstragend anzulegen trachtet. Gilt aber nicht das gleiche Gesetz mit der gleichen Wirkung für Waarenpapiergeld? Gewiß, wenn ein solches, wie es oft, besonders in Amerika, als große Reform vorgeschlagen wird, von privaten Waarenbanken ausgegeben, und sogar wenn es ohne einige unumgängliche Vorsichtmaßregeln unter dem Staatsmonopol in Circulation versetzt würde. Diese bestehen nicht nur in dem bereits stipulirten Monopol des Exports und Imports für die staatliche Handelscentrale, sondern auch in der Nichtannahme von Waarenpapiergeld vom Auslande als Zahlung für Exportwaare. Dieses würde nur an den inländischen Kassen für im Inland ablieferbare, nicht für zu exportirende Waaren angenommen. Auf diese Weise könnte kein Privatmann seine ersparten Kapitalien im Ausland verwerthen, wenigstens nicht zur verzinslichen Anlage; denn für Konsumtionzwecke würde eine Ausnahme gemacht werden, so daß dem Betreffenden nach Lieferung des Nachweises Goldanweisungen auf das Ausland in entsprechender Höhe verkauft würden. Daß die Handelscentrale nicht nur diese mit Exportwaare zahlen kann, sondern auch noch alle jene Waaren, die das Inland nicht selbst herzustellen im Stande ist, wird wohl Niemand bezweifeln. Im Nothfalle könnten wir unseren Bedarf an solchen Waaren, der meist nur aus den Produkten der heißen Zone bestehen würde, in den deutschen Kolonien erzeugen. Inwieweit wir auch solche Waaren importiren würden, die zwar im Inland produzirt werden können, aber billiger im Tausch gegen inländische Produkte beziehbar erscheinen, die bei uns günstiger hergestellt werden können, Das hängt von politischen und wirthschaftlichen Erwägungen ab, in erster Linie von der zu erlangenden Gewißheit, ob auch wirklich Waaren vom Auslande in Tausch genommen werden. Wie ich schon in Nr. 28 der „Zukunft“ darlegte, besteht der gefährlichste Trugschluß der Nichtsalsfreihändler in ihrer Annahme, daß Waaren stets mit Waaren bezahlt werden und daß, wer importirt, dadurch die Garantie erlangt, auch entsprechend zu exportiren. Ich zeigte, daß die allmähliche Verschuldung von Ländern, deren Export eben nicht dem Import die Waage hält und die auch nicht mit auswärtigen Kapital- und Zinsguthaben zahlen können (wie z. B. England und Holland), doch gewiß den unwiderleglichsten Beweis dafür liefert, daß Waaren oft nicht mit Waaren, sondern mit Schuldverschreibungen bezahlt werden. Im heutigen Staate giebt es hiergegen nur das Mittel der Tarifflickereien, ein sehr gefährliches und trügerisches Mittel, weil man nie wissen kann, ob man sich nicht mehr die Hände verfriert als der Andere, der Einem keine Handschuhe kaufen will, d. h. ob die Verminderung des Exports nicht mehr Arbeitgelegenheit raubt, als die Verhinderung des Imports erhält. Ja, wenn Die da drüben nicht auch herüber schießen könnten! Dann wäre das Tarifkriegführen gar zu hübsch.

Der Handelsmonopolstaat hat es dagegen vollständig in seiner

Hand, mindestens das Gleichgewicht zwischen Export und Import zu erreichen, oder sogar im Ausland einen Geldsaldo zu seinen Gunsten zu erwirken, das ihm als zinsenbringende Reserve dient. Wenn er auch stets, wo es sich thun läßt, nur den Kommissionär für die importlustigen Staatsangehörigen macht, die Waaren aus dem Ausland gebrauchen, und diesen sogar, wenn sie es wünschen sollten, den Einkauf überläßt — vorausgesetzt, daß die Ablieferung und Zahlung durch das Staatsdepartement geht —, so wird er jedoch auch hier nicht aus den Augen verlieren, daß die Nationen zu begünstigen sind, die entsprechend Waaren in Gegenbezug nehmen und daß ihnen lieber etwas mehr zu bezahlen ist als da, wo ein direkter oder indirekter Waarenausgleich nicht erreicht werden kann.

Die politischen Erwägungen würden in erste Linie die Frage der Selbständigkeit in der Ernährung stellen. Der Handelsmonopolstaat würde sich beim Getreidekauf erst in zweiter Linie von der Billigkeitfrage beeinflussen lassen. In erster würde die Unabhängigkeit vom Auslande stehen. Die Zeit mag und wird kommen, in der alle Nationen einen Bruderbund bilden werden, in der also eine Unterbrechung des Verkehrs nicht mehr denkbar ist, — und in einer solchen Zeit mag man ruhig Zuckerrüben und Handelsgewächse bauen, wenn dagegen im Ausland ein größeres Quantum Brotgetreide eintauschbar ist, als im Inland mit gleichem Arbeit- und Kapitalaufwand möglich wäre. Wie heute zwischen den einzelnen Staaten der amerikanischen Union, würde sich dann die internationale Arbeittheilung gestalten können. In einer Zeit jedoch, in der feindliche Heere und Flotten eine Nation plötzlich vom Auslande abschneiden können, muß jedes Volk, wenn ihm die politische Unabhängigkeit lieb ist, die Ernährungfrage sicher stellen, indem es, koste es, was es wolle, die inländische Nahrungmittelerzeugung schützt. Wenn nöthig, könnte auch der von Rudolf Meyer s. Z. gemachte Vorschlag des Getreideanbauzwangs unter gewissen Verhältnissen Anwendung finden, mit der Expropriation als Zwangsmittel.

Was sollen nun in einem Staate mit einer derartigen Gesetzgebung die Papiergeldinhaber mit ihrem Papiergelde anfangen, wenn das in ihrem Besitz befindliche Quantum den Augenblicksbedarf übersteigt? Hypotheken können sie nicht erlangen. Auch sonstigen Kapitalbedürftigen können sie das Papier nicht gegen Zins ausleihen, denn, wo Sicherheit geboten wird, z. B. durch Policen von Kreditversicherungen, springt der Staat mit seinem Papiergelde zinsfrei ein. Ins Ausland können sie das Geld nicht senden, um dort verzinsliche Anlagen zu machen; weil das Ausland, das solches annähme, dafür nicht einmal Waaren beziehen könnte, da das Papier nur für inländischen Konsum angenommen wird. Gold können sie nicht erwerben, da hiervon nur so viel abgegeben wird, wie für technische Zwecke nöthig ist, und für Schmuck und Luxuszwecke nur insoweit, als nicht zu riskiren ist, daß damit schließlich ausländische Kapitalanlagen beabsichtigt werden. Mit Edelsteinen und anderen Edelmetallen, deren Export ihrer geringen Raumbeanspruchung halber nicht gut verhinderbar wäre, würde gerade so verfahren. Aber auch wenn diese Kontrole zu schwierig erschiene, wäre immerhin das Verschwinden eines solchen Luxus nicht das größte Unglück, das unser Vaterland treffen könnte, falls die betreffenden Stoffe nur für technische Zwecke, wo sich kein Ersatzmittel finden läßt, abgegeben würden. Und für die ganze Welt könnte es nur ein Glück sein, wenn einst die Menschen die Arbeitkraft, welche sie heute mit der Gewinnung der Edelmetalle und Edelsteine für Luxuszwecke vergeuden, für praktischere oder höhere Zwecke verwendeten.

Das Einzige, womit also unsere Kapitalisten ohne Eigenarbeit sich mittelst ihres Papiers ein Einkommen verschaffen könnten, wäre Landkauf. Außerdem bliebe ihnen nur die Anschaffung von Waaren zum Eigengebrauch übrig, weil, wie gesagt, da wo Bedarf an Produktiv-Gütern vorhanden ist, solche seitens der Arbeiter gegen Sicherheitleistung direkt vom Staate zinsfrei erlangt werden können.

Die natürliche Folge wäre ein rapides Emporschnellen der Landpreise, wenn nicht dem Staate das Vorkaufsrecht zu ein für alle Mal festgesetzten Abschätzungwerthen vorbehalten worden wäre. Ein sehr wichtiger Vorbehalt, ohne den unsere Waarenscheine trotz ihrer Fundirung das Schicksal alles das Circulationbedürfniß überschreitenden Papiergeldes theilen müßten. Die Landpreise und die Grundrenten gingen in solchem Falle in die Höhe; eben so die Preise aller Produkte, die in letzter Linie vom Werth des Bodens abhängen, weil eine Produktion ohne Land unmöglich ist, und auch die Arbeitlöhne müßten mit dem Preis der Lebensbedürfnisse steigen, bis die Gesammthöhe aller dieser Preise sich in ein Verhältniß zu dem Verwendung suchenden Papiergeld gestellt hätte oder in anderen Worten, bis der Werth dieses Papiergeldes entsprechend gesunken wäre. Dem ist nun durch das Vorkaufsrecht des Staates ein Riegel vorgeschoben. Das staatliche Vorkaufsrecht verhindert jeden Mißbrauch des Bodeneigenthumsrechts und setzt den Preisverschiebungen eine enge Grenze. Schließlich wird ja doch der Staat der Bodeneigenthümer, aber einstweilen wäre das Ideal der Grundeigenthümer erreicht — ein Sieg, mit dem sie sich über die allmähliche Aenderung des Bodenbesitzsystems trösten könnten —: ihr Einfluß wäre hoch über den ihres heute so allmächtigen Konkurrenten, des mobilen Kapitals, gerückt. Dieses hätte nur noch die Macht übrig, seinem Besitzer die Genußmöglichkeit in Gegenwart und beschränkter Zukunft zu gewähren. Die Herrschermacht des Kapitals wäre mit seiner Tributheischungmacht dahin. Einem Rothschild bliebe nichts übrig, als sein Vermögen im staatlichen Waarenpapiergeld aufzuheben oder es sich zinslos — der Staat würde selbstverständlich keinen Zins gewähren — von der Staatsbank gutschreiben zu lassen, — es sei denn, daß er selbst inländische Unternehmungen damit ins Werk setzte. Dies würde schwerlich geschehen, weil die Arbeiter seines Kapitals nicht bedürfen, sondern solches für gute Unternehmungen vom Staate erhalten können. Ohne Arbeiter lassen sich aber keinerlei Unternehmungen ausführen.

Das Handelsmonopol des Staates, verbunden mit der Waarenpapierwährung und dem Recht, den Grund und Boden zu bestimmtem Preise zu expropriiren, kann also den Zins vernichten und die Grundrente nach und nach in den Gemeinbesitz überführen. Die natürliche Folge ist, daß es dem Waarenpapier nie an Deckung fehlen kann, sowie daß der Verschiebung seines Werthes enge Grenzen gesetzt sind. Wird diese Werthverschiebung überhaupt bei unserem Waarenpapier stärker oder schwächer auftreten als bei der Goldwährung?

Vor Allem fallen alle äußeren Einflüsse weg, die heute den Werth des Goldes so variabel machen. Diese sind nicht so sehr die Produktionverhältnisse dieses Edelmetalls, die nun seit einer längeren Anzahl von Jahren ziemlich gleich geblieben sind als die Hordungverhältnisse. Ich habe gezeigt, wie in der Deckung des Waarenpapiers keine künstliche Knappheit entstehen kann. Rothschild wird sich wohl hüten, plötzlich für eine Milliarde Werthes Maschinen zu verlangen, um sie in Vorrath zu legen, oder Häuser zu bauen, für die keine Miether da sind. Er wäre der Einzige, der hierbei verlieren könnte, weil ihm Maschinen und Häuser werthlos zur Verfügung lägen, ständige Erhaltungarbeit kosteten

und doch nach und nach zu Grunde gingen. Die Staatsbank könnte nichts riskiren; denn sie würde sich selbstverständlich für alle Waaren, die nicht sofort in Vorrath sind, eine angemessene Lieferungzeit vorbehalten. Auch kann kein Goldagio den Werth des Papiergeldes beeinflussen. Gold würde zur einfachen Waare, wie Silber, Platina, Diamanten 2c., und das Faktum, daß das Papier zeitweilig weniger von dieser Waare kaufen kann als von einer anderen, wird auf den relativen Werth, den die verschiedenen sonstigen Produkte untereinander haben, keinen Einfluß ausüben. Ein solcher Einfluß träte nur dann ein, wenn zur Deckung des Imports aus den Goldländern nicht genug Waaren zum regulären Preis zu beschaffen wären, eine Eventualität, die um so weniger zu befürchten wäre, je besser unsere technischen Einrichtungen und je größer unsere wirthschaftliche Selbständigkeit würde. Statt in Verlegenheit zu gerathen, wie der Import zu decken ist, würde sich bald ein steigendes staatliches Guthaben im Auslande oder ein Goldvorrath anhäufen, mit dem der Import sogar ohne Export auf längere Zeit gedeckt werden könnte. Das Allerschlimmste, was eintreten könnte, wäre, daß die Kauffähigkeit des Waarenpapiergeldes in Bezug auf Kolonialwaaren eine geringere würde, was bei dem Verhältniß des geringen Bedarfes auf diesem Gebiete gegenüber dem auf allen übrigen nur einen kleinen Einfluß auf die Kauffähigkeit des Papiergeldes ausüben würde. Nur zwei Einflüsse könnten wirklich wesentlich hier in Betracht kommen. Der eine: die Preistreibung durch Trusts und Strikes würde verringernd, der andere: die Herstellungverbilligung der Waaren, würde vergrößernd auf den Kaufwerth des Papieres wirken. Trusts könnten gewiß nicht den Arbeitern schaden, wie sie Dies heute thun, weil, wo der Arbeiter leicht Kapital finden kann, um sich selbst zu etabliren, er seinen Lohn stets auf der Höhe der Waarenpreise halten kann. Dem einzigen Trust, der gefährlich werden könnte, dem der Grundeigenthümer, setzt das Expropriationrecht des Staates enge Grenzen, noch mehr verengt durch das schnell zunehmende Volksverständniß für das wahre Wesen des Grundeigenthums. Die Tendenz wird also eher ein Zunehmen der Kaufkraft des Geldes sein, weil der technische Fortschritt ganz andere Dimensionen annehmen muß als heute und weil außerdem in einem solchen Gemeinwesen das Interesse der Sparer sowie der im Lohn Arbeitenden nach dieser Richtung wirken. Eine solche Werthveränderung wird jedoch keinen Schaden bringen; denn sie würde nur sehr allmählich eintreten und der Schaden, den sie den Schuldnern brächte, würde durch den ersparten Zins mehr als aufgewogen. Sie würde als geringer Zins wirken, aber der Produzent würde ihn um so leichter tragen können, als er bald aus einem Schuldner zu einem Sparer und Gläubiger werden könnte und dann entsprechenden Vortheil von der betreffenden Wertveränderung genießen müßte.

Und hiermit beschließe ich die Serie meiner volkswirtschaftlichen Aufsätze in der „Zukunft". Demjenigen, der sie als bloße Zukunftmusik betrachtet, rufe ich ins Gedächtniß, wie schnell in unserer raschlebigen Zeit der Traum des Philosophen zur Chronik der längst gewohnten Thatsache wird. Wer weiß, ob drei Jahrzehnte vergehen werden, ehe der individualistische Zukunftstaat mit Handelsmonopol, Waarenpapierwährung, Zinsvernichtung und allmählich verstaatlichtem Grund und Boden, doch völlig freier Produktion, nicht nur im deutschen Vaterlande, sondern auch in der ganzen Kulturwelt bestehen wird, mit internationalem Clearinghouse und ewigem Frieden?

Lugano. Michael Flürscheim.

Kunstausstellungen in der Fremde.

Im Salon der Champs Elysées, dem alten, legitimen, hängt in der Mitte des Hauptsaales ein etwas verrücktes Bild von Georges Rochegrosse, das einen Ritter in silberner Rüstung auf grüner Wiese zeigt, umgeben von aus Blumen erstehenden jungen Mädchen, die ihn umgarnen wollen. Das Gepräge dieses langweiligen Salons durchbricht dieses Bild: langweilig ist es nicht, leider ist es zu sehr gewollt, zu modern im schlechten Sinne. Die Beleuchtung, welche der Maler gewählt hat, hält die Mitte ein zwischen Gasglühlicht und elektrischer Beleuchtung. Ein außergewöhnlicher Lichtstrom ergießt sich auf die Wiese; und jene Entsetzlichkeiten, die wir an allen den Orten sehen, wo die Damen unter dem elektrischen Lichte leiden, das ihnen einen violetten Teint giebt, jene Entsetzlichkeiten ergeben sich hier für die Mädchen, die aus den Blumen entstehen. Violette Töne auf ihren hellen Armen und Gesichtern, ihre eigenen Augen geblendet von dem unnatürlich gesteigerten Glanz, vermögen sie nicht, uns reizend zu erscheinen. Und das System dieser neuen Beleuchtung in einem Bilde, das eigentlich Märchenstimmung erwecken will, erfüllt mit dem Abscheu vor der Differenz zwischen einer innerlich kalten Natur, wie es Herr Rochegrosse ist, und der Aufgabe, die er sich gesetzt hatte und die alle technische Sicherheit wohl eher entbehren könnte als ein fühlendes Herz und einen märchengläubigen Charakter.

Und doch ist dieser Künstler keiner der Banalen, die man verachten darf. Er ist nicht unbedeutend wie Dubufe, auch nicht ein Ausstellungmatador, der mit sicherer Berechnung sich Das zum Thema wählt, was den weiten Schaaren der Unverständigen als wunderschön erscheint, sondern er ist ein ernsthafter Künstler. Er gräbt und bemüht sich. Er ist nur nicht genug naiv, um mit Glück Märchen zu malen; und nicht genug kritisch, um, die Naivetät durch ganz folgerichtiges Denken so viel als möglich ersetzend, jene Mittel aus seiner Darstellung auszuschließen, die für dieses Genre der Kunstübung nicht passen.

Ueber die übrigen Bilder des Salons der Champs Elysées breitet sich der Vorhang meines Vergessens, und es ist ein großer Vorhang, denn die Zahl der hier ausgestellten Bilder beträgt 1887.

Im Salon des Marsfeldes habe ich mich behaglicher gefühlt. Erstens ist er kleiner, zweitens sind weniger Besucher darin. Woher das Zweite kommt, würde mir ein Räthsel sein, wenn ich nicht wüßte, daß der Pariser besonders konservativ und der Fremde besonders unerfahren ist. Jedenfalls

ist der Salon des Marsfeldes, der neue, als Ganzes eben so erfreulich wie der der Champs Elysées mittelmäßig. Er ist sehr hübsch eingerichtet, leider sieht es fast Niemand, alle Besucher sind vor den Bildern von Carolus Duran, man hat also Spielraum, alles Uebrige gut zu sehen.

Uebrigens ist Carolus Duran keineswegs gering zu schätzen. Ein so gesundes Talent wie wenige in unserer Epoche; und dabei erfreut er durch die außerordentliche Frische. Er strengt sich zwar nicht viel an, nutzt sich in Folge Dessen nicht zu sehr ab, aber es ist wundervoll, sich so wenig anzustrengen und so viel zu leisten. Jedes Jahr stellt er vier oder fünf Bildnisse aus, die, wenn auch das Psychische in ihnen, Ausnahmen vorausgesetzt, vernachlässigt ist, doch stets koloristisch erfreuen. Dieses Jahr betheiligte er sich auch mit einer recht glänzenden Skizze zu einem figurenreichen religiösen Bilde. Der Ton der Skizze ist ganz in der Nachfolge van Dycks gehalten. Die Skizze sieht sehr gut aus, ist auch dramatisch belebt. Dennoch zweifelt man, ob ein etwa zu vollendendes Werk nach dieser Skizze eben so glänzend ausfallen würde, denn Carolus Duran hat ein großes figurenreiches Werk im Louvre gemalt, es hängt an einer Decke, und man hat allen Grund, die Augen zu Boden zu senken.

Dramatisches Geschick in der Konzeption eines religiösen Bildes zeichnet auch Jean Béraud aus. Dieses in Szene Setzen und dramatische Beleben scheint ein französischer Zug zu sein, und beide Künstler sind ja Franzosen, obwohl Béraud in Petersburg geboren ist und Carolus Duran in Lille. Es wundert Sie vielleicht, daß Lille nicht Frankreich sein soll. Kunstgeschichtlich ist Das aber Wahrheit; denn die Kunstgeschichte behauptet, daß Watteau ein Vlame sei, weil er in Lille geboren ist. Die Kunstgeschichte sagt es, es ist folglich richtig; ich sehe freilich nicht recht ein, warum man einen Maler, der französischer ist als irgend Einer, der graziös, schlank, leicht ist, der die Schönheit der Frau und ihre Eleganz malte, der die Männer charakterisirte, der, trotzdem er Alles überhaupt beobachtete, zum ersten Leitmotiv zu haben schien: glissez, n'appuyez pas, zu einem Vlamen machen soll. Dies betrifft Watteau; was Jean Béraud betrifft, so würde ich nichts dagegen haben, wenn man ihn zu einem Russen machte. Ich habe selten einen so unangenehmen Eindruck von Bildern wie von den seinen. Sie sind hart, sie sollten realistisch sein, der Natur ihres häufigsten Gegenstandes nach, und sind, wie man sieht, „aus dem Kopfe" entstanden. Gewiß ist er kein Mann ohne Geist; er hat aber einerseits eine Neigung zur Karikatur, die von dieser entschieden nicht erwidert wird, und was seine weiblichen Typen anlangt, seine Chanteusen in Konzertgärten, wie sie in die Abendlandschaften hinaussingen beim Licht farbiger Ampeln, so genügt es, einmal den Blick in die von Poesie erfüllte Welt der Degasschen Gestalten getaucht zu

haben, wo man Licht, Luft, Farbe sieht, um Jean Béraud für einen ärmlichen Illustrator zu erklären. Und seine Bilder aus der Religiongeschichte sind nun erst recht arm und abgeschmackt.

Puvis de Chavannes — man weiß nicht, ob man mehr das Rathhaus oder ihn bedauern soll — hat für das Rathhaus von Paris Victor Hugo gemalt, wie er der Stadt seine Leyer anbietet. Schließlich hat man vielleicht Victor Hugo zu bedauern, — aber doch nicht, denn Der bekommt ein so wundervolles Denkmal von Rodin, daß sein Geist es nicht zu bedauern braucht, wenn Puvis de Chavannes ihn nicht getroffen hat.

Puvis de Chavannes ist sonst einer der herrlichsten und entzückendsten Maler Frankreichs. Er hat nur diese Aufgabe, wie es übrigens schon sein Carton bewies, nicht mit Glück behandelt.

Interessant ist die Ausstellung Whistlers: mehrere Marinen, Arrangements in Violett und Silber, Blau und Silber und Blau und Violett, und einige Portraits. Unter diesen ist ganz wundervoll das ganz kleine einer sitzenden Dame.

Die Ausstellung in Antwerpen ist ein sehr lärmendes Vergnügen. Die Vlamen singen, es ist sehr staubig, man irrt durch den Garten, man sieht einige Rinder monumental dargestellt, die irgend einen Fleischextrakt verherrlichen sollen; dann sieht man eine unterirdische Grotte mit Tropfstein gefüllt und oben kann man Getränke bekommen; dann sieht man natürlich eine Maschinenhalle; dann sieht man ein altes Antwerpen, wie es niemals war; dann sieht man Captain Boytons Wasserschau ohne Captain Boyton; und dann endlich sieht man die Kunstausstellung!

Es ist ein Phänomen, wie sich die Völker leicht an ihren Bildern erkennen lassen. Woburch kommt es, daß Alles, was in Belgien gemalt wird, einen gelbbräunlichen Ton hat? Ich habe nie begriffen, wie diese Gemeinsamkeit im Sehen der meisten Maler eines Landes sich erklärt; obwohl ich durchdrungen davon bin, daß Völkergrenzen für die moderne Kunst nicht existiren, muß ich doch gestehen, daß selbst die deutsche Abtheilung, die Abtheilung der Maler also, die am Meisten an den verschiedensten Ausländern, von den Skandinaven bis zu den Schotten, sich entzückt haben, daß selbst die deutsche Abtheilung ihr eigenes Kolorit hat, — freilich kein gutes. Die belgische Abtheilung ist vor Allem ordinär; Holland zeichnet sich nicht sehr aus; Frankreich präsentirt sich ebenfalls nicht sehr gut; Deutschland ebenfalls nicht (den Trip nach Antwerpen machte ich mit einem Franzosen zusammen, mit einem recht kompetenten Franzosen; ich freue mich, erzählen zu können, daß er vor dem Bilde Liebermanns aus der Hamburger Kunsthalle stehen blieb und Qualitäten in ihm fand). Am Besten nimmt sich die englische Kunstabtheilung aus. Stets macht man übrigens die Beobachtung, daß bei

internationalen Gelegenheiten die Engländer es verstehen, ihren Sälen ein vornehmes Gepräge zu geben.

Die season in London hat neben ihren herkömmlichen beiden Ausstellungen zwei interessante Leih-Ausstellungen zu verzeichnen. Die jetzt sehr hoch geschätzte, vielleicht aber noch immer nicht von dem größeren Publikum auf dem Kontinent nach ihrem vollen Verdienst erkannte englische Malerschule des achtzehnten ist neben den sattsam bekannten Holländern des siebzehnten Jahrhunderts auf diesen beiden Ausstellungen hauptsächlich vertreten, vor Allem fesseln aber die neu-englischen Bilder der Präraphaelitenschule.

Die größte Potenz unter den Künstlern dieses Kreises ist Millais gewesen. Seine Fähigkeit, aus dem Modell herauszuziehen, was nur geholt werden konnte, war fabelhaft. Einer gleich großen Energie wie der des zwanzigjährigen Künstlers, als er den Kreis am Tisch sitzend malte, der um „Lorenzo und Isabella“ versammelt ist, begegnet man selten. Besonders die Frau hinten, im Profil gesehen, dann das Gewand Isabellens in seinem Stoffe, in seinen Falten, ferner die Inbrunst im Ausdruck mancher der Figuren, — Alles ist echt, aus dem Leben geholt, wahr gemalt. Und doch hängt Millais am Modell, klebt am Modell; wie genial er sich auch zum stärksten Ausdruck Dessen, was im Modelle ist, erhebt, wie wundervoll, wie kraftvoll auch sein Formen ist, — er bleibt auf der Erde. Eben so wie er der ihm ähnlich geartete, freilich härtere, gegen die Gesammtwirkung wenig gerechte W. Holman Hunt. Reifer ist Millais in seinem „proskribirten Royalisten“, noch mehr in seiner „Flucht einer Ketzerin“; die Modellirung ist satter, der Ausdruck noch intensiver. Der schönste Millais der Ausstellung ist aber das große Bild, wie ein alter Reitersmann in goldener Rüstung einen Fluß durchreitet. Mit sich nimmt er zwei Bauernkinder, das eine, ein kleines Mädchen, guckt ihn bewundernd an, während es mit der einen Hand des Pferdes Mähne hält; das andere ist ein kleiner Knabe, er sitzt hinter dem Ritter auf dem Pferde und hat ein Bund Holz, das er gesammelt hat, bei sich. Am Ufer des Flusses wandeln zwei Nonnen; es spiegeln sich ihre Figuren im Wasser. Niedrige Hügel sind hinten, die sich gegen den klaren Abendhimmel absetzen; man bewundert die prachtvolle Harmonie im Ton des Reiters mit dem Gold seiner Rüstung, mit dem Schwarz des Pferdes und mit dem dunklen Hintergrund. Den Ausdruck der Augen des Knaben wie die Züge des alten Mannes wird man nicht vergessen, sie graben sich in das Herz jedes Beschauers. Und man geht von dem Bilde mit dem Gefühle des Bedauerns, daß etwas so Prachtvolles von demselben Künstler gemalt und noch im Jahre 1893 leicht geändert werden konnte, der unlängst einen Seifenblasen machenden Knaben für die Fabrik von Pear's Soap für Oeldruckabzüge geschaffen hat.

Das darf uns aber nicht den Anblick der Millaisschen Schaffenskraft entwerthen; im Gegentheil, man muß dran denken, daß selbst in diesem Seifenblasen machenden Knaben noch sehr viel Talent zu entdecken ist. Welch herrliche Epoche war Das aber in der Kunst, als Millais noch jung war und als neben ihm die Genossen wirkten; von Ford Madox Brown ist eins seiner nicht so guten Bilder, Kordelia vor Lear, ausgestellt —: „So young, and so untender? — So young, my Lord, and true." Und von dem intensivsten Ingenium des Kreises, von D. G. Rossetti, sind höchst interessante Schöpfungen da.

Vor ihnen denkt man nicht, wie vor Millais, an ein Modell. Man ist unbegrenzt vor ihnen. Man kann sagen, Millais sei der bessere Maler, aber Rossetti stehe der besten Kunst doch näher. Ich ging von Millais' schönsten Sachen, um mich zu vergewissern, in Nebenräume, wo van Dycks, Jan Steens u. s. w. hingen; Millais verlor neben ihnen, Rossetti konnte sich eher behaupten. Es verbindet ihn ein großes Kunstverständniß, eine große Kunstreife, mit den schönsten Werken. Wie seine Frauenfiguren komponirt sind, wie sie künstlerische Einheiten bilden, wie sie ihre Hände verschränken, wie ihre Finger Blumen oder Geschmeide halten, wie ihre Augen sehen —: Das ist wunderschön, scheint mir. Die Unsicherheit einzelner Modellirungen fällt vor der Fülle dieses Schauens ganz fort.

Der Kultus der Schönheit, den Rossetti ausbildete, ruhte in England nicht allein auf seinen Schultern. Neben ihm weilte ein Magier der Farbe, ein Maler von wunderbarem Ausdruck: Watts, und erfreut noch heute, wie seine diesjährigen Bilder in der New Gallery zeigen, die Freunde seiner Werke. Und in die Nachfolge von Rossetti trat eine ausgeglichenere, doch verkleinerte Ausgabe seines Seins, Burne-Jones, der ebenfalls heute noch wirkt, wie die Ausstellung in der New Gallery lehrt. Diese Maler sind mit der Tradition des Präraphaelitismus verwachsen; gänzlich, obwohl auch er von der Schönheit auszugehen scheint, ist von ihnen Sir Frederic Leighton, das Haupt der englischen Akademie, verschieden. Er ist technisch sicher; seine Farbe ist gefällig; er besitzt eine große Leistungskraft; es würde angängig sein, nachzuweisen, warum er gegenüber Bouguereau, dem französischen Akademiker, besser sei; er ist besser, aber er ist nicht ein Künstler von Rasse. Alle Welt sieht Das ein, sogar Akademien, deren eine, ich erinnere mich nicht, ob die von Paris oder die von Berlin, ihm, dem als einem Präsidenten nur eine große Medaille verliehen werden konnte, eine große Medaille für Wissenschaft gab, anstatt einer solchen für Kunst. Das war ein ausgezeichneter Einfall, da in der That Leightons Wissenschaft größer als seine Kunst ist; er kennt das Metier, er kennt die Sprachen Europas, er singt, er musizirt, er kennt die Anatomie, er kennt die Physik,

er macht gute Portraits, er verdirbt überhaupt nicht leicht Etwas, nur ist er kein Künstler, wenigstens in dem Sinne keiner, der wegen seines Talentes zum Schaffen eine große Medaille mit Ehren verdient.

Nur der Hofrath Aldenhoven scheint auch Das, wie viele andere Dinge, nicht einzusehen; ein Aufsatz von ihm in der Wochenschrift „Nation" brachte mir Das zu meinem Erstaunen bei. Er nimmt Leighton ernst, er fällt — darf ich unakademisch in diesem Augenblick sprechen? — auf ihn herein, er tadelt den Verfasser der nützlichsten modernen Kunstgeschichte, die es giebt, Muther, weil er Leighton nur „ziemlich gleichgiltig" gegenüberstände. Als ich diesen Kenner Aldenhoven über solche Gleichgiltigkeit entrüstet fand, mußte ich lachen. Aber auf einen Maler wie Leighton ganz ernst hereinzufallen, wie schrecklich ist Das! Er wird geneigt sein, das poetisch Stimmende, das in gewissem Maße zu Schätzende, für das absolut Gute und das malerisch Wünschenswerthe zu halten. Er wird an einer gemalten Landschaft mit einer antiken Ruine nicht leicht vorübergehen, weil sie ihm Verse vor die Seele ruft, die von guten Autoren stammen. Und ganz und gar wird er stimmungvoll sein, wenn ihm ein Gemälde begegnet, das die sanften Tinten der untergehenden Sonne über die weite Ebene gießt, oder das Mondlicht wiedergiebt, das auf den Hügeln erwacht. Wie viele Erregungen gibt ihm Das, Anregungen, Erinnerungen, Gedanken zu Elegien, Gedanken zu wirkungvollen Schlüssen von Aufsätzen. Der gute Mann, er würde so gut zu gebrauchen sein, wenn er sich ganz von der Malerei, für die er kein Organ hat, zurückzöge. Er hat keine Ahnung von der Malerei, er weiß nicht immer, was gut, was mittelgut ist, er hat schon Karl Gehrts, diesen bescheidenen, wenn auch in seinem eigentlichen Gebiet liebenswürdigen Künstler für eine Hoffnung der Malerei halten wollen! Er ist ein guter Mann; er ist sehr ästhetisch; aber er hat gar keine Ahnung von Kunst.

Wie ich auf ihn komme, weiß ich kaum. Es kam mir wohl in den Sinn, als ich von der Decadence von Rossetti zu Leighton sprach. Es that mir so weh, daß man so unverständige Sachen gedruckt lesen soll. Er schreibt auch, daß die Kaulbachschen Fresken „fröhliche Farbe" haben. Wenn man, wie ich es hier bin, von dem Schönen, was gemalt wurde, umgeben wird, thut es weh, sich vor Augen zu halten, wie manche Kunstschriftsteller bei uns, anstatt die Ausbreitung des guten Geschmacks zu fördern, Dinge zu Tage bringen, die hinter den Kunstwerken, nicht vor den Kunstwerken, in ihnen entstehen, weil sie unmittelbar Kunstwerke entgegenzunehmen nicht fähig sind. Ich erinnere mich, wenn solcher Unmuth mich überwältigen will, eines Gedankens, der mich in der Bude des jetzt verschollenen Schlachtenmalers Wereschagin überkam. Hier hörte ich hinter den Bildern russische Musik, russische Militärweisen, Totenklagen und bestialisches Ge=

schrei; die Bilder sollten durch die russische Musik, die hinter ihnen gemacht wurde, eindringlicher werden. Es schien mir nun, daß Jemand, der von Malerei nichts verstände, durch diese Musik in das Verständniß der Wereschagins hineingeleitet werden könnte; natürlich würde er nicht empfinden, ob sie gut oder weniger gut wären, und es ist nicht das Verdienst des Malers, wodurch sein genießender Sinn entfesselt würde, sondern die Musik hinter der Szene würde es sein, die seine Gedanken wachruft und vielleicht zum Enthusiasmus für Wereschagin leiten kann. Genau so, dachte ich, werden manche Kunstschriftsteller faszinirt. Sie sehen ein Bild; Etwas, was ich die Musik der Sache nennen möchte, steigt in ihrem Gehirne auf. Wenn sie diese Musik hören, werden sie beredsam; wenn sie keine Musik hören, können sie über das Bild nur schweigen; das Bild aber ist in allen Fällen für sie nahezu ein fremder Gegenstand. Und andrerseits sind wieder solche Kunstschriftsteller gut; eine gewisse Präparation geben sie dem weitesten Publikum. Auch mildern sie die Sitten. Und vor manchen schönsten Werken, wenigstens der Vergangenheit, trifft man mit ihnen in gleicher Bewunderung, wenn auch aus ungleichen Ursachen, zusammen.

Ueber die Akademie-Ausstellung und die New Gallery, auch über einige Bilder sonst, werde ich in einem späteren Aufsatze schreiben und bei dieser Gelegenheit vielleicht vom Verhältniß der älteren Schule zu der gegenwärtigen, von der Poesie, die durch den Realismus der älteren hindurchscheint, und von der Nüchternheit, die aus der Poesie der gegenwärtigen blickt, zu reden haben. Leicht war es nicht, die Leih-Ausstellung in Augenschein zu nehmen. Leicht war es deshalb nicht, weil überaus Viele anwesend waren, die dieses Vergnügen mit Einem theilten. Hinten und von den Seiten wurde man bedrängt; nach vorn hatte man die Wahl, in das Glas zu gerathen, das in England vor Bildern angebracht wird. Nicht alle Anwesenden werden durch Kunstsinn hergeleitet, es ist oft nur die Sitte, die sie dazu bringt. Doch jedenfalls eine schöne Sitte, und man thäte gut, sich in Deutschland zu ihr ebenfalls verpflichtet zu fühlen. In Frankreich existirt sie, doch ist sie dort weniger anspruchsvoll. Die Herren und Damen, die dort in Ausstellungen gehen, Toiletten sehen, von Bildern sprechen, finden es genug, eine halbe Stunde zu verweilen. In England ist man gründlicher, man bleibt unendlich. Auch ist das Talent zur Konversation nicht so wach. Die feierliche Stimmung unterbricht kein Geplauder. Und der Nachmittag kommt heran. Die Strahlen der Sonne fallen schräger. Etwas wie Müdigkeit legt sich über den Saal. Aber Niemand geht, nur sieht man nach den Sitzplätzen. Und die Menge staut sich. Jeder bleibt auf dem Flecke, wo er ist, und c'est pour dormir debout, sagen die Franzosen.

Einige Glückliche, auf den Divans, von der Hitze überwältigt, schlummern ein. In der ganzen Umgegend hört man Geräusche wie vom Gähnen. Nun, hofft man, ist das Eis gebrochen, die Menge kommt in Fluß und schiebt dem Ausgang zu. Weit gefehlt, Alles bleibt. Die noch nicht schlafen, werden schlafen, und Die es thun, nicht bald erwachen. Society hat ihre Gesetze. „Wie lange warst Du in der Ausstellung?" „Oh, about two hours." In diesen Momenten, wo der Wille eines ganzen Saales, ihn nicht zu verlassen und lethargisch in ihm zu verweilen, zum Ausdruck kommt, erfolgt eine Reaktion der Konstabler. In England ist ja bekanntlich fast Alles umgekehrt als in Deutschland, so darf man sich auch nicht verwundern, da das Publikum still und die Wärter geräuschvoll zu finden. Die Wärter fühlen sich „zu Hause", das Publikum genirt sie nicht und die ungeheuere Langeweile dieser Nachmittagsstunde, wenn die Sonne sinkt, suchen sie zu bekämpfen. Einer beginnt langsam, phlegmatisch, aber sehr deutlich, einen Gassenhauer zu pfeifen. Er bringt damit über den Saal. Der Wächter am Ausgang giebt die Replik. Man traut seinen Ohren nicht, noch dazu, da, wie in England überhaupt, die Wärter Polizeiuniform tragen. Es ist nicht ganz so schön, aber man kann es mit den Zwiegesängen der italienischen Schiffer vergleichen, die Dante singen oder gesungen haben sollen. Außer den Wächtern ist Alles still. Nichts regt sich. Wie im Flirt sitzen die Herren und Damen auf den Divans, aber Alles ist versteinert, verstummt. Und doch geht Niemand fort vor der Stunde, die zum Fortgehen Sitte ist. Und dann mit einem Male geht man. Und danach beginnt die stille Seligkeit der Kunstfreunde vor den Bildern an den Wänden.

London. Herman Helferich.

Geselligkeit.

Eine Plauderei.

Die meisten großen Denker und Menschenkenner stimmen darin überein, daß den Menschen seine eigene Gesellschaft besser mache als fremde, oder wenigstens nicht schlechter. Im Prinzipe mag Das angenommen werden, wenn nicht etwa die vielen Ausnahmen dagegen protestiren. Es kommt eben darauf an, ob Einer von Haus aus ein braver Kerl ist oder nicht. Ein Schlechtling wird in seiner eigenen Gesellschaft nur noch schlechter.

Der Trieb nach Gesellschaft ist am Meisten ausgebildet bei Durchschnittsmenschen. Es giebt Leute, die nicht einen Augenblick allein sein

können, jede noch so schaale, langweilige Gesellschaft ist ihnen lieber als ihre eigene und jedenfalls hat diese — wenn auch unbewußte — Geringschätzung des eigenen Gehaltes ihre guten Gründe. Es giebt Leute, denen der Verstand still steht, wenn sie allein sind, die nur mit dem Mund oder mit den Ohren denken, das heißt, nur sprechend oder hörend eine gewisse Gehirnthätigkeit entwickeln. Solche suchen Geselligkeit, um sich in ihr als leibliche Vernunftwesen zu fühlen. Es giebt Leute, die einen solchen Ueberfluß von Weisheit in sich spüren, daß sie damit hausiren gehen und Jedermann davon mittheilen wollen. Es giebt Leute, die sich ganz hohl vorkommen, wenn sie nicht alltäglich eine ordentliche Tracht von Neuigkeiten und Tratsch in sich aufnehmen können. Solche brauchen Gesellschaft, suchen Gesellschaft, würden ohne Gesellschaft bald melancholisch werden, abmagern und zu Grunde gehen. Ferner giebt es Leute, die so unglückliche Artung haben, daß ihnen, wenn sie allein sind, lauter unangenehme Sachen einfallen; um den schlimmen, peinigenden Vorstellungen zu entfliehen, suchen sie Gesellschaft, gleichsam zum Schutz, und die unbedeutendste ist ihnen lieber als gar keine. Auch die heimlichen Qualen eines bösen Gewissens sind Hetzhunde, die den Menschen von einer geselligen Zerstreuung in die andere jagen, wo die Armen wohl Betäubung finden, aber nie Behaglichkeit und Erholung.

Solche Flüchtlinge vor sich selber bevölkern zum großen Theil unsere Unterhaltungcirkel, Vergnügungetablissements, Wirthshäuser, selbst Konzerte und Schauspielhäuser. Es dürfte wohl wenige Theaterfreunde geben, die wie weiland König Ludwig ganz allein im Zuschauerraum einem Stücke beiwohnen könnten; die Meisten gehen nicht ins Theater, um Schauspiele, sondern um Leute zu sehen. Ja selbst in die Kirche gehen manche Leute lieber, wenn sie voll von Menschen ist; „eine Ursache, weshalb es leer bleibt, wenn wenige Leute drinnen sind“, würde der Abelsberger Professor sagen.

Am Deutlichsten kann man die Leutelust auf öffentlichen Promenaden beobachten. Wie leuchten die Gesichter! Sehen und gesehen zu werden! Wo das Gewoge am Lebhaftesten, das Gedränge am Dichtesten ist, dorthin, dorthin! — Ja, der Mensch kommt in Heerden vor.

Wo er aber einzeln auftritt, da ist es eine Abart. Der tiefer angelegte Mensch hat Stunden der Einsamkeit und Stunden der Geselligkeit vonnöthen; und jene dringender als diese.

Des Poeten Rath ist folgender:

Magst Du wissen, wann Du sollst gesellig
Und wann einsam sein?
Willst Du Freude, suche Menschen,
Willst Du Glück, so bleib' mit Dir allein.

Wisse, wann Dein Werk am Schönsten
Und am Reinsten mag gedeihn:

In der Arbeit suche Menschen,
Doch im Schaffen bleib' mit Dir allein.
Wie's auch Jeder hält nach seiner Weise,
Lasse Eins gesagt Dir sein:
Wenn Du hassest, meide Menschen,
Wenn Du liebst, bleib' nicht mit Dir allein.

Ausnahmemenschen pflegt man in der Gesellschaft Ausnahmestellungen einzuräumen. Allein wie sollen sie diese ausnützen? Gerade Geistesaristokraten haben zu zeigen, daß sie vor Anderen nichts voraus haben wollen, daß sie alles Das gern erfüllen, was von jedem Anderen beansprucht wird.

Darum wird man bei hochgestellten Persönlichkeiten stets finden, daß sie sich in gesellschaftlichem Verkehre streng an die Norm halten, um ihre Achtung vor den Mitmenschen zu zeigen und um nicht für hochmüthig angesehen zu werden. Ich kannte einen berühmten Mann, der in Gesellschaft stets befangen war, weil er immer fürchtete, gegen die Form zu verstoßen, und der deshalb im Verkehr mit Menschen befangen und fast linkisch wurde. Ein solches Benehmen verräth Menschenachtung und ist ein schöner Gegensatz zu jenen „Genies“, die in übermäßigem Bewußtsein ihres Werthes ihren Launen freien Lauf lassen und daher mehr interessant als liebenswürdig sein mögen.

Es giebt für solches Sichgehenlassen wohl auch andere Gründe als den der Eingebildetheit; es kann aus Naivetät, Bummelwitzigkeit und Unüberlegtheit geschehen, ja sogar aus seelischer Verstimmung, wie noch gezeigt werden soll.

Wenn ein Mensch gesellig unter Leuten sitzt, so gewinnen die Leute, der Mensch aber verliert. Dieser, wenn er mit sich streng ist, wird auf der Heimkehr von einer Gesellschaft selten mit sich zufrieden sein, wird sich immer Etwas vorzuwerfen haben. Entweder er hat Anderen Unrecht gethan oder sich selber. In der Gesellschaft darf Keiner ganz wahr sein, weder gegen Andere noch gegen sich. Ist er wahr, so kommt er auf den Grobian hinaus.

Was in diesem Punkte ich zu bekennen habe, ist recht schlimm. Bin ich mit mir allein, so geht es leidlich; am Besten ist jeder Mensch bei der Arbeit und bei solcher habe ich das Bewußtsein vollster Redlichkeit. Auch auf meinen einsamen Wanderungen ertappe ich mich nur selten bei einem Schelmenstück, obzwar manchmal ein oder der andere lose Gedanke Etwas zu wünschen übrig läßt

In Gesellschaft wird Das anders. Bin ich mit ihr nicht vertraut, so sind es leere Worte, die ich höre und spreche und die in mir Oede und tötliche Langweile erzeugen. Um über diesen Zustand hinauszukommen, werde ich freimüthig, gerathe rasch in eine Vertrauensseligkeit, die nachträglich manchmal zu bereuen ist. Der Mensch begeht ein großes Unrecht an sich, wenn er dem Erstbesten offenen Einblick in sein innerstes Wesen gestattet. „Fremden ist der Eintritt verboten!" Was nützt der vorsichtige Spruch, wenn der Hausherr selbst alle Thüren und Thore sperrangelweit aufmacht!

Bin ich nun einmal in der Vertrauensseligkeit befangen und packe ich in warmem Redefluß meine Seele aus, so liegt die Gefahr des Sichselbstschönmachens, des Selbstlobes nahe. Zu Derlei sind die meisten Menschen aufgelegt, und um Solches zu vermeiden, gerathe ich manchmal in das Gegentheil, verschweige die besseren Seiten, erzähle meine Schwächen, Gebrechen, Fehler und Laster, stelle mich sozusagen mutternackt — und ich bin auch seelisch kein Adonis — vor den erstaunten Zuhörer hin. Dieser addirt noch hübsch sein Theil dazu, weil er sich denkt: Wenn er schon so viel gesteht, wie viel wird er erst verschweigen!

Allerdings ist in uns das Bedürfniß vorhanden, innere Schäden, Gewissensanliegen, einem Mitmenschen zu offenbaren; auf diesem Zuge unseres Wesens beruht die Ohrenbeichte, die eine weit größere Bedeutung hat, als der weltliche Sinn eingestehen will. Wer die Ohrenbeichte aufgebracht hat, der war ein großer Menschenkenner und ein großer Menschenfreund. Mancher arme Sünder, der nicht zu Grunde gegangen an der Sünde, geht zu Grunde an dem Geheimnisse. Freilich thut in diesem Sinne ein treuer Freund den selben Dienst wie der Priester. Was sollen aber die Tausende von Armen und Niedrigen anfangen, die keinen Freund haben! Für solche sitzt ein Mensch im Beichtstuhle, der sein Ohr willig und theilnehmend dem Bedrängten leiht, der ihn tröstet, beruhigt, ihm Rathschläge weist und der auf das Strengste verpflichtet ist, das ihm Anvertraute als sein tiefes Geheimniß zu wahren. Die kirchlich geheiligte Seite dieser Anstalt lasse ich unberührt, in unserem Falle handelt es sich nur um die rein menschliche, die nebenbei hier Erwähnung finden mußte.

Aber es ist ein Unterschied, ob man sich einem Seelenfreunde mittheilt oder einem Fremdlinge; das Eine ist ein Recht, das man üben, das Andere ein Unrecht, das man an sich selbst begehen kann. Es giebt Geheimnisse, die man nicht einem unwürdigen Einzelnen anvertrauen soll, wohl aber Tausenden auf einmal. Dieses thue ich soeben, da ich mich anklage, manchmal Jenes zu thun.

Außer solchem Unrecht an mir begehe ich in Gesellschaft auch noch

recht häufig Unrecht an Anderen. Ich ergreife im geselligen Gespräche gern die Gegnerschaft, vertheidige die von mir aufgestellte Behauptung manchmal mit einer Härte und Rücksichtlosigkeit, die zu dem Gegenstande oft in gar keinem Verhältnisse steht und empfindsame Gemüther leicht verletzt. Allerdings geschieht dieser heftige Widerpart fast allemal nur, um ein Gespräch zu beleben und einem Gesprächsgegenstande verschiedene anregende Seiten abzugewinnen. Meine Freunde wissen Das auch, halten im hitzigen Wortgefecht muthig Stand und wir befinden uns bei solch tapferer Spiegelfechterei ganz wohl. Und Fremde, die mich fechten hören, werden sich höchstens darüber wundern, daß es noch Leute giebt, die sich über rein theoretische Fragen und ideale Dinge so glühend ereifern können, wie etwa der Kaufmann über ein Zollgesetz oder die „gnädige Frau“ über ein störrisches Stubenmädchen.

Und so, wie ich rücksichtlos bin gegen Anwesende, so kann man leicht rücksichtlos werden gegen Abwesende. Das Durchhecheln Abwesender, das Ehrabzwicken, wo der Gezwickte sich gar nicht rechtfertigen kann, weil es ja meuchlings geschieht, das Verleumden in den bekannten feigen Formen, ist wohl eine Sache, die einem auch nur halbwegs anständigen Menschen vollkommen ferne liegt. Doch was man schon selbst nicht thut, Das läßt man in der Gesellschaft von Anderen geschehen, fährt leider vielleicht gerade hier nicht mit dem richtigen Donnerwetter drein und macht sich so mitschuldig an einem der abscheulichsten gesellschaftlichen Laster.

Wenn ich mich ernstlich frage: Ja wann giebst Du Dich eigentlich in Gesellschaft ganz so, wie Du bist? Wann zeigst Du Dich ohne Ueberschwänglichkeit, ruhig, heiter, verständnißinnig, duldsam, wohlwollend, empfänglich für die Eigenart fremder Personen? Wann bist Du Das? — Und die erfahrungsgemäße Antwort lautet: Dann, wenn der Genosse mir eben so entgegenkommt, wenn er ohne Ziererei und Spitzfindigkeit ist, natürlich und schlicht. Eine solche Gesellschaft thut wohl bis ins Herz hinein. Aber sie ist selten zu finden. So äußerst wenige Menschen giebt es, die gegenseitig an einander den richtigen Kern ergründen und ihn fruchtbar aufgehen machen können.

Das Schlimmste, wohin ich in ungezwungener Gesellschaft bisweilen gerathe, habe ich noch gar nicht einbekannt. Die Spottsucht! Denn ärger als Widerspruch ist das Beistimmen mit verzogenen Mundwinkeln. Das Beistimmen unter allen Umständen, das tendenziöse Verneinen seiner selbst, das ironische Bejahen des Andern. Dann gehts weiter, und bevor ich mirs selbst gestehe, bin ich Mephisto der Hinkende. Sachte, ganz sachte, fange ich an, das Gemeine zu entschuldigen, das Niedrige zu beschönigen, das Laster zu preisen. Ich nenne den Erzgauner einen

gescheiten Mann, den Straßenräuber einen Helden, den Streblling einen hochfliegenden Geist. Ich verhöhne die redliche Bescheidenheit als Heuchelei, die Tüchtigkeit als Ehrsucht, heiße dumm die Ehrlichkeit, wacker den Eigennutz, christlich demüthig die Kriecherei, weltklug die Falschheit, reinmenschlich die Unzucht, edle Sparsamkeit den Geiz, Mannesmuth die Gewaltthat, nationale Tugend den Rassenhaß. Die Zuhörer, welche solchen Hang zum Sarkasmus mißverstehen, stutzen anfangs, horchen immer mehr auf, bedauern endlich an mir den verlorenen Menschen oder freuen sich heimlich, daß der sonst lästige Moralprediger so grundschlecht geworden ist. Und in solchen Stunden fühle ich mich wirklich gottverlassen, das Herz voller Verzagtheit und Pein über so Vieles, was in der Welt vor sich geht. In der Gesellschaft sog ich tropfenweise das Gift in mich, um es also in ruchloser Verzweiflung, erbarmunglos gegen Andere, wieder von mir zu stoßen.

Unter Umständen ist die Satire gewiß eine gute Sache, allein sie versengt die Herzlichkeit und ist in Gesellschaft, wo das Gemüthliche vorherrschen soll, nicht immer gut angebracht. In welcher Gemüthsverfassung man schließlich von solcher seelenätzenden Geselligkeit nach Hause geht, Das läßt sich denken. Beständig mahnt das Gewissen: Das war eine abscheuliche Stunde, Du hast nichs Gutes gestiftet. Deinen in Einsamkeit gefaßten Vorsatz, im Umgange mit Menschen mild, treu, liebreich zu sein, hast Du schlecht gehalten. Zur Strafe dafür verbanne Dich nun für lange Wochen in die Einsamkeit; gehe hin und lerne in den Fährlichkeiten wilder Elemente die Menschen besser achten! An Särgen lerne die Reue, an Gräbern gedenke der Frivolität, in der Du mit ihnen umgingest, da sie noch Menschen waren, irrend, leidend, das Rechte ersehnend wie Du!

Ja, erst in der Einsamkeit kommen solche Gedanken, in der Geselligkeit kommen sie nie. Aber was ist Das für eine Menschenliebe, die nur dann sich meldet, wenn man von Menschen fern ist! Die Ursache, daß es so steht, liegt nicht allein an den Anderen, sondern auch an Dir, mein gutes ego, Das merke Dir nur. Im Umgange mit Dir allein ist es leicht, Recht zu üben, denn Unrecht läßt Du Dir eben auch von Dir selbst nicht gefallen. Unrecht erfährst und thust Du im Verkehr mit Menschen. Weißt Du Das einmal, so meide sie nach Möglichkeit, liebe sie im Gedanken, thue ihnen Gutes aus der Ferne und sie werden im Erinnern Deiner Seele eine gute und gedeihliche Gesellschaft sein.

Krieglach. Peter Rosegger.

Schreibsachverständige.

Wohl jeder Jurist betrachtet heute die Thätigkeit der modernen Schriftgelehrten mit starkem Mißtrauen. Die auf dem Gebiete der Schriftenvergleichung vorgekommenen Irrthümer haben die Leistungen der Schreibsachverständigen derartig diskreditirt, daß man vielfach berechtigt zu sein glaubt, von einer „Schreibsachverständigen-Kalamität" zu reden. Wenn die Häufung von Irrthümern eine Kalamität bedeutet, dann wird man gegen diese Auffassung nichts einzuwenden vermögen.

Mehrfach wurden langjährig thätige Experten des Irrthums überführt. Das ist Thatsache. Aber was beweist sie? Waren die Gutachter untüchtig oder ist die Materie an sich so schwierig, daß auch die Tüchtigsten so auffällig häufig dem Irrthum verfallen müssen? Kurzum, worin besteht die Kalamität?

Diese Fragen möchte ich hier kurz zu beantworten versuchen. Eine sachgemäße Beleuchtung dieses Gegenstandes erscheint mir um so nothwendiger, als meines Wissens bisher von keiner Seite eine solche unternommen wurde.

Der heutige Schreibsachverständige ist von Beruf in den weitaus meisten Fällen Kalligraph, Schreiblehrer oder Bureaubeamter. Er wird aus dem Grunde als tauglich erachtet für die Ausübung der Schriftvergleichung, weil sein Handwerkszeug die Feder bildet und weil man von ihm voraussetzt, daß er die kalligraphischen konventionellen Schriftformen kenne und auszuüben verstehe. Wie der Gerichtschemiker die Chemie, der stenographische Gutachter die verschiedenen Stenographiesysteme kennen und ausüben muß, so, schließt man, muß der Schreibsachverständige das Schreiben verstehen und ausüben können. Das scheint sehr logisch, ist aber dennoch falsch.

Es handelt sich vor Gericht gar nicht um Schreibenkönnen, nicht um die Beherrschung der konventionellen Kalligraphie, sondern einzig um Identitätnachweise *individueller* — mehr oder weniger verstellter — Handschriften. Nicht auf *Schreibenkönnen*, auf *Schriftenkennen* kommt es an; nicht ein *Schreib*sachverständiger, ein *Schrift*sachverständiger muß der Experte sein.

Schriftkenntniß und Schreibkunst sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die Handschrift ist kein unwandelbares, stabiles Etwas, erstanden beim Schreiblehrer die Stunde zu 50 Pfennigen. Die freie ungezwungene Schrift — und nur diese kann ich im Auge haben — ist ein eigenthümliches Produkt der Individualität, eben so wandelbar wie diese selbst. Die Handschrift macht alle Phasen der Entwickelung, alle Stadien der körperlichen und seelischen Verfassung getreulich mit. Stimmungen, Krankheiten u. s. w. kommen in bestimmter Weise in der Handschrift zum Ausdruck. Sind wir mißgestimmt, die Handschrift zeigt es; sind wir krank, die Handschrift ist es auch u. s. w. In der Handschrift giebt es also nichts Bleibendes. Absolute Uebereinstimmungen kommen gar nicht vor. Niemals sind zwei Unterschriften der selben Person so genau gleich, daß sie sich völlig deckten.

Und nun bedenke man Folgendes: das Gericht verlangt Nachweise der Identität. Absolute Gleichheiten giebt es aber in der Schrift nicht. Muß nun unter diesen Umständen der verlangte Nachweis nicht ein außerordentlich schwieriger sein? Setzt eine solche Arbeit nicht die Kenntniß und die Art der Einwirkungen all jener eben angeführten Momente voraus? Muß, mit einem Wort, die Beherrschung der Psycho-Physiologie der Schrift nicht durchaus die erste Bedingung für den wirklichen Schriftexperten sein?!

Niemand wird behaupten wollen, daß ein Schreibkünstler kraft seines Berufs, also eo ipso, die geforderte Kenntniß besäße. Der heutige Sachverständige ist als Lehrer so wenig wie als Beamter in der besonders bevorzugten Lage, individuelle Schriften zu sehen und sich deren Eigenthümlichkeiten einprägen zu können. Der Kalligraph und Lehrer kennt höchstens die unentwickelten Handschriften aus seiner Lehrthätigkeit, der Beamte fast nur die Typen seines eigenen Berufes. Viel weiter aber geht die Kenntniß des Schriftwesens dieser Herren in den wenigsten Fällen. Es muß sogar der Schönschreiber heißestes Bemühen sein, gerade die wichtigen individuellen Zuthaten zu unterdrücken; je besser ihnen Das gelingt, desto tüchtiger sind sie in ihrem Fach. Schreiben ist Handwerk, im besten Falle Kunsthandwerk, Schriftkenntniß ist Wissenschaft. Einen Schreibkünstler zum Schriftexperten bestellen, heißt nichts Anderes, als einen Heilgehilfen zum medizinischen, einen Irrenwärter zum psychiatrischen Sachverständigen zu machen.

Ich resumire also: den heutigen Schriftexperten geht die Wissenschaft des Schriftwesens ab; sie sind Schreib-, nicht Schriftsachverständige. Daraus resultirt zum größten Theil die Schreibsachverständigen-Kalamität. Soll es auf diesem Gebiete besser werden — und eine Besserung thäte gewiß Noth, — dann darf Niemand zum Schriftexperten verpflichtet werden, der nicht den Besitz der mehrfach betonten Wissenschaft der Psycho-Physiologie der Handschrift nachweisen kann. Der Sachverständige muß, was er auf Hochschulen noch nicht genügend sich aneignen kann, durch ernste Selbststudien der umfangreichen Literatur zu erlangen suchen. Ist ihm Dies gelungen, dann besitzt er unbedingt auch die nothwendigen geistigen Qualitäten: Beobachtungsgabe, Formengedächtniß, Schlußvermögen. Ohne diese Eigenschaften gelingt eben jenes Studium nie, und sollte der Lernende ein noch so scharfsinniger Geist sein.

Die Schriftenvergleichung ist keineswegs die handwerksmäßige, ohne nennenswerthe Intelligenz zu bewältigende Arbeit, als welche sie gemeiniglich von Juristen und Laien betrachtet wird. Die vielfach bemerkbare Ueberhebung ihr gegenüber ist durchaus nicht am Platze, denn kein gelehrter Beruf irgend welcher Art befähigt an sich zum Schriftvergleicher. Auf diesem Gebiet ist der Richter sowohl wie der Staatsanwalt und Vertheidiger durchaus Laie, nicht anders als der erste beste Commis aus dem Krämerladen. Die wirkliche Schriftkenntniß erfordert wie jeder höhere Beruf ein längeres Studium, und nur der Unverstand kann die Fähigkeit zum Schriftvergleicher für ein selbstverständliches Nebenprodukt des Schreibgeschäfts halten, gut genug für öde Buchstabendrechsler und blickgeschwächte übermüdete Beamte zur Ausfüllung der Mußestunden. In jeder anderen Auffassung erblicke ich den eigentlichen Grund der Schreibsachverständigen-Kalamität.

W. Langenbruch.

Kullmanns Attentat.

Zwei Jahrzehnte sind gerade verstrichen, seit, am dreizehnten Juli 1874, den Fürsten Bismarck in Kissingen die Kugel des Böttchergesellen Kullmann streifte. Damals wie heute liebten die politischen Mörder den Sommer: am vierzehnten Juli 1861 schoß Becker in Baden-Baden, am siebenten Mai 1866 Ferdinand Cohen-Blind, am elften Mai und am zweiten Juni 1878 machten Hödel und Nobiling ihre Mordversuche auf den alten Kaiser.

Blinds Attentat ging aus dem demokratischen Haß gegen den „gefährlichen Schwärmer auf dem preußischen Ministersessel" hervor. Man muß die Reden und die Artikel aus jener Zeit lesen, um an die fanatische Wuth gegen Bismarck sich wieder zu erinnern und um das richtige Gefühl für die dreiste Heuchelei unserer Demokraten von heute zu erhalten, die jede scharfe Kritik der amtlichen Thätigkeit des Grafen Caprivi, dessen persönliche Eigenschaften Niemand verdächtigt, wie ein ungeheuerliches Verbrechen brandmarken. Ferdinand Blind, der Sohn des bekannten republikanischen Flüchtlinges, war von Hohenheim nach Berlin gekommen, um den Mann, der gegen den Willen des Volkes den europäischen Frieden störe, zu ermorden, „Bismarck ist der ärgste Feind Deutschlands", sagte er, „deshalb war meine That nothwendig." Die Einzelnheiten dieses Attentates, das sich Unter den Linden, vor dem Hause der russischen Botschaft, abspielte, sind allgemein bekannt; nur ein neues Detail hat Poschinger in seinem unterhaltsamen Buche „Fürst Bismarck und die Parlamentarier" noch angeführt; danach soll Bismarck im Dezember 1874 seinen Gästen erzählt haben: „Als Blind seinen Revolver abgeschossen hatte, stürzte er auf mich los. Ich hatte Mühe, den jungen, kräftigen Mann von mir abzuwehren, und lange hätte das Ringen mit ihm nicht dauern dürfen, denn ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. In diesem entscheidenden Moment erhob sich ein Gewehrkolben über meinem Haupte. Der Soldat, der in der Nähe Posten stand, wollte nämlich interveniren. Da wurde eine lederbehandschuhte Hand sichtbar, die den Gewehrkolben faßte, und eine Stentorstimme, die einem Offizier gehörte, schrie: Rindvieh!" Blind durchschnitt sich auf der Polizeiwache die Kehle und es wurde ihm nicht nur ein ehrenvolles Begräbniß bewilligt, sondern auch gestattet, daß die Leiche des Mörders mit Blumen und Kränzen geschmückt wurde. Mit bitteren Worten hat Fürst Bismarck später, am neunten Mai 1884, in der Reichstagsdebatte über die Fortdauer des Sozialistengesetzes, diese „Humanität" verurtheilt: „Vorgestern waren es gerade achtzehn Jahre, seit das Attentat von Blind stattfand; der war in keiner Weise dem Arbeiterstande angehörig, er war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ein Student, und er war das Gefäß, in dem die Theorie der Konflikts-Fortschrittspartei und die Kritik der Fortschrittspartei über einen so elenden Minister, wie er heute vor Ihnen steht und der damals Deutschland in den Krieg stürzen wollte, zu dem ihm kein Heller bewilligt werden sollte — diese Theorie der fortschrittlichen preußischen Landtagspartei vor 1866 sich abgelagert und krystallisirt hatte. Wer die Zeit damals miterlebt und mit so viel Interesse studirt hat, wie mir der damalige Vorgang einflößte, wird gesehen haben, wie die sämmtlichen fortschrittlichen Blätter damals nach dem Attentat für Blind Partei nahmen und vor sittlicher Entrüstung darüber, daß ich mich nicht hätte

von dem Mann erschießen lassen, sich nicht fassen konnten. Sie warfen mir vor, ich trage ein Stahlhemd — ich wollte, ich wäre stark genug dazu — und die höhnischsten Karikaturen über den Mordanfall wurden überall an den Schaufenstern von der Polizei geduldet. (Auf einem dieser Bilder war folgende Szene dargestellt: ein heldenmüthiger Mann, er hatte die Physiognomie von Wilhelm Tell, fällt den Minister von vorn an — während Blind sich hinterrücks heranschlich — und feuert ihm ins Gesicht. Bestürzt steht Graf Bismarck da, der Hut fällt ihm vom Kopf, da schiebt der Satan eine Kralle zwischen den Mörder und sein Opfer und spricht, indem er die Kugel auffängt: Der gehört mir!) Bekannt ist auch der Kultus, der mit der Leiche Blinds im Polizeipräsidium damals getrieben wurde. Namhafte Frauen, die in der wissenschaftlichen Welt, wenigstens ihre Männer, einen gewissen Ruf hatten, bekränzten sie mit Lorbeer und Blumen ... Und das allgemeine Ergebniß war für mich in diesen Kreisen die Mißbilligung, daß ich überhaupt noch lebte."

Acht Jahre später hatte der verständige Theil der Demokratie mit Bismarck Frieden gemacht. Aber die Maigesetze waren erlassen, die Hetzkapläne hatten gegen den neuen Diokletian ihren Feldzug begonnen und der Böttchergeselle Kullmann wollte vollenden, was Blind vergebens versucht hatte. Der Geheime Hofrath Dr. Oskar Diruf, der damals die Kissinger Kur des Kanzlers leitete, hat vor einigen Wochen einen Bericht niedergeschrieben, der neue Details über den Mordanfall bringt und deshalb hier mitgetheilt werden mag:

„Am dreizehnten Juli mittags war ich im Arbeitzimmer des Fürsten mit diesem noch in einer ärztlichen Unterredung begriffen, als der Kammerdiener mit der Meldung eintrat: „Durchlaucht, der Wagen ist vorgefahren!" Ich verabschiedete mich, blieb aber noch im Hause, da ich mich auf Wunsch des Fürsten zu dessen Tochter Komtesse Marie begab, deren Zimmer ebenfalls im ersten Stockwerk nach der Saalstraße hinaus lagen; der Reichskanzler bestieg indessen den im Hofraum wartenden Wagen, der aus dem Thor an der Ecke des Hauses herausfuhr und rechts, nach der Brücke zu, in die wie gewöhnlich um jene Stunde sehr belebte Straße abbog und die Richtung nach dem Salinenbad einschlagen wollte. In diesem Augenblick hörte ich einen Knall und sah vor dem Fenster eine Pulverdampfwolke aufsteigen. Ich eilte an das Fenster und sah den Fürsten, der den Wagen sofort verlassen hatte, inmitten eines dicht um ihn andrängenden Menschenknäuels stehen, mit lebhaften Armbewegungen die Menge abwehrend. Rasch war ich unten und bahnte mir nur mit großer Mühe einen Weg zum Fürsten, der mir die vom Pulver des aus nächster Nähe abgefeuerten Schusses stark geschwärzte Wunde am rechten Handgelenk zeigte und mit den Worten: „Lassen Sie uns vor Allem aus dem Gedränge hier wegkommen und fahren Sie mit!" schnell den Wagen wieder bestieg, in den ich mich zwar auch setzte, dabei jedoch dringend bat, lieber sofort ins Haus zurückzukehren, um die Verletzung auswaschen, gründlich untersuchen und verbinden zu lassen, anstatt weiter zu fahren. Nach einigem Widerstreben ward meiner Bitte nachgegeben ...

Nachdem ich die Wunde und deren Umgebung von der aus Pulverniederschlag und Blut gemischten schwarzen Kruste befreit hatte, fand ich eine etwa zwei Centimeter lange und dreiviertel bis einen Centimeter breite flache Verletzung, auf deren Grunde man deutlich die vollständig entblößte, aber günstigerweise unverletzte Radialarterie (Pulsader) pulsiren sah. Von dem zunächst befindlichen Köpfchen des Speichenknochens war die Beinhaut voll-

ständig hinweggerissen, die Blutung war gering und bald gestillt. Die kleine Kugel, welche bei der sehr nahen Stellung des Thäters zur Linken des Wagens ihren Weg in steiler Richtung nach oben genommen hatte, konnte nicht aufgefunden werden; sie war jedenfalls über das Dach des Hauses geflogen, nachdem sie den rechten Arm des Fürsten dicht über dem Handgelenk in dem Augenblick gestreift hatte, als bei der Erhebung der Hand zur Erwiderung eines Grußes zwischen dem Aermelrand und den hellen Wildlederhandschuhen ein ungedeckter Raum entstand.

Während ich noch mit dem Verband beschäftigt war, brachte der Kammerdiener des Fürsten die Nachricht, daß man den Thäter, einen Böttchergesellen Namens Kullmann aus Neustadt-Magdeburg, bereits gefaßt und nach dem Kgl. Bezirksamt gebracht habe. Gleichzeitig legte er auch die dem Mörder abgenommene Waffe, ein kleines, schlechtes, einläufiges Pistol, auf den Tisch. Der Fürst äußerte sogleich den lebhaften Wunsch, den Thäter zu sehen und zu sprechen, also nach dem Bezirksamt zu fahren; meine Einwände, die noch so frische Wunde könne nachbluten, schnitt der Kanzler durch die Einladung ab, ihn zu begleiten.

Das Verhör, das der Fürst mit Kullmann anstellte, war in seinen Einzelnheiten, die mir noch lebhaft im Gedächtniß sind, sehr interessant, doch kann ich sie übergehen, weil der Mordbube seine mit wunderbarer Frechheit gegebenen Antworten später bei der Schwurgerichtsverhandlung in Würzburg ziemlich gleichlautend dem Staatsanwalt gegenüber wiederholte. Schon aus diesem vorläufigen Verhör ergab sich aber, daß Kullmann, dessen ganze Erscheinung einen unbedeutenden, unreifen, aber fanatischen Burschen verrieth, in der festen Absicht und lediglich zu dem Zweck, den Fürsten zu töten, nach Kissingen gekommen war, jedoch anscheinend keine Complicen hatte. Bei aller Frechheit seiner Geständnisse konnte er doch den festen Blick des Kanzlers nicht ertragen, sondern schlug stets sogleich die Augen nieder, sobald dieser ihn fixirte. Auf meine nach der erwähnten Vernehmung an den Attentäter gerichtete Frage, was er zur Ladung des Pistols benützt habe, antwortete er: ‚Zwei solche kleine Kugeln, wie sie in meiner Tasche gefunden wurden!‘ Es waren Dies sogenannte Rehposten; den Papierpfropf der Ladung hatte ich schon vorher selbst im Wagen des Fürsten gefunden, es war ein Fragment der ‚Magdeburger Zeitung‘.“

Noch an dem selben Abend traf vom Kaiser, der gerade nach Gastein reiste, eine Depesche ein, die mit diesen Worten schloß: „Mögen Sie Trost und Befriedigung finden im Rückblick auf eine ruhmvolle Vergangenheit, welche Ihnen Männer zu Freunden und Buben zu Feinden gemacht hat!“ Bismarck nahm den neuen Anfall gelassen hin; er sagte schon bei der Abendtafel: „Die Sache ist zwar nicht kurgemäß, aber das Geschäft bringt es so mit sich.“ Und als später von dem Attentat die Rede war, meinte er: „Es wäre vielleicht gar keine üble Einrichtung, wenn man, wie für das Wild, auch für exponirte Minister eine Schonzeit einführte, während deren Dauer nicht auf sie geschossen werden dürfte; dann wüßte man doch, woran man wäre.“

Auf Bismarcks Schreibtisch liegen noch heute die Mordwaffen der beiden Attentäter. Den Revolver Blinds schenkte ihm Delbrück, der ihn bei der Versteigerung im Stadtgericht erwarb. Die Pistole Kullmanns erbat der Fürst von dem Staatsanwalt Rübel, der aber nicht auf eigene Verantwortung

handeln wollte und sich an die Finanzkammer in Würzburg wandte. Erst das bayerische Finanzministerium entschied: Fürst Bismarck könne die Pistole für den marktgängigen Preis erwerben; für fünf Mark wurde sie sein Eigenthum. Eine unangenehmere Erinnerung an Kullmann ist die Schwäche des rechten Handgelenkes, die den Fürsten noch immer beim Schreiben behindert.

Unbeschreibliche Erregung folgte dem Kissinger Verbrechen. Die Ultramontanen sprachen von dem „Deliriren, in das ein guter Theil der deutschen Denkernation nahezu gerathen sei". Wir waren eben damals weniger in der Gewöhnung als heute, wo das vor ein paar Wochen gegen Crispi versuchte Attentat über den Fall Carnot schon halb vergessen ist. Und 1874 verstärkte den nachhaltigen Eindruck der Zusammenhang der That mit dem Kulturkampf, das grelle Licht, das auf längst anachronistisch geglaubten Fanatismus fiel, — nicht zum kleinsten Theile freilich auch die einzigartige Persönlichkeit des erkorenen Opfers.

Ganz ähnlich, wie vor wenigen Tagen der sozialdemokratische Abgeordnete Schippel den Mord von Lyon, glossirte damals Windthorst die Kissinger That: „Wenn die politischen und kirchlichen Streitigkeiten zu einem Siedepunkte gelangen, dann muß man sich nicht wundern, daß hier und da unglückliche Menschen zu einem wahnsinnigen Verbrechen hingerissen werden. Das liegt eben an der unglücklichen Konstellation, und Diejenigen mögen es sich zuschreiben, welche diese Konstellation herbeiführen." Bismarck erwiderte, dann sei also Kullmann unschuldig und er selbst eigentlich der Schuldige. Und er heftete den Böttcher den Centrumsleuten „an die Rockschöße". Unwiderleglich wurde nachgewiesen, daß Presse, Vereine, geistlicher Einfluß ihn in die Siedehitze versetzt hatten: zu lange und zu viel hatte er von dem ruchlosen Kirchenfeinde, von den heldenmüthigen Geistlichen und Laien, reden hören, die den „nichtigen" Staatsgesetzen trotzten. Ein nachdenkliches Beispiel zu der Art, wie auch außerhalb des eigentlichen Anarchismus Theorie in verbrecherische Praxis sich umsetzt.

Bismarck war damals schon der Mann von 1866 und 70, der Begründer des Reiches, der Angelpunkt der europäischen Politik, weithin bewundert, von Millionen geliebt mit jener seitdem stetig gewachsenen Neigung, die jede Emanation dieser Persönlichkeit mit erneutem, mit ästhetischem, mit herzlichem Antheil aufnimmt. Millionen zitterten deshalb nachträglich vor der Gefahr, die so nahe herangetreten war. Nun gar die offizielle Welt! In einem Berliner Ministerium kam man vor lauter Verehrung auf den wunderlichen Gedanken, „alle Preßäußerungen" über das Attentat zu sammeln. Nach wenigen Tagen rangen die dazu kommandirten Subalternen die Hände, ob der nicht zu bewältigenden Papierfluth; deshalb, und aus Mangel an genügend großen Gebäuden, blieb dieses Bismarck-Denkmal in den Fundamenten stecken. Ja, — die Zeiten ändern sich, und die Geheimräthe mit ihnen.

Wäre das Verbrechen geglückt, so wäre der typische Nekrolog sicher in den Trost ausgeklungen, daß der Dahingeschiedene sein großes Lebenswerk zu Ende geführt und im Zenith seines Ruhmes, den er nicht mehr steigern konnte, den Tod gefunden habe. Heute wissen wirs besser. Die sechzehn — oder eigentlich nur vierzehn — Jahre, die ihm in ungeschmälerter Selbständigkeit am Staatsruder noch beschieden waren, sind reich an großen Erfolgen gewesen. In der auswärtigen Politik: die Pflege der Beziehungen zu Oesterreich, Italien und namentlich Rußland; die Verhinderung von Koalitionen; die Wahrung

des Weltfriedens in schwierigen Krisen; die Vertrauensstellung im europäischen Areopag. Ferner die koloniale, die neue Aera der Wirthschafts- und die völlig neue Sozialpolitik. Die glänzenden Siege im Ringen um die Stärkung der Heeresmacht. Vor Allem das unerschütterliche Vertrauen, als Frucht jener Erfolge, daß unter Bismarck die innere wie die äußere Sicherheit Deutschlands nachhaltig nicht gefährdet werden könnten. Dieses Imponderabile, das wir Jahrzehnte hindurch werthvoller als Juliusthurm und Armeen achteten, wurde dann auf neuen Schalen gewogen und zu leicht befunden.

Den Streit zwischen „König und Priester" hat Bismarck selbst noch mit einem Waffenstillstand oder temporären Frieden geendigt; an einen „ewigen" glaubt er bekanntlich nicht in diesem uralten Prozesse, der „schon in Aulis den Agamemnon die Tochter kostete". Die Gefechtsmunition hat er bei Seite legen lassen, die Position, die er dem Staat gegen die Kurie zurückerobert hatte, blieb behauptet, wie er sie für dauernd nöthig hielt. Ein neuer Papst, neue Ziele der inneren Politik, bewogen ihn zu einer Aenderung der Taktik. Doch stand er, so lange er im Amte blieb, immer noch so früh auf wie Windthorst. Und für die Hilfstruppe des Centrums hatte er Konzessionen überhaupt nicht feil, denn er meinte: „Lieber fortschrittlich als römisch-polnisch". Die schlimme Wahl blieb ihm erspart. Heute sind Das Archaismen. Die Sonne der Huld soll dem Polenthum den Mantel abgewinnen und Herr Lieber unterhandelt über Redemptoristen und Tabaksteuer.

Wir aber, denen Bismarcks Rezepte für preußisch-deutsche Selbsterhaltung noch heute eine lebendige Quelle des Lernens sind, wir erinnern uns dankbar, wie er vor zwanzig Jahren Gesundheit und Leben einsetzte im Kampfe gegen deutschfeindliche Mächte. Der Mann, der, im sechzigsten Lebensjahre aus Mörderhand gerettet, noch so Großes geleistet hat, wird hoffentlich weit über das achtzigste Jahr hinaus uns belehren und stärken. * *

Italienische Finanznoth.

Als vor der großen Revolution die französische Staatskasse kein Geld hatte, da hatte auch das Volk keins, wie das Queuebilden vor den Bäckerthüren hinreichend bewies. Da gegenwärtig Italiens Regirung kein Geld hat, sind die Bewohner ganz vermögend und lesen mit vielem Vergnügen von der Unmöglichkeit, in einem so ganz erschöpften Lande noch eine Einkommensteuer aufzulegen. Die auswärtigen Kapitalisten, die auf die Empfehlungen ihrer Banken hin Milliarden italienischer Werthe erworben haben und mit Entsetzen deren Kursrückgang erlebten, der fast in wilde Flucht ausgeartet war, sie können sich ganz Italien gar nicht anders als in Noth denken. Aber die Thatsachen lauten völlig anders: nur der Staat ist dort in Noth, dem Lande selbst geht es gar nicht schlecht. Das mag komisch klingen in Tagen, wo sogar auf die steuerfreien Werthe ein Steuerabzug gesetzt werden soll, wo es der Regirung demnach auf einen offenbaren Wortbruch nicht im Mindesten anzukommen scheint.

Wie reimt sich Dies nun mit der Thatsache zusammen, daß eine ganze Reihe solid verwalteter Sparkassen gerade jetzt an kleinen Einlagen immense Summen zufließen sehen, daß allein die Postsparkasse über 250 Millionen Lire zu verwalten hat, daß so viele kleine Stücke von italienischer Rente in Berlin und Frankfurt gar nicht aufzutreiben sind, wie solche in ihrer Heimath begehrt werden? Beim Handel wäre es allerdings ein Zeichen von Lähmung der Unternehmunglust, sobald sich in den Hauptbanken ungewöhnlich starke Baarmittel ansammeln, wie denn z. B. die Hamburger Girobank ihre größten Bestände beim Brande und während der Krisis von 1857 hatte. Allein mit solchen Erwägungen hat der Andrang an jene Kassen nicht im Mindesten zu thun. Die Italiener, vor Allem im Norden, sind emsig und sparsam, auch ist der Handel, wenn man von Seide absieht, die in Folge von Ueberproduktion die niedrigsten Preise erlitten hat, in einer ganz erträglichen Situation. Lediglich das Bankwesen ist dort vom Schwindel aufgezehrt worden, und zwar derartig, daß es heute weder eine italienische Privatfirma giebt, die noch über fünf Millionen leicht verfügen kann, noch eine Bank, die in Immobilien und deren unverkäuflichen Papieren nicht total festgerannt ist. Welchen Klang hatten früher nicht Institute wie die Banca Generale sowie der Credito Mobiliare und wie wird man noch staunen, wenn diese ihre Aktiven flüssig machen müßten und dabei zu minimalen Quoten gelangen. Denn eine Besserung der Verhältnisse ist nur von innen heraus möglich und solche freiwilligen Käufer fehlen natürlich bei Werthen, die von vorn herein weit überzahlt worden sind. Als indessen jetzt eine ausländische Gruppe zu Hilfe gerufen wurde, um dem legitimen Handel wenigstens eine Kreditbank zu bieten, haben die dortigen Bankiers Alles aufgeboten, um eine Konkurrenz zu hintertreiben, in deren Thätigkeit sie selbst doch ganz Ungenügendes leisten. Es bleibt charakteristisch, daß eine deutsch-italienische Bank mit nur 20 Millionen Lire als ausreichend angesehen wurde; in ganz Italien giebt es eben kein Institut, das mit so großen Mitteln sich frei bewegen kann. Da sich die Deutschen nun gegen die Eventualitäten der Valuta decken mußten, so war bereits abgemacht, daß sie der Banca d'Italia 12 Millionen in Gold als jeder Zeit kündbares Depot hinterlegten, für die sie Banknoten erhielten. Aus dieser in ihren Motiven durchaus klaren Thatsache entstand plötzlich ein eben so heftiger wie thörichter Zeitunglärm, der natürlich wirkunglos geblieben wäre, ohne die wichtigthuenden Depeschen hierüber an unsere deutschen Blätter. Bekanntlich giebt es in der Organisation der modernen Korrespondenten nichts Unbedeutendes mehr und so rücken alle Zeitungbilder die belanglosesten Sträuche derart in den Vordergrund, daß sie zu Bäumen werden. Auf diese Weise kann jedes kleine Blättchen von Rom oder Mailand sicher sein, in der deutschen Presse Widerhall zu finden, — und Dies ist der ganze Witz ihrer Waschzettel. Diesmal war der Lärm besonders überflüssig, denn jenes Bankenprojekt scheiterte an weit realeren Dingen, nämlich an der Erwägung, daß die Banca d'Italia an ihrer Notengrenze bereits angelangt ist.

Der ganze Bankenschwindel war seiner Zeit nur im Bunde mit dem italienischen Parlamentarismus möglich, dessen mißbräuchliche Macht sich allen praktischen Interessen verdingt. So lange jede dortige Regirung gegen diesen inneren Krebsschaden ohnmächtig ist, dem zu Liebe sie ein verzehnfachtes Beamtenheer zahlen muß und große Monopole gar nicht selbst betreiben kann, so lange wird auch jeder Reformplan nur ein beschriebenes Blatt Papier bleiben.

Heute kennt z. B. Italien keine andere Einkommensteuer (riccheza mobile) als den Couponsabzug auf seine Werthpapiere. Würde man aber das Einkommen wie in Deutschland besteuern, so hätte man in erster Linie die Unsicherheit der Beamten zu überwinden, die ja zumeist den Empfehlungen von Abgeordneten ihr Dasein verdanken, demnach keineswegs so einfach zu disziplniren sind. Es ist allerdings richtig, daß überhaupt in romanischen Staaten für eine wirklich gerechte Einkommensteuer der zuverlässige Beamten-Apparat zu fehlen scheint; aber die Verlegenheit des italienischen Schatzes drückt so schwer, die Großmachtstellung kommt so stark in Frage, daß doch wenigstens der Versuch einer ernstlichen Reform gemacht werden kann.

Was geschieht aber statt Dessen? In der selben Zeit, wo die Sparkassen abnorm glänzende Ausweise haben, bringt Antonelli in der Kammer einen Antrag ein, wonach die Steuererhöhung auf Kapitalanlagen zu ausschließlichen Lasten des Gläubigers bleibt, auch wenn der Schuldner die Verpflichtung zur Zahlung der riccheza mobile übernommen hat. D. h. mit anderen Worten: der Schuldner bittet um ein Gesetz zur Benachtheiligung des von ihm vertragsmäßig gesicherten Gläubigers. Demnach hat die Möglichkeit vorgelegen, daß auf diejenigen steuerfreien italienischen Obligationen, deren Couponsabzug von 13 1/5 pCt. die Gesellschaften selbst bezahlt haben, nunmehr die weitere Erhöhung von 6 4/5 pCt. von den Besitzern zu tragen wären. Die Römische Stadtanleihe von nicht weniger als 170½ Millionen Lire, die zugleich staatlich garantirt ist, war bisher für den Inhaber steuerfrei. Desgleichen haben wir 80 Millionen Mittelmeerobligationen, die in zwei Serien von 1890 und 1892 unter der gleichen Zusicherung ausgegeben wurden. Könnte Italien wirklich ein Gesetz dekretiren, nach dem von nun an Recht zu Unrecht verkehrt werden soll? In Deutschland würde man jeden einzelnen Coupon auf den Abzug von 6 4/5 pCt. einklagen und es würde ohne Zweifel eine gerichtliche Beschlagnahme aller italienischen Guthaben bei uns durchzuführen sein. Verwundernswerth ist nur, daß die sonst so anständige Mittelmeergesellschaft gegen die ihr aufgezwungene Erleichterung keinen Widerspruch erhob, denn jene so allgemein gehaltene Vorlage will doch lediglich die römische Stadtkasse schützen, welche die neue Erhöhung einfach nicht aufbringen kann. Unglaublich, aber wahr: weil Rom nicht zahlen kann, erklärt es sich nicht für fallit, sondern will von seinen Gläubigern noch Geld heraus haben.

Ueberaus charakteristisch war nun das Verhalten des italienischen Ministeriums, dem eine Rücksicht auf die deutschen Besitzer auch nicht im Traum einfiel. Auf welche Weise der Antonellische Antrag zuerst im Berliner Aeltesten-Kollegium seiner ganzen Bedeutung nach begriffen wurde, bleibe hier unerörtert. Genug, es war wieder einmal ein indirekter Anstoß von aufmerksamer kapitalistischer Seite, die das Aeltesten-Kollegium mobil machen ließ und dann in der Wilhelmstraße etwas Rauch und Feuer erzeugte. Sodann lesen wir von Besuchen unseres Botschafters, Herrn v. Bülow, sogar bei dem italienischen Finanzminister, der wohl sonst keine Botschafter zu empfangen pflegt. Man spricht von Beruhigungen, die Herr Crispi gegeben haben soll, die aber keineswegs in der Nichtgenehmigung eines so skandalösen Gesetzes liegen, sondern in der voraussichtlichen amtlichen Erklärung, daß dieses Gesetz keine rückwirkende Kraft habe. Falls Herr v. Bülow hierauf geschwiegen hat, ist er äußerst höflich gewesen, denn seinem unbestechlichem Verstande mußte doch sofort

die Frage aufstoßen, weshalb dann überhaupt so ein Gesetz eingebracht werde. Mit vorwärts wirkender Kraft? So werden eben keine steuerfreien Werthe mehr ausgegeben und der Preis hätte sich danach zu richten. Ohne einen bestimmten Nutzen, lediglich um sich einen schändlichen Namen zu machen, hat doch noch keine Regirung der Welt Gesetze improvisirt. Die Sache muß also ihren verborgenen Haken haben, und wie intensiv man Dies bei uns, trotz Intervention des Auswärtigen Amtes, glaubt, geht aus der Thatsache hervor, daß bei den diesmaligen Zinseingängen des Julitermins italienische Papiere von fast jedem Anlagebegehr ausgeschlossen waren. — Vervehmt!

Der Schluß dieser Verlegenheit wird wohl durch Ersparnisse am Militärbudget erfolgen, da Eingeweihte noch immer hoffen wollen, Crispi, der seine Meinungen rasch ändere, werde auch endlich den König als bisher unüberwindlichen Stützpunkt des hochgespannten Rüstungetats — bekehren können. Allein hiermit wäre doch nur der Augenblicksnoth abgeholfen. Ein großes Anlehen bleibt außer Sicht, und wer dem Vertrag über das Alkoholmonopol tiefere Aufmerksamkeit gewidmet hat, wird so viele Hinterthüren entdecken, daß er sogar an diesem Uebereinkommen zweifeln muß. Vor Allem ein Punkt, dem noch in keinem einzigen der spaltenlangen Journalartikel über diese Angelegenheit zu nahe gegangen worden ist. Pächter ist bekanntlich eine englische Gesellschaft. Diese rektifizirt den Spiritus unter der Kontrole der Regirung gegen eine jährliche Summe von 37 Millionen Lire, wofür natürlich eine entsprechende Kaution zu hinterlegen ist. Nun denke man sich, daß die Einnahme der Gesellschaft schlecht sei, — wie will man bei einem fremden Körper die über die Kaution hinaus fehlende Summe eintreiben? So leicht ist Dies wahrhaftig nicht und um so weniger, als der Kontrole der Regirung doch so starke Mängel vorgeworfen werden könnten, daß hierin sogar die Ursache der Mindereinnahme liege. Andererseits kann man doch auch den Engländern nicht die ausübende Macht einer umfangreichen Kontrole gestatten. Wir werden ja sehen, was aus dem Alkoholmonopol wird. Auch wieder ein Schaden der italienischen Verhältnisse, daß der Staat sein Monopol nicht selbst ausbeuten kann. In diesem Falle würde er schon den Empfehlungen der Parlamentarier mit Beamten erliegen, noch ganz abgesehen von anderen Benefizien.

Man kann auch ruhig sagen, daß die Verpachtung der italienischen Bahnen nie erfolgt wäre, wenn nicht die Regirung gegenüber den Ansprüchen einflußreicher Kreise ihre eigene Ohnmacht gefühlt hätte. Man berechnet z. B. bei der Mittelmeerbahn, daß viele Tausend Beamten sterben müßten, damit die Gesellschaft auf einen normalen Etat kommen kann. Jedes Haus erhält dort einen warm empfohlenen Beamten, damit es nicht umfalle. Gehalt: ein paar Tausend Lire. Der Parlamentarismus in dieser traurigen Gestalt frißt Italien auf; ihm, resp. den Abgeordneten, zu Liebe fristet man Heere von unnützen Staatsdienern und hat wiederum keine Beamten, die für Durchführung einer Steuerreform die erforderliche Qualität besitzen.

Eines aber muß nur immer festgehalten werden: ob Italien seine fremden Gläubiger maltraitirt, ob der deutsche Geldmarkt nichts mehr von ihm wissen will oder der französische es nicht wieder zu Gnaden annimmt, — das tiefe Niveau des italienischen Kredites hat vorläufig mit der Prosperität der dortigen Verhältnisse noch wenig zu thun. Dem Staate Italien geht es schlecht, das Land Italien befindet sich noch ganz wohl und munter.

Pluto.

Notizbuch.

Mit Versprechungen kann man gar nicht vorsichtig genug sein. Vor vierzehn Tagen versprach ich hier, Herrn Mamroth jedesmal auf die Schmierfinger zu klopfen, wenn er sich wieder erfrechen sollte, seine gewerbsmäßigen Fälscherkünste an mir zu erproben. Das hat den netten Mann übermüthig gemacht und so schleppt er denn in nicht zu weit bemessenen Zwischenräumen immer neue Fälschungen herbei. Neun große Feuilletonspalten der Frankfurter Zeitung sind mit Enthüllungen über meine seelische und literarische Verworfenheit seitdem nun schon wieder gefüllt; fünf und eine halbe davon hat allerdings der gute Herr Quidde voll gemacht, der in begreiflichem Mitleid dem rathlos wüthenden Herrn Mamroth zu Hilfe geeilt ist. Mit Herrn Quidde mich abzugeben, dazu liegt um so weniger eine Veranlassung vor, als der Sinn und Zweck seiner ermüdenden Darstellung meinem beschränkten Unterthanenverstande ziemlich unverständlich ist; nur Das glaube ich zu verstehen, daß der Caligulamann, der nicht laut genug vor ein paar Monaten über böswillige Insinuationen und Verleumdungen zu zetern wußte, denen seine reine Harmlosigkeit ausgesetzt war, sich nun jede erdenkliche Mühe giebt, mit verleumderischen Insinuationen an mir sein Müthchen zu kühlen. Auf diesem Niveau kann ich mit dem muthigen Caligulaprofessor mich nicht messen, der übrigens von der „Zukunft“ eben so leichtfertig wie vom römischen Caesarenthum spricht; er meint, die „Zukunft“ habe „thatsächlich“ eine für alle Mitarbeiter gemeinsame „Grundrichtung“, und er scheint nicht begreifen zu können, wie ich, trotzdem ich in der Monarchie die für unsere historisch gewordenen Zustände beste Staatsform und in Bismarck eine wundervolle Menschengestalt zu erkennen glaube, mir doch einen republikanischen und bismarckfeindlichen Mitarbeiter wünschen könne. Ueber die angeblich gemeinsame Grundrichtung hätte ein Blick in das Verzeichniß meiner Mitarbeiter sehr rasch ihn belehren können, wo er Monarchisten und Republikaner, Sozialdemokraten und Anarchisten, Philosemiten und Antisemiten, Spiritisten und Materialisten, Bodenreformer, Christlich-Soziale und Freiländer gefunden hätte. Meine eigene Ansicht kann ich ja, so gut ich es eben vermag, selbst aussprechen; von meinen Mitarbeitern erwarte ich den Ausdruck ihrer Ansichten, denn meine Wochenschrift wendet sich nicht an eine Parteiheerde, der unermüdlich, bis sie Bravo blökt, eine Meinung in die Schädel gehämmert werden soll, sondern an vernünftige Leute, die von verschiedenen Standpunkten die Erscheinungen dieser Welt zu betrachten wünschen. Auch Herr Quidde hätte sicher besser daran gethan, für seine republikanischen Ideale hier Propaganda zu machen, anstatt bei den Lesern der Frankfurter Zeitung mir ein Ansehen zu bestreiten, auf das ich nicht den allergeringsten Anspruch erhebe; die Macht seiner Gründe wäre vermuthlich doch so bezwingend gewesen, daß nach ihm jedes Wort für die monarchischen Einrichtungen oder gar für Bismarck ganz gewiß taube Ohren gefunden hätte. Warum kommen diese muthigen Männer also nicht? Die Thür ist offen und hier können sie mich doch am Besten vernichten.

Einstweilen hat die Vernichtung Herr Mamroth besorgt, und, ich muß es gestehen, gründlich; ich bin ja schon mehr als einmal getötet worden, aber so mausetot, wie der Berliner sagt, war ich noch nie: nichts mehr, gar nichts, kein Talent und erst recht kein Charakter. Wenn ich Abonnent der Frankfurter Zeitung wäre, dann würde ich vielleicht fragen: Und diesen unfähigen und hundsgemeinen Kerl habt Ihr uns als Euren Paradefeuilletonisten aufgeschwatzt, den

habt Ihr rastlos um Beiträge angebettelt, aus dessen ganz erbärmlicher Zeitschrift habt Ihr noch vor ein paar Wochen einen angeblich sehr interessanten Aufsatz abgedruckt? Jagt den Redakteur doch zum Teufel, wenn er seine Leute so wenig kennt! Und wiederum, wenn ich in einer Anwandlung von Größenwahn mir einbildete, Herr Sonnemann zu sein, dann würde ich wahrscheinlich sagen: Lieber Mamroth, schreiben Sie rechts und schreiben Sie links und schreiben Sie möglichst viele Brillanten; haben Sie aber rechts mal einen Brillantentresor zusammengeschrieben, dann behaupten Sie nicht gleich danach, daß rechts lauter schmutziger Schund liegt; man kanns auch so machen, aber dazu muß man geschickter sein als Sie und nicht nur die Parterregymnastik kleiner Wiener Blätter beherrschen. Da ich aber weder Abonnent noch Besitzer der Frankfurter Zeitung bin, stört nichts mein inniges Behagen an den Ejakulationen des kleinen Mamroths, der als ein prachtvoller, in dieser Vollkommenheit selbst für Berlin neuer Typus mir nun einmal werthvoll geworden ist. Schon die Form seiner Aeußerungen ist ganz reizend und originell; hinten liest man: „Verantwortlich für das Feuilleton Dr. F. Mamroth"; und im Feuilleton liest man: „Man schreibt uns: Geehrte Redaktion!" und unterzeichnet ist: „Hochachtungsvoll F. Mamroth." Nett, nicht wahr? Der Mann schreibt also an sich selbst und versichert sich selbst seiner Ehrerbietung und Hochachtung. Dabei hat er das Versprechen, das ich am Anfang erwähnte, allzu wörtlich genommen und rechnet nun darauf, daß ich alle dummen Lügen, die ein emsiges Lümpchen dreimal täglich zusammenträgt, schon aus Rücksicht auf meine Leser nicht allwöchentlich hier widerlegen kann. Auch heute möchte ich die Verunreinigungen, die der Aermste im Kampf um seine Existenz verübt, nicht beachten und mich auf zwei Punkte beschränken. Erstens wünscht das Menschenkind die Beweise für meine Behauptung, er gebe sich für einen Sozialisten oder auch Anarchisten aus und verwehre den ihm Unterstellten das Recht, dem Imperativ des Gewissens und der Ueberzeugung zu folgen. Dieser Wunsch ist zwar eine Frechheit im Munde eines Gesellen, der, ohne die Spur eines Beweises, gegen mich ehrlose Verleumdungen geschleudert hat; aber ich betrachte Herrn Mamroth ja längst schon nicht mehr als eine Individualität, sondern nur als einen zufällig entdeckten Typus, und um den zu beleuchten, bin ich sehr gern auch zur Beweisführung bereit. Wir könnten sechs Männer wählen, drei er und drei ich. Denen will ich die Briefe vorlegen, die sollen Angestellte der Frankfurter Zeitung und intime Freunde des Herrn Mamroth vernehmen und dann wird es sich zeigen, ob Herr Mamroth noch länger an dem Ort, den er selbst eine Plantage nennt, den Unantastbaren spielen darf. Zweitens behauptet der Frankfurter Wütherich, der vor wenigen Monaten noch, als ich in meiner Sünden Maienblüthe doch längst alle jetzt in den Abgrund verdammten Schändlichkeiten begangen hatte, mich seiner „herzlich freundschaftlichen Hochachtung" versicherte, er habe bei der Begründung der „Zukunft" mir Rath und Unterstützung geliehen und mich mit dem Herrn, der sich Pluto nennt, in „Verbindung gebracht." Jedes Wort ist natürlich wieder eine Lüge; nur einen Rath verdanke ich dem lehrreichen Briefwechsel mit Herrn Mamroth und an den denke ich jedesmal, wenn eines seiner Sendschreiben an sich selbst mir zu Gesicht kommt: „Ich prophezeite", so lispelt er da, „Ihrem Siegfriedsmuthe schon längst solche Prüfungen. Wer wie Sie wider Alle steht, hat auch Alle wider sich. Und den Kampf gegen die Gemeinheit führt man nicht, ohne mit Koth bespritzt zu werden". M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Juli 1894.

Casimir der Dritte.

In einem dumpfen Zimmer, das morsches Gebälk nothdürftig nur stützt, liegt ein Leidender. Schon hat sacht sich die Decke gesenkt, die prächtig tapezirten Wände schwitzen schwammige Feuchtigkeit, in den Ecken schwingt staubiges Spinnengewebe und im Parquetboden bohrt und pickt bedächtig der Wurm. Schwüle lastet und ein fader Latwergendunst über dem schlecht gelüfteten Gemach und mürrisch und mißtrauisch schleicht das Gesinde umher, das unwillig wohl nur im Dienst des Patienten sich noch plagt und stündlich auf seinen Hintritt lauert. Auch die Medizinmänner, die zur Berathung zusammengetrommelt sind, scheinen, bei aller flinken Geschäftigkeit, auf eine Heilung sich nur geringe Hoffnung zu machen; sie rezeptiren und ordiniren recht nach der Kunst und Diafoirus zankt mit Eisenbart über die richtige Diagnose; aber man merkts den eifernden Herren doch an, daß nach eigenem Vortheil und Ruhm mehr ihr Wünschen strebt als nach einer Erleichterung des fast schon aufgegebenen Kranken, und auch die beflissene Freundlichkeit im Verkehr mit dem Dienstpersonal zeigt, wie zweifelhaft selbst so fein witternden Männern der kommende Tag sein mag und die Art der Herrschaft, die er vielleicht ihnen bringen könnte. Um die ganze Behausung weht und webt der Moderduft mählich fortschreitenden Verfalls; er legt sich auf die Prunkmöbel, nistet in den Gobelins und kriecht an den dicht verhängten Fenstern hinauf, durch deren Ritzen ein ungeduldig anschwellendes Murren sich stiehlt, als könnte es im Krankenzimmer frühzeitig erkunden, ob einem Kadaver nicht schon das letzte Lager zu rüsten ist.

Draußen aber, vor den Thüren und in den Gängen, wimmelt das Heer der Berichterstatter, die selbst an dem Befinden des Leidenden zwar nicht im Geringsten interessirt, die aber verpflichtet sind, so rasch und so häufig wie irgend möglich aus dem Krankenzimmer der Verwandtschaft das Neueste zu melden. Die Aermsten, wie neugierig sie auch an die Schlüssellöcher und um die Thürspalten sich drängen, sehen und hören nicht viel; von den äußeren Handgriffen nur können sie ab und zu Etwas erspähen, von einem Dienstboten sich einen Rezeptzettel zeigen lassen oder mit ergebenstem Grinsen einen Doktor ausfragen, der hastig sie mit ein paar Schlagwörtern abfertigt. Die inneren Vorgänge, das Wachsen und Weichen der Kraft, der brotneidige Zwist der Heilmänner und das rastlose Getriebe ganz persönlicher Zettelungen, bleiben ihrem spürenden Blick versperrt; und doch sind sie abgeschickt, um vom Ort des Bangens schnell recht viele Berichte zu liefern, denn die Verwandtschaft ist an Eilbotenmeldungen nun einmal gewöhnt und sie will von der Fixigkeit lieber bedient sein als von schwerfällig nachhinkenden Umstandskommissaren, die für jede Behauptung erst den Wahrscheinlichkeitbeweis suchen. Was verschlägt es denn, ob die Meldung von heute schon morgen vielleicht widerrufen wird? Immerhin hat man ganz angenehm sich aufgeregt, für ein leeres Geplauder die Unterlage gewonnen und an jedem Tage von der öffentlichen Meinung gerade so viel geschluckt, daß die private Faulheit gelassen fortlungern kann. Da müssen die Nachrichtenkrämer denn auf dem Posten sein und im Spähereifer das Menschenmögliche leisten; und weil sie die hastig erhaschten Neuigkeiten obendrein noch nach den besonderen Tendenzen ihrer Auftraggeber verarbeiten müssen und nicht sagen dürfen, wie gleichgiltig im Grunde ihnen das Wohlergehen des Patienten ist, kann von der Zuverlässigkeit ihrer Berichte aus dem Krankenzimmer man sich ungefähr eine Vorstellung machen.

Der Patient ist die bürgerliche Gesellschaft, die in hundertjähriger Pracht auf verfallendem Lager sich wälzt und deren kachektischen Zustand die mürrische Miethlingschaar aus der fremden Welt des Proletariates umlauert. Die Aerzte und Heilgehilfen sind die Politiker, die recht häufig selbst nicht an eine dauernde Besserung im Befinden des Kranken glauben, die mit Rezepten aber, mit Klystieren und Mixturen, ihre Kunst doch dem Leidenden und seinen Erben empfehlen. Und das Heer der Berichterstatter stellt die Presse, die in allen

Himmelsgegenden die Verwandtschaft mit Meldungen aus der Angststube versieht. Ihre Boten und Späher gehören meist auch zum Proletariat und sie würden über das Verscheiden des Kranken sich nicht sonderlich grämen, weil sie wähnen, bei einer Neugestaltung des öffentlichen Wesens die eigene Lage verbessern zu können; einstweilen aber sind sie den Herrschenden zum Dienst verfrohndet und die drängende Konkurrenz zwingt sie, eifrig den Schein angstvoller Theilnahme zu wahren. Die Wünsche und Ansichten des gestrengen Herrn sind ihnen, die den Luxus einer Ueberzeugung öffentlich nur selten sich gestatten dürfen, höchstes Gesetz; und da sie als Beauftragte einer mystischen Macht nur sich fühlen und von persönlicher Verantwortung entlastet sind, ists ihnen am Ende ganz willkommen, daß in der eiligen Betriebsamkeit des Tageshandwerkes zu ernstlicher Prüfung und Ueberlegung die Zeit nicht zu finden ist. Sie müssen über Pullman und Stambulow, über Korea und Marocco, über politische und soziale Fragen die harrende Menge rasch unterrichten und wissen von Alledem selbst doch nur, was in Telegrammen und Zeitungen steht; da ist es für ein etwa noch waches Gewissen denn ein einschläfernder Trost, daß zu nachdenklichem Kontroliren sich gar keine Möglichkeit bietet. So ist das Velociferische, über das Goethe schon klagte, für die Bediensteten unserer Presse allgemach ein erleichterndes Moment geworden: wenn man nun einmal über Dinge schreiben muß, von denen man höchstens die Oberfläche kennt und die man nach der Weisung in eine vorher bestimmte Gesichtslinie rücken soll, dann ist die Hast der Urtheilsverkündigung immerhin eine Entschuldigung, vor den Anderen und vor sich selbst. Schlimm ist die Sache nur für die Verwandtschaft, die durch ein Fegefeuer von Sensationen gehetzt wird und kaum jemals erfährt, wie es im Krankenzimmer eigentlich aussieht. Denn heute ist Goethes Seufzer, daß man mit dem Zeitungpapier gar so viel Zeit verdirbt, schon überholt; der historisch empfindende Dichter konnte den Zeitverlust durch das Aufnehmen nichtigen Geschwätzes bedauern, während jetzt selbst der nur politisch fühlende Durchschnittsmensch vor der Thatsache steht, daß auf dem Zeitungpapier ihm oft geradezu verfälschte Nahrung geboten wird. Nicht ein böser Wille, ein Parteiinteresse oder die Selbstsucht einer Klasse, trägt daran immer die Schuld, sondern die Eigenart der Institution, die auf die Eile mehr Werth als auf die Zuverlässigkeit der Berichterstattung legt und

die ihre Bediensteten deshalb zwingt, so rasch wie möglich der Neugier ein leckeres Naschwerk zu reichen.

Als am vierundzwanzigsten Juni Herr Sadi Carnot ermordet wurde, da war für anderthalb Wochen die ganze Presse mit dem blutrünstigen Stoff vollgestopft: das Opfer des Meuchelmordes wurde ein lichter Heros, von dem Mörder wurden allerlei interessante Züge erzählt, die Stimmung der Franzosen und die Aussichten der Republik mußten lange Spalten füllen, über die Gefahren des Anarchismus wurde geplärrt und Carnots Nachfolger wurde gewogen und im Gewicht ausreichend befunden. Das Alles ging so rasch und so glatt, daß man kaum zum Bewußtsein kam und daß die Menge kaum merkte, wie häufig sich heute als falsch erwies, was gestern nachdrücklich als sicher verkündet worden war. Jetzt sind vier Wochen verstrichen und in allen Blättern ist längst wieder Ruhe; Nordamerika hat Frankreich abgelöst, aus Chicago und San Francisco kommen jetzt die Depeschen, und wenn nun noch Einer über den Regirungwechsel in Frankreich schreiben will, dann mag er mit seiner Arbeit hausiren gehen. Und doch, sollte man meinen, genügt es nicht, daß wir die Einzelnheiten einer Trauerparade und die Renommistereien eines wüsten Lümmels kennen; wichtig und nützlich wäre es doch auch, zu erfahren, ob in das Leben des Nachbarvolkes nicht ein neues Element eingedrungen, ob an das umlauerte Krankenlager nicht ein neuer Arzt getreten ist. Zu solcher Prüfung aber gehört Zeit, gehört Fleiß und Beobachtung; man muß zu erforschen suchen, woher der neue Mann kommt, welche Traditionen und Interessen er vertritt und welchen Boden er findet, anstatt die Eintagsweisheit der Pariser Blätter in ein nicht immer geliebtes Deutsch zu übertragen.

Zum ersten Male seit mindestens fünfzehn Jahren hat Frankreich wieder eine Regirung, — und diese Thatsache sollte auch uns nicht gleichgiltig sein. Herr Casimir-Périer ist nicht nur der dritte politisch hervortretende Träger seines Namens, er ist eigentlich auch, nach Thiers und Mac Mahon, der dritte Präsident der französischen Republik. Die Herren Grévy und Carnot gebrauchten die Macht nicht, die ihnen anvertraut war; sie repräsentirten, ließen die Dinge ihren Lauf nehmen und traten so wenig als selbständige Persönlichkeiten hervor, daß über die Kompetenzen des Staatsoberhauptes in Frankreich, und noch mehr im Auslande, weitgehende Irrthümer ent-

standen. Herr Casimir-Périer hat von seiner Aufgabe eine höhere Vorstellung; er hat in der Botschaft vom dritten Juli unzweideutig gesagt, daß er sich als den Herrn der Geschicke Frankreichs fühlt und daß er die Rechte, die ihm die Verfassung giebt, nicht verfälschen und nicht beschränken lassen will. Er will regiren, nicht repräsentiren, ihm schwebt offenbar die Rolle eines konstitutionellen Königs vor, und da er von den ralliirten Anhängern der Monarchie und von allen Konservativen im Lande freudig auf seinem Platze begrüßt worden ist, so kann er, mögen die Radikalen noch so laut dazu heulen, dem Namen Casimir vielleicht Ehre machen und seiner Heimath ein Friedensstifter werden. Das Sonntagskind unter den Völkern hat wieder einmal Glück gehabt: nachdem der Papst die Monarchisten zum Anschluß an die Republik aufgerufen hat, ist an die Spitze des Staates nun ein Mann gelangt, der aus dem legitimistischen Lager stammt und der diesen Anschluß deshalb schon erheblich erleichtern kann. Die Angst vor dem Umsturz und die zitternde Sorge um den Besitz werden das Uebrige thun, um auch in den Verschanzungen der Unentwegten die kapitalkräftigen Leute zum Schweigen zu bringen, und so werden wir wahrscheinlich einen erneuten Versuch erleben, die in der Tiefe fortwühlende Revolution endlich abzuschließen, die seit hundert Jahren von Frankreich sich über Europa verbreitet hat.

Das Unterfangen ist groß und schwer, aber Herr Casimir-Périer ist jedenfalls dafür wie kein Zweiter der providentielle Mann. Die Bourgeoisie, die zuerst sich bemüht hat, durch homoeopathische Mittel sich den Besitz zu sichern und an Radikalismus die drohenden Massen zu überbieten, wendet sich nun wieder einmal zur Allopathie. Herr Carnot wurde gewählt, weil er den Namen des Königsmörders trug und die geweihten Erinnerungen an die Schreckenszeit in den Präsidentenpalast mitbrachte; Herrn Périer erhöhte die Volksgunst, weil er als ein Millionenrentner den am Meisten gefährdeten großen Kapitalbesitz vertritt und weil sein Name das Gedächtniß auf die Errettung aus dem weißen Schrecken hinlenken muß. Rothschilds Schwiegersohn als ungekrönter König von England, der Besitzer fürstlicher Schlösser und riesiger Kohlengruben, der Erbe findiger Geldmänner, als souverainer Herr von Frankreich, in Deutschland ein Aufflackern der Manchesterei und ein unsicheres Klammern an die vernebelten Ideale einer Export-Politik: Das sind Zeichen, die einen

letzten, verzweifelten Daseinskampf der bourgeoisen Gesellschaft verkünden. Mit den Menschenrechten und dem anderen rostigen Rüstzeug der Rousseauzeit wird sie dabei nicht auskommen und es wird ein lohnender Anblick sein, wie die durch die Fluthwellen des Liberalismus hochgeschwemmte Schicht allmählich sich entliberalisirt.

Auch deshalb ist Herr Périer für seine Aufgabe der providentielle Mann, weil in seiner Familie dieser Prozeß eigentlich schon zum Abschluß gekommen ist; er braucht nicht, wie etwa Jules Simon oder Challemel-Lacour, einen Theil seiner Vergangenheit zu verleugnen, wenn er jetzt gegen den Radikalismus zum Sammeln bläst; er kann vielmehr an die Traditionen seines Hauses sich lehnen und da einen sicheren Rückhalt finden. Sein Vater saß nach der Februarrevolution unter den Konservativen, er war und blieb ein erbitterter Gegner des zweiten Kaiserreiches, er ging, den Grafen Chambord zu begrüßen, nach Frohsdorf und er machte mit der Republik nur seinen Frieden, weil er in vergeblichen Kämpfen nicht seine Kräfte erschöpfen, sondern versuchen wollte, gegen den radikalen Ansturm dem Vaterlande ein Führer zu werden. Er war zweimal für kurze Wochen Minister und das Programm, das er am vierundzwanzigsten Mai 1873 in der Kammer verlas, könnte gestern geschrieben sein. Da war schon der Aufruf an Alle, ohne Unterschied der Partei, denen die Beschwichtigung der Leidenschaften und das Wohlergehen des Landes am Herzen läge, gegen den Radikalismus sich unter der Fahne der Republik zu sammeln: Nous leur demandons, au milieu de tant de compétitions diverses, de nous donner, contre les ennemis de tout ordre paisible et régulier, la force dont nous aurons besoin pour les contenir. Aber die Zeit war noch nicht erfüllt und der zweite Casimir-Périer starb, bevor er die toten Buchstaben seines Programmes zu politischem Leben erwecken konnte. Der erste Périer, den man mit besserem Recht als Herrn Lazare Carnot den Großen nennt, war glücklicher in seinem Vollbringen und dieses ragende Haupt der Familie hat den ganzen Gang der Entwickelung persönlich erlebt, in den der Enkel jetzt gern die französische Republik zwingen möchte.

Die napoleonische Herrlichkeit war bei Leipzig und später noch einmal bei Waterloo zusammengebrochen, Ludwig XVIII. hatte dem Drängen nach einer Charte sich gefügt, die terreur blanche bedrohte Bonapartisten und Protestanten, in der Kammer der Restauration

tobte der Streit und das Toben erscholl immer lauter, je deutlicher die Gestalt des Regenten sich enthüllte, des Grafen von Artois, der als König sich Karl X. nennen sollte. In der Kammer saß auch der Bankier Casimir-Périer; er war ein Tribun wie andere Tribunen, wetterte laut über die Gefährdung der Volksrechte, bejammerte die vom Finanzminister de Villèle vorgeschlagene Rentenkonversion, die, wie er meinte, das mobile Kapital dem Grundbesitz und die Hauptstadt den Departements opfern würde, und er hielt düster mahnende Reden gegen die Kolonialpolitik der Regirung, die in Madagascar, am Senegal, in Guinea und Algier die französische Macht auszubreiten bestrebt war. Natürlich fand auch das Indemnitätgesetz, das einen Theil der Schreckensthaten wenigstens beseitigen und die Expropriirten einigermaßen entschädigen sollte, in Périer einen wüthenden Gegner, — kurz: er war ein früher Börsenliberaler mit allen Besonderheiten der seitdem so fruchtbar vermehrten Gattung. Aber dieser zornige Mann, den der Kammerwitz den Ajax der Opposition nannte, unterschied sich von den Genossen doch durch manchen freundlichen Zug: er galt allgemein als ehrlich, tripotirte und intriguirte nicht, verschmähte die kleinen Mittel und vergaß über das eigene und das fraktionelle Interesse nicht völlig das Schicksal des Landes. Und allgemach sänftigten sich auch seine Sitten, vom radikalen Glaubensbekenntniß bröckelte immer mehr ab und er begann, einzusehen, daß die Regirung Karls des Zehnten und Villèles, die endlich die Finanzen wieder auf eine haltbare Grundlage brachte und die Schulden der scheinbar glänzenden Epoche langsam bezahlte, am Ende auch ihre Verdienste hätte. Diese Wandlung vollzog sich, vielleicht, weil der kluge Bankier weiter sah als die Gefährten, vielleicht auch nur, weil er reicher war, um einen größeren Besitz zu zittern und zagen hatte und hinter dem Bestehenden dunkle Mächte ahnte, die seinen Schätzen gefährlich werden konnten. Man muß, um Das zu verstehen, die Stimmungen vor der Julirevolution, dem Ausläufer des Erdstoßes von 1789, sich ins Gedächtniß zurückrufen. Alexis von Tocqueville hat sie in seinen Erinnerungen sehr anschaulich geschildert. Die bürgerliche Gesellschaft war auf den Gipfel gelangt; sie beherrschte den Staat, sie besetzte die Aemter, sie richtete sich nach den Bedürfnissen ihrer Klassenwünsche ein und versperrte Allem, was oben oder unten nicht zu ihr gehörte, den Weg zu Reichthum und Macht. Frankreichs Gesetze standen

ihr, wie in England einst dem Hans Cade, zu Gebot und der Geist des Industrialismus machte sich an die Arbeit, aus allen Ecken und Winkeln die Güter zusammenzuschleppen und unter die Helfer die Beute zu vertheilen. Wer heute das Urtheil über die liberale Wirthschaft zu herb findet, Der mag bei Tocqueville lesen: Maîtresse de tout comme ne l'avait jamais été et ne le sera peut-être jamais aucune aristocratie, la classe moyenne, devenue le gouvernement, prit un air d'industrie privée; elle se cantonna dans son pouvoir et, bientôt après, dans son égoïsme, chacun de ses membres songeant beaucoup plus à ses affaires privées qu'aux affaires publiques et à ses jouissances qu'à la grandeur de la nation. Es wirkt erheiternd, wenn man jetzt die verspäteten Utilitarier der Freiheit und Gleichheit gegen die schnöde Interessenpolitik donnern hört und dabei sich erinnert, wie die Ahnen dieser Volksbeglücker es trieben, als sie das Heft in den Händen hielten. Sie sind unverändert und sie werden heute noch ohne Besinnen den ersten Casimir einen Abtrünnigen schelten, weil er frühzeitig sah, daß die rücksichtlose Geldherrschaft einen Sturm entfesseln mußte, gegen dessen Gewalt selbst der Orkan aus den Schreckenstagen nur wie ein lindes Wehen empfunden werden möchte.

Noch brach der Sturm nicht los, aber Casimir-Périer spürte ihn schon in den schwülen Lüften. Die Wuth über die Juli-Ordonanzen hatte Karl den Zehnten hinweggeweht, Louis Philippe kletterte behend auf den Thron, das Bürgerkönigthum hielt seinen Einzug und mit ihm brach erst recht die Zeit skrupelloser Bereicherung an. Damals saß Heinrich Heine auf Helgoland, die See roch ihm nach gebackenem Kuchen und gierig sog er die Nachrichten ein, die aus Paris den Sieg der armen Leute ihm meldeten; sogar La Fayette war, der tapfere Kämpe der Freiheit, noch einmal zu Pferde gestiegen und unwiderstehlich zog es den thörichten Schwärmer dorthin, wo für die Menschheit so herrliche Siege erstritten sein sollten. In Wirklichkeit, auch Heine mußte es bald schmerzlich fühlen, sahen die Dinge sehr anders aus: nicht die armen Leute hatten gesiegt, sondern die bourgeoisen Feudalherren, der Kuchen wurde für die Taumelfeste schwelgender Bankdespoten gebacken und La Fayette gab die große Losung aus: Pour gouverner il suffit presque toujours de laisser faire. Niemals vielleicht wurde in Frankreich so viel Geld verdient, aber auch niemals ging

es dem Volk schlechter, war das Ansehen des Landes so tief gesunken wie in diesen ersten Zeiten unter dem applausbedürftigen Schwätzer Louis Philippe und seinem Laffitte. Da trat, als in die Reihen der Patrioten bekümmerte Rathlosigkeit eingekehrt war, Casimir-Périer auf den Plan; er war ein Gegner der Revolution gewesen, hatte die neue Dynastie bekämpft und es kostete den General de Ségur nicht geringe Mühe, zur Uebernahme der Macht den einzigen Mann zu bewegen, auf den das Land mit getrostem Vertrauen sah. Er ganz allein hat die Grundlagen gezimmert, auf denen achtzehn Jahre lang das Bürgerkönigthum sicher ruhen konnte; und da er, allzu früh, einem eingewurzelten Leberleiden erlegen war, fand in Lobpreisungen für den großen Bürger sogar Royer-Collard sich mit dem alten Talleyrand zusammen, der damals sagte: „Das war ein Chef, der mehr als eine ganze Armee werth war; ein Löwe an der Spitze von Eseln ist gefährlicher als eine Löwenschaar, die ein Esel führt.“ Und diesen Ruhm hatte Périer in einem einzigen Jahre erworben; am dreizehnten März 1831 war er Minister geworden, am sechzehnten Mai 1832 lag er auf dem Totenbette; aber diese kurze Frist hatte ihm genügt, um dem Lande zu zeigen, was mit den besten Eigenschaften der neuen Machthaber zu leisten war. Er hat sicher nie aufgehört, ein Bourgeois zu sein; nur mit den radikalen Forderungen hat er gebrochen und sich bemüht, in der Aera der Geldherrschaft auch der Gerechtigkeit und der Autorität den Gehorsam zu erzwingen. Er hat sein Vaterland vor der drohenden Anarchie bewahrt, aber er war nicht so leichtfertig oder so optimistisch, an die Dauer seines Sieges zu glauben; in Guizots Memoiren kann man lesen, daß Périer von Illusionen völlig frei war und daß er noch auf dem Krankenlager die Sorge um die Aufrechterhaltung des Privateigenthums und der sozialen Ordnung nicht unterdrücken konnte.

Jetzt ist der Enkel berufen, das Werk zu Ende zu führen. Die Aufgabe, vor die er gestellt ist, zeigt mit der, die der Großvater zu bewältigen hatte, eine bedenkliche Aehnlichkeit. Ob heute die Helden der proletarischen Bewegung Guesde, Lafargue, Ravachol und Caserio heißen, ob sie damals Louis Blanc, Proudhon und Cabet hießen, — Das macht keinen Unterschied, denn heute wie damals handelt es sich um die selbe Evolution, die vor hundert Jahren begann und deren Ende wir vielleicht nicht mehr erleben werden. Man hat der Menschheit den Himmel auf Erden verheißen und steht nun in starrer Angst,

da die Massen, denen bis jetzt ihr Antheil an der Beute vorenthalten worden ist, lauter und immer lauter den Platz an der Tafel der Genüsse fordern. Herr Casimir-Périer wird diese Angst vermuthlich nicht theilen; er ist, als Großindustrieller, an den Verkehr mit dem Proletariat gewöhnt und man hat von ihm eine Regirung zu erwarten, die mit ernsten sozialen Reformen im Geist einer patriarchalischen Zeit die äußerste Strenge vereinigen wird, — eine Regirung, wie in Deutschland sie vielleicht Herr von Stumm leiten würde, wenn höfische Rücksichten und die Furcht vor jähen Entschlüssen ihn niemals aus seiner Bahn stoßen könnten. Für seine Befähigung, von der höchsten Stelle aus die Geschicke des Landes zu lenken, hat der dritte Périer den Nachweis freilich noch nicht erbracht; sein argloser Glaube ließ sich früher sogar verlocken, für die Integrität des Ministers Baïhaut die Bürgschaft zu übernehmen, der in der Goldschlacht von Panama dann die schwerste Wunde empfing. Aber er ist unabhängig, ist bei allen an der Erhaltung des Bestehenden interessirten Parteien beliebt, er versteht, mit geschickt inszenirten Aeußerlichkeiten alte Neigungen seiner Landsleute zu füttern, und er kann über die Richtung, in der er den Feind zu suchen hat, sich um so weniger täuschen, als bei seinem Scheiden aus Carnots vorletztem Kabinet von der äußersten Linken ihn der Ruf empfing: Vive la Commune!

In dem Krankenzimmer hat seit sechzig Jahren sich wenig verändert. Nur dumpfer noch ist die Luft geworden, morscher das Gebälk, lauter das Picken und Bohren des Wurms im Getäfel der Dielen; auch der Hausschwamm hat noch ein hübsches Stückchen weiter gefressen. Dabei wird immerfort rezeptirt und ordinirt und immer geschäftiger bieten die gierigen Medizinmänner ihre Dienste an, während das Gesinde die Ungeduld kaum noch zu zügeln vermag und stündlich die Kunde erhofft, daß einem Kadaver das letzte Lager zu rüsten ist. Jetzt soll eine Gewaltkur versucht werden: die Erben der Menschenrechte schicken gegen den belagernden Feind ihren besten Mann in das Treffen; und das Heer der Berichterstatter, die vor den Thüren und in den Gängen lauschen und Sensationen erschnappen möchten, sollte der ängstlich harrenden Verwandtschaft eilig die frohe Botschaft bringen, daß für die bourgeoisen Ideale in Casimir dem Dritten ein neuer Streiter in goldig glänzender Rüstung erstanden ist.

Coelibat im Volksdienst.

Dem Verfasser von „Coelibat im Staatsdienst" in Nr. 90 der „Zukunft" ist der Jubel über das schnelle Wachsen deutscher Bevölkerung stets unerklärlich gewesen. Mir nicht. Ich rechne dabei so: Auf der Erde leben heute nach zuverlässigen Schätzungen 1500 Millionen Menschen. Als das deutsche Volk 40 Millionen zählte, bildete es ein Siebenunddreißigstel der Menschheit, und der ganze deutsche Stamm (d. h. alle deutsch redenden Menschen deutscher Abkunft), der gleichzeitig 55 Millionen betrug, ein Siebenundzwanzigstel. Das war die numerische Stellung des deutschen Volkes, bez. des deutschen Stammes, in der Menschheit. Durch die Vermehrung des Volkes auf fünfzig Millionen und des Stammes auf 75 ist Das nicht unbeträchtlich anders geworden. Heute stellt das deutsche Volk ein Dreißigstel und der deutsche Stamm ein Zwanzigstel der Menschheit dar. Ich sehe in dieser Verschiebung des Zahlenverhältnisses einen ganz gewaltigen Fortschritt meines Stammes. Was er bedeutet, wird erst klar, wenn man sich einmal die Verschiebung des Verhältnisses des deutschen Volkes zu seinen unmittelbaren Nachbarn ansieht. Von den großen europäischen Staaten hat Rußland 96, Deutschland 50, Oesterreich-Ungarn 41,5, Frankreich 38, Großbritannien mit Irland 38, Italien 30, Spanien 17, die Vereinigten Niederlande 11 Millionen Einwohner. Im Kriegsjahre 1870 hielten sich die Bevölkerungen Deutschlands und Frankreichs noch ungefähr die Wage, wenn Deutschland auch um ein paar Millionen zurück war. Noch 1885 hatte das Deutsche Reich nur 46 800 000, Frankreich 38 200 000 Einwohner. Das Verhältniß war für Frankreich also schon ungünstiger geworden. Und wenn die französische Bevölkerung weiter stabil bleiben und das Deutsche Reich 1910 bei 60 Millionen angelangt sein sollte? Wäre dann Frankreich überhaupt noch ein ebenbürtiger Gegner? Wäre ein Krieg zwischen ihm und Deutschland für Frankreich nicht ein Wahnsinn geworden? Im Anfang unseres Jahrhunderts lagen die Verhältnisse umgekehrt. 1806 besaß Frankreich auf seinem heutigen Gebiete 28 500 000 Einwohner, Deutschland auf dem Gebiete des heutigen Reiches nur etwa 21 Millionen. Das Verhältniß war damals wie 4 : 3, heute ist es nicht einmal mehr wie 4 : 5.

Diese Zahlen sollen weiter nichts beweisen, als daß die Stärke und Zunahme des Volksstandes für jede Nation eine Frage ersten Ranges, ja die Lebensfrage ist. Die numerische Zunahme allein thuts aber noch nicht einmal. Wir wissen, daß die Bevölkerung der Erde heute, obgleich die 300 Millionen wollhaariger Menschen fortgesetzt zurückgehen, stetig zunimmt, da die 1200 Millionen schlichthaariger Menschen auf ihren Beständen

bleiben oder sich vermehren. Die Zeit, wo der letzte wollhaarige Mensch von der Erde verschwunden sein wird, ist bereits annähernd sicher zu bestimmen. Wenn die heutige Abnahme dieser Stämme fortdauernd wächst wie gegenwärtig, so dürften im Jahre 2000 nur noch ein paar künstlich erhaltene Exemplare übrig sein. Im Kampfe um den Besitz der Erdoberfläche scheiden die wollhaarigen Menschen also ganz von selbst aus. Ausgefochten aber wird und muß der Kampf werden zwischen den 700 Millionen Mongolen und den 500 Millionen Mittelländern, die augenblicklich fast genau in gleicher Rate zunehmen. Wenn die Mittelländer das Terrain, das die wollhaarigen Rassen heute inne haben, rechtzeitig und geeignet besiedeln, worin sie ihrer größeren Intelligenz zufolge den Mongolen, denen jede vernünftige Organisation fehlt, leicht zuvorkommen können, dann wird ihnen vermuthlich der Sieg zufallen. Dazu heißt es aber vor Allem, noch 200 Millionen Menschen auf den Plan stellen, damit sie ihren Gegnern auch numerisch die Wage halten. Einen Vorsprung sichert den Mittelländern erst die Zunahme, welche sie über die Zunahme der Mongolen hinaus aufweisen. Eine geringere Zunahme als die der Mongolen bedeutet für die Mittelländer immer noch einen Rückschritt. Es handelt sich in diesem Existenzkampf der Rassen also kurz und bündig darum, die Mongolen an Zunahme zu überbieten.

Wie zwischen Mongolen und Mittelländern der Konkurrenzkampf steht, so innerhalb der mittelländischen Rasse wieder zwischen allen Stämmen, die sie bilden. Romanen, Germanen und Slaven stehen hier voran, die Romanen mit 90 Millionen, die Germanen mit 155 Millionen, die Slaven mit 125 Millionen. An der Zunahme der Mittelländer werden sich naturgemäß die verschiedenen Stämme mit verschiedener Stärke betheiligen; wie es heute scheint, die Romanen am Schwächsten, die Germanen und Slaven, am Stärksten. Freilich, so wenig wie es die Zahl allein thut, so wenig thut es die Intelligenz oder Körpertüchtigkeit allein. Goten, Vandilier Langobarden und Burgunden sind trotz ihrer größeren Körpertüchtigkeit von der Romanenmajorität aufgesaugt worden, unter der sie eine Weile die Herrenkaste bildeten. Hier haben wir eine rasseverschiedene, überlegene vornehme Minderheit, die von der Masse einfach verschluckt wird, so daß das germanische Blut selten noch erkennbar geblieben ist. „Kulturdünger“ nennt man Das.

Wo solche Aufgaben der Kulturmenschheit harren, da sollen wir an Uebervölkerung leiden. Uebervölkerung ist freilich ein bequemes Wort. Es kommt nur darauf an, was man sich darunter denkt. Uebervölkerung ist überhaupt unmöglich, außer wo die Nahrungmittel ganz plötzlich abnehmen, so daß mit einem Schlage ein Mißverhältniß zwischen der Bevölkerung

und der Nahrung entsteht. In jedem anderen Falle können zu viele Menschen gar nicht entstehen, weil ja nichts da wäre, wovon sie leben könnten. Daß überdies eine gewisse Kindersterblichkeit eine enorme Bedeutung als Auslesefaktor haben kann, ist in der „Zukunft“ vor Kurzem von sachkundiger Seite gezeigt worden.

Ohne kräftige Förderung der Eheschließungen werden die germanischen Stämme dem andringenden Slaventhume vielleicht doch nicht gewachsen sein. Es giebt keinen größeren sozialen Schaden als die Ehelosigkeit für ein Volk, und vor Allem nicht als die Ehelosigkeit seiner begabtesten Söhne. Ueber die soziale Organisation im Innern kann man ja im Einzelnen sehr verschiedener Meinung sein; jedenfalls aber müssen die sozialen Einrichtungen doch eine genügende Widerstandskraft gegen außen verbürgen. In den Vereinigten Staaten schätzt man jeden arbeitfähigen Einwanderer auf 1000 Dollars Wert für das Nationalvermögen; und darüber, daß tüchtige Arbeiter unter allen Umständen den Nationalwohlstand erhöhen, sollte doch eigentlich kein Zweifel sein. Die Thatsache, daß in einem Lande die Bevölkerung zunimmt, beweist immer, daß die Lebenden durch ihre Arbeit einen so hohen Ueberschuß produziren, daß so und so viele Menschen jedes Jahr mehr am Leben erhalten werden können. Steigt dabei gleichzeitig noch das allgemeine Niveau der Lebenshaltung, so liegt darin der weitere Beweis, daß noch nicht der ganze erzeugte Ueberschuß von den neu hinzugekommenen Volksgenossen aufgezehrt wird, sondern, daß den erwachsenen Arbeitenden ein Antheil an der durch ihre Arbeit geleisteten Mehrung des Nationalvermögens zufällt, indem sie in den Genuß von Dingen treten, die bis dahin über ihrem Lebenshaltungniveau lagen. Von einer relativen Uebervölkerung könnte man in gewissem Sinne sprechen, wenn die Bevölkerung so rasch zunähme, daß das allgemeine Niveau der Lebenshaltung deswegen sinken müßte. Daß Dies heute der Fall ist, wird selbst ein hartgesottener Sozialist nicht behaupten wollen.

Somit läßt sich auch positiv beweisen, daß wir heute relativ, d. h. im Verhältniß zu der Menge der Nahrungmittel, die wir produziren oder durch Austausch gewinnen, eine gar nicht unbeträchtlich dünnere Bevölkerung in Deutschland haben als z. B. vor sechzig Jahren. Niemand wird leugnen wollen, daß der Arbeiter heute im Ganzen besser lebt als 1830. Die Bequemlichkeiten des Lebens, voran Nahrung und Wohnung, haben sich seitdem sicher in beharrlicher Aufbesserung befunden. Da sich seitdem aber die Menschenzahl Deutschlands mehr als verdoppelt hat, so ist damit bewiesen, daß die Mehrzahl der Individualleben einen Ueberschuß über ihren Verbrauch hinterläßt, der der Gesammtheit zu Gute kommt.

Ist die Zunahme eines Volkes an Zahl somit uneingeschränkt als

ein Glück zu betrachten, so bedingt doch die Zahl allein nicht die Herrschaftstellung eines Volkes auf dem Erdball. Von zwei Völkern, die an Zahl gleich sind, wird das obenauf kommen, welches das andere an Begabung überragt, ja ein gewisses Ueberragen an Zahl kann sehr wohl noch durch ein noch größeres Ueberragen an Begabung auf der anderen Seite ausgeglichen werden. Die höhere Stellung der 500 Millionen Mittelländer gegenüber den 700 Millionen Mongolen von heute beruht ja darauf. Darwin meinte, in Folge ihrer geringeren Begabung kämen die Mongolen überhaupt nicht in Betracht für den Wettbewerb in der Zukunft; Deutsche und Engländer zusammen seien die künftigen Herren der Erde und es werde eine Zeit kommen, wo ihre Beziehungen die Geschichte der Menschheit ausfüllten. Die höheren Rassen haben als die besser Differenzirten, Intensiveren in ihrer Leistungsfähigkeit, den Vorzug, sich auf Kosten der anderen über die Erde zu verbreiten.

Sind nun in jedem Volke mit durchschnittlicher höherer Begabung, die einzelnen Individuen annähernd gleich begabt? Helvetius, der im Rousseaualter mit seinen allgemeinen Menschenrechten lebte und dachte, meinte, alle gemeinhin wohlorganisirten Menschen würden mit beinahe gleichem Verstande geboren und erst durch Erziehung, Gesetzgebung und äußere Lebensumstände verschieden gemacht. Ein Menschenalter nach Darwin wissen wir, daß Das nicht wahr ist. Der französische Anthropologe Georges de Lapouge in Montpellier der sich ungefähr mit dem gleichen Felde beschäftigt hat wie in England Francis Galton, unterscheidet in einer Begabungstatistik vier Klassen. Die erste sind die Entdecker, Erfinder und Ideenschöpfer, die der Menschheit neue Wege aufschließen; die zweite die Begabten und Umsichtigen, Denkenden, denen zwar der schöpferische Zug versagt ist, die aber wohl im Stande sind, unter dem Neuen das Gute zu erkennen, die große neue Gedanken aufgreifen, ausbilden, ausbreiten; die dritte sind die Mittelmäßigen, die Heerde, der das Herrschende stets das Wahre und alles Neue stets verdächtig ist, die sich durch alles Große bedroht fühlt und grundsätzlich in jeder Neuerung ein Unglück wittert; und die vierte sind die beschränkten Köpfe, die nicht einmal im Stande sind, von Anderen Ueberzeugungen zu übernehmen, die jeder Art von Ueberzeugungfrage nur stumpfe Gleichgiltigkeit entgegensetzen. Der Kampfwerth der Völker im Wettbewerb um die Daseinsmittel bestimmt sich nach dem Verhältniß, in dem diese Klassen im Volke zu einander stehen. Die vierte Klasse ist unter allen Umständen nur ein Hemmschuh, nur ein anhängendes, aber, wie es scheint, unvermeidbares Uebel. Die dritte Klasse, die den Kern jeden Volkes bildet, stellt die stumpfe Widerstandskraft, die Trägheit der Materie dar. Ist das Volk gesund und arbeitsam, so ist sie nicht so

leicht bei Seite zu schieben, nicht zu unterdrücken oder zu vernichten. Aus ihr steigen die zweite und erste Klasse auf, ohne die jeder Sporn zum Fortschritt fehlen würde. In dem heutigen England ist z. B. die erste Klasse durch ein paar Hunderte, die zweite durch ein paar Hunderttausende vertreten. Die dritte schließt den Haupttheil des Volkes ein; die vierte Klasse beschränkt sich im Wesentlichen auf die drei Millionen Bewohner des Eastends der großen Städte. In einem Lande wie Mexiko umfaßt die vierte Klasse ein Viertel, ja vielleicht ein Drittel der Bevölkerung; der Rest ist dritte Klasse bis auf wenige Einzelne, die der zweiten Klasse angehören. Die erste Klasse fehlt ganz.

In dem Deutschland von heute ist die vierte Klasse nicht unbeträchtlich kleiner als in Großbritannien. Das tote Gewicht, das das deutsche Volk auf der Bahn der Entwickelung mitzuschleppen hat, ist also wesentlich leichter als das des britischen Volkes. In Folge der um 12 Millionen stärkeren Bevölkerung Deutschlands ist die dritte Klasse somit um 13—14 Millionen stärker als in Großbritannien. Die erste Klasse ist eben so reichlich, ja wahrscheinlich reichlicher vertreten als jenseits des Kanals, aber die zweite Klasse, die praktischen Männer der That, der geistigen wie der realen, sind bei uns seltener; wahrscheinlich in Folge unserer dem praktischen Leben und damit dem selbstkräftigen Handeln abgewandten höheren Erziehung. Ein Umschwung in dieser Richtung könnte dem deutschen Volke wahrscheinlich sehr rasch geben, was es braucht.

Die eingehendsten Forschungen über diese Fragen verdanken wir jedoch dem Vetter Darwins und ersten Vorkämpfer der Nichterblichkeit erworbener Eigenschaften: Francis Galton. Auf Grund eines fein durchgebildeten Systems theilt er die Menschen nach ihrer Begabung in sechzehn Klassen ein und berechnet dann auf Grund von Erhebungen von enormer Ausdehnung den durchschnittlichen Satz jeder Klasse in einer Million Menschen. Er nimmt dabei ein nach oben und nach unten gleichmäßiges Variiren der Begabung an, obgleich er diese Gleichmäßigkeit nicht exakt bewiesen hat. Dies ist jedoch eine Frage von durchaus untergeordneter Bedeutung. Eine Million Menschen vertheilt sich demnach auf jene sechzehn Klassen in folgender Weise:

1.	über	G.	Außerordentliche Genies	1
2.	„	G.	Genies	14
3.	„	F.	Große Talente	233
4.	„	E.	Talente	2 423
5.	„	D.	Begabte Köpfe	15 696
6.	„	C.	Leidlich Begabte	63 563
7.	„	B.	Etwas Begabtere	162 279
8.	„	A.	dicht über dem Durchschnitt	256 791

9.	„	a.	dicht unter dem Durchschnitt	256 791
10.	„	b.	Weniger Begabte	162 279
11.	„	c.	Beschränkte	63 563
12.	„	d.	Dumme	15 696
13.	„	e.	Schwachsinnige	2 423
14.	„	f.	Blödsinnige	233
15.	„	g.	Irrsinnige	14
16.	unter	g.	(Microcephalen u. s. w.)	1
				1 000 000

Bekanntlich entspricht dieser Statistik die heutige soziale Gliederung nach Ständen keineswegs ganz. Andererseits weiß aber auch Jedermann, daß — von ganz außerordentlichen und nach ganz bestimmter Richtung ausgeprägten Begabungen abgesehen, die nach Weismanns Erblichkeittheorie entstehen durch Ausscheidung aller ungünstigen Eigenschaften von zwei Familien und Bewahrung aller günstigen Eigenschaften bei der Keimplasmavereinigung eines Menschenpaares, die unter den unzähligen möglichen Fällen ungeheuer selten ist — jedem Stande eine gewisse Durchschnittsbegabung zukommt. Es ist Thorheit, zu behaupten, daß unter der Arbeiterklasse so und so viele verkannte Genies herumlaufen, während unter den Studirten die Talentlosigkeit vorherrsche. Ganz im Allgemeinen gesprochen, ist die durchschnittliche Begabung des kleinen Bürgerstandes allerdings eine höhere als die des Arbeiterstandes, die des Beamtenstandes eine höhere als die des Bürgerstandes. Einmal schon erblich, und sodann, weil die begabtesten Arbeiter fortwährend in den kleinen Bürgerstand aufsteigen, die begabtesten Bürgerssöhne in hohem Prozentsatz Beamte werden und weil Dies schon seit Generationen so gewesen ist.

Statistiken über diese Dinge aufzustellen, ist äußerst schwierig. Einem der fleißigsten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, dem im vorigen Sommer verstorbenen deskriptiven Botaniker Alphonse de Candolle in Genf, ist es aber doch gelungen, Annäherndes darüber zu ermitteln. Um die Willkür der persönlichen Schätzung des Werthes einzelner Männer ganz auszuschließen, nahm er eine festbegrenzte Anzahl Gelehrter, und zwar diejenigen, welche in den letzten zweihundert Jahren von der französischen Akademie der Wissenschaften zu auswärtigen Mitgliedern ernannt worden sind. Die französische Akademie ist gewiß nicht unfehlbar, ihre Beschlüsse sind gewiß oft sehr mangelhaft, und die Aufnahme von Pariser Mitgliedern erfolgt oft genug mehr durch Parteiumtriebe als durch Anerkennung des Verdienstes. Bei den auswärtigen Mitgliedern liegen die Dinge aber doch etwas anders. Ohne zwingenden inneren Grund findet hier eine Ernennung so gut wie nie statt. De Candolle ermittelte nun die Herkunft dieser Männer und fand, daß zu einem Hundert von ihnen die Arbeiter und Bauern 7, der

Mittelstand 52 und die reichen Patrizier- oder Adelsfamilien 41 stellten. Nun stellen die Arbeiter und Bauern etwa 75 pCt. der Bevölkerung dar, der Mittelstand 23 pCt. und die „oberen Zehntausend“ 2 pCt. Zieht man dieses Zahlenverhältniß in Betracht, so schreit das Verhältniß der Antheile der Stände geradezu zu den Menschen. 2 pCt. der Bevölkerung lieferten 41 pCt. der hervorragenden Gelehrten, weitere 23 pCt. liefern 52 pCt., und der Haupttheil des Volkes, 75 pCt., liefern nur 7 pCt. Gelehrte. Die Arbeiter und Bauern liefern demnach 67 pCt. Gelehrte weniger, als nach ihrer Zahlstärke auf sie kommen würde, der Bürgerstand 29 pCt. mehr und die oberen Zehntausend 39 pCt. mehr. Wenn die anderen beiden Stände eben so viele Gelehrte lieferten wie die oberen Zehntausend, dann müßte das Volk statt jeden Hunderts 2050 Gelehrte haben, und wenn es nur so viel lieferte wie die Arbeiter und Bauern, so hätte es statt jedes Hunderts nur 9⅓ Gelehrte.

Wenn man auch zugeben muß, daß unter den Söhnen der Bauern und Arbeiter manchen nur die Gelegenheit gefehlt hat, sich zum Gelehrten emporzuschwingen, und wenn man sich erinnert, daß die sich aus ihnen Emporschwingenden in der Regel zunächst Kleinbürger werden und daß erst ihre Nachkommen, oder doch einige von diesen, dann höher hinauf steigen, so ist doch das Mißverhältniß, daß der Arbeiter- und Bauernstand 67 Prozent hinter seiner Verhältnißquote abstrakter Begabungen zurückbleibt, zu groß, als daß man es nicht zum großen Theil auf Rechnung verschiedener Standesbegabungen setzen müßte.

Ob ein Volk an Begabung und sonstigen Fähigkeiten, wie Handgeschicklichkeit, Körperkraft, Gesundheit zunimmt, Das hängt, da wir heute wissen, daß die Erziehung der Väter und Mütter auf die Kinder keinerlei oder nur ganz verschwindenden Einfluß hat — Das ist nach Weismanns „Biologischen Problemen“ nicht mehr zu bestreiten — lediglich davon ab, ob die begabteren, geschickteren Klassen sich in dem selben oder in einem stärkeren Maße vermehren als die weniger begabten und weniger geschickten. Verhältnisse, welche die Vermehrung der Begabteren fördern, sind demnach dem Gedeihen des Volkes günstig, solche, welche sie hindern, ungünstig.

In dem Aufsatz „Coelibat im Staatsdienst“ hat der Verfasser nun ausgeführt, welche Nachtheile die Ehelosigkeit der höheren Beamten für das gute Fungiren der Staatsmaschine und ihre einsichtvolle Lenkung habe. Ich stimme ihm darin vollständig bei, wohl aber möchte ich Einiges ergänzen. Er hat nur den Nachtheil für den Staat als Verwaltungkörper, Rechtsorganisation u. s. w. betrachtet. Ich möchte auf die Schäden hinweisen, die das Coelibat der intelligenteren und stärkeren Söhne des Volkes für das Volk als Ganzes, für die Nation, den Stamm, hat, also die volks-

standswirthschaftliche Seite beleuchten. Es ist eine Eigenthümlichkeit der deutschen Tages-, Wochen- und Monatliteratur von heute, daß sie, wo sie soziale Fragen behandelt, sich fast immer nur an ihre äußere Seite hängt, sei es die national-ökonomische oder die staats-organisatorische. Daß das Volk schließlich doch aus Menschen besteht, und daß in der Beschaffenheit dieser Menschen das Schicksal des Staates eingeschlossen liegt, wird immer verkannt; dazu kommt die Beschränkung des Gesichtsfeldes auf das eigene Volk. Daraus entspringen dann Argumente auf Voraussetzungen, als ob das eigene Volk allein auf der Erde vorhanden sei und im Wettbewerb um die Daseinsmittel oder, wie es heute heißt, um Arbeitgelegenheit, keine Konkurrenten hätte, sondern als ob jenseits der Volksgrenzen die Menschheit sich dehne mit so ungefähr den gleichen Interessen wie die eigene Volksgemeinschaft. „Die Ehelosigkeit ist eine Feigheit“ ist bereits ein geflügeltes Wort geworden. „Die Ehelosigkeit beruht auf einem Mangel an Pflichtgefühl gegen die eigene Nation“ verdiente, geflügeltes Wort zu werden. In der That werden die Söhne der begabtesten Stände aller Kulturvölker immer ängstlicher hinsichtlich der Eheschließung, während die unteren Millionen der gesunde Trieb noch immer im Heirathalter zur Ehe treibt. Ist irgendwo im Leben der Pessimismus nicht am Platze und von Nachtheil, so ist es bei der Eheschließung. Das geordnetere, regelmäßigere Leben des Ehemanns im Hause wirkt immer günstig auf die Sammlung seiner Kräfte und die Steigerung seiner Leistungfähigkeit. Jedes Kind wird ihm ein Sporn zu neuer Anstrengung. Es ist sicher kein Zufall, daß diejenigen Familien, die heute aus dem Arbeiterstand in den kleinen Bürgerstand aufsteigen, fast immer mit einer großen Kinderschaar gesegnet sind. Einen sich in dieser Weise aufschwingenden Junggesellen giebts überhaupt nicht, ein kinderloses Ehepaar oder ein Paar mit wenigen Kindern selten. Eine dem Einkommen proportionale Junggesellensteuer für alle ehelosen Männer über 25 Jahre wäre wenigstens ein kleiner, wenn auch keineswegs vollwägiger Ersatz für den Verlust an Kindern, die der Staat durch die Ehelosigkeit so vieler junger Männer zu erleiden hat. Die Steuer würde überdies nur die wohlhabenderen Volksschichten treffen.

Nach einer Statistik, die Radenhausen 1872 in seiner Isis (III, 391) mittheilte, war in Preußen die relative Zahl der Ehen am Kleinsten. Unter 100 000 Einwohnern gab es nämlich Ehen:

in Frankreich . .	2 429	in Bayern . .	2 198
in Sardinien . .	2 378	in Holland . .	2 078
in Griechenland .	2 269	in Belgien . .	2 053
in Oesterreich . .	2 251	in Schweden .	2 027
in Sachsen . . .	2 238	in Preußen . .	1 948

Jedes Zehntausend von Einwohnern hatte demnach in Preußen nahezu

ein halbes Tausend (genau 481) Ehen weniger als in Frankreich. Wenn die Bevölkerung dennoch stärker zunahm als in Frankreich, so war Das auf Rechnung der Ergiebigkeit der Ehen zu setzen, in der Preußen Frankreich um über ein Prozent (genau 1,14 Prozent) übertraf. Auf die Ehe kamen nämlich Kinder:

in den Niederlanden	4,88	in England . .	4,32
in Norwegen . . .	4,7	in Belgien . .	4,23
in Preußen . . .	4,6	in Dänemark . .	4,18
in Schweden . . .	4,52	in Frankreich . .	3,46

Die sozialen Verhältnisse Preußens und Sachsens z. B. sind nicht verschieden genug, um solche Unterschiede zu erklären. Die Gründe dafür liegen einmal in den gesetzlichen Ehehindernissen, sodann im Coelibat der 83 Prozent Offiziere, und endlich in den Lumpengehalten der Beamten im Heirathalter. Der Volksschullehrer in einer Stadt, der Oberlehrer an Realschule, Realgymnasium und Gymnasium, der Assessor und Militärarzt, der Steuer- und der Postbeamte, der Bahnbeamte und der Telegraphist, sie alle bekommen die ersten fünf Jahre ihrer Laufbahn (außer der Probezeit, wo eine solche vorhanden ist,) ein Gehalt, von dem sie unmöglich mit einer Familie leben können. Und doch verlangt man von ihnen eine Vorbildung, die ihnen den Eintritt in ihren Beruf vor 20 beziehentlich 25 Jahren unmöglich macht.

Die deutschen Volksschullehrer rekrutiren sich fast ausschließlich aus dem Bauern- und kleinen Handwerkerstande. Nur ausnahmweise wird der weniger begabte Kaufmanns- oder Pfarrerssohn Volksschullehrer. In diesem Stande haben wir es also wesentlich mit Elementen zu thun, die durch ihre Begabung und den Opfermuth ihrer Eltern aus der unteren Volksschicht aufgestiegen sind. Während es fast nicht vorkommt, daß der Sohn eines Häuslers oder kleinen Bauern studirt, also eine soziale Stufe überspringt, befindet sich fast in jeder Lehrersfamilie auf dem Lande, die mehrere Söhne hat, einer, der einen gelehrten Beruf ergreift. In zwei Generationen steigt eine solche Familie also ganz häufig zwei Sprossen auf der sozialen Leiter empor. Und diesem Stande mit seiner stark aufsteigenden Tendenz macht der Staat noch die Ehe im Heirathalter durch Hungergehalt unmöglich. Heißt Das auch nur die Elemente einer Wirthschaftkunst des Volksstandes begriffen haben?

Der Volksschullehrer der Stadt kommt vor dem siebenundzwanzigsten Jahre selten zur Ehe, die übrigen Beamten (außer den Theologen) heirathen fast niemals vor dem dreißigsten Jahre, während für die niedrigen Volksschichten 22 Jahre das durchschnittliche Heirathalter der Männer ist. Da dadurch eben so viele Mädchen in den oberen Ständen so lange ehelos

bleiben und die gereifteren Männer dann selten ein ganz junges Mädchen heimführen, so steigt das Heirathalter der Frauen der höheren Stände damit ganz entsprechend. Die Vermehrung der einzelnen Stände aus sich selbst heraus steht nun aber in unbedingter Abhängigkeit vom Heirathalter der Frauen. Das Alter der Männer kommt nur insofern in Betracht, als das Heirathalter der Frauen von ihrem Heirathalter meist ganz direkt abhängt. Wenn in einer Generation plötzlich 300000 junge Männer von 23 bis 25 Jahren heirathen würden, dann würden gleichzeitig ungefähr eben so viele Mädchen von 18 bis 22 Jahre in die Ehe treten.

Francis Galton hat nämlich an der Hand englischer Statistiken unumstößlich nachgewiesen, daß sich die Fruchtbarkeit von Frauen, die mit 29 Jahren in die Ehe treten, zu denen, die mit 20 heirathen, wie 5 zu 8 verhält. Ein allgemeineres jüngeres Heirathen der Frauen (jedoch nicht bis wesentlich unter 20) garantirt also auch den gebildeten Klassen eine stärkere Zunahme an Zahl. Dazu kommen noch zwei weitere Punkte. Je jünger die Jugend heirathet, desto kleiner wird die Zwischenzeit zwischen zwei auf einander folgenden Generationen, und desto mehr Generationen sind gleichzeitig am Leben. Die Variation des Heirathalters ist daher von enormer Bedeutung für den Volksstand. Durch das Coelibat von 83 Prozent unserer Offiziere entgehen dem deutschen Volke alljährlich eine große Zahl kräftiger Kinder. Die deutschen Regirungen gewähren grundsätzlich nicht mehr als 17 Prozent der Offiziere den Ehekonsens, obgleich die Gesuche darum weit zahlreicher sind. Einem bloßen Wahnbild wird ein beträchtlicher Theil des Volksstandes geopfert. Galton führt sogar den Umstand, daß hervorragende Gelehrte selten zahlreiche Familien haben, darauf zurück, daß sie gewöhnlich spät heirathen, nachdem sie ihre besten Jahre darauf verwendet haben, sich Anerkennung zu erarbeiten. Alphonse de Candolle meint allerdings, daß die Fruchtbarkeit unter allzu anstrengender Gehirnarbeit an sich leide, und diese Anschauung wird durch das Zeugniß Nietzsches, eines der intensivsten geistigen Arbeiter, bestätigt. Er faßt den Zusammenhang zwischen Geistesarbeit und Geschlechtsleben genau so, wenn er sagt, daß der geistige Arbeiter zu Zeiten der höchsten Anspannung seiner Kräfte eine Neigung zeige, sich des Geschlechtsgenusses zu enthalten. Und wohl jeder Mensch, der einmal dauernd großen geistigen Anstrengungen sich unterzogen hat, weiß, wie während ihrer Dauer das Geschlechtsbedürfniß zurücktritt.

In einer seiner besten Arbeiten, einem Essay über die Theorie der Bevölkerung, ist Herbert Spencer auf Grund einer unendlichen Fülle von Beobachtungen aus dem Reiche der Lebewesen zu einem bedeutsamen Satze gelangt, der augenscheinlich auch für das Menschenleben Geltung hat. Russell Wallace giebt den Inhalt in kurzen Zügen folgendermaßen an:

„Die Variation der Erhaltung der Einzelnwesen und der Fortpflanzung der Rasse steht im umgekehrten Verhältniß. Diejenigen Arten und Gruppen, die das kürzeste und ungewissesten Leben haben, erzeugen die größte Zahl von Nachkommen. Individuation und Reproduktion stehen sich feindlich gegenüber. Die Individuation hängt aber vollständig von der Entwickelung und Spezialisirung des Nervensystems ab, das nicht nur die verschiedenen Thätigkeiten und Kombinationen von solchen in den verschiedenen Organen besorgt, sondern auch erst allen Fortschritt in Instinkt, Fühlen und Denken möglich macht. Die wirkliche Zunahme der Menschheit hat sich durch die Nothwendigkeiten des Lebens in der Wildheit bestimmt, wo sie, wie bei den meisten Thierarten, nur eben hingereicht hat, um eine beschränkte Durchschnittsbevölkerung zu erhalten. Aber mit der Civilisation wächst die Durchschnittsdauer des Lebens, und die unter günstigen Umständen mögliche Bevölkerungzunahme wird sehr groß, weil die Fruchtbarkeit größer ist, als sie unter den neuen Bedingungen zu sein brauchte. Der Fortschritt der Civilisation hinsichtlich der Erhaltung von Leben ist in neuerer Zeit so reißend geworden, und die zunehmende Entwickelung des Nervensystems hat sich auf einen so kleinen Bruchtheil der Bevölkerung beschränkt, daß noch kein allgemeiner Rückgang in der Fruchtbarkeit erfolgt ist. Daß die Thatsachen jedoch wirklich mit der Theorie übereinstimmen, beweist die allgemein gemachte Beobachtung, daß hochbegabte Eltern in der Regel keine große Familie haben, während diejenigen Klassen, die sich mit den einfachen Arten der Handarbeit beschäftigen, den rasendsten Zuwachs aufweisen."

Damit stünde der proportionalen Vermehrung der begabteren Stände aus sich heraus schon von Natur wegen ein Hemmniß entgegen, und es müßte deshalb einem Volke, das der Gesetze, die seinen Volksstand beherrschen, sich bewußt wäre und das sich darauf verstände, wahre Bevölkerungpolitik zu treiben, Alles daran liegen, dieses Hemmniß nicht noch künstlich zu vermehren, sondern der Natur an stärkeren Begabungen abzuringen, was sich ihr irgend abringen ließe.

Wie lassen sich dem Staatsdienst wieder die bedeutendsten Intelligenzen zuführen und wie ist dem Beamtenthum, statt der heutigen Schwerfälligkeit und stumpfen Widerstandsfähigkeit gegen freie Neigungen, neue Lebenskraft und neuer selbstsicherer Geist einzuflößen? Dieses Lebenselexir heißt: entsprechende Besoldung. In dem letzten Menschenalter ist das Niveau der allgemeinen Lebenshaltung mit dem wachsenden Einkommen in Deutschland derartig gestiegen, daß die Beamtengehälter eine ganz beträchtliche Erhöhung, um ein Drittel bis zur Hälfte ihres Betrages, hätten erfahren müssen, um mit ihr gleichen Schritt halten zu können. Ein ausnahmweise Begabter besinnt sich heute in der Regel dreimal, ehe er in den regulären Staatsdienst tritt. Die Gefahr, daß das Beamtenthum auf der Begabungstaffel noch weiter sinke, läßt sich heute noch vermeiden. Wenn jedoch nichts in dieser Richtung geschieht, wird sich der Schaden sehr bald in der Funktion der Staatsmaschine wie in der Entfremdung des Beamtenthums von den begabtesten Männern des Volkes zeigen.

Das deutsche Beamtenthum gehört der Hauptsache nach in Galtons Klassen D, C und B, also die fünfte, sechste und siebente Begabungsklasse. Aus Klasse E und F sind nur verschwindend wenige darunter. Es stellt aber wohl ausnahmlos Begabungen über dem Durchschnitt dar, und danach bemißt sich seine Bedeutung für das Volk in seiner nächsten Generation. Die geistige Ueberanstrengung tritt in diesen Klassen noch nicht als Hemmniß der Regeneration auf, und da sich die Frauen der Beamten im Ganzen aus der gleichen Begabungsklasse rekrutiren, so sind aus ihren Ehen in jedem Falle durchschnittlich über dem Mittelmaß stehende Kinder zu erwarten. Welche Bedeutung die Vermehrung der Begabungen für die Weltstellung des Volkes hat, wurde bereits ausgeführt. Daß das Volk hinsichtlich der Beamtengehälter gegen seinen eigenen wohlverstandenen Vortheil handelt, braucht kaum noch gesagt zu werden.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Großbritannien und Frankreich kennen die selbe Niedergangserscheinung des mangelnden Ehemuthes in ihren begabteren Bevölkerungschichten.

Der Amerikaner Hiram M. Stanley sagt: „Wir haben vor uns das traurige Schauspiel, daß sich die große Masse der Gesellschaft aus den untersten Klassen rekrutirt, da die obersten Klassen zum großen Teil entweder gar nicht heirathen oder doch keine Kinder haben.“ In Großbritannien trauen sich immer weniger Söhne der höheren Stände, eine frühe Ehe zu schließen, wenn sie nicht gerade ein riesiges Vermögen zu erben haben, da der steigende Luxus der oberen Zehntausend ganz gewaltige Anforderungen an das Einkommen stellt. In Frankreich ist die Ehescheu der gebildeten männlichen Jugend namentlich in Paris sprichwörtlich geworden und ein bedeutender französischer Anthropologe will schon einen beträchtlichen Niedergang in der durchschnittlichen Begabung des Volkes verspürt haben, da sich die begabteren Schichten sehr viel spärlicher fortpflanzen als die niederen. Seit einem Jahrzehnt wirkt man durch Erhöhung der Beamtengehälter, oft durch Verdoppelung ihres Betrages bei Neubesetzungen von Posten, in Großbritannien wenigstens mit Erfolg dem Uebel entgegen.

In der Entwickelung des Staatsideals der Westeuropäer tritt seit 1848 deutlich ein eigener Zug hervor, der die frühere Entwickelung unterbricht, aber seinem ganzen Wesen nach nur vorübergehend sein kann. Unter Staat versteht man noch immer nicht die rechtliche Volksorganisation, sondern eine Macht außerhalb des Volkes, die Organe des Königthums, wie sie in dem Beamtenthum fühlbar werden. Was das Volk verlangt, ist, daß der Staat Garantien gegen die Uebergriffe seiner Beamten schaffe. Das ist ja im Grunde der Kern der Menschenrechte und Volksrechte, die in der Paulskirche durchberathen wurden. Durch das Steigen der Macht der Volksvertretung

wird dieser Zug ausgeschieden; denn dadurch wird das Volk immer mehr selbst zum unmittelbaren Vertreter des Staates und jene Macht außerhalb von ihm sinkt zu einer blos repräsentativen Einrichtung herab. Damit erst entsteht der moderne Staatsbegriff, und die Feindschaft gegen ihn ist eine eben so thörichte wie die gegen das „Kapital." Aus dem autokratischen Staate wird der Volksstaat. Eine ganze Fülle von Gebieten tritt in dessen Thätigkeitkreis ein, auf denen seit Auflösung des Feudalwesens Niemand mehr auf Staatshilfe gerechnet hatte. Die Zeit der Manchesterlehre, in der der Staat noch nicht einmal mit der vollen Gewalt eines heutigen Schutzmannes ausgerüstet war, ist unwiederbringlich vorüber. Das Volk hat — mit Ausnahme der Sozialdemokraten und Freisinnigen — einsehen gelernt, daß es einen dem Volke feindlich gegenüberstehenden Staat in dem Augenblick nicht mehr giebt, wo das Volk gewillt ist, selbst in seiner Organisation und seinen Lebensäußerungen den Staat darzustellen. Das Wort „Staat" hat aufgehört, wie einst anno 1848 ein Schrecken für jede freiheitliche Regung zu sein.

Es ist wohl unbescheiden, vom Staate von heute auf morgen zu verlangen, daß er Wirthschaftkunst des Volksstandes treibe und Einrichtungen treffe, die den Tüchtigsten von seinen Söhnen einen Vorsprung vor allen anderen sichern. Aber ist es zu viel verlangt, wenn man von ihm fordert, er solle offenkundige Hemmnisse des Fortschrittes des Volksthums beseitigen? Keine menschliche Einrichtung ist im Stande, direkt Menschheitfortschritt zu schaffen; aber was Menschenwitz vermag, Das ist, den natürlichen Kräften, die auf den Fortschritt gerichtet sind, freie Bahn zu gewähren und die Hindernisse bei Seite zu räumen, die sie irre leiten oder unthätig erhalten. Kein Gesetz vermag direkt eine größere, stärkere, gesündere nächste Generation hervorzuzaubern; aber Verhältnisse zu erzeugen, unter denen ein Theil der über den Durchschnitt Begabten früher zur Ehe gelangt, ist es sehr wohl fähig. Wenn man aber einmal neue Kräfte zu schaffen nicht im Stande ist, ists da nicht schon etwas Großes, die vorhandenen so zu leiten, daß sie dem Volke zum Segen gereichen? Positive Maßregeln zum Schutz und zur Förderung der lebenden Generation umfaßt die heutige Thätigkeit des Staates bereits. Wann wird er beginnen, auch für die noch Ungeborenen, ja die noch Ungezeugten Sorge zu tragen?

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Giebt es Heilmittel?

Es giebt noch immer eine Anzahl von ehrlichen Schwärmern, die sich darüber wundern, daß offenbare Irrthümer durch viele Jahrhunderte mit größter Zähigkeit festgehalten werden, und die in Erstaunen gerathen, wenn man ihnen klar zu machen sucht, daß nicht nur in Bezug auf religiöse Vorstellungen die Entwickelung der Ideen der Menschheit als eine Transmutation von Glaubensartikeln zu betrachten ist. Jene braven Menschen sind sich eben noch nicht der Thatsache bewußt geworden, daß nur in den allerseltensten Fällen ein Trieb zur Erkenntniß den Brennstoff abgiebt für das Feuer des Intellektes; sie wissen nicht, daß hinter allem Wirken und Schaffen, hinter aller Bethätigung der erkennenden Kräfte in der Tiefe wurzeln der Trieb der Selbsterhaltung und der Wille zur Macht und Herrschaft. Diese Grundtriebe der menschlichen Natur sind immer von allmächtigem Einfluß auf die Erkenntniß und hindern deren Entwickelung. Immer, wo eine neue Vorstellung, ein neuer Gedankenkreis mit den Lebensinteressen einer herrschenden Gruppe, sei es Staat, sei es Kirche, sei es eine politische Fraktion, zusammenstößt, da wird das unbequeme Neue bekämpft und unterdrückt, selbst wenn man es im Innern anerkennt.

Aber in der Wissenschaft, — da herrscht doch freies Spiel der Kräfte, da kann doch Jeder verkünden, was seine schöpferische Geistesarbeit zu Tage fördert? Man denke an Robert Mayer, den Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, dessen Aufsätze keine wissenschaftliche Zeitschrift aufnehmen wollte und der aus Gram dem Irrsinn verfiel, man denke an Schopenhauer, der systematisch totgeschwiegen wurde, man erinnere sich an Dühring, den sie von der Universitas litterarum ausgeschlossen haben — diese Beispiele lassen sich leicht verzehnfachen —, und man hat die Antwort auf die Frage.

So lange aber irrthümliche Vorstellungen keinen Schaden anrichten, so lange sie vielleicht, wie es nicht selten der Fall ist, sogar lebenfördernd wirken, wäre es ja Frevel, an ihnen zu rütteln; denn Derjenige, der einen nützlichen Irrthum zerstört, ohne eine glücklicher machende Wahrheit an die Stelle zu setzen, der wäre in der That ein intellektueller Bombenanarchist, dessen Daseinsfreude durch die Vernichtung erschöpft ist. Aber dann ist es Pflicht und Zeit, zur Zerstörung einer irrthümlichen Vorstellung beizutragen, wenn diese dazu benutzt wird, einem großen Theil der Menschheit zu Gunsten einer ganz kleinen Minorität Schaden zuzufügen.

Ein solcher Moment ist jetzt für die Heilkunde gekommen. Es läßt sich nicht verkennen, welche unleugbare Bedeutung darin lag, daß die Menschen an Heilmittel glaubten, und wie lebenfördernd diese Vorstellung oft

gewesen ist. So lange man nun mehr oder weniger unschuldige Pflanzen und Kräuter als angebliche Heilfaktoren benutzte, war es durchaus nicht nothwendig, diesen harmlosen Köhlerglauben zu zerstören. Seitdem es aber der Chemie gelungen ist, auf synthetischem Wege eine Anzahl von Verbindungen herzustellen, die gewisse in die Augen fallende Symptome beseitigen, ohne wiederum auf die Heilung irgend welchen nicht direkt schädlichen Einfluß auszuüben, seitdem wir fortdauernd mit regulären Giftkörpern traktirt werden, dünkt es mich denn doch an der Zeit, einmal festzustellen, ob der Begriff „Heilmittel" ein begründeter ist, oder ob wir nicht auch hier einem alten Dogma gegenüberstehen, das nur deshalb nicht aufgegeben wird, weil man die darauf basirenden Vortheile nicht gern entbehren möchte.

Woher stammt er denn zunächst, dieser Glaube an heilkräftige Arzneien? Es ist bekannt, daß die ärztliche Kunst bei jedem Volke ursprünglich eine priesterliche Funktion war und mit dem religiösen Kultus im innigsten Zusammenhange stand. Noch heute läßt sich dieser Zusammenhang bei den Naturvölkern nachweisen. Die Schamanen in Nordasien, die Medizinmänner der Nordindianer, die Feticeros und Ganga in Westafrika, sind Priester und Aerzte zugleich. Die Glauben erweckende Kraft der religiösen Apostel ist bekannt und bei ihren intimen Beziehungen zur Götterwelt war es beinahe selbstverständlich, daß ihnen die Gabe verliehen war, die Kräuter herauszufinden, die zur Bannung von allerlei Uebeln geeignet waren. Mit der Einrichtung von Fakultäten und Universitäten erhielt das Dogma ein wissenschaftliches Mäntelchen und in dieser Verzierung thront es noch heute als weithin herrschende Göttin. Einen geradezu beängstigenden Aufschwung nahm die Produktion und Anwendung von Medikamenten in unserem Jahrhundert, als es gelang, eine Unzahl von angeblich ganz außerordentlich heilkräftigen Mitteln zu produziren. Auf dem Markte der Wissenschaft ging es zuweilen zu wie auf einem richtigen Jahrmarkt. Hier das neueste und beste Fiebermittel, hier ein unschätzbares Mittel gegen Gelenkrheumatismus, gegen Asthma u. s. w. An der nöthigen Reklame fehlte es nicht und für die chemische Industrie brach eine Blüthezeit an, die zum Theil noch heute anhält.

Im Gegensatz zu dieser von der Wissenschaft ausgehenden Hochfluth der symptomatischen Kurirerei und methodischen Arzneivergiftungen machte sich in weiten Kreisen des Volkes, angefacht durch einige energische Laienärzte, eine Gegenströmung geltend, die, wie deutlich erkennbar ist, immer weiter um sich greift und die gläubige Schaar Derer, welche bisher durch die Autorität der Wissenschaft sich haben leiten lassen, mehr und mehr zu lichten droht. Allen diesen Bestrebungen liegt das Prinzip zu Grunde, daß, welcher „Krankheit" wir auch gegenüberstehen, wir nie etwas Anderes thun können, als die Heilbestrebungen der Natur zu unterstützen.

Wie bei allen reformatorischen Bestrebungen leicht über das Ziel hinausgeschossen wird, so ist es auch mit dieser Bewegung gegangen, da man auch hier zuweilen etwas willkürlich manche Methoden als naturgemäß hingestellt hat, die objektiver Kritik nicht immer Stand halten. Anstatt sich aber an den berechtigten Kern dieser Bestrebungen zu halten und sich durch die unleugbare Antipathie großer Schichten der Bevölkerung gegen den Arzneikram warnen zu lassen, wurden alle Diejenigen, auch Aerzte, die gegen das bisherige System Front machten, einfach als Kurpfuscher bezeichnet und mit der ganzen Fülle des Hohns und Spottes der amtlich beglaubigten Medizinmänner bedacht. Ist denn wirklich dieser Spott berechtigt? Ist denn Derjenige, welcher mit hoheitvoller Miene an das Krankenbett herantritt und dann mit mystischem Gebahren ein Rezept von sich giebt, prinzipiell wirklich etwas Anderes als der Andere, der ohne den Apothekerkram den natürlichen Heilungvorgang zu unterstützen bestrebt ist? Ist denn unsere Kenntniß vom menschlichen Organismus, unsere Einsicht in die Krankheitprozesse und in die Veränderungen, die in dem Organismus durch ihm völlig fremdartige chemische Körper hervorgerufen werden, schon wirklich derart, daß wir bei der Behandlung von inneren Krankheiten von Wissenschaft sprechen können, oder befinden wir uns nicht auch hier noch im Zustande rohester Empirie?

Wer sich mit dem Studium des menschlichen Organismus und mit dem der organischen Lebewesen überhaupt je eingehend beschäftigt hat, Der muß zugeben, daß wir, trotz allen Forschungen, trotz allen Fortschritten in der mikroskopischen Technik und chemischen Untersuchung, bisher doch nur die allerrohesten Umrisse kennen und nur ganz oberflächliche Vorstellungen von den Vorgängen im lebenden Körper haben. Zwar die Summe der Einzelnkenntnisse ist nicht gering und stattliche Bände sind es, die die Lehrbücher der Physiologie darstellen, aber leider: das geistige Band fehlt. Was wissen wir von den feineren Ernährungvorgängen, warum sucht sich jede Zelle gerade Das aus, was sie braucht zu ihrer Existenz, wer vermag jene wunderbaren Geheimnisse zu entschleiern, daß der Körper sich völlig automatisch regulirt, seine Wärme, seine Ernährung, seine Ausscheidung, wer enthüllt das Problem der Befruchtung und Zeugung, des Wachsthums und der Senescenz? Wo wir tiefer eindringen wollen in das Problem der Lebensprozesse —: überall tiefe Dunkelheit, und es gehört der ganze plumpe unphilosophische Geist der meisten modernen Naturforscher dazu, sich der Einsicht in die vitalen Vorgänge zu rühmen.

Es läßt sich schon a priori einsehen, daß bei unserer höchst unvollkommenen Kenntniß der physiologischen Funktionen das Verständniß für die pathologischen Prozesse sich nicht gerade günstiger gestalten wird, und in

der That ist es erstaunlich, zu sehen, welche Divergenz der Anschauungen in Bezug auf die allerhäufigsten und wichtigsten krankhaften Vorgänge besteht. So wird noch heute von einer großen Anzahl von wissenschaftlichen Leuchten das Fieber an sich als ein krankhafter Prozeß aufgefaßt, der unter allen Umständen bekämpft werden muß, und ein ganzes Heer von Mitteln wird aufgeboten, um diesen Feind zu vertilgen. Alle bedrohlichen Erscheinungen, die während eines fieberhaften Zustandes auftreten, werden auf das Fieber zurückgeführt, während doch gerade das Fieber das einzige Moment ist, das die Heilung ermöglicht.

Ein chemischer Körper nun könnte doch nur dann als Heilmittel betrachtet werden, wenn er entweder die Krankheitursache zu beseitigen im Stande ist, ohne natürlich dem Organismus zu schaden, oder aber es ermöglicht, die potentielle Energie des Organismus und seiner Zellen so zu steigern, daß eine schnellere Vernichtung des Krankheitkeimes erfolgt. Ist man nun etwas bescheidener, so könnte man auch diejenigen Stoffe als heilbringend ansehen, die einzelne sehr lästige und unangenehme Symptome für das Bewußtsein, wie den Schmerz, die Athemnoth u. ähnl., beseitigten, ohne daß der Organismus Schaden litte. Die Wissenschaft nennt die zuerst erwähnte Art von Heilmitteln „Specifica“ und behauptet, deren, wenn auch nicht viele, aber doch einige zu besitzen. Sehen wir uns einmal diese Zaubertränke etwas näher an. Da ist in erster Reihe das schon seit einigen Jahrhunderten im Gebrauch befindliche Quecksilber, das noch heute als glänzendes Heilmittel bei Syphilis betrachtet wird. Beseitigt das Quecksilber die Krankheitursache? Aber die kennen wir ja gar nicht! Ja, sagt die Wissenschaft, das Verschwinden der Symptome bei der Behandlung ist so evident, die Besserung ist so in die Augen fallend, daß wir mit Recht das Quecksilber als ein Specificum ansehen müssen. Aber woher kommen denn bei dieser enormen Heilkraft des Mittels die fortwährenden Rückfälle, woher kommt es, daß die Krankheit, die schon längst erloschen schien, plötzlich wieder in die Erscheinung tritt und zu den bedenklichsten Konsequenzen führt? Sollte hier nicht eine optische Täuschung in des Wortes verwegenster Bedeutung vorliegen, weil man das Verschwinden von sichtbaren Symptomen für Heilung hält, während noch eine Menge unsichtbarer Symptome vorhanden ist, die wir trotz unserer wahrhaft grandiosen Fortschritte in der Erkenntniß doch noch nicht wahrnehmen können? Und endlich, wie steht es mit der Unschädlichkeit des Mittels? Hören wir, was ein wirklich ehrlicher Pharmakologe*) über diesen Punkt schreibt: „Der Sublimatverband hat viele Opfer gekostet und die Einspritzung unlöslicher Quecksilberverbindungen in das Unterhautbindegewebe

*) Dr. L. Lewin: Die Nebenwirkungen der Arzneimittel. Berlin 1893.

oder die Muskeln verrichtet in vielen Fällen Das, was eine volle Schmierkur alter Aerzte veranlaßte, Tod der Weichtheile, Nekrose der Knochen Leugnen zu wollen, daß Quecksilber Brand in der Mundhöhle erzeugen könne, heißt gegen absolut sicher stehende Thatsachen die Augen entweder aus doktrinärer Voreingenommenheit oder aus anderen Gründen verschließen." Läßt es sich nun denken, daß ein Mittel, das so toxische Wirkungen hervorrufen kann, irgend einem Menschen ohne Schaden beigebracht werden kann? Nie und nimmermehr! Es mag im einzelnen Falle unmöglich sein, die schädlichen Wirkungen handgreiflich zu demonstriren, aber daraus folgt noch lange nicht, daß es nicht in jedem Falle wirklich schädlich ist.

Ein anderes Spezifikum soll das Eisen sein. Es wird behauptet, daß Bleichsucht und Blutarmuth durch Gebrauch von Eisenpräparaten geheilt werden, und ein großer Prozentsatz des Apothekergewinnes basirt auf dieser felsenfesten Ueberzeugung Tausender von Aerzten. Nun, die große Anzahl von Gläubigen ist ja noch kein großer Beweis für die Wahrheit, im Gegentheil! „Es erscheint fast sicher, daß alle Angaben über den günstigen Einfluß der Eisenpräparate auf einem Mangel an Kritik beruhen, indem die beobachteten Heilungen lediglich auf die stets mit der Eisenmedikation verbundene Aufbesserung der diätischen und hygienischen Verhältnisse zu beziehen sind. Trotz des festgewurzelten Glaubens an die Heilkraft des Eisens fehlt für solche Annahme jeder auf erfahrunggemäßer Grundlage beruhende Beweis*)." Dies sind die Ergebnisse der neuesten Untersuchungen über das Eisen, und so bleibt nur noch die eiserne Stirn zu bewundern, mit der man bisher die Bedeutung des Eisens in die Welt hinausposaunt hat.

Auf gleicher Stufe wie die erwähnten stehen die anderen Mittel, denen man eine spezifische Wirkung zuschreibt, das Chinin, die Arsenverbindungen, die Salicylsäure und ihre Salze. Keine Spur eines Beweises, daß irgend welche kausalen Krankheitmomente durch sie entfernt werden; sie wirken immer nur symptomatisch und sind bei ihrer Anwendung mit nicht geringen Gefahren für den Patienten verbunden. So sind in Folge von kleinen und großen Chinindosen tötliche Ausgänge beobachtet worden und sehr bedeutend ist die Anzahl der Fälle, in denen erhebliche Vergiftungerscheinungen, Krämpfe, Geistesstörungen, langanhaltende Seh- und Hörstörungen aufgetreten sind. Ein Gleiches gilt von der Salicylsäure, die noch bis heute in unglaublichen Dosen verschrieben wird. Bei einem der Unglücklichen, die mit diesem glänzenden Heilmittel gefüttert wurden, wurde, nachdem er es sechs Tage lang gegen Gelenkrheumatismus gebraucht hatte, am neunten Tage Brand am ganzen rechten Fuß und einige Tage

*) Neumeister, Lehrb. der physiologischen Chemie. Jena 1893.

darauf Blutungen aus Lunge und Darm beobachtet, bis am dreizehnten Tage der Tod eintrat*). Wenn solche Folgeerscheinungen auch nur in einem kleineren Prozentsatze auftreten würden, so ist damit doch zur Evidenz erwiesen, wie gefährlich die Methode ist und wie unlogisch es wäre, anzunehmen, daß derartige „Heilmittel" für den Organismus je indifferent sein könnten.

Wir kommen nun zur zweiten Kategorie von Stoffen, die wir hypothetisch als eventuelle Heilmittel aufgestellt haben, diejenigen, welche die potentielle Energie eines Organismus derart zu steigen vermögen, daß dadurch die Vernichtung der Krankheitursache eine schnellere und energievollere ist, eventuell Schwächezustände, die durch die Krankheit hervorgerufen sind, gehoben werden. Solche Wirkungen auszuüben werden beschuldigt der Alkohol, der Kampher, Moschus, Aether, Benzoesäure und einige andere. Wenn je die Unzulänglichkeit in der Fähigkeit, empirische Beobachtungen zu machen und Naturvorgänge zu erklären, sich herausgestellt hat, so in den unglücklichen Versuchen, die erregende Wirkung der sogenannten „Excitantien" als nützlichen Kraftzuwachs zu deuten. Welcher Laie ist wohl bisher auf den Gedanken gekommen, daß der Erregungzustand, der nach Einverleibung größerer Dosen alkoholischer Getränke eintritt, mit einer wirklichen Potenzirung der vitalen Kräfte einhergeht? Schon die starke Depression, die so häufig in Gestalt des Katzenjammers auftritt, hat wohl Jeden davon überzeugt, daß das vorhergegangene Wohlgefühl, die gehobene Stimmung, nur sich manchmal bitter rächende Erscheinungen des getrübten Bewußtseins gewesen sind. Und in der That handelt es sich bei allen erregenden Mitteln nur um Veränderungen des Bewußtseinszustandes, oft verbunden mit verstärkter Cirkulation, um eine künstliche Anfachung der Nervenkräfte, die vielleicht nichts weiter bedeutet, als daß der Organismus bestrebt ist, die einverleibten Stoffe so schnell wie möglich wieder auszustoßen, und daß daher gewissermaßen ein plötzlich eintretendes Aufgebot der gesammten vitalen Energie eintritt. Der geschwächte Organismus wehrt sich mit aller Kraft gegen das angebliche Heilmittel, — und Das nennt man Hebung des Schwächezustandes. Wenn ich Jemandem, der in Folge irgend eines pathologischen Zustandes an Herzschwäche leidet, Aether oder Alkohol oder Kampher verabfolge, so kann ich momentan ein Aufflackern der Kräfte erzielen, aber ein Nutzen für den Kranken resultirt daraus nicht, im Gegentheil, denn diese Anspannung dient nur dazu, das Mittel so schnell wie möglich zu entfernen, und daher wird Kraft entzogen, aber nicht zugeführt. Auch die Anwendung dieser Reihe von Arzneikörpern ist daher nicht so unschädlich, wie es scheinen könnte, und beruht auf vollständiger Verkennung der thatsächlichen Vorgänge.

Wir haben uns zum Schluß mit jener Art von Heilmitteln zu

*) Watelet: Bulletin génér. de Therapie.

beschäftigen, welche die Wissenschaft selbst als symptomatische ansieht und deren Anzahl Legion ist. Auch von diesen gilt, was ich bereits von den spezifisch wirkenden Arzneikörpern gesagt habe: sie sind alle mehr oder minder Gifte für den Organismus und nur da anwendbar, wo Aussicht auf Heilung nicht mehr vorhanden ist oder wo es sich um Beseitigung sehr schmerzhafter Zustände handelt. Keiner wird dagegen Einspruch erheben, daß ein Schwindsüchtiger in den letzten Stadien Morphium erhält oder daß ein unheilbarer Geisteskranker mit Chloral behandelt wird. Aber dagegen kann nicht entschieden genug Front gemacht werden, daß nun in allen Krankheitfällen gleich zu Arzneimitteln gegriffen wird. Nehmen wir an, es litte Jemand an Schlaflosigkeit, sei es in Folge von geistiger Ueberanstrengung oder irgend einer anderen Ursache. Unter allen Umständen lebt ein Mensch, der an einer so erheblichen Funktionstörung leidet, unter Bedingungen, denen sein Organismus nicht angepaßt ist, seine Lebensweise ist nicht die ihm adäquate. Gebe ich nun einem solchen Kranken Bromkalium oder irgend ein anderes der Schlaf bringenden Mittel, so wird er vielfach die von ihm sehnlichst erwünschte Ruhe bekommen, aber da er seine unzweckmäßige Lebensweise weiter fortsetzt, weil er, getäuscht durch die künstliche Nervenberuhigung, sich das Selbe zumuthet wie früher, so muß er zu immer größeren Dosen seine Zuflucht nehmen, immer neue Mittel aufsuchen. Schließlich helfen auch die allerneuesten Schlafmittel nicht mehr und nun ist das Resultat, daß sein Leiden ein viel heftigeres und langwierigeres geworden ist, als es anfangs schien. Wie anders würde sich der Verlauf gestalten, wenn der Arzt den Kranken, anstatt ihm Medikamente zu verabfolgen, auf die Unzweckmäßigkeit seiner Lebensweise aufmerksam macht, ihm genau angiebt, wie er seine Diät zu reguliren hat, ihm das Maß seiner Arbeitfähigkeit anweist, kurz auf alle diejenigen Bedingungen hinweist, die für eine wirkliche Hygiene des Körpers nothwendig sind. Allerdings erfordern derartige Verordnungen mehr Mühe und Nachdenken als das schablonenmäßige Hinschmieren eines Rezeptes; aber dafür wird man auch durch wirkliche Erfolge belohnt und nicht durch trügerische Scheinwirkungen. Wer in dieser Weise seinen ärztlichen Beruf auffaßt und ausübt, Der wird gern auf die Beihilfe des Apothekers verzichten und seine Patienten werden es ihm auch Dank wissen, daß er sie schützt vor den höllischen Latwergen.

Wenn wir nun das Ergebniß unserer Untersuchung über die Heilmittel resumiren, so können wir folgende Thesen aufstellen:

1. Alle chemischen Körper, die in der Medizin Verwendung finden, sind mehr oder minder starke Gifte und ihre Anwendung bildet eine stete Gefahr für den Organismus.
2. Jede Einverleibung eines Medikamentes ist mit einer Kraftent-

ziehung des Organismus verbunden, da das Fremdartige sofort ausgestoßen wird.

3. Alle Arzneikörper wirken nur symptomatisch und eine eventuelle günstige Wirkung steht in keinem Verhältniß zu den schädlichen Nebenwirkungen.

4. Mit Ausnahme der schmerzlindernden Mittel bei unheilbaren Krankheiten sind alle Medikamente entbehrlich und ihre Anwendung ist zu verwerfen.

Möge man endlich aufhören, sich so anzustellen, als ob man durch eine Art göttlicher Inspiration in das Innere der Natur eingedrungen wäre, und die Worte beherzigen, die der geniale Griesinger vor nunmehr fünfzig Jahren den Aerzten zugerufen hat: „Stellt Euch selbst zu den Laien nicht in ein Verhältniß, wo die Medizin als ein geheimnißvolles Priesterthum erscheint, das seine Mysterien und Orakel hat! Laßt jenen Nimbus, die feierliche Allwisserei, in ein paar stets wiederholten Phrasen bestehend, die nur dem Unverstande imponiren. Zieht die Augurenjacke aus, ich bitte Euch, und sagt offen, daß wir Alle vom Heilen nicht eben viel verstehen! Würden erst Die, welche das Recht haben, sich für die Besten unter uns zu halten, durch Wort und That lehren, daß in unserer Wissenschaft nichts Geheimnißvolles und Wunderbares ist, daß die Kunst das Beste, was sie zu leisten vermag, auf einfachem und allgemein zugänglichem Wege erreicht, — ich glaube, die Heilkunst würde im wahren Lichte und zugleich würdiger dastehen, und die Laien müßten allmählich eine richtige Ansicht von Dem bekommen, was sie von der Medizin zu erwarten berechtigt sind."

Die Geschichte der letzten fünfzig Jahre lehrt, daß diese Worte leider nicht beherzigt worden sind. Im Gegentheil, man hat bei allen öffentlichen Gelegenheiten, bei Kongressen und Vereinssitzungen, fortwährend so viel von den grandiosen Fortschritten der Therapie gesprochen, solche Päane angestimmt auf die glorreiche Kunst der Aerzte, daß bei Vielen sich die wunderbarsten Vorstellungen von der Heilkunde gebildet haben und Anforderungen an den Arzt gestellt werden, die er nun und nimmer erfüllen kann. So wird er immer von Neuem dazu getrieben, den alten Kohl von der Heilkraft der Arzneimittel aufzuwärmen, immer wieder muß er predigen, was er meist selbst nicht glaubt, und so wird ein ganzer Stand gezüchtet, der an innerer Unwahrhaftigkeit krankt. Wird dieser Standpunkt nicht aufgegeben, werden die Aerzte nicht offen bekennen, was ihre Kunst vermag, werden sie nicht aufhören, künstlich Illusionen hervorzurufen, so werden sie bald von der oppositionellen Fluthwelle fortgeschwemmt werden.

Dr. Max Asch.

Die antisemitische Bewegung.

Sehr geehrter Herr Harden,

Als Sie mir die Aufforderung zugehen ließen, Ihnen über den in Nr. 33 dieses Jahrganges der „Zukunft“ erschienenen Aufsatz des Herrn Reichstagsabgeordneten Hans Leuß meine Ansicht mitzutheilen, befand ich mich anfänglich in einiger Verlegenheit. Der Artikel des Herrn Leuß über die antisemitische Bewegung ist in einem so verständigen, ich möchte fast sagen: hausbackenen Tone gehalten, daß er auf den ersten Anblick fast einnehmend wirkt und sehr geeignet ist, selbst für Den, der eine ganz andere Auffassung zu hegen gewöhnt ist, die von ihm vertretene Sache als einen beinahe harmlosen Zug in der Physiognomie des deutschen Volkes und als eine ganz normale Bethätigung des deutschen Nationalgefühles erscheinen zu lassen. Ohne in irgend einem Punkte in meiner eigenen Anschauungweise irre gemacht zu sein, noch durch die Gründe des Herrn Leuß von dem unbeschreiblich unbehaglichen Gefühl befreit zu werden, das mir von jeher der Antisemitismus durch seinen Ursprung, sein Auftreten und Wirken erzeugt hat, wußte ich doch im ersten Augenblick nicht, was ich über das so vielfach behandelte Thema Neues vorbringen sollte. Seit längeren Jahren stehe ich dem sozialen Leben und der aktiven Politik fern; und selbst früher, als ich gezwungen war, am öffentlichen Wesen Theil zu nehmen, habe ich aus angeborener Neigung stets danach gestrebt, mich außerhalb des Parteitreibens zu halten. Ich erschien mir daher wenig geeignet, in einer Angelegenheit von so bedeutender Tragweite den hier ausgesprochenen Meinungen eines hervorragenden Verfechters des Antisemitismus entgegenzutreten.

Wenn ich mich aber nun zur Beurtheilung nicht der Partei selbst, noch ihrer speziellen politischen, parlamentarischen und außerparlamentarischen Bestrebungen, sondern des Geistes, in dem der Antisemitismus und seine Jünger handeln, auf den allgemein menschlichen Standpunkt stelle, habe ich von vorn herein das Gefühl, die bessere Sache zu vertreten und den unparteiischen Standpunkt einzunehmen. Aus dieser Empfindung schöpfe ich den Muth, meine Meinung unumwunden über eine Frage zu äußern, die nach meiner Ueberzeugung sich vom praktisch-politischen Gesichtspunkte aus nicht lösen, höchstens diskutiren läßt. Niemand wird auf diesem Gebiet den anders Denkenden je widerlegen, noch weniger zu sich herüberziehen; es giebt im geistigen Leben der Menschen Bereiche und Strömungen, die sie in zwei getrennte Lager theilen, zu deren Vereinigung es keine Brücken noch Wege giebt. Zu diesen Strömungen gehört meines Erachtens der Antisemitismus, — wenigstens in der Form, die er zu meinem Bedauern in Deutschland angenommen hat.

Unser großer Kanzler hat im Jahre 1847 auf dem Vereinigten Landtage eine Aeußerung gethan, die in jener fernabliegenden Zeit mit den so unendlich einfacheren Formen von Staat und bürgerlicher Gesellschaft gewiß mit Bezug auf die jüdischen Staatsangehörigen das Rechte traf. Er äußerte: „Ich bin kein Feind der Juden, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich

ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden!" Fürst Bismarck hat damit nicht blos als Mensch, sondern auch als Staatsmann eine Anschauung ausgesprochen, die für die damaligen Verhältnisse den jüdischen Staatsbürgern eine auch ihnen für ihr Wohl und ihre gewohnten Ansprüche genügende Stellung im Staate anwies, und man darf sich noch heute fragen, ob es nicht ein Glück wäre, wenn diese Grenze nie erweitert worden wäre. Nachdem jedoch durch die politischen Ereignisse und Umwälzungen der letzten vierzig Jahre der Staat selbst eine ungeheuere, ja, gegen die Staatsform von 1847 gehalten, eine totale Umwandlung erfahren hat, nachdem man in Folge der damit zusammenhängenden, völlig umgestalteten Gesetzgebung es für logisch nothwendig und moralisch geboten erachtet hat, die Juden durch die Emanzipation allen übrigen Staatsangehörigen völlig gleich zu stellen — was schon um deswillen als absolut gerechtfertigt erkannt werden muß, weil man sie zur schwersten und zugleich ehrendsten aller Staatslasten, zur allgemeinen Dienstpflicht, mit heranzieht —, ist es heute moralisch und rechtlich unmöglich, diese Emanzipation wieder rückgängig zu machen und Diejenigen, welche man aus freier Entschließung früher als gleichberechtigte Brüder in die politische Gesellschaft aufgenommen hat, daraus wieder zu verstoßen, ja womöglich, wie es der extreme Antisemit beabsichtigt, sogar aus dem Lande hinaus zu befördern.

Einen analogen Vorgang hat die Geschichte schon einmal aufgewiesen, als man im römischen Reiche sich entschloß, die Sklaven freizulassen, nachdem man sie zu der Ehre erhoben hatte, alle Staatslasten mitzutragen. Damals unterstützte die junge christliche Kirche sehr wesentlich diesen Fortschritt in der Menschlichkeit; und die Christen, die Freigelassenen und das Reich hatten ihren Segen davon. Heute benimmt sich ein großer Theil der christlichen Gesellschaft weniger edelsinnig und einsichtig. Kaum war die Aufnahme der Juden zu völliger Gleichberechtigung vollzogen, kaum begannen Diese, im Vertrauen auf das bewiesene Wohlwollen und Entgegenkommen ihrer christlichen Mitbürger, von der ihnen gewährten neuen Freiheit Gebrauch zu machen, da warteten die Wirthe nicht ab, ob die neuen Vollbürger nicht in Folge ihrer Gleichstellung sich allmählich den alten völlig assimiliren würden; sondern, sobald die Juden mit den ihnen inwohnenden Eigenschaften zäher Betriebsamkeit anfingen, im wirthschaftlichen Leben eine unbequeme Konkurrenz zu machen, beobachtete man sie erst mit Neid, warf bald auf sie einen glühenden Haß, verhielt sich gesellschaftlich exklusiv und abstoßend gegen sie, bis dann die erst nur invibuell, dann nach ganzen Ständen und Gruppen sich Luft machenden Leidenschaften sich zu der schroffen Partei des Antisemitismus verdichteten. Hierdurch hat man sich moralisch eines großen Unrechtes gegen die Juden schuldig gemacht, namentlich aber sehr wenig im Sinne des wahren Christenthums gehandelt. Durch diese schroffe Ungeduld hat man sich nicht blos gegen die zunächst Betroffenen versündigt, sondern auch in den Ländern, wo man so vorgegangen ist, in Deutschland und Oesterreich — Rußland mit seinen ganz verschiedenen staatlichen Formen und sonstigen Zuständen kann füglich außerhalb dieser Betrachtung bleiben — wenig höheren Beobachtungsgeist gezeigt, sich vielmehr nur von augenblicklichen und partiellen Empfindungen und Symptomenschätzungen leiten lassen. Trotz der in der Rasse liegenden zähen Natur, haben die Juden von jeher doch in allen Ländern, wo man sie ruhig gewähren ließ, eine große Fügsamkeit und Anschmiegungfähigkeit bewiesen und dann auch sehr bald angefangen, zu anderen Beschäftigungen und Berufen über-

zugehen, als die wenigen waren, denen sie sich in Folge der sie von den meisten Betriebszweigen schroff ausschließenden alten Gesetzgebung widmen durften. Dieses Assimilationvermögen und Bestreben zeigt sich überall, wo sie ungestört sind, selbst in Einzelnheiten, wie z. B. Lombroso erwähnt, daß die Juden in Italien sich nicht blos als Italiener, sondern in Turin als Turiner, in Mailand als Mailänder, in Venedig als Venetianer fühlen. Nur unter einem Druck zeigen sie sich oppositionell und kehren zu dem alten Abschließungverfahren zurück, wie sie z. B. in Rußland sich erst wieder mit Inbrunst der Synagoge zugewendet haben, seit man begonnen hat, ihnen das Leben und den gewohnten Erwerb sauer zu machen. Renan bezeichnet diese Eigenthümlichkeit sehr treffend mit der Bemerkung: „Das Ghetto ist der Vater des Talmuds gewesen."

Unter dem Druck, um so mehr, wenn er unberechtigt ist, erwacht wieder bei diesem merkwürdigen Volksstamme der alte, mächtige, bewundernswerthe Geist, der ihn seit der Zerstörung des Tempels, seiner Hauptstadt, seit der Vertreibung aus der lange bewohnten Heimath, ohne Kirche, ohne Priesterschaft, nur durch das starre Festhalten am Gesetze stark gemacht hat. Auch dem Staat, ihren jeweiligen Obrigkeiten, gegenüber haben die Juden sich eigentlich stets und überall als gute Unterthanen bewährt, wo beide ihnen eine milde Hand zeigten. Wenn sie vielfach als unruhige Köpfe gegolten haben, so zeigten sie als solche meist nur die allen städtischen Bevölkerungen innewohnende Rührigkeit, verbunden mit der Unstetigkeit der Handelsleute, zu denen sie nothgedrungen Jahrhunderte hindurch fast Alle gehörten.

Der Grund des Hasses und der Antipathie liegt demnach vielleicht nicht so sehr in den besonderen Fehlern der davon Verfolgten wie in der Mißgunst der Verfolger, die es ihnen nicht verzeihen können, wenn sie ihre geschäftlich leicht überwiegenden Fähigkeiten und Eigenschaften erfolgreich zur Geltung bringen. Da, wo der Christ eben so ruhig, eben so fähig, klug, sparsam und nüchtern und beharrlich ist wie der Jude, in Amerika, in Australien, spielen die Juden durchaus keine hervorstechende Rolle, sondern gehen mit den anderen Einwohnern und Geschäftsleuten ihren ruhigen Weg. Wenn auch ich nicht leugen kann, daß von ihrer Seite ihr Uebergewicht häufig zum wesentlichen und dauernden Nachtheil Derer benutzt wurde und wird, mit denen sie in Berührung kamen, so habe ich mir zur Erkärung dieser Erscheinung eine Beobachtung aus dem Naturleben dienen lassen: daß nämlich die Schmeißen und Würmer nur da sich einfinden, wo Schwäche, Verfall und Fäulniß ist. Wo das eingeborene Volk selbst klug, ökonomisch, nüchtern, an Charakter und Willen stark ist, hat sich der schädliche Einfluß jüdischer Geschäftsleute meines Wissens niemals in gefährlichem Maßstabe fühlbar gemacht.

Am Heftigsten, in ausgeprägtester, unfeinster Form zeigt sich der Antisemitismus heute in Deutschland. Die gesellschaftliche und wirthschaftliche Seite des Antisemitismus kann ich mir durch die Menschennatur erklären, wenn ich sie auch größtentheils in ihrer Allgemeinheit unberechtigt finde und deshalb nicht billige. Die politische Richtung und Ausnutzung kann ich verstehen, denn ich denke realistisch genug und habe lange genug dem parlamentarischen Treiben zugesehen, um zu wissen, daß in der Politik nachgerade jedes Mittel benutzt wird, um bei Wahlen und Gesetzberathungen zum Ziele zu kommen. Schön kann ich es nicht finden und große Achtung vor dem kontinentalen Parlamentarismus kann ich als Anhänger der Monarchie aus innerster Ueberzeugung auch nicht dabei bewahren. Die Anhänger und Ausnutzer der anti-

semitischen Bewegung möchte ich aber darauf aufmerksam machen, daß eine fanatische Verfolgungsucht von Majoritäten gegenüber den Minoritäten stets nur in niedergehenden Staaten geschichtlich vorgekommen ist, während die Deutschen des Deutschen Reiches doch wohl sich in aufsteigender Linie zu bewegen wähnen.

Der größte Vorwurf, den die Christen den Juden machen können, ist der, daß diese Jesum ans Kreuz gebracht haben. Man vergißt aber dabei ganz, daß sie es thaten, weil sie naturgemäß Jesum nicht als Christen, sondern als einen zu ihnen gehörigen, auf Umsturz bedachten Glaubensgenossen betrachteten. Hätten sie voraussehen können, daß sie ihm und seiner neuen Lehre dadurch den größten Dienst erwiesen, so würden sie es sicher unterlassen haben, und Das um so mehr, wenn sie zugleich eine Ahnung gehabt hätten von den Verfolgungen, denen ihre Nachkommen im Laufe der Geschichte von Seiten der späteren Anhänger dieser Lehre ausgesetzt sein würden, die auf die Liebe zu Gott und den Nächsten allein gegründet war. Statt Dessen haben Viele unter ihnen dieses Unrecht später dadurch gesühnt, daß sie zu der sich neu bildenden Kirche übertraten, zu deren edelsten Mitgliedern sie lange Zeit gehörten. Erst als die christliche Kirche den ursprünglichen milden Charakter brüderlichen Gemeinlebens zu einem erheblichen Theil aufgab, um sich in die maßlosen und gehässigen Streitigkeiten zu verlieren, die auch die letzten Jahrhunderte des selbständigen Judenthums getrübt hatten, das trotzdem große religiöse Gemüther wie Philo und Jesus hervorbringen konnte, — erst da hörten sie auf, sich zu bekehren, um nur noch enger im Bande des Gesetzes ihrem alten Glauben nachzuleben, dessen ungestörte Erhaltung ihnen auch heute noch unbeschadet der Kulturentwickelung gegönnt werden könnte. Denn nicht die Juden sind es, die die Ideale aus dem modernen Leben immer mehr verschwinden machen. Zu dieser beklagenswerthen Thatsache liegen die Ursachen bei ganz anderen Faktoren des öffentlichen Lebens, in der zunehmenden Abschwächung mancher Elemente des menschlichen Daseins, für deren Erhaltung die christliche Gesellschaft mitunter sogar bei den Juden Manches lernen könnte. Ich will nur den stark bewahrten Familiensinn, die Pietät im Verhältniß der Kinder zu den Eltern, die Bereitwilligkeit, sich unter einander zu unterstützen, nennen.

Soll ich nun zum Schluß mich noch darüber äußern, wie ich mir die mögliche Lösung dieser traurigen, in ihren Ursachen und Wirkungen jeden Menschenfreund so ungemein betrübenden Frage des Antisemitismus denke, so habe ich darauf keine in einem Rath gipfelnde Antwort, sondern nur wieder Ansichten und Wünsche. Es bleibt nur zu wünschen, daß einmal die Juden auf dem bereits hier und da betretenen Pfade größerer Bescheidenheit bei Verfolgung ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit und größerer Zurückhaltung bei Geltendmachung ihrer bürgerlichen und gesellschaftlichen Stellung verharren mögen, um die ihnen aus verschiedenen Gründen feindlich gesinnten, sie angreifenden Elemente nicht ferner zu reizen; und daß zweitens auf Seiten der Verfolger der antisemitische Geist sich allgemach ausleben möge, wie alle religiösen und politischen Leidenschaften und Fanatismen. Nur so kann vermieden werden, daß das ohnehin an mancherlei Jünglingsfehlern kränkelnde schöne Deutsche Reich nicht für alle Zeiten in seiner Entwickelung von dieser sozialen Krankheit bedrängt und in der Werthschätzung des Auslandes durch seine eigenen Angehörigen herabgesetzt werde.

Dresden. Dr. jur. Graf A. Wilding.

Ein Ganzmoderner.

Es begann bereits zu herbsten; das erste Fallobst wurde zu Markte gebracht. Die Meisten aber aßen noch Pflaumen und Birnen und dachten noch nicht an Winteräpfel, Nüsse und Weintrauben. Für die große Mehrzahl der Menschen reifen diese Früchte überhaupt nicht.

An einem Tage dieses schönen Herbstes erwachte in Braunschweig, selbst bei Berechnung der wahren Ortszeit recht spät erst, ein junger Mann, der im Beginne der zwanziger Jahre stand. Er hieß Karl Ostermann und wohnte in einem der Häuser an der Gliesmaroder Straße. Er hatte diese Wohnung gewählt, weil ihn die Nähe der technischen Hochschule, die er besuchen wollte, gelockt hatte. Später sah er ein, daß diese Wahl wenig glücklich gewesen war, da er das Polytechnikum nur selten betrat, ihn vielmehr seine Beziehungen häufiger in die innere Stadt riefen. Die Abende und Nächte verbrachte er meist in der Altstadt oder der Altenwiek, so daß ihn die entfernte Lage seiner Wohnung nicht selten ärgerte. Er mußte sie behalten, weil er den Wirthsleuten durch langsames Zahlen des Miethzinses verpflichtet war.

Als Karl Ostermann nach Braunschweig gekommen war, hätte er gern ein Verhältniß mit einer adligen Dame oder der Frau eines reichen Mannes angeknüpft. Er hatte in seiner Heimath, einem winzig kleinen Städtchen der Altmark, häufig von einer solchen Ergänzung seiner Studien geträumt, da seine Mutter die Lesemappe hielt und er sich in alle jeweils im Gange befindlichen modernen Erzählungen, Novellen und Romane, auch die längsten, vertieft hatte. Sein Sinn war in Folge dieser Lecture auf einen ménage à trois gerichtet, worin er der Dritte gewesen wäre, aber nicht der überflüssige, sondern der tertius gaudens. Da er indessen nicht wußte, wie eine solche Sache einzufädeln war, und seine Autoren ihn hier in den Braunschweiger Verhältnissen gänzlich im Stiche ließen, überdies vielleicht eine vornehme oder reiche Dame überhaupt nicht vorhanden oder geneigt war, die Pläne des jungen Mannes aus der Altmark zu fördern, so begann er, sich vorderhand nach einem anderen, bescheideneren Verhältnisse umzuthun. Er versuchte es mit der Buffetdame eines Restaurants im Mittelpunkte der Stadt. Er belagerte ihren Sitz sechs Wochen lang und trank aus Liebe mehr, als ihm gut that. Auch das Lesen der Journale war er genöthigt fortzusetzen. Denn da die Dame des Buffets und seines Herzens Geschäfte und außerdem noch mehrere Verehrer von gleicher Ausdauer hatte, so kam er nur selten an die Reihe. Er wählte meist die frühen Nachmittagsstunden für den Beginn seiner treuen Toggenburgartigen Liebeserweisungen. Er über-

dauerte alle Gäste und ärgerte sich über jeden neuen. Es geschah oft, daß, wenn Ostermann eben mit dem Gefühl der Erleichterung den letzten Gast bezahlen sah, in diesem Augenblick ein neu eintretender alle seine Hoffnungen auf eine stille Stunde zu Schanden machte. Ein frisches Glas und der Bruchtheil eines Romans mußten ihm über solche Enttäuschung hinweghelfen. Doch kamen auch glücklichere Zeiten, wo einer ungestörten Plauderei nichts im Wege stand. Karl Ostermann that dann tiefe Blicke in das Wesen der modernen Frau. Manchmal fanden sich auch die offenen und geheimen Verehrer der Buffetdame an einem Tische zusammen und bewunderten in ausgelassener Laune gemeinsam die reizvolle Schönheit ihrer Holden.

Das war das anregende milieu, das dem jungen Manne das Wesen der modernen Gesellschaft enthüllte, ihm die geheimnißvollen Wege in die Zukunft wies. Das rein „Zeitgemäße" als solches fing an, ihn zu beschäftigen, er begann, über sich selbst nachzudenken, seine Aufgabe langsam zu begreifen. Die war groß, Das verhehlte er sich nicht; aber erkannte sie noch nicht in festen Umrissen. Es bedurfte der Zeit, ihn und sie reifen zu lassen. Nur so viel wußte er, daß diese Aufgabe so unendlich anders sei als alle anderen und daß er der Mann war, ihr gerecht zu werden. Vorläufig begnügte er sich mit ihrer Feststellung als solcher und gewann daraus ein gewisses Maß von Selbstvertrauen, das ihn in den Stand setzte, die Vorwürfe seiner Mutter über zu großen Geldverbrauch einfach abzulehnen und neue Mittel zu fordern. Da er nicht unvermögend und seine Mutter schwach war, wurden sie ihm gewährt, und er konnte seine Lebensweise fortsetzen. Er trat in eine Verbindung ein, fand aber bald, daß diese jungen Leute mit ihren Examensgedanken und Gesprächen über Tanzfestlichkeiten und Mensuren, über die Professoren, eine glänzende Anstellung, die Der oder Jener gefunden hatte, seicht und zurückgeblieben waren. Das Studium der Chemie vertauschte er mit dem der Elektrotechnik. Diese Wissenschaft gehörte der Zukunft und die Zukunft gehörte ihm.

Als die Buffetdame eine ähnliche Stellung in einer anderen Stadt annahm, brach er das Verhältniß mit ihr plötzlich ab und begann, sich an den Gedanken zu gewöhnen, ohne ein den modernen Mann bildendes Verhältniß auskommen zu müssen. Er lebte mehr in dem Kreise seiner Verbindungsgenossen und besuchte hin und wieder auch eine Vorlesung. Aber diese Gelehrten hatten ihm wenig zu sagen. Die trockene Ueberlieferung der Wissenschaft und die ideenlose Vorführung von Versuchen ekelten ihn an. Er begriff, daß das Studium der Zukunft auf einer andern Grundlage aufgebaut werden müsse. Er begann, darüber nachzudenken, wie Das einzurichten sei, verschob es aber vorläufig, die Sache endgiltig zu erledigen. Er merkte früh, daß sie irgendwie mit seiner Aufgabe zusammenhängen müsse. Die Aufgabe lief ihm nicht weg. Er und sie konnten warten.

In diesem Zustande des Abwartens verharrte er längere Zeit. Er sehnte sich auch wieder nach dem zeitgemäßen Weibe und fing allmählich an, so weit er sich von seinen Verbindungbrüdern frei machen konnte, in der Dämmerung ohne die bunte Mütze in den Straßen des Stadtmittelpunktes, auf dem Damme und in der Schuhstraße scheinbar ohne Absicht zu schlendern. In Wahrheit hatte er es auf eine Eroberung abgesehen. Nicht er wollte erobern, sondern das moderne Weib, das Mädchen der Straße, des Geschäfts, des Erwerbs sollte ihn erobern, ihn ergründen, seine Entwickelung, seine Evolution einleiten. Das männliche Prinzip der Zukunft sollte erlöst, sollte frei werden durch die Be-

rührung mit dem Ewig-Weiblichen des Straßenpflasters und des modernen Verhältnisses.

An einem solchen Abende des Suchens, richtiger des Gesuchtwerdens, endete er in einer Schenke auf dem Bohlwege, dem Schlosse gegenüber. Es war Mondschein. Die Quadriga auf dem Schlosse zeichnete sich in ihrer stillen Größe scharf von dem Nachthimmel ab. Die wenigen Fußgänger achteten ihrer nicht, und auch der schläfrig in langsamem Trott daher fahrende Droschkenkutscher blickte schwerlich zu ihr auf. Sein Wagen hatte die Nummer 114. Ostermann betrat den Wirthschaftraum und bestellte ein Glas Bier. Er fand einige Freunde. Sie verstanden ihn nicht. Sie sprachen über eine Preisaufgabe, die ein Bekannter gelöst hatte. Sie hätten über das Eherecht der Botokuden sprechen können, es hätte ihn eben so wenig zu fesseln vermocht. Das Gespräch war schaal, schaal wie das Bier, von dem er zehn Glas trank, ohne sich an der Unterhaltung zu betheiligen. Er stocherte in den Zähnen, obgleich er nur eine Bohnensuppe gegessen hatte. Er betrachtete die Spitzen seiner Stiefel. Warum tragen die Menschen Stiefel? Warum gehen sie nicht barfuß? Man wird wieder barfuß gehen. Der Pfarrer Kneipp ist auf dem richtigen Wege. Erst eine spätere Zeit wird ihn verstehen, obgleich er nur die Aeußerlichkeiten dieser späteren Zeit geahnt hat. Es wurde spät. Man beschloß, in ein Café zu gehen. Ostermann ließ es geschehen, daß man ihn dahin begleitete. Er wäre eben so gern allein gegangen. Sie gingen in das Central-Café. Was hatte er von diesen Menschen? Sie konnten ihm nichts sagen, und er sagte ihnen auch nichts. Sie sprachen eine verschiedene Sprache; er war zeitgemäß, sie zurückgeblieben und beschränkt. Er spielte mit ihnen; sie merkten es nicht. Diesen Abend spielten sie mit dem Würfel; Das merkten sie, denn er gewann eine Tasse Kaffee und eine Reihe von Burgunderpünschen.

Am andern Morgen erwachte er, wie gesagt, ziemlich spät. Die ganze Schwere der Gegenwart mit ihren heftigen Pulsschlägen und der Fiberhitze des Nichterlöstseins lastete auf ihm. Er stand auf. Es drängte ihn ins Freie. Er kleidete sich an, ließ sein Frühstück unberührt und ging auf die Straße. Es war ein herrlicher Herbstmorgen. Was kümmerte ihn die strahlende Septembersonne? Sie hatte ihm nichts zu sagen. Sie vergoldete eine öde Welt der Mittelmäßigkeit, des Truges, des Verfalls. Sie sollte warten mit ihrem Scheine bis auf die Tage der Zukunft, wo das ewig Zeitgemäße Wahrheit geworden sein wird, das Moderne zum Prinzip aller Realität sich verdichtet hat.

Er trat in die Apotheke zum „Wilden Mann" und ließ sich einen Opiumschnaps bereiten. Man gewährte ihm sein Verlangen. Er zahlte zehn Pfennige; er hätte den mitleidigen Apotheker erdrosseln können, er wußte nicht warum; aber er beherrschte sich und trat wieder auf die Straße. Noch immer schien diese freche Sonne mit ihrem erbarmunglosen Glanze. Und die Menschen freuten sich noch darüber! Er ging, da es noch zu früh zum Mittagessen war, um den Wall. Kinder spielten in den Anlagen und die Kindermädchen schwatzten. Es ekelte ihn an. Ein Husar begegnete ihm. Es knüpften sich einige Gedanken an diese Begegnung. Er vergaß sie wieder, sie schienen ihm unwichtig. Es drängte ihn vorwärts. Er kam an den Windmühlenberg. Er dachte einige Augenblicke daran, ihn zu besteigen. Er kam davon zurück, der Berg war ihm zu niedrig, es lohnte sich nicht der Mühe. Er verglich mit ihm die Berge der Alpenwelt aus der Geographiestunde, z. B. die Jungfrau. Die moderne Frau bemächtigte sich dabei wieder seiner Phantasie. Er wollte das moderne Verhältniß begründen,

für eine dankbare Zukunft seine ewigen Regeln festsetzen. Er beschloß, allen Ernstes den Abend daranzusetzen, ein Probeverhältniß mit einer Handschuhnäherin einzugehen. Eine Handschuhnäherin mußte es sein. Es lag etwas Symbolisches darin. Außerdem kannte er gerade eine, die er schon öfters des Abends aus ihrem Geschäfte hatte kommen sehen. Sie sollte das zeitgemäße Probeweib werden, das Paradigma aller Weiber, ihn und sich erlösend. Er kam an den Bahnhof. Er wollte das moderne Getriebe der Eisenbahn studiren, das rastlose Stampfen der Maschinen hören, den Rauch der Dampfwagen sehen, sich in das Gewühl des Bahnsteigs stürzen. Er wurde zurückgewiesen, er hatte keine Bahnsteigkarte. Sein letztes Zehnpfennigstück war in der Apotheke geblieben. Auf ein anderes Geldstück war der Automat nicht eingerichtet. Aus Unmuth beschloß er, die Einsamkeit des Nordbahnhofes aufzusuchen, dort würde ihm keine Bahnsperre den Zutritt wehren. Er hatte genug Einbilgungskraft, auch diesen abgelegenen Bahnhof mit dem Getriebe eines zukünftigen Verkehrs zu beleben. Er sehnte sich mit einem Male nach Leben und Umgebung. Er durchquerte die Stadt, um den Nordbahnhof zu erreichen, seine Menschenleere sollte ihn erquicken, ihm die Ruhe gewähren, der Fülle seiner Gedanken Herr zu werden. Ueberdies wußte er, daß der Bahnhofswirth wegen seiner guten Küche bekannt war. Er wollte frühstücken. Er ging über den Friedrich-Wilhelmsplatz, den Kohlmarkt. Das Gebäude des „Sterns“ mit seiner mittelalterlichen Façade ekelte ihn an; er lächelte darüber. Im weiteren Verlaufe seines Ganges kam er an dem Geschäfte seiner zukünftigen Geliebten vorbei. Es kam ihm seltsam vor, daß sie noch nichts davon wußte, welche Aufgabe ihrer harrte, und daß er doch in so großer Nähe an ihr vorbeiging, während sie ahnunglos vielleicht einen Handschuh der Gegenwart zuschnitt oder steppte.

Er kam auf den Hagenmarkt. Blitzartig schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, in die Hagenschenke zu gehen und dort zu frühstücken. Aber er hatte ja ein Ziel, das er erreichen mußte, koste es, was es wolle. Und er eilte vorwärts. Einen Augenblick schaute er zu dem Denkmal Heinrichs des Löwen, des großen Slavenbändigers, auf. Der Mann da oben hatte ihm nichts zu sagen. Er gehörte einer Vergangenheit an, die überwunden war, wie er selbst die Gegenwart überwinden helfen wollte durch die vollständige Verneinung eben dieser Gegenwart, so weit sie nicht zeitgemäß war. Außerdem kannte er von diesem Heinrich, abgesehen von dem Namen, wenig, aber mit Bewußtsein. Er wollte nichts von ihm wissen, der Name Heinrich genügte; er war sein Feind. Er hatte ihm vor längerer Zeit in einer übermüthigen Nacht einmal einen alten Hut auf den Kopf gesetzt und eine empfindliche Geldstrafe dafür erlegen müssen. Er konnte überhaupt Keinen leiden, der Heinrich hieß. Schon in seiner Kindheit war ihm ein etwas älterer Junge Namens Heinrich verhaßt gewesen. Dieser hatte ihn immer mißhandelt und eine Rolle unter seinen Altersgenossen gespielt. Er war jetzt Hilfslehrer an einem Gymnasium in der Altmark. Der Mann hatte keine Ahnung von einem Verhältniß trotz aller seiner Mathematik. Solche Leute sind unbelehrbar, die Zukunft wird sie zur Strecke bringen. Diesen Gedanken hing Ostermann eine Weile nach, er redete sich ordentlich in ein inneres Zwiegespräch mit seinem Widersacher hinein; er wies darauf hin, daß er das Leben als solches studire und lebe, später darstellen und umgestalten werde. Das war es, er wollte Dichter werden und mit Flammenschrift das Buch der Zukunft schreiben, überhaupt das Buch. Zunächst aber

frühstücken. Er gerieth in das Marktgewühl. Die vielen Stände mit Gemüse, Obst und allen Erzeugnissen der Landwirthschaft, die Händler, die Hausfrauen, die Bauern und Bäuerinnen regten eine neue Gedankenreihe in ihm auf. Er beschloß, Landwirth zu werden, die Landwirthschaft im Großen zu organisiren, sie auf eine neue Grundlage zu stellen. Er brachte diesen neuen Entschluß mit seinen vorigen Plänen in Verbindung und kam nun zu dem Endergebniß, zuerst zu frühstücken und im Allgemeinen Landwirth und Dichter oder Dichter und Landwirth mit noch vorbehaltener Rangordnung zu werden. Das schien ihm das Ideal eines zukünftigen Mannes mit moderner Anschauung. Je mehr er durch das Gewühl des Marktes im Vorwärtskommen gehindert wurde, um so verständnißvoller bedachte er die Mängel des offenen Marktwesens. Er sah ein, daß durch eine Markthalle dem Unwesen abgeholfen werden müsse. Er wollte Alles daran setzen, dieses Ziel der stumpfen Zeit immer und immer wieder vorzuführen. Als ein andrer Cato wollte er seine Mitmenschen unermüdlich aus ihrer Gleichgiltigkeit aufrütteln, die Volkswohlfahrt heben, die soziale Frage nicht lösen helfen, sondern allein lösen. Er staunte selbst über die Fülle seiner Gedanken, die Weite seines Blickes, das Umfassende seines geistigen Horizontes. Er begann, sich als Titanen zu begreifen. Es erwachte schüchtern erst und leise das echte, vornehme Selbstverständniß, das den modernen Mann sich selbst erkennen läßt und ihn über die dumpfe Masse der Tagediebe und Tagelöhner erhebt.

Die letzte Strecke seines Weges legte er auf der Pferdebahn zurück, er fuhr über die Wenden- und Schleinitzstraße dem Nordbahnhofe zu. Die Mitinsassen des Wagens verdrossen ihn. Neben ihm saß eine Bürgersfrau, die eine frühe Gans gekauft hatte. Er floh diese Nachbarschaft. Er hätte ersticken können in der dumpfen Atmosphäre dieses milieu. Er trat auf die vordere Plattform des Wagens, wo er Zeuge wurde, wie eine Frau ihrem Mann, dem Kutscher, auf den sie an einer verabredeten Stelle gewartet haben mußte, das einfache Mittagsessen, ohne daß darum angehalten wurde, zusteckte. Es war ein belegtes dickes Kunstbutterbrot. Der Man sagte ihm, gleichsam zur Erklärung, daß er, um eine Ueberstunde zu verdienen, auf die Mittagspause verzichtet habe und erst des Abends warm essen werde. Herzhaft biß er, was er auf dieser wenig befahrenen Strecke wohl thun konnte, in sein Butterbrot. Ostermann fand dieses Dasein menschenunwürdig und das Essen in seiner Gegenwart rücksichtlos. Grollend zog er sich auf die hintere Plattform des Wagens zurück und kam so endlich vor dem Nordbahnhofe, der in stillem Frieden dalag, an.

Auf dem Bahnsteig war es beinahe menschenleer; nur ein paar Bahnbedienstete machten sich dort zu thun. Eine Reihe leerer Milchkannen, die dem Gleise entlang aufgestellt waren, deutete darauf hin, daß bald ein Zug aus dem Süden ankommen mußte, sie abzulösen und einige Reisende abzusetzen. Karl Ostermann wartete hierauf nicht, sondern betrat den Erfrischungraum, wo er die Familie des Wirths beim gemüthlichen Mittagsessen antraf. Kein Reisender störte ihre Behaglichkeit. Ostermann trat vor den Spiegel; das Glas warf ihm das Bild eines ernsten, gereiften Mannes zurück, das nur etwas zu geröthet war, um ganz bedeutend zu erscheinen. Er setzte sich an einem der Tische nieder und bestellte einen Hering und eine saure Gurke.

Er trank ein Glas Bier und beschloß, seinen gewöhnlichen Mittagstisch heute aufzugeben und sich von dem Wirthe einen Teller Suppe reichen zu lassen Es geschah; als er zu essen begann, merkte er, daß er es mit einer Erbsensuppe zu thun hatte. Nach der Mahlzeit setzte er sich in das kleine Damenzimmer,

das doch schwerlich bestimmungsgemäßer benutzt werden würde, und schlief unter Versuchen, die Frauenfrage zunächst erst in großen Zügen und gleichsam im Groben zu lösen, ein. Ein unruhiger, dem denkenden Mann des nervösesten aller Jahrhunderte eigenthümlicher Schlaf hielt ihn bis sechs Uhr, wo er geweckt und gebeten wurde, das Zimmer einigen Damen einzuräumen, von der Erledigung dringenderer Aufgabe zurück. Aber es war wohlthätig und gut gewesen, daß er geschlafen hatte, und gut, daß er jetzt geweckt wurde. Mit erfrischten Sinnen konnte er jetzt an sein Tagewerk gehen. Es war mehr ein Abendwerk. Er begab sich in seine Wohnung, um einen frischen Kragen und eine andere Kravatte umzulegen. So war er gerüstet, seiner zukünftigen Geliebten entgegenzutreten.

Sieben Glockenschläge ließen sich von der nahen Domkirche vernehmen als Ostermann seinen Beobachtungposten bezog. Er ging auf der dem, Handschuhgeschäfte gegenüberliegenden Seite der Straße rastlos auf und ab, um den Augenblick nicht zu verpassen, wo seine Schöne heraustreten mußte. Er fürchtete, einem Bekannten zu begegnen, der ihn seinem Vorsatz entfremden konnte. Als es stark auf die achte Abendstunde ging, begegnete ihm bei seinem Auf- und Abwandeln mehrfach ein schlicht gekleideter, jüngerer Mann, der ein Schreiber oder etwas Aehnliches sein konnte. Eine grenzenlose Verachtung beseelte ihn diesem Menschen gegenüber. Er hätte ihm das Recht, wie er selbst auf der Straße zu verweilen, streitig machen mögen; aber er bezwang sich, um nicht einen Auftritt herbeizuführen und dadurch vielleicht den entscheidenden Augenblick zu verpassen. Es schlug acht Uhr. Eine Stunde hatte er gewartet, als endlich Vorbereitungen in dem beobachteten Geschäfte bemerkbar wurden, Feierabend zu machen. Das Licht erlosch und nach ein paar Minuten erschien die Erwartete auf der Straße. Er ging auf sie zu, indem er leicht den Hut lüftete: „Guten Abend, Fräulein, wollen Sie einen Augenblick einem Manne Gehör schenken, der . . .“ Das hübsche Mädchen, das die Gedankengänge Ostermanns nicht kannte und es mit dem etwas übereilten Antrage eines exaltirten jungen Mannes zu thun zu haben glauben mußte, ließ ihn nicht ausreden, sondern entschlüpfte und suchte an dem Arme des jungen Schreibers, ihres Verlobten, der inzwischen herangetreten war, Schutz. Beide verloren sich in der an dieser Stelle nicht sehr hellen Straße.. Ostermann glaubte noch verhaltenes Lachen und einen Ausruf etwa wie „dummer Bengel“ zu hören.

Unendliche Welt- und Menschenverachtung bemächtigte sich seiner Ueberseele. Er brach in diesem Augenblicke den Stab über Braunschweig und seine Bewohner. Hier war von jetzt an kein Feld des Wirkens mehr für ihn. Er mußte sich eine größere Bahn suchen.

Er ging zunächst in den Saalbau, aß zu Abend und trank so viel Bier, als mit seiner Stimmung sich nur einigermaßen vertragen mochte. Am anderen Morgen erwachte er angekleidet in seinem Bette. Es fiel ihm ein, daß er sich in Braunschweig schon zu fremd gefühlt hatte, als daß er es sich noch hätte bequem machen wollen. Er wollte die Stadt verlassen. Er ordnete vorläufig seine Angelegenheiten und fuhr mit dem Blitzzuge nach Berlin. Der Erste, der ihm auf dem Potsdamer Bahnhofe begegnete, war Heinz Tovote.

Max Uppenkopp.

Northern-Pacific.

Hier in Milwaukee hat man zur Beurtheilung der Northern-Pacific-Geschäfte einen guten Aussichtpunkt, da hier die Angelegenheiten im Bundesgericht verhandelt werden. Der Blick wird also weder durch den blauen Dunst inspirirter Zeitungartikel noch durch die trügerische Beleuchtung interessirter Cirkulare getrübt. Lange wird es nun nicht mehr währen, bis die Entscheidung gefällt wird. Das Zeugenverhör ist schon im Juni mit der Vernehmung von Thomas F. Oakes zu Ende geführt worden und das Urtheil wird im September oder Oktober erwartet. Bundesrichter Jenkins, der an einem Nierenleiden laborirt, ist nach „drüben" gereist und hat einen hiesigen Rechtsgelehrten Namens Cary als „Special Master" ernannt, vor dem inzwischen die Anwälte der beiden Parteien über das zu Tage geförderte Material argumentiren werden, und da die Zeche schließlich aus der Masse bestritten wird und es gleichgiltig ist, wo dieser Theil des Prozesses zur Verhandlung kommt, so wird der „Special Master" sich nach einem Badeort an der schönen Narangasett Bay am Atlantischen Ozean begeben und dort „with all modern improvements" die Redeschlacht über sich ergehen lassen. Dies wird wahrscheinlich noch im Juli geschehen, vielleicht beim Erscheinen dieses Briefes schon geschehen sein.

Wie das Urtheil ausfallen wird, gilt in eingeweihten Kreisen als „fore gone conclusion". Bundesrichter Jenkins wird den Receiver Oakes von der Anklage der Unfähigkeit wohl freisprechen und wird die Petition um dessen Absetzung verwerfen. Betreffs der anderen beiden Receiver Payne und Rouse ist eine dahin gehende Entscheidung bekanntlich schon nach den ersten Verhandlungen erfolgt. Es ergab sich eben, daß das Triumvirat der Receiver, außer dem von ihnen für sich selbst berechneten Gehalt von je 18 000 Dollars jährlich, keine Vortheile gezogen hat. Anscheinend wird also die Harris Faction, die den Prozeß im Namen der Farmers Loan und Trust Company angestrengt hat, eine Niederlage auf der ganzen Linie erleiden. Dafür ist es ihr aber gelungen, einen großen Packen werthvollen Beweismaterials zu gewinnen, mit dessen Hilfe man vielleicht die Kräfte, die hinter den Receivers stehen, zur Verantwortung ziehen und Aufklärung über die Hauptsache schaffen wird, — wo nämlich all das schöne Geld geblieben ist. Hier ist man sich auch klar darüber, daß Dies der eigentliche Zweck des Prozesses war, und daß es sich der Mühe verlohnte, sei durch einige Beispiele der zu Tage geförderten Thatsachen gezeigt.

Einen Theil des Northern-Pacific-Bahnsystems bildet die „Northern-Pacific-Manitoba"-Zweigbahn. Diese erstreckt sich von Winnipeg, der Hauptstadt der kanadischen Provinz Manitoba, bis zur Grenze der Vereinigten Staaten in einer Länge von 263 englischen Meilen. Die Baukosten hatten erwiesenermaßen 12 000 Dollars für die Meile betragen, einschließlich des Wegerechts, das die Provinz gratis gewährt hatte, weil man für Winnipeg besondere Bahnerleichterungen schaffen und das durchquerte Gebiet dem Verkehr erschließen wollte. Die Baukosten betrugen 3 156 000 Dollars in runder Summe.

Bis hierher hatte die Provinz, die die Bahn für eigene Rechnung und Gefahr gebaut hatte, wenig Glück damit. Das investirte Kapital verzinste sich nicht nur gar nicht, sondern die Brutto-Einnahmen genügten auch nicht, um

die Betriebskosten zu decken. Wahrscheinlich hätte also die Provinz starke Zuschüsse zahlen müssen, hätte sie die Bahn im Betrieb erhalten wollen, wenn nicht in Henry Villard, alias Hillgart, ein Retter in der Noth erstanden wäre. Er organisirte mit drei anderen Kapitalisten, die wie er auch an der Spitze der Northern-Pacific-Bahn standen, eine neue Gesellschaft, die sich den Namen „Northern-Pacific and Manitoba Railroad Co." zulegte, aber völlig unabhängig von der „Northern-Pacific" war. Diese Gesellschaft traf mit der Provinz Manitoba ein Abkommen, wonach die Provinz sich verpflichtete, die Zinsen für 6400 Dollars pro Meile, also für 1 703 200, auf 25 Jahre zu garantiren, wenn man der neu gegründeten Gesellschaft das Recht geben wollte, Bonds zum Betrage von 16 000 Dollars pro Meile auszugeben. Die kleine Extra-Stipulation: daß die Einnahmen der Bahn zunächst dazu verwandt werden sollten, die Zinsen für die nicht garantirten Bonds zu zahlen, sei hier nur der Vollständigkeit wegen flüchtig erwähnt.

Unter diesen Bedingungen wurde also die „Northern-Pacific & Manitoba Railroad Co." Eigenthümerin der Bahn. Aber die Geschäfte hoben sich auch jetzt noch nicht in wünschenswerther Weise, und weil es für beide Theile vortheilhaft erschien, bezahlte die Provinz Manitoba eine Abfindungsumme von 1750 Dollars pro Meile, also 460 250 Dollars, wodurch sie sich von der lästigen Verpflichtung loskaufte, 25 Jahre lang die Zinsen auf 1 703 200 Dollars zahlen zu müssen.

Nun hatte die unternehmende Gesellschaft die Bahn und das Recht, Bonds auszugeben, aber Käufer wollten sich dafür nicht finden, und weil der Betrieb der Bahn fortwährend Zuschüsse erforderte, mußten Mittel und Wege gefunden werden, diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen. Das scheint gar nicht schwer gewesen zu sein, denn mit bemerkenswerther Leichtigkeit gelang es, das Direktorium der Northern-Pacific — von dem das Direktorium der „Northern-Pacific & Manitoba Railroad Co." ja ein Theil war — zu überzeugen, daß ihr Bahnsystem ohne die Manitoba-Zweiglinie nicht vollständig sei, und so wurde man einig, daß die Zweiglinie angekauft werden sollte. Auch über den Preis wurde man leicht einig; er sollte nicht 12000 Dollars pro Meile betragen, also gerade so viel, wie der Bau gekostet hatte; — auch nicht 16 000 Dollars pro Meile, also Das, wozu die Provinz Manitoba ihre Zustimmung gegeben hatte, nachdem sie in weiser Vorsicht auf einen Theil davon die Zinsen garantirte, — nein, — vermuthlich weil diese Garantie inzwischen abgelöst war, — zahlte man 20 000 Dollars pro Meile! Allerdings nicht in „cash," sondern in Northern-Pacific Consolidated Bonds, die nachher in Deutschland liebevolle Aufnahme gefunden haben.

Fast hätte ich vergessen, zu erwähnen, daß noch eine kleine Extra-Rechnung gemacht wurde, und zwar für die sogenannten „terminal facilities", wofür weitere 750 000 Dollars in Ansatz gebracht wurden, wovon allerdings nur 600 000 Dollars ausgegeben worden sind.

Summiren wir also, so sehen wir, daß die „Northern-Pacific Railroad Co.", diese Bahn, für deren Uebernahme sie nicht nur nichts bezahlt, sondern sogar noch ein Trinkgeld von 460 250 Dollars erhalten hatte, mit einem Profit von 2 104 000 Dollars auf den Northern-Pacific abwälzte.

Von den Aktien der „Northern-Pacific & Manitoba Railroad Co." war s. Z. eine Million noch nicht ausgegeben. Als die Uebernahme durch die

Northern-Pacific-Bahn stattfand, schloß Henry Villard — und Dies wurde durch einen von ihm selbst geschriebenen Brief bewiesen — noch schnell einen Kontrakt, nominell für die Lieferung von Materialien, mit „Decker Howell und Co.“ in New-York ab,einer Firma, die sonst nicht gerade in diesem Artikel macht, sondern für gewöhnlich in Stocks jobbert.

Der Platz für die Angabe des Betrags der Lieferung war freigelassen, als damals der Kontrakt den anderen Direktoren zum Unterzeichnen vorgelegt wurde, — angeblich, weil die Summe sich nicht im Voraus genau festsetzen ließ. Jetzt zeigt der Kontrakt die Summe von einer Million Dollars, und Mr. Spofford, Henry Villards Privatsekretär, hat für drei Millionen Dollars Aktien der „N. P. und Manitoba Rrd. Co.“, die nachher gegen Consolidated Bonds der „N. P.“ umgetauscht wurden, Quittung geleistet und den Betrag des Kontrakts beglichen. Mr. Spofford, der in New-York wohnt, wurde als Zeuge vorgeladen, aber es ist ihm bis jetzt noch gelungen, sich unter allerhand technischen Einwendungen dieser Nothwendigkeit zu entziehen.

Dies ist die Geschichte einer Zweigbahn; daß man nicht alle fünfundzwanzig so ausführlich schildern kann, ohne die gesammten Prozeßakten abzuschreiben, wird europäischen Lesern verständlich sein.

Die „Green River and Northern Railroad“, eine andere Zweigbahn, 12,5 Meilen lang, kostete 375,000 Dollars. In dem mit dem 1. Juli 1893 abgeschlossenen Rechnungjahr betrugen die Einnahmen 774,$^{94}/_{100}$, was ungefähr den achten Theil der Betriebskosten ausmacht.

Sehr lehrreich sind auch die Umstände, die mit dem Ankauf der „terminal facilities“ in Chicago — zum Preise von etwa 28 Millionen Dollars — zusammenhängen; doch nimmt Dies schon wieder ein besonderes Kapitel ein Jedenfalls aber wird man schon nach diesen kurzen Angaben einen Begriff davon bekommen, wo das schöne Geld eigentlich geblieben ist, und man wird auch vielleicht die neuesten Arbeiteranfstände im Gebiet unserer Eisenbahngesellschaften besser verstehen lernen.

Ich hatte Gelegenheit, mit den Receivers sowohl wie mit den Rechtsbeiständen verschiedentlich über die Aussichten der Bahn zu sprechen. In einem Punkte waren Alle einig, und zwar darin, daß auf Zinszahlungen für die 2. und 3. Mortgage und für die konsolidirten Bonds auch nicht die entfernteste Aussicht ist. Soll das Eigenthum jedoch nicht in Konkurs gerathen und an die Inhaber der First Mortgage Bonds fallen, so müssen die Zinszahlungen hierfür innegehalten werden, und um Das zu ermöglichen, sind die Receivers vom Richter Jenkins kürzlich ermächtigt worden, bis zum 1. Juli eine neue Anleihe von einer Million aufzunehmen, die in wöchentlichen Raten bis zum 1. November abbezahlt sein muß. Als Sicherheit würden „Receivers Certificates“ gegeben, die gleich nach der ersten Mortgage, und vor der 2. 3. und Consolidated eingetragen werden

Wann die Bahn finanziell wieder auf eigenen Füßen stehen wird, wagte auch keiner der Eingeweihten vorher zu sagen. Aber auch darin waren sie einig, daß bis dahin die Inhaber von 2. 3. und Consolidated den Nominalwerth ihrer Aktien ganz bedeutend einschränken müssen, wenn die Geschäfte auf eine gesunde Basis zurückgebracht werden sollen.

Milwaukee. Herman C. Schultz.

Ein Cacao-Jubiläum.

Am 14. Juli waren zehn Jahre verstrichen, seit die westafrikanische Kolonie Kamerun unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden ist. Der Reichskommissar Nachtigall hißte am 14. Juli in Kamerun, am 21. in Bimbia u. s. w. die deutschen Flaggen. Ob Fürst Bismarck wohl der Tage gedacht haben mag? Ob seine Gedanken dann wohl den weiten Weg zurückfinden zu den Bambergeriaden, die, so oft von Kolonien die Rede war, er hat erleiden müssen? Heute braucht er dieses Uebel nicht mehr an sich heran kommen zu lassen. Er kann sich in den Gemüthlichkeit verbreitenden Rauch seiner langen Pfeife einhüllen, der Tabak kann aus der „Bimbia-Plantage" stammen und die Fürstin kann den Frühstückstisch mit Cacao aus den Kameruner Plantagen besetzen. Kommt der kolonienkundige Herr Bamberger dann wider Erwarten einmal zum Besuch nach Varzin, dann kann er mitgenießen, was die Sandbüchsen in Westafrika spenden.

Ich bin Nichtraucher, befasse mich also aus triftigen Gründen nicht mit Tabak; aber zum deutsch-afrikanischen Cacao möchte ich heute, an seinem Jubiläumstage, einige Worte sagen, denn mit dem befasse ich mich von Geschäfts wegen. Leise und schüchtern, wie es sich für Landpflänzchen geziemt, trat im Jahre 1889 eine Sorte „Kamerun-Cacaobohnen" zuerst auf den deutschen Markt. Volle 5 Sack im Gesammtwerthe von 361,25 Mk. wurden in Hamburg gelandet und verhandelt. Wo sie geblieben sind, Das weiß Niemand. Irgend ein Kuriositätenhändler unter den deutschen Chocolade-Fabrikanten wird sie erworben und mit andern Sorten vermischt und vermahlen haben. Als dann aber das nächste Jahr, 1890, schon 171 Sack im Werthe von 11 457 Mark und das folgende, 1891, schon 342 Sack im Werthe von 18 841,50 brachte, da trat der Fremdling schon sicherer auf. Die offiziellen Jahresberichte der Hamburger Cacaofirma Albrecht & Dill führen ihn von da an als Sondersorte mit auf und berichten von Jahr zu Jahr, daß sich die Erträge steigerten. Es wurden in Kamerun geerntet:

	1889	1890	1891	1892	1893
Sack	5	171	342	749	1324
Werth	361,25	11 457	18 841,50	43 374	75 575,85

In diesem Jahre, 1894, werden gegen 3000 Sack im Werthe von gegen 160,000 Mk. erwartet.

Man braucht nun wahrhaftig nicht prophetisch begabt zu sein, man braucht nur Etwas vom Cacaofache zu verstehen, um dem Cacaoanbau in Westafrika eine sichere Zukunft voraussagen zu können. Wie sehr schon jetzt sich Afrika an der Deckung des deutschen Bedarfes betheiligt, Das zeigen die Einfuhrzahlen so deutlich, daß ich — obgleich Zahlen immer langweilig sind — es mir doch nicht versagen kann, noch einige herzusetzen. Es kamen in Ham-

burg an aus Afrika, und zwar vom Festlande und von der portugiesischen Insel St. Thomé:

	1882	1883	1884	1885	1886	
Sack	1740	1983	4440	6393	6952	
	1887	1888	1889	1890	1891	1892
Sack	12 794	14 179	14 271	24 049	27 965	30 166

In 10 Jahren also eine Steigerung von 1740 Sack auf 30 166 Sack! Vergleicht man diese Zahlen mit der Gesammtziffer der Einfuhr aller übrigen Sorten, so findet man, daß in den letzten Jahren Afrika den vierten Theil des in Deutschland verbrauchten Cacaos schon jetzt liefert. Schon längst nimmt der afrikanische Cacao in Bezug auf die Verbrauchsmenge die zweite Stelle ein. Nur die Sorten aus Guayaquil stehen mit einer Einfuhrzahl von 50 bis 60 000 Sack pro Jahr ihm noch voran. An den afrikanischen Plantagenbesitzern wird es liegen, ob sie ihre Plantagen so viel vergrößern wollen, daß sie alle Mittelqualitäten wie Bahia, Haiti, Lamana vom deutschen Markte verdrängen.

Anscheinend hat man in Kamerun den guten Willen, die Anpflanzungen immer weiter auszudehnen. Man hat mit 150 000 Bäumen begonnen. Davon blühten im Jahre 1888 schon 40 000 Bäume und 20 000 hatten die ersten Früchte geliefert. Heute zählt die Plantage 250 000 Bäume verschiedener Jahrgänge, die nach und nach tragfähig werden und dann bei normalem Ernteerträgniß 10—12 000 Sack liefern werden. Aber es ist dort noch viel, viel jungfäulicher Boden. Deutsche Arbeitkraft, Unternehmungluſt und deutsches Kapital finden hier ein weites Gebiet zu nutzbringender Verwendung. Hier ist endlich einmal ein Fall gegeben, wo eine Konkurrenz heilbringend wirken kann. Je mehr deutsche Ansiedelungen sich dort aufthun, desto stärker wird der deutsche Einfluß und desto werthvoller der Besitz für das Reich. Die Arbeitkräfte werden leichter zu beschaffen sein, wenn in abgegrenzten Bezirken mehrere Arbeitgeber wohnen und gerade darin liegt bei derartigen Plantagen ein großer Werth, daß die Arbeiten von eingelernten Arbeitern begonnen und vollendet werden. Der Beweis dafür, daß sich Klima und Bodenverhältnisse vorzüglich zum Cacaobau eignen, ist erbracht durch die schon jetzt bestehenden Plantagen. Lange vor diesen aber wurde auf der vor Kamerun liegenden Insel St. Thomé — die den Portugiesen gehört — schon Cacao gebaut.

Ueber den Werth des Exportes nach den westafrikanischen Kolonien kann man vom sittlichen Standpunkte aus ja denken, was man will. Man braucht ja nicht damit einverstanden zu sein, daß den Naturvölkern mit aller Gewalt unnütze Dinge, ja sogar wohl allerhand schädliches Zeug, aufgedrängt werden. Vom rein geschäftlichen Standpunkte aus aber, und weil es unsere heutige wirthschaftliche Ordnung so verlangt, ist jedes Loch, in das hinein industrielle Erzeugnisse gestopft werden können, nur mit Freuden zu begrüßen. Wer Dies verhindert, nimmt unserer produktiven Bevölkerung den Bissen aus dem Munde. Deshalb wollen wir auch heute einen Augenblick bei dem Jubiläum verweilen und uns der Thatsache freuen, daß vor zehn Jahren die Macht des Fürsten Bismarck größer war als die des Herrn Bamberger.

Hamburg-Hohenfelde. Max Rieck.

Also sprach Langerhans.

Es regnete immer noch, in den Badeorten krochen die schlecht Einquartirten scheu zusammen, spielten Skat, um sich nach Hause zu träumen, in die traute Stammkneipe, oder schmiedeten scherzhafte Bierkarten, oben mit einem Aussichtpunkt oder drei seebadeengelhaft nackten Mädchen, die wie ein letzter Gruß aus den herrlichen Tagen der Barnayklassiker den Empfänger dann froh halb und halb wieder wehmüthig stimmten. Auch in Berlin wars noch weniger kurzweilig als sonst geworden, denn immer kann man doch nicht von den anonymen Briefen die Unterhaltung hinfristen, die Griechenpleite war auch kein besonders angenehmes Thema, die Hurrahchöre über den sogenannten Kongoerfolg konnten nur höhnische Heiterkeit wecken und die Meldung sogar, daß eine kleine, aber mächtige Partei im Stillen munter wühle, um der Frau Parlaghy eine große Kunstmedaille zu schaffen, brachte die Harmlosen nur in Schweiß, die noch immer bei uns irgend Etwas für unmöglich halten. So lahmte denn das Gespräch und in den Zeitungen, die der Blick hoffend durchstöberte, fand man auch nicht die allerbescheidenste Neuigkeit. Dieser Sommer konnte mit seinen mißvergnüglichen Niederschlägen noch fürchterlich werden. Da erhob ein Mann seine Stimme, ein schlicht bürgerlicher, dessen Rückgrat kein praller Uniformrock zusammenpreßt, dessen Knopfloch kein buntes Bändchen entstellt und der in Wadenstrümpfe niemals das markige Piedestal eingezwängt hat; und der Klang dieser einen Stimme trug so weit, daß in die düstersten Mienen sonnige Lustigkeit wieder einzog und im ganzen deutschen Gelände die trübe Nebelstimmung jauchzendem Frohsinn wieder wich. Dieser Wohlthäter der deutschen Menschheit war Herr Dr. Paul Langerhans, praktischer Arzt, Barrikadenkämpfer a. D., Mitglied der Freisinnigen Volkspartei und Stadtverordneten-Vorsteher zu Berlin an der Spree. Ihn ließen die Lorbeern nicht ruhen, die sein Parteigenosse und Kommunalkollege Karl Adolf Baumbach einst errungen hatte, als er in einer deutschen Wehrmachtfrage sich auf das Zeugniß des französischen Botschafters berief, und in den Spuren des Danzigers wollte nun der Berliner den Weg in eine helle Zukunft des deutschen Volkes ausfindig machen. Herr Langerhans war bisher nur durch eine in Paris lebende Tante berühmt, die den grauen Neffen politisch stets auf dem Laufenden hielt und ihm die Möglichkeit gab, die ganz verkehrten Schilderungen spornstreichs immer zu korrigiren, die von französischen Zuständen der arge Bismarck uns vorzuführen pflegte. Um dieser vortrefflichen Tante, die an heiterem Ruhm beinahe schon der Charleys ähnlich geworden ist, für jahrelang ihm gewährte Freundlichkeit den Dank abzustatten, hatte Herr Langerhans neulich bereits einige Trauerphrasen über Herrn Carnot aus dem Gehege der Zähne gelassen; Das war zwar überflüssig und gröblich geschmacklos, aber die Tante las den humanen Erguß gewiß gern und man darf Zehn gegen Eins wetten, daß sie jetzt auch dem Neffen den Reporter geschickt hat, der uns mit der Weisheit des neuen Propheten nun erfreut. Wie sollte ein französischer Journalist sonst darauf kommen, einen Urberliner von nüchternster Weißbierfärbung zu interviewen, der in der spärlichen Schaar der Richterschen selbst niemals eine ernsthafte Rolle spielen durfte? Nein, sicher: das Interview hat mit ihrem Rathe die gute Tante besorgt.

Der Franzose war offenbar ein pfiffiger Bursche; er scheute sich, seinen Mann etwa über städtische Angelegenheiten zu befragen, denn er mochte fürchten, davon

könne der Neffe der Tante am Ende gar Einiges verstehen; man muß Herrn Langerhans schon näher kennen, um die völlige Grundlosigkeit dieser Befürchtung einzusehen. Der fremde Herr aus Frankreich aber schleppte ihn auf das Hügelterrain der hohen Politik und da ließ Herr Langerhans also ungefähr sich vernehmen: Uns geht es im Deutschen Reiche, Dank der Caprivischen Geradheit, jetzt im Ganzen recht gut, jedenfalls erheblich besser als früher; im Innern, ja, da hat leider der liberale Gedanke noch immer nicht völlig gesiegt, aber Das kann nun nicht lange mehr dauern; nach außen dagegen, wirklich, da muß ich mit Mikosch sagen: Alle Achtung; eine beklagenswerthe Politik — Sie wissen, die dumme Geschichte von 1870, die unser Virchow durch seinen Abrüstungantrag vereiteln wollte — hat uns leider zu Frankreich in ein unfreundliches Verhältniß gebracht, aber unsere Friedensliebe ist so groß und die deutsche Demokratie steht so voll und ganz zum bürgerfreundlichen General von Caprivi, daß auch diese Unbeträchtlichkeit über kurz oder lang einmal aus der Welt geschafft werden muß; wir werden die unvorsichtig — ich möchte kein härteres Wort brauchen — geraubten Provinzen wieder herausgeben, uns auch, damit Ihnen die nöthige Gloire nicht fehle, gern mindestens einmal schlagen lassen, und wenn dann das Deutsche Reich nicht mehr vorhanden ist, werden auch Sie, die edel denkenden Söhne des großen Nachbarvolkes, zu ärgerlicher Gereiztheit keinen Anlaß mehr haben, wir werden gemeinsam auf Schützenfesten uns erbauen, das Lamm wird sittsam am Busen des Tigers ruhen und in allen Gesangvereinen wird, ohne, daß deshalb irgendwo eine Empfindlichkeit sich regt, wieder die alte, uns allen theuere Frage gestellt werden: Was ist des Deutschen Vaterland? Also sprach Langerhans, fügte über den Werth und die Bedeutung des Herrn Carnot, von dem er keine Ahnung hat, noch etliche blitzdumme Bemerkungen hinzu und schritt dann, nicht wie Zarathustra, der große Wanderer, den steilen Eisgletschern, sondern dem Stammtisch entgegen, wo die demokratischen Friedensfreunde allabendlich die Waffen niederzwingen und nach den Wenzeln den Fischzug beginnen. Und was er gesagt hatte, Das wurde gedruckt, übersetzt und als ein Bekenntniß aus der Tiefe der Volksseele vom Berliner Tageblatt verherrlicht. Bis dahin war Alles in Ordnung und die Tante könnte mit dem Neffen sich stolz des Erfolges freuen, wenn nicht seltsame Schwärmer ein beinahe erschrecktes Staunen gezeigt hätten, als sei plötzlich irgend etwas Neues geschehen. Das ist ein merkwürdiger Irrthum; daß alle Langerhänse mit dem Zustand, der jetzt im Deutschen Reiche herrscht, über alle Maßen zufrieden sind, wußten wir längst und der würdige Stadtverordneten-Vorsteher hat sich den Dank aller Patrioten verdient, da er, um der Pariser Tante eine Herzensfreude zu machen, in knappe und klare Worte zusammenfaßte, was seit zweiunddreißig Jahren die Unentwegten von allen Lehrstühlen und Tribünen verkündet haben. In Paris wird die Weisheit des neuen Pfadfinders sicherlich kein Unheil stiften, denn da hat man selbst ein so prachtvolles Material von Kommunaltribunen, daß man sich hüten wird, unseren Langerhans ernst zu nehmen. In Berlin aber kann man aus der holden Botschaft immerhin Einiges lernen und die Zweifler, die überall die Umtriebe einer Fronde wittern, können sich wieder einmal überlegen, ob es wirklich gar so strafbar und unpatriotisch ist, eine Politik zu verdammen, die nicht Herrn Wilhelm Liebknecht nur, nein, die auch Herrn Paul Langerhans mit ihrem humanen und kulturfreundlichen Streben zu so freudigem Beifall zwingt.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Juli 1894.

Menschheitfortschritt.

Das Wort Fortschritt hat zwei verschiedene Bedeutungen. Das wird nicht immer beachtet und daher stammt eine gewisse Ideenkonfusion. Es kann nämlich entweder das Vorrücken auf der Bahn der materiellen Civilisation oder auf derjenigen der geistigen und sittlichen Menschennatur bedeuten, — und Das sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die materielle Civilisation ist im Wesentlichen ein Aufhäufungprozeß. Jede Generation genießt Vortheil von den gelungenen und mißlungenen Versuchen der vorhergehenden Generation; und seit die Entdeckung der Buchdruckerkunst die Erhaltung und den Umlauf aller neuen Erkenntniß erleichtert hat, hat der Fortschritt dieser Art ein immer beschleunigteres Tempo angeschlagen. Aber Dies schließt noch keineswegs eine allgemeine Zunahme der Geisteskraft ein. Schritt für Schritt ist die mathematische Wissenschaft seit Newtons Tagen unendlich vorgeschritten; aber dieses Vorschreiten beweist noch nicht, daß die heutigen Mathematiker ein größeres mathematisches Genie besitzen und wirklich größere Mathematiker sind als Newton und seine Zeitgenossen oder selbst als die Griechen in den Tagen von Euclid und Archimedes. Unsere modernen Dampfmaschinen übertreffen die von Watt und Robert Stephenson bei Weitem; aber von den Hunderten, die an ihrer Verbesserung gearbeitet haben, hat vielleicht Keiner jene großen Männer an mechanischem Genie übertroffen. Und so ists mit jedem Zuge, der einen Theil von Dem bildet, was wir unsere Civilisation nennen. Schritt für Schritt sind wir auf den Leitern und Gerüsten, die unsere Vorfahren errichtet haben, emporgestiegen, und wenn wir jetzt höher steigen und weiter sehen können als sie, so beweist Das nicht im Geringsten, daß wir auch durchschnittlich geistig größer sind als sie. Die Frage, die ich hier erörtern will, hat nichts mit

der der Civilisation zu thun, wie sie gewöhnlich verstanden wird. Sie richtet sich vielmehr darauf: ist die Menschheit als Summe geistiger und sittlicher Wesen vorgerückt? und ferner: wenn Dem so ist, mit Hilfe welcher Kräfte und nach welchen Gesetzen ist sie in der Vergangenheit fortgeschritten und welche sind die Bedingungen, unter denen dieses Vorwärtsschreiten in Zukunft fortsetzbar ist?

An erster Stelle haben wir nachzusehen, ob denn in geschichtlicher Zeit solch ein Fortschritt in der Menschennatur wirklich nachweisbar ist; und Das ist keineswegs eine so einfache und so leicht zu beantwortende Frage, wie man manchmal annimmt. Wenn eine Ursache mit der Tendenz, die Menschennatur emporzuheben, dauernd wirksam gewesen ist, dann sollten wir erwarten, daß sie sich durch einen Aufstieg auf geistigem wie auf sittlichem Gebiete in auf einander folgenden Zeiträumen zeigen würde. Aber keine solche beharrlich aufsteigende Linie in den Hochfluthstrichen der Menschheit ist wahrnehmbar. Das früheste bekannte Bauwerk, die große Pyramide Egyptens, zeigt in der mathematischen Genauigkeit seiner Form und seiner Verhältnisse, in seiner genauen Einrichtung nach den Himmelsgegenden und in der vollendeten Bautechnik, die seine innere Anlage aufweist, ein Maß von astronomischen, mathematischen und mechanischen Kenntnissen und ein Maß von Erfahrung und praktischem Geschick, das sich in jener frühen Periode der Menschheitgeschichte nur durch Aufwendung einer Geisteskraft erreichen ließ, die der unserer besten modernen Ingenieure um nichts nachsteht. In rein intellektuellen Leistungen behaupten sich die Veden des alten Indiens, die Ilias Homers, das Buch Hiob und die Werke Platos neben den edelsten Werken moderner Schriftsteller. In Bildhauerkunst und Baukunst haben sich die alten Griechen zu einer Höhe der Schönheit, des Einklangs und der Würde erhoben, der man in moderner Zeit niemals gleichgekommen ist. Und da Francis Galton in gleicher Weise die großen Staatsmänner, Feldherren, Philosophen und Dichter der Zeit des Perikles betrachtet, kommt er zu der Meinung, daß die Durchschnittsfähigkeit der Rasse Athens nach der denkbar niedrigsten Schätzung fast zwei Grade höher als unsere eigene ist, d. h. etwa eben so viel, wie unsere Rasse über der des afrikanischen Negers steht.

Demnach hätte man einigen Grund zu der Annahme, daß der geistige Hochfluthstrich der Menschheit in den letzten zweitausend Jahren eher gesunken als gestiegen sei; aber Das ist keineswegs unvereinbar mit einer Hebung des mittleren Wasserstandes des Menschenmeeres in geistiger und sittlicher Hinsicht. Wir haben daher kurz die verschiedenen Kräfte zu betrachten, die wirksam gewesen sind, manche mit der Tendenz, dieses Niveau zu heben, andere mit der Tendenz, es herabzudrücken. Wenn wir diese

verschiedenen Kräfte gegen einander abwägen und gewisse moderne Entwickelungen des Menschenwesens in der civilisirten Gesellschaft in Rechnung ziehen, dann können wir vielleicht zu einem Wahrscheinlichkeitschluß über das Endergebniß gelangen.

Den ganzen Verlauf der Menschheitgeschichte hindurch hat der Kampf von Stamm mit Stamm, von Rasse mit Rasse, unvermeidlich die Vernichtung der Schwächeren und Niedrigeren befördert und die physisch oder geistig Stärkeren und Höheren überleben lassen. Eine andere und vielleicht nicht weniger wichtige Ursache für die Vernichtung niedrigerer Stämme ist die größere Lebenskraft und schnellere Zunahme der höheren Rassen, die die niedrigeren aus dem Dasein hinausdrängt, selbst wenn keine gewaltsame Vernichtung des Lebens Platz greift. Dieser Ursache müssen wir eben so sehr wie dem wirklichen Kriegführen das vollständige Verschwinden der Tasmanier und die beharrliche Bevölkerungabnahme unter den Maoris auf Neuseeland wie der Einwohner der östlichen Inseln des Stillen Ozeans und der Indianer des nordamerikanischen Festlandes zuschreiben. Hier sehen wir ein Ueberleben der Tüchtigsten unter Völkern im Wettbewerb, das mit Nothwendigkeit zu einer dauernden Hebung der Menschenrasse führen muß, selbst wenn der höhere Theil der höheren Rassen stetig bleibt, ja selbst sich etwas verschlechtert.

Aber ein ähnlicher, ja noch verwickelterer Prozeß geht auch unablässig innerhalb jeder Rasse vor sich durch das Ueberdauern der Tüchtigeren und die Ausscheidung der weniger Tüchtigen unter den thatsächlichen Gesellschaftverhältnissen. Im Ganzen ist nicht zu bezweifeln, daß die Klugen, die Nüchternen, die Gesunden, die Kraftvollen, ein längeres Leben haben als die Leichtsinnigen, die Trunkenbolde, die Ungesunden, die Lasterhaften, und eben so wenig, daß jene durchschnittlich mehr Nachkommen als diese hinterlassen. Allerdings heirathen die zur zweiten Gruppe Gehörigen nicht selten früher und haben stärkere Familien; aber viele von ihren Sprößlingen sterben jung, und da im Ganzen Kinder ihren Eltern ähnlich sind, so überleben weniger von ihnen und hinterlassen Nachkommenschaft. Somit sind Unfälle, Gewaltthaten und die Folgen eines leichtsinnigen und lasterhaften Lebens nothwendige Dämpfer der Bevölkerungzunahme dieser Klassen, und Das giebt dem geistigeren, dem vorsichtigeren und dem sittlicherer Theile jeder Rasse unvermeidlich einen Vorsprung. Dieser Theil nimmt demnach auf Kosten des anderen Theiles zu und hat somit wiederum die Tendenz, das Durchschnittsniveau der Menschheit zu heben.

Aber die Gesellschaft hat immer in einer oder der anderen Weise in diese wohlthätigen Vorgänge eingegriffen und somit den allgemeinen Fortschritt verlangsamt. Das Cölibat der Geistlichkeit und die Zuflucht,

welche die Mönchs- und Nonnenklöster Vielen boten, denen der rohe Kampf der Welt wider den Geschmack ging und deren milde Natur sie für Thaten der Wohlthätigkeit oder für hervorragende literarische oder künstlerische Leistungen geeignet machte, haben die Zunahme dieser edleren Individuen verhindert, und so hat, wie Galton gut bemerkt, „die Kirche durch eine hervorragend unweise und selbstmörderische Politik die Sprossen unserer Altvordern brutalisirt". In Folge einer noch mehr beklagenswerthen Politik ist das unabhängige Denken und jener echte Adel, der es abweist, sich das Leben durch eine lebenslange Lüge zu erschachern, in Europa durch religiöse Verfolgung fast ausgetilgt worden. Man schätzt, in den drei Jahrhunderten zwischen 1471 und 1781 seien jährlich tausend Menschen allein in Spanien von der Inquisition hingerichtet oder eingekerkert worden. In Italien ist diese Wuth der Verfolgung sogar noch schlimmer gewesen, während in Frankreich im siebzehnten Jahrhundert drei- bis vierhunderttausend Protestanten im Gefängniß, am Galgen oder durch das Beil umgekommen sind.

Eine weitere Ursache, die zu allen Zeiten eine hindernde Wirkung ausgeübt hat und die auch in der heutigen civilisirten Gesellschaft noch fortwirkt, ist die Einrichtung des Erbreichthums, die den Schwachen und Lasterhaften einen unbilligen Vorsprung sowohl hinsichtlich der Gewißheit, sich ohne Arbeit ernähren zu können, als hinsichtlich der besseren Chance für eine frühe Eheschließung und das Hinterlassen zahlreicher Nachkommenschaft giebt. Eben so greifen wir in den Naturverlauf ein durch Erhaltung der schwachen, kränklichen und mißgebildeten Kinder. Aber hierin gewinnt die Menschheit wohl mehr, als sie verliert, da Viele von Denen, die als Kinder schwächlich oder verschroben sind, überlegene geistige oder sittliche Eigenschaften zeigen, die ein Gewinn für die Civilisation sind, während außerdem die Kultivirung humaner und mitleidiger Gefühle durch ihre Hegung und Pflegung an sich von höchstem Werthe ist.

Wenn wir diese verschiedenen sich feindlichen Einflüße gegen einander abwägen, so gut wir eben können, so scheint es, daß im Ganzen ein entschiedener Gewinn erzielt worden ist. Gesundheit, Ausdauer, Selbstzucht und Verstand sind im Zunehmen begriffen in Folge des langsamen Ausjätens der Ungesunden, der Müßigen, der gröblich Lasterhaften, der Grausamen, der Geistesschwachen, und es mag wohl theilweise auf Rechnung der größeren Zahl der höheren und milderen Naturen, die so entstanden sind, zu setzen sein, daß wir von einem zweifellosen Wachsen der Menschlichkeit, der Theilnahme mit dem Leiden von Menschen und Thieren, sprechen können, das vielleicht das bezeichnendste und erfreulichste Merkzeichen unserer Tage ist.

Aber wenn der natürliche Vorgang der Ausscheidung auch das Durchschnittsniveau der Menschheit durch die Vernichtung der schlechtesten und am Tiefsten gesunkenen Einzelnmenschen wirklich hebt, so kann er doch entweder gar keine oder doch nur eine geringe Tendenz haben, in jedem folgenden Zeitraum höhere Typen zu entwickeln. Und Das stimmt zu der zweifellosen Thatsache, daß die großen Männer, die beim Aufdämmern geschichtlicher Zeit und auf den Gipfelhöhen der verschiedenen Civilisationen des Alterthums erschienen sind, im Ganzen denen unserer Tage keineswegs nachgestanden haben. Es bleibt daher ein Geheimniß, wie und warum die Menschheit so erhabene Gipfel der Größe in alter Zeit erreicht hat, wenn weder damals noch heute eine Kraft wirksam zu sein scheint, von der man mehr erwarten könnte als das Ausjäten der niedrigeren Typen. Dieses große Problem ist für die Gegenwart noch nicht lösbar. Wir wollen uns darum lieber derjenigen Seite der Frage zuwenden, die heute das lebendigste Tagesinteresse hat: sind gegenwärtig irgendwelche Kräfte wirksam, lassen sich solche als möglich aufstellen, die nicht nur einen stetigen Fortschritt im Durchschnitt der menschlichen Natur, sondern auch in jenen Höherentwickelungen schaffen werden, die heute wie in früheren Zeiten eher Ausnahmen sind als die Regel?

Bis vor ganz Kurzem würde die Antwort auf diese Frage ein Ja ohne Zaudern gewesen sein. Die Erziehung, würde man gesagt haben, ist eine solche Kraft. Und wenn sie bisher auch verhältnißmäßig wenig gethan hat, in Folge der sehr mäßigen und außerordentlich unwissenschaftlichen Weise, in der sie zur Anwendung gekommen ist, so haben wir nunmehr uns eine so gesunde Kenntniß ihrer Theorie erworben und ihre Methoden so sehr verbessert, daß sie zu einer Macht geworden ist, durch die sich die Menschennatur unendlich abändern und verbessern läßt. Wenn jedes Kind wirklich gut erzogen wird, wenn seine moralischen wie intellektuellen Fähigkeiten ausgebildet und entwickelt werden, so wird ein Theil der Verbesserung, der in jeder Generation hervorgerufen wird, sich auf die folgende übertragen, und somit wird ein beharrlicher Fortschritt in der geistigen und sittlichen Natur zu Stande kommen.

Fast Alle, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, haben angenommen, daß Dies die wahre und einzige Methode ist, die Menschennatur zu heben, weil sie glaubten, daß in dem entsprechenden Falle des Körperbaues die Veränderung und Verbesserung aller Organismen das Ergebniß eines ähnlichen Prozesses sei. Lamarck lehrte, die Folgen des Gebrauches und der Anstrengung für den Körper des einzelnen Lebewesens übertrügen sich ganz oder theilweise auf dessen Nachkommen; und obgleich Darwins Theorie der natürlichen Auslese diese Kraft fast ganz, wenn nicht ganz,

unnöthig machte, so galt sie doch so allgemein für eine Naturthatsache, daß Darwin selbst sie annahm und ihr eine sekundäre, aber nicht unwichtige Rolle in der Veränderung der Arten zuwies. Er bezweifelte diese „Uebertragung erworbener Eigenschaften" so wenig, daß er seine berühmte Pangenesistheorie aufbaute, um jene zu begründen. Um durch eine Hypothese zu erklären, wie es komme, daß die gesteigerte Größe oder Kraft, die einem Glied oder Organ durch beharrliche Uebung gegeben werde, sich auf die Nachkommen übertrage, nahm er an, die männlichen und weiblichen Keimzellen bildeten sich durch Aufhäufung unwahrnehmbar kleiner Theilchen von jedem Gewebe und jeder Zelle von jedem Theil des Körpers; diese Theilchen erneuerten sich beständig und strömten beständig nach den Zeugungorganen; sie hätten die Fähigkeit, sich in den Nachkommen zu Zellen und Bildungen zu entwickeln, die den entsprechenden Zellen und Bildungen in den Eltern zu diesem bestimmten Zeitraum ihres Lebens mehr oder weniger genau glichen. So erklärte sich die Uebertragung von Krankheit und die vorausgesetzte Uebertragung der Veränderungen, die Gebrauch oder Nichtgebrauch von Organen oder andere äußere Ursachen in den Eltern erzeugt hatten. Wenn z. B. von zwei gleich starken und gesunden Brüdern der eine ein Schreiber in der Stadt und der andere ein Bauer, Inspektor oder Landbriefträger würde, der viel in der freien Luft lebte und jeden Tag seines Lebens viele Meilen weit ginge, und wenn sie zwei eben so an Körperbeschaffenheit gleiche Schwestern heiratheten, dann müßten die Kinder dieser beiden Paare, besonders diejenigen, welche das Licht der Welt erblickten, als ihre Eltern sich dem mittleren Alter näherten und ihre verschiedenen Daseinsbedingungen schon Zeit gehabt hatten, ihre volle Wirkung auf ihren Körperbau auszuüben, einen deutlich erkennbaren Unterschied zeigen, indem die eine Familie klein, bleich, ziemlich schwach in den Schenkeln wäre und die andere die entgegengesetzten Eigenschaften zeigte. Und dieser Unterschied müßte selbst dann bemerkbar sein, wenn die Kinder der beiden Familien zusammen unter den selben Verhältnissen aufgezogen würden. Es mag hier angefügt werden, daß niemals zuverlässige Beobachtungen solche Wirkungen wirklich bewiesen haben, aber man ist immer des Glaubens gewesen, daß sie erzeugt werden müssen.

Da Darwins Pangenesistheorie zu beträchtlichen Erörterungen führte, so versuchte Francis Galton, der sie zuerst provisorisch angenommen hatte, sie experimentell zu prüfen. Er verschaffte sich eine Anzahl Exemplare von zwei verschiedenen Varietäten Hauskaninchen echter Art und ließ mittels einer sinnreichen und schmerzlosen Vorrichtung eine große Menge Blut der einen Varietät in die Blutgefäße der anderen überströmen. Das that er mit einer Anzahl Kaninchen, ohne ihre Gesundheit irgendwie zu schädigen,

dann trennte er sie und ließ sie hecken. Es stellte sich heraus, daß ihre Sprößlinge in allen Fällen ihren Eltern glichen und keine Spur einer Vermischung der beiden Varietäten zeigten. Ein anderer Kritiker Darwins wies darauf hin, daß, wenn die Pangenesistheorie richtig wäre, der Stamm, auf den ein Fruchtreis gepfropft ist, den Charakter der Frucht, die das Reis trägt, ändern müßte; was aber der Regel nach nicht der Fall ist.

Damit war denn der Zweifel auf die Giltigkeit der Theorie geworfen und Galton stellte eine neue auf, nach der die Keime in den Zeugungorganen des einzelnen Individuums direkt von den elterlichen Keimen und nicht von dem Körper selbst während dessen Wachsthums sich ableiten sollten. Eine ganz ähnliche Theorie wurde ein paar Jahre später vom Professor Weismann aufgebracht unter der wohlbekannten Bezeichnung der „Kontinuität des Keimplasmas". Beide Theorien besagen, daß mit Ausnahme der niedrigeren einzelligen Lebewesen und in gewissen besonderen Fällen auch höherer, keine durch Uebung oder andere äußere Bedingungen im einzelnen Wesen während seines Lebens geschaffene Veränderung auf die Nachkommen übertragbar ist. Was wirklich übertragen wird, sind die Merkmale der Eltern, die in den Nachkommen in auf- und niederschwankenden Graden und verschiedenartigen Zusammensetzungen erscheinen und zu jener wunderbaren Variirung in Einzelnheiten führen, während sie doch eine gewisse nicht zu übersehende Familienähnlichkeit bewahren und eine derjenigen der Eltern oder deren direkten Vorfahren mehr oder weniger ähnliche Form entwickeln. Damit lassen sich nicht nur körperliche, sondern auch geistige Merkmale erklären, selbst jene besonderen Eigenheiten in Bewegung und Gewohnheit, die oft als Beweise der Uebertragung einer erworbenen Eigenschaft angeführt werden, die aber in Wirklichkeit nur Uebertragungen der ins Einzelne gehenden Besonderheiten physischen Baues und nervöser oder cerebraler Zusammenwirkung sind; diese Besonderheiten führten zu der Gewohnheit, die von dem Vater oder Vorfahren und unter ähnlichen Bedingungen von seinem Nachkommen dann selbständig erworben wurde.

Da Weismann fand, daß diese Theorie, falls sie richtig war, die erbliche Uebertragung der Mehrzahl der individuell erworbenen Eigenschaften unmöglich machte, wurde er darauf gebracht, die Beweise für eine solche Uebertragung überhaupt zu prüfen, und er machte dabei die Entdeckung, daß kaum irgend welcher wirkliche Beweis existirte; daß in den meisten Fällen, welche sie zu beweisen schienen, entweder die Thatsachen ungenau angeführt waren oder eine andere Auslegung zuließen. Die Uebertragung war angenommen worden, weil sie so natürlich schien; aber in der Wissenschaft brauchen wir als Grundlage unseres Schließens nicht bloße Wahrscheinlichkeit, sondern Beweise; oder wenn ein direkter Beweis nicht zu erbringen

ist, dann muß die Wahrscheinlichkeit, die alle Erscheinungen bieten, derartig sein, wie sie sich finden würde, wenn die in Frage stehende Theorie richtig wäre, und zwar so vollständig, daß sie uns die Möglichkeit giebt, vorher zu sagen, was unter neuen und bisher noch nicht erprobten Bedingungen eintreten werde. Derartig ist die Wahrscheinlichkeit zu Gunsten der Existenz eines Aethermediums, dessen Schwingungen Licht und Wärme erzeugen, und zu Gunsten von Atomen, die sich zusammensetzen, um die Moleküle der verschiedenen Elemente zu bilden, oder zu Gunsten der Molekulartheorie der gasförmigen Körper. Die Biologen Europas, die doch sonst in der Annahme neuer Theorien statt alter langsam sind, haben die Theorien Weismanns und Galtons so rückhaltlos angenommen, wie es gegenüber Darwins Pangenesistheorie niemals der Fall gewesen ist, — trotz Darwins hohem Ansehen; und jetzt suchen sie ernstlich nach Thatsachen, die zum Kreuzverhör der beiden einander entgegengesetzten Theorien dienen sollen, gerade wie die Erscheinung der Wellenstörung als Prüfstein der um den Sieg ringenden Lichttheorien diente.

Wir haben hier mit der Theorie der Nichterblichkeit erworbener Eigenschaften nur insoweit zu thun, als sie geistliche und sittliche Eigenschaften betrifft; und in diesem Felde hat sie großen Widerstand zu überwinden, weil sie den Weg für irgend welche Hebung der Rasse mit Hilfe der Erziehung zu versperren scheint. Wenn die Theorie richtig ist, so beweist sie sicherlich, daß die Menschheit nicht auf dem direkten Wege der Erziehung, wie man sie gewöhnlich versteht, vorgeschritten ist und fortschreiten muß, obgleich die Erziehung indirekt ein wichtiger Fortschrittsfaktor sein kann. Sehen wir jedoch das Problem an, wie die verschiedenen Theorien es darbieten, und schauen wir zu, welches Licht es auf die Geschichte jener großen Männer wirft, die am Meisten zum Fortschritt der Civilisation beigetragen haben und die trefflich sich dazu eignen, die Hochfluthstriche des menschlichen Genies in auf einander folgenden Zeiträumen zu bezeichnen.

Wenn der Fortschritt in irgend welchem nennenswerthen Maße von der erblichen Uebertragung der Kulturwirkungen, als unterschieden von der Uebertragung angeborenen Genies oder der verschiedenen Talente und Geschicklichkeiten, mit denen Mann und Weib geboren werden, abhinge, dann sollten wir erwarten, Anzeichen einer solchen Uebertragung in dem dauernden Anwachsen der Geisteskraft zu finden, wo nur eine Familie oder Gruppe von Familien mehrere Generationen hindurch irgend einer bestimmtartigen Bildung oder Ausbildung unterzogen worden ist. Thatsächlich ist Dies behauptet worden; in seiner Präsidentenansprache in der Biological Society in Washington hat im Januar 1891 Lester F. Ward argumentirt, daß nicht nur Weismanns hohe Fähigkeit ein Ergebniß der strengen Aus-

bildungmethoden auf den deutschen Universitäten sei, sondern sogar gesagt: „Diese strengen Methoden selbst sind das Produkt einer Generationen hindurch dauernden Ausbildung, übertragen in kleinen wachsenden Dosen, und in wachsender Wirkungskraft über das ganze deutsche Volk ausgegossen .... Und die Thatsache, daß aus den barbarischen deutschen Horden des Mittelalters die große moderne Rasse der deutschen Spezialisten sich entwickelt hat, ist einer der überzeugendsten Beweise für die Uebertragung erworbener Eigenschaften wie für den weit reichenden Werth eines solchen Erziehungsystems, wie es Deutschland in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten besessen hat, für die künftige Entwickelung der Rasse.“ Man wird mir wohl zugeben, daß, wenn Dies „einer der überzeugendsten Beweise“ für die Uebertragung von Kulturwirkungen ist, die Uebertragbarkeittheorie nur eine schwache Grundlage besitzt; denn die Thatsachen lassen sich nicht nur in anderer Weise erklären, sondern es giebt sogar eine andere Thatsachengruppe, die mit mindestens der gleichen Deutlichkeit in eine genau entgegengesetzte Richtung weist. So kann man z. B. sagen, daß das Hervorragen der deutschen Spezialisten in der Wissenschaft vorzugsweise auf Rechnung besonderer geistiger Eigenschaften zu setzen ist, die immerdar das Merkmal des deutschen Stammes gewesen sind, und auf Rechnung der Gelegenheiten, die dort das Leben hindurch für die Ausbildung dieser Fähigkeiten geboten werden durch die sehr zahlreichen Professuren an ihren zahlreichen Universitäten und durch die verhältnißmäßige Einfachheit der deutschen Lebensgewohnheiten, die die Stellung eines Professors anziehend für die allerhöchsten Begabungen macht. Wenn wir unseren Blick nach anderen Ländern richten, so finden wir Thatsachen mit einer Tendenz in entgegengesetzter Richtung. In England sind z. B. für mehrere Jahrhunderte die Universitäten Oxford und Cambridge den Nonconformisten verschlossen und ihre Ehren und Pfründen den Mitgliedern der Staatskirche reservirt gewesen, und in sehr weitem Umfange den Familien des landbesitzenden Adels. Trotzdem haben sich die Dissenter in der kurzen Zeit, die vergangen ist, seit sie sich diesen geöffnet haben, den erblich ausgebildeten Theologen vollständig ebenbürtig erwiesen und haben an der Zahl der am Besten bestandenen Prüfungen einen eben so großen, ja vielleicht sogar einen größeren Antheil gehabt, als ihrer Zahl auf den Universitäten im Verhältniß zukäme.

Ferner ist es eine bemerkenswerthe Thatsache, daß unsere größten Erfinder und wissenschaftlichen Entdecker, die Männer, deren Ureigenheit und Geisteskraft die Marksteine in der Geschichte des menschlichen Fortschritts gesetzt haben, fast sämmtlich Autodidakten waren und sicherlich nichts von der Ausbildung ihrer Vorfahren auf ihren verschiedenen Wissensgebieten überkommen haben. Brindley, einer der frühesten modernen In-

genieure, war der Sohn eines lüderlichen kleinen Landbesitzers; Telford, der größte britische Straßen- und Brückenbauer, war ein Schäferssohn und in der Lehre bei einem gewöhnlichen Dorfmaurer; George Stephenson, der Erfinder der Lokomotive, war Kohlenhändler auf eigene Faust; Brahma, der Erfinder der hydraulischen Presse, verbesserter Schlösser und fast der erste Erfinder von Maschinenwerkzeugen, war ein Bauernsohn und kam mit siebzehn Jahren zum Dorfzimmermann in die Lehre; Smeaton, der den Leuchtthurm von Eddystone entworfen und gebaut hat, war der Sohn eines Advokaten und als Ingenieur völlig Autodidakt; Harrison, der Erfinder des modernen Chronometers, war Tischler und Tischlerssohn; der ältere Brunel war der Sohn eines französischen Dorfbauern, wurde für den Priesterstand erzogen und wurde trotzdem durch Selbstunterricht ein großer Ingenieur, entwarf und führte den ersten Themsetunnel aus und schuf am Anfang dieses Jahrhunderts in der Portsmouther Werft die Flaschenzugs-Rollenmaschine, die in Anlage und Ausführung so vorzüglich war, daß sie noch immer im Gebrauch ist.

Wenn wir jetzt zu den höheren Reichen der Industrie, Wissenschaft und Kunst kommen, so finden wir, daß Dolland, der Erfinder des achromatischen Teleskops, ein schlichter Seidenweber war und als Optiker völlig Autodidakt; Faraday war der Sohn eines Grobschmieds und kam mit dreizehn Jahren zu einem Buchbinder in die Lehre; Sir Christopher Wren, der Sohn eines Geistlichen und in Oxford erzogen, wurde durch Selbstunterricht Architekt und entwarf und baute trotzdem die St. Pauls Kathedrale, die sicherlich zu den schönsten modernen Bauwerken der Welt zu rechnen ist; Ray, der Sohn eines Grobschmiedes, wurde ein guter Mathematiker und einer der größten frühen britischen Naturforscher; der große Anatom John Hunter war der Sohn eines kleinen schottischen Bauern; Rembrandt war ein Müllerssohn; die großen Linguisten und Orientalisten Alexander Murray und Leyden waren beide arme schottische Schäferssöhne; während Shelley, dessen poetisches Genie selten überboten worden ist, der Sohn eines völlig unpoetischen Landedelmannes war.

Diese wenigen Beispiele, die sich leicht zu einem Bande vermehren ließen, dienen dem Nachweis daß, was allerdings nur selten bezweifelt wird, das Genie, oder die ganz besonders hohe Begabung, auf irgend einem Gebiet menschlicher Fähigkeiten nur zu vereinzeltem Auftreten neigt, d. h. daß es plötzlich erscheint, ohne irgend welche angemessene Entwickelung in den Eltern oder unmittelbaren Vorfahren des begabten Individuums. Gewiß ist gewöhnlich und vielleicht immer ein beträchtliches Maß der selben geistigen Eigenschaften über die sich auseinanderbreitende Vorfahrenreihe aller dieser genialen Menschen verstreut, und deren Erscheinen scheint sich gut zu erklären

durch eine glückliche Mischung der Keimplasmen verschiedener Vorfahren, von der man annimmt, daß sie die verschiedenen geistigen Eigenheiten, von denen besondere Fähigkeiten abhängen, schaffe oder doch steigere. Das wird auch durch die Thatsache wahrscheinlich gemacht, daß, obwohl das Genie oft ererbt ist, es doch selten oder niemals nach seinem ersten Auftreten sich steigert, was sicher der Fall sein sollte, wenn nicht nur das Genie selbst, sondern auch die vermehrte Geisteskraft, die aus seiner Ausübung entspringt, ererbt wäre. Brunel, Stephenson, Dolland und Herschel hatten sämmtlich Söhne, die in die Fußtapfen ihrer Väter traten; aber es ist wohl allgemein zugegeben, daß der Sohn in keinem Falle seinen Vater an Originalität und Geisteskraft überragt hat oder ihm auch nur gleichgekommen ist. Wenn wir ferner über die reiche Liste von Namen großer Dichter, Maler, Bildhauer, Architekten, Ingenieure oder wissenschaftlicher Entdecker schauen, so werden wir selten auch nur zwei des selben Namens und Berufes finden, und niemals drei oder vier, die fortschreitend sich zu stolzeren Höhen des Genies und Ruhmes erhoben hätten. Und doch müßten wir Dies finden, wenn nicht nur die angeborene Fähigkeit, sondern auch die gesteigerte Entwickelung, die diese Fähigkeit durch beständige Uebung erhalten hat, die Tendenz hätte, sich zu vererben. Das einzige hervorragende Beispiel, das gleich einer fortschreitenden Zunahme einer Fähigkeit in drei Generationen aussieht, ist das vom Dr. Erasmus Darwin und seinem Enkel Charles Darwin. Aber in diesem Falle sind die besonderen Fähigkeiten, die der Enkel entfaltete, ganz verschieden von denen des Großvaters und Vaters gewesen. Und wenn wir den verschiedenen Stand der Kenntniß zu der Zeit, als Erasmus Darwin lebte, seine Beschäftigung in einem arbeitvollen Berufe und das Fehlen jenes Anspornes zum Denken in Betracht ziehen, den die fünfjährige Reise um die Welt seinem Enkel gab, so ist es keineswegs gewiß, daß der Ahn dem Enkel an Originalität und an Geisteskraft nicht völlig gleichgekommen ist.

Ein anderes Ergebniß der Erblichkeit erworbener Fähigkeiten würde sein, daß die jüngsten Kinder von Künstlern, Mathematikern, Dichtern oder Forschern mehr Genie oder Geschick in der selben Richtung wie ihre Eltern besäßen als die älteren Kinder, da sie die ausgereifte Fähigkeit ererben würden, genährt durch lebenslange Uebung. Wenn ein solcher Unterschied jedoch existirte, so würde er schwerlich verborgen bleiben und würde sich in Sprichwörtern verkörpert haben oder auf jeden Fall ein Volksglaube geworden sein. Mir ist aber nicht bekannt, daß Dies in irgend einem civilisirten Lande der Fall wäre.

Wenn man meint, daß diese Nichterblichkeit der Ergebnisse der Erziehung und Ausbildung dem menschlichen Fortschritt nachtheilig sei, so muß

man sich doch auch Dessen erinnern, daß sie auf der anderen Seite auch die fortgesetzte Entartung der Menschheit durch die Vererbung jener lasterhaften Kniffe und entwürdigenden Gewohnheiten verhindert, die die beklagenswerthen Zustände unseres modernen sozialen Systems sicher in der Mehrzahl der Menschheit fördern. Durch allen Handel und Verkehr hindurch herrschen Lüge und Betrug in einer solchen Ausdehnung, daß sie beinahe schon als wesentlich für das Vorwärtskommen betrachtet werden. Kein Händler sagt je die genaue Wahrheit über die Waaren, die er anzeigt oder zum Verkauf stellt, und die gröblich falschen Darstellungen von Material und Qualität, die uns überall begegnen, sind so alltäglich geworden, daß sie uns gar nicht mehr auffallen. Nun ist es gewiß ein großer Segen, wenn wir glauben können, daß dieses weitverbreitete System von Betrug und Falschheit in der nächsten Generation keine erbliche Verschlechterung schafft. Und eben so befriedigend ist die Aussicht, daß die physische Verschlechterung in den Tausenden, die jährlich das Stadtleben mit dem Landleben vertauschen, keine dauernde Wirkung auf ihre Nachkommen haben wird, sobald sie zu irgend welcher Zeit zu gesünderen Lebensverhältnissen zurückkehren. Und daß Dies wirklich der Fall ist, dafür haben wir den direkten Beweis in der Thatsache, daß das Straßengesindel unserer Großstädte, wenn es unter den gesunden und emporhebenden Verhältnissen der Kolonien weiter aufgezogen wird, gewöhnlich physisch, geistig und sittlich steigt und dem Durchschnitt seiner Landsleute völlig gleichkommt. Somit ergiebt sich, daß die Nichterblichkeit der Wirkungen von Ausbildung, Gewohnheiten, allgemeiner Umgebung, seien sie nun gut oder schlecht, in keiner Weise ein Hinderniß für den menschlichen Fortschritt ist, wenn anders, was nicht unwahrscheinlich ist, die Wirkungen unserer gegenwärtigen sozialen Einrichtungen auf den Einzelnen im Ganzen ungünstige sind. Man kann mit Recht darauf hinweisen, daß die Reichen sittlich und geistig unter diesen Verhältnissen ganz genau so sehr leiden wie die Armen; daß das Leben in Müßiggang, Vergnügen, Aufregung oder Ausschweifung, das so viele reiche Leute führen, in seinen Wirkungen eben so geisttötend und herunterziehend ist wie der schmutzige Kampf ums Dasein, zu dem die große Masse der Arbeiter verdammt ist. Es ist demnach eine Erleichterung, zu empfinden, daß all dies Uebel und Verschlechternde keine dauernden Wirkungen hinterlassen wird, sobald ein vernünftigeres und mehr aufwärts ziehendes System der sozialen Organisation zu Stande gekommen ist.

Wenn demnach Erziehung, Ausbildung und die Verhältnisse der Umgebung nichts zu thun vermögen, um dauernd den Lauf des menschlichen Fortschritts zu beeinflussen, wie, so kann man fragen, soll denn nun dieser Fortschritt erreicht werden? Oder sind wir verdammt, in dem Durchschnitts-

zustand zu verharren, den die civilisirten Völker der Erde jetzt auf unbekannte Weise erreicht haben? Wir antworten, daß Fortschritt trotzdem möglich ist, ja gewiß ist, — in Folge der dauernden und vielleicht noch im Wachsen begriffenen Wirkung zweier allgemeiner Prinzipien, zweier Formen der Auslese. Das eine ist jener Vorgang der Auslese, der schon erwähnt wurde, durch den Laster, Gewaltthätigkeit und Lüderlichkeit so oft die frühe Vernichtung Derer hervorrufen, die ihnen anhängen. Das andere und bei Weitem wichtigere für die Zukunft ist jene Art der Auslese, die unausbleiblich in Thätigkeit treten wird durch die immer mehr zunehmende Freiheit der Frauen in Verbindung mit ihrer höheren Bildung. Es sind deutliche Anzeichen dafür vorhanden, daß die Frauen der civilisirten Welt, in Europa sowohl wie in Amerika, entschlossen sind, ihre persönliche soziale und politische Freiheit zu sichern, und daß sie die erhabene Rolle zu erkennen beginnen, die sie in der Zukunft der Menschheit zu spielen haben. Wenn solche Wandlungen in den sozialen Verhältnissen eingetreten sind, daß kein Weib sich mehr in der Nothlage sehen wird, aus Hunger, aus Vereinsamung oder anderem sozialen Zwang sich in oder außer der Ehe zu verkaufen, wenn allen Frauen in gleicher Weise der veredelnde Einfluß einer echt humanen Bildung, einer schönen und erhebenden Umgebung und einer geläuterten öffentlichen Meinung zu Theil werden wird, die sich auf die höchsten Ideale ihrer Zeit und ihrer Nation gründet, dann wird auch das Ergebniß eine Form der menschlichen Auslese sein, die eine unablässige Hebung des Rassendurchschnitts bedeuten wird. Alle an Leib und Seele Häßlichen werden unter solchen Verhältnissen, obwohl sie vielleicht selbst ein glückliches und befriedigendes Dasein genießen können, in der Regel keine Nachkommen hinterlassen, die ihre Verbildung erben könnten. Auch heute schon giebt es viele Mädchen, die sich nie verheirathen, einfach, weil sie nie den Mann ihres Ideales gefunden haben. Ist erst kein Weib mehr um des täglichen Brotes oder auch nur um des traulichen Heimes willen zur Ehe gezwungen, dann wird sich die Zahl der Frauen sicher mehren, die aus eigener Wahl ehelos bleiben, und zahlreiche andere, die keinerlei Veranlassung haben, früh in die Ehe zu treten, werden warten, bis sie einmal einem Manne begegnen, der ihre wirkliche Ergänzung bildet.

In einer solchen neugestalteten Gesellschaft wird der mit einem Fehler behaftete Mann von rohem Gefühl oder beschränktem Denkvermögen sehr wenig Aussicht haben, ein Weib zu finden. Seine schlechten Eigenschaften werden also mit ihm aussterben. Andererseits wird der Vollkommenste und Schönste an Leib und Seele am Stärksten begehrt sein, und darum wohl sehr früh heirathen, der weniger gut Bedachte später, der am Kärglichsten Weggekommene sicher zu allerletzt. Das gilt von beiden Ge=

schlechtern. Aus diesem Variiren des Heirathalters wird, wie schon Galton gezeigt hat, eine raschere Vermehrung der Fehlerlosen gegenüber den Belasteten entspringen, und ist diese Auslese erst einmal durch mehrere Generationen in Uebung gewesen, dann wird sie auch den Durchschnittsmenschen mit der Zeit auf die Stufe heben, auf der heute bereits die Höchstentwickelten unserer Rasse stehen.

Wenn diese Hebung des Durchschnitts zu Stande gekommen ist, dann muß das Ergebniß auch eine entsprechende Hebung des Hochfluthstriches der Menschheit sein; in anderen Worten: die großen Männer jener künftigen Zeit werden eben so hoch über denen der letzten zweitausend Jahre stehen, wie der Durchschnittsmensch sich über den Durchschnitt jener Zeit erhoben hat. Denn jene günstigen Keimkombinationen, die nach der Theorie, die wir erörtern, die großen Männer unserer Tage ins Dasein gerufen haben, werden ein viel höheres Material haben, mit dem sie arbeiten können, und wir können deshalb erwarten, daß die ausgezeichnetsten Dichter und Philosophen der Zukunft einen Homer und Shakespeare, Newton, Goethe und Humboldt entschieden überragen werden.

* * *

Ich habe zu zeigen versucht, daß die Erziehung den größten Werth für die Hebung der Menschenrasse besitzt und daß die Auslese der Tüchtigsten sich durch wirksamere Kräfte sichern läßt als die Vernichtung der Schwachen und Hilflosen. Erziehung und Umgebung, die die Menschennatur so oft verkrüppelt und herabgewürdigt haben, statt sie zu heben, haben nicht die Macht, ihre guten oder bösen Wirkungen erblich zu übertragen; und für diese Grenze ihrer Macht sollten wir dankbar sein. Daraus ergiebt sich, daß, wenn wir weise genug sind, unsere Sozialwirthschaft zu reformiren und unserer Jugend eine echtere, weitere und philosophischere Ausbildung zu geben, wir ihre Köpfe frei von jeglichem Makel finden werden, der aus den schlechten Gewohnheiten und dem falschen Unterricht der Vergangenheit stammt, und bereit, sogleich jenem höheren Ideal des Lebens und der Verantwortlichkeit für die eigene Ehe zu entsprechen, das indirekt der oberste Faktor menschlichen Fortschritts werden wird.

Parkstone, Dorset. Alfred Russell Wallace.

Agrarpolitik.

III. Gegen das Intestatanerbenrecht und für die Verschuldunggrenze.

Schon die erste Orientirung über die von der preußischen Regirung geplante Reform des Agrarrechtes hat schwere Bedenken gegen das Hauptstück dieser Reform, gegen die intestatische Erbuntheilbarkeit, gegen das Intestatanerbenrecht, auftauchen lassen. Bei dem großen Ansehen und Einfluß der Anhänger dieser Einrichtung, die bald zur allgemeinen Erörterung kommen wird, muß eindringliche, rein sachliche Kritik geübt werden. Diese Kritik läßt sich in drei Hauptpunkte zusammenfassen: das Intestatanerbenrecht erreicht sein Ziel, die Verhütung der Besitzüberschuldung und Erhaltung der Güter in der Familie, nur sehr unvollständig; auch insoweit, als es seinen Zweck zu erreichen vermag, erreicht es ihn auf sonst schädliche Weise durch ein untaugliches, altagrarrechtliches — Andere würden sagen: halb „reaktionäres" — Mittel; drittens ist das Intestatanerbenrecht überflüssig, weil die Verhütung der Besitzüberschuldung ohne Erbuntheilbarkeit unmittelbar durch Fortbildung des modernen Darlehensrechtes erreicht werden kann.

Besitzüberschuldung entsteht, zumal in den Gegenden der Freitheilbarkeit, auch aus der Kaufverschuldung für Güter, wenn diese im Besitzwechsel unter Lebenden überzahlt worden sind; die hypothekarisch sichergestellten Kaufschillingsreste hindern die Behauptung des käuflich erworbenen Besitzes. Solche Kaufüberschuldung findet in allen Gegenden der gemeinrechtlichen Erbfreitheilbarkeit mit vielem Klein- und Parzellenbesitz mehr oder weniger umfassend statt. Nun ist aber das möglichste Verbleiben des Grundbesitzes in der Familie, die Verhütung von Grundbesitzkrisen, für die fraglichen, vorwiegend kleingütlerischen Gegenden ebenfalls in hohem Grade wünschenswerth; man muß sich auch der Noth des gar nicht zu verachtenden und gar nicht kleinen „Zwergwirthschaftwinkels" von Deutschland, der nach seiner Entwickelung und nach seinem Rechtsgefühl auch nicht stückweise die alte Gutsuntheilbarkeit mehr erträgt, anzunehmen verstehen. Das Intestatanerbenrecht aber nimmt davon keine Notiz; es thut in Gegenden der Freitheilbarkeit, wenn es diesen ebenfalls auferlegt wird, der bäuerlichen Bevölkerung unerträglichen Zwang an. Die gesetzliche Ueberschuldunggrenze dagegen läßt sich ungezwungen auch auf die kaufgängige Besitzverschuldung anwenden. Die Unvollständigkeit der Wirkung des Intestatanerbenrechtes steigert sich dadurch, daß auch in anderen Gegenden als denjenigen der vorherrschenden Freitheilbarkeit mehr oder weniger Besitzwechsel unter Lebenden vorkommen; denn die Erbuntheilbarkeit ist nur ein Stück der alten vollen Untheilbarkeit und der Anerbe hat volle Freiheit, sein Gut freihändig unter Lebenden zu veräußern. Aeußere Veranlassung und innerer Drang zur

Anwendung dieser Freiheit sind übrigens wohl auch in Gegenden der jetzt noch vorwiegenden Untheilbarkeit im Wachsen begriffen. So wird in mehr oder weniger einzelnen Fällen die durch Kauf entstehende Besitzüberschuldung selbst für anerbenrechtlich eingetragene Güter durch das Intestatanerbenrecht nicht verhütet. Die Verschuldunggrenze dagegen könnte auch solche Güter gegen Besitzüberschuldung schützen.

Allein hiermit endigt die Reihe der Fälle, wo das Intestatanerbenrecht nur unvollständig wirkt, nicht. Im Erbgang selbst ist das Intestatanerbenrecht weithin unanwendbar. Es läßt sich dem Grundbesitz in jenen Gegenden der eingelebten Freitheilbarkeit, die agrarisch längst über den zum Recht der Untheilbarkeit geeigneten Entwickelungzustand nach ihren Boden- und Klimaverhältnissen hinausgewachsen sind, als die prinzipale Erbrechtsordnung schlechterdings nicht mehr aufdrängen. Die Freitheilbarkeit auch im Erbfall ist hier längst Sitte, zum Theil schon seit Ende des Mittelalters. Und zwar keineswegs blos als Wirkung des römischen Rechtes; das römische Recht fand hier Eingang, weil der Boden für das römische Recht vorbereitet war. Selbst der Umstand, daß das Intestatanerbenrecht die testamentarische Ausschließung der ungetheilten Vererbung offen läßt, macht das Intestatanerbenrecht für die Gegenden der Freitheilbarkeit und für einzelne zur Freitheilbarkeit geeignete, namentlich kleinere Landstellen im ganzen Deutschland herum nicht annehmbarer. Das Intestatanerbenrecht als gemeine Erbrechtsordnung würde in den Gegenden der Freitheilbarkeit vom Rechtsgefühl des Volkes allgemein, in anderen deutschen Ländern von vielen Einzelnen zurückgewiesen werden. Es müßte als besonders widerwärtig deshalb empfunden werden, weil in den Landstrichen der Freitheilbarkeit und sonst in einzelnen Orten der kleine Besitz überwiegt, für die Inhaber kleiner Landstellen aber die Abfassung letztwilliger Verfügungen, zur Ausschließung der Anerbenbevorzugung und zur Aufrechterhaltung der Freitheilbarkeit, eine ganz ungewohnte und schwerlich angewöhnbare Obliegenheit bedeuten würde. Das bürgerliche Gesetzbuch mit Intestatanerbenrecht für den Grundbesitz wäre sogleich tief verhaßt. Das Intestatanerbenrecht widerstrebt dem Rechtsgefühl der Landbevölkerung in dem Gebiet der Freitheilbarkeit so stark, wie es deren beweglicheren und intensiveren Bodenbenutzung widerstrebt. Wären diese Gegenden in der letzten Agrarkommission verhältnißmäßig vertreten gewesen, so hätte die allgemeine Anwendbarkeit des Intestatanerbenrechtes auf den „kleinen wie großen" Grundbesitz gewiß starken Widerstand gefunden. Und wenn ein juristischer Sachverständiger aus Hohenzollern das Intestatanerbenrecht als den Erbgewohnheiten der dortigen Bevölkerung entsprechend anerkannt hat, so beweisen die Verhältnisse auf der rauhen Alb und an der oberschwäbischen Donau noch gar

nichts für die Durchsetzbarkeit der Einrichtung im württembergischen Unterland, am Neckar, am Rhein, am Main und in einem Theile Thüringens.

Nun wird freilich die thatsächliche Beseitigung der Freitheilbarkeit, die sich an die Füße des Intestatanerbenrechtes anheften würde, als wünschenswerth angesehen. Allein, wie namentlich Buchenberger nachweist, ohne Grund. Die Nachtheile der Freitheilbarkeit sind keineswegs so stark, allgemein und unheilbar, wie nach den Verhältnissen der norddeutschen Ebene gern und leichthin angenommen wird; wohl aber können die wirthschaftlich übelen Wirkungen des Intestatanerbenrechtes gerade in den Gebieten der Freitheilbarkeit sehr empfindlich werden. Mit Recht sagt Buchenberger (Agrarpol. I, 483): wenn die Forderung prinzipaler Bedeutung der Erbtheilung auf der Grundlage des Intestatanerbenrechts begründet erscheine solle, so müsse zuvor in zwingendster Weise der Beweis geführt sein, daß die Zulassung der Freitheilbarkeit im Erbgang überwiegende Nachtheile im Gefolge gehabt habe und haben müsse. Das sei aber durchaus nicht der Fall, und man kann hinzusetzen, daß ohne das Intestatanerbenrecht andere Heilmittel, wie die Flurbereinigung, die Feldwegregulirung, das Parzellenminimum u. s. w. erfolgreich angewendet werden können. Mit steigender Intensität der Landwirthschaft werde die Freitheilbarkeit und Verkleinerung der Größeneinheiten des Betriebes eher weitere als engere Kreise ziehen. Das Anerbenrecht habe unter der Voraussetzung intensiverer Bewirthschaftung auch Schattenseiten: Schwächung des Anerben im Betriebskapital, im Betriebskredit und in der Betriebsenergie. Das Anerbenrecht werde „eine um so gefahrvollere Rechtsinstitution, je fortgeschrittener die Bodentechnik, je höher die Reinerträge und Bodenpreise werden“. Der Zug der Zeit, das wachsende Gefühl der Gleichberechtigung Aller vor dem Gesetz drohe die Auseinandersetzung des Anerben mit seinen Geschwistern über einen „billigen Anschlag“ immer schwieriger zu machen. Die Abstoßung von Gutswerthen an die Geschwister in Form der Erbabfindung sei nicht ohne Weiteres eine bessere Einrichtung als die naturale Abstoßung von Gutsbestandtheilen durch Guts- statt durch Gutswerth-Theilung; durch die erste werden die Anwesen zwar verkleinert, aber mit Erbschaftschulden nicht belastet. Ohne Hintansetzung wohlberechtigter Interessen der Geschwister oder ohne Gefährdung der Existenzfähigkeit des Anerben gehe es beim Intestatanerbenrecht nicht ab; die altpatriarchalen Verhältnisse aber, worauf der lange Bestand des Anerbenrechtes in älterer Zeit beruht habe und dessen Erträglichkeit für die Miterben z. Th. heute noch beruhe, seien eher im Schwinden begriffen und lassen sich nicht willkürlich wieder beleben. Aus Alledem sei zu folgern, „daß ein Bedürfniß, das Anerbenrecht als prinzipiale Erbrechtsordnung wieder einzuführen, nicht anerkannt wer-

den kann, ja, daß schwerwiegende privatwirthschaftliche, volkswirthschaftliche und sozialpolitische Momente gegen eine solche Ordnung sprechen". Buchenberger erkennt dennoch eine beschränkte Zulässigkeit des Intestatanerbenrechtes als Subsidiarrechtes an, hält es aber „nur noch geeignet für Wald- und Gebirgsgegenden mit ausgesprochener Feldgraswirthschaft sowie für diejenigen mit ausgesprochener Körnerwirthschaft, wohin neben den Küstendistrikten ein großer Theil des mittleren und nördlichen Deutschlands, der skandinavischen Länder, auch Theile des nördlichen und nordwestlichen Frankreichs, große Theile Oesterreichs, Gebirgshochflächen Süddeutschlands gehören. Wo Handelspflanzenbau stattfinde oder eine blühende Industrie sich angesiedelt habe, die auch kleineren Wirthen und deren Angehörigen reichlichen Verdienst sichere, sei die Freitheilbarkeit am Platze und es erscheine lediglich als „Ausfluß doktrinärer Gleichmacherei", auch Ländergebieten dieser Art ein Erbrecht wieder aufdrängen zu wollen, dessen sie sich, wie die neuere Forschung ergebe, bereits seit Jahrhunderten entschlagen haben.

Man wird wohl zweifeln dürfen, ob überhaupt ein Intestatanerbenrecht irgendwo wiederhergestellt werden soll, wofern das Institut der Verschuldunggrenze sich durchführen ließe. Allein Das wird nicht bestritten werden können, daß den von Buchenberger bezeichneten Gegenden das Intestatanerbenrecht nicht aufgezwungen werden darf. Es ist also wirklich ein auch im Erbgang nur beschränkt anwendbares Mittel zur Verhütung der Besitzüberschuldung. Die allgemein gesetzliche Verschuldunggrenze dagegen ist bei allen Erbgängen wie bei allem kaufgängigen Grundbesitzwechsel mit Erfolg zu Ausführung zu bringen.

Das Intestatanerbenrecht verfehlt seine Wirkung endlich selbst da, wo es noch erträglich wäre, nämlich in allen Fällen einer größern Zahl von Erben. Wenigstens unter der Voraussetzung, die bei dieser Behauptung ins Auge gefaßt ist, der Voraussetzung nämlich, daß nach dem vom Dr. Miquel in der Agrarkommission gebilligten Vorschlag der Erbanschlag bei der anerbenrechtlicher Gutstaxe nach dem durchschnittlichen Ertragswerthe stattfinden, daß also jeder Erbe einen Kopftheil dieses Ertrages in Rente oder in Kapital zugewiesen erhalten soll. Dieser Vorschlag verläßt die sichere Grundlage, auf der das ältere Anerbenrecht die Besitzüberschuldung verhüten konnte, den „kindlichen Anschlag" ohne Rücksicht auf die Miterben. Solche Konzession an den „Zeitgeist" stellt den Erfolg des Rechtsinstituts selbst in Frage; denn in den zahlreichen Fällen einer größeren Zahl abzufindender Miterben genügt der gleiche Kopfantheil des Anerben am Gutsertragswerthe zur sicheren Behauptung des Gutes in der Familie, zur Verhütung seiner Besitzüberschuldung, nicht. Das Institut, wie es vorgeschlagen werden zu sollen scheint, würde also einen weiteren Theil seiner Wirksamkeit

einbüßen. Die allgemeine gesetzliche Verschuldunggrenze bagegen erfüllt den selben Zweck, ob es im einzelnen Falle viel oder wenige Miterben sind.

Diese Unzulänglichkeiten können zwar auf dem Boden des altagrarrechtlichen Untheilbarkeitprinzips ergänzt werden. Doch nur um einen Preis, der nicht mehr bezahlt werden kann und gar nicht mehr genannt werden darf, um den Preis der vollen Wiederherstellung der Gutsuntheilbarkeit, durch Wiederherstellung der vollen Besitzgebundenheit, durch Ausschließung der Freitheilbarkeit auch im Besitzwechsel zwischen Lebenden, d. h. durch Zurückgreifen auf das bäuerliche Erbgut, durch allgemeine Herstellung des Familienfideikommisses für allen, auch den bäuerlichen Grundbesitz. Als allgemeine gesetzliche Einrichtung ist jedoch das bäuerliche Erbgut schlechterdings ausgeschlossen, in einer Zeit, da selbst der fideikommissarische Großgrundbesitz angefochten ist und in England die viel mildere Form des Fideikommisses, die Familienbestiftung des Gutes (settlement) auf die Zeit der lebenden Generationen und einer ungeborenen weiteren Generation, in vollem Abbruch begriffen erscheint. Man spricht denn auch nur von fakultativem — unmittelbarem oder mittelbarem — Güterschluß, von frei zu errichtenden bäuerlichen Erbgütern oder von Heimstättengütern. Diese beiden Institute bleiben aber nothwendig totgeborene Kinder. Das bayerische Gesetz vom 22. Februar 1855, das die fakultative Errichtung bäuerlicher Erbgüter ermöglichte, hat nur in drei Fällen Anwendung gefunden; da für die drei Güter ein Umfang von 4729 Hektar angegeben wird, ist vielleicht keines davon ein Bauerngut gewesen.

Hiernach ist das Intestatanerbenrecht in der Wirkung unvollständig, und das einzige Mittel, die Wirkung vollständig zu machen, für unsere Zeit schlechterdings nicht mehr angängig. Um so schlimmer, daß es, wie weit seine Wirkung immer reichen wird, auch an sich selbst die schwersten und völlig unwiderlegbare Bedenken gegen sich hat, und zwar Bedenken, die sämmtlich darauf zurückführen, daß jede Art von Untheilbarkeit als gemeines Recht mit dem Lebensbedürfniß und daher auch mit dem Rechtsgefühl der Neuzeit sich im Widerspruch befindet und daß das Intestatanerbenrecht die Grundbedingungen der modernen Landwirthschaftbewegung und Landwirthschaftentwickelung verletzt. Es sind in dieser Richtung namentlich fünf Einwürfe zu machen: einmal die Sperrung des Fortschritts zu intensiverer Bodenbenutzung durch künstliche Hinhaltung des alten Patriarchalismus; weiter die einseitige Geltendmachung des Ertragswerthes beim Erbanschlag mit völliger Zurückdrängung des innerhalb gefahrloser Verschuldung erreichbaren Verkehrswerthes, was die doppelte Folge unvermeidlicher Willkürlichkeit des Erbanschlages und der Verkürzung der Miterben herbeiführt; drittens die unumgängliche Zurücksetzung der Miterben

noch hinter den gleichen Kopftheil am Durchschnittsertrag des Gutes; die Willkürlichkeiten und Künsteleien der Eintragung in die Zwangshöferolle und der Einführung einer unerläßlich auf die Gebürtigkeit zu stützenden anerbenrechtlichen Erbfolgeordnung; endlich die Verhinderung rechtzeitiger Bewegung des Grundbesitzes zum persönlich tüchtigsten und besitzlich kräftigsten Wirth, sei dieser ein Miterbe oder ein Dritter, verbunden mit der Erstickung des Antriebes zu Ersparungen und Vermögensansammlungen, die zur Besitzerwerbung bezw. Besitzhinterlassung ohne Besitzüberschuldung befähigen. Diese Uebelstände entspringen sämtlich daraus, daß man altagrarrechtlich mit der Untheilbarkeit, statt modern agrarrechtlich mit entsprechender Fortbildung des landwirthschaftlichen Kreditrechtes im Sinne der Neuzeit operirt.

Die Sperrung des Fortschrittes zu intensiverer Bodenbenutzung wird sich selbst in solchen Gebietstheilen zeigen, wo im Allgemeinen die Landwirthschaft extensiv ist und der Hofschluß des Grundbesitzes überwiegend von den klimatisch gegebenen Verhältnissen begünstigt ist; denn es giebt immer wenigstens einzelne Orte und Gegenden, wo in Folge des Eindringens der Industrie, in Folge der Großstadtbildung, in Folge der Entwickelung der Verkehrswege, in Folge von Neuerungen in der Betriebstechnik, die Landwirthschaft zu höherer Intensität hindrängt und auch das allgemeine Interesse Freitheilbarkeit fordern darf. Da sprechen alle die Gründe, die vorhin, nach Buchenberger, gegen die Verallgemeinerung des Intestatanerbenrechtes aufgeführt werden mußten, auch gegen dessen partielle Verallgemeinerung für einzelne Provinzen und Zonen. Die Besitztheilung des Bodens durch testamentarische Verfügung und durch freie Abverkäufe unter Lebenden wäre zwar rechtlich möglich, thatsächlich aber wäre die Anpassung an neue Bedürfnisse der Bodennutzung stark gehemmt, sobald das Anerbenrecht feste Sitte geworden wäre; die analoge Thatsache, daß der geschlossene Rittergutsbesitz noch am Rande erwachsender Großstädte den Körnerbau aufrecht erhält, wo Gemüsebau angezeigt wäre, giebt immerhin zu denken. Die Betriebsintensität kann also unnatürlich durch die Erbuntheilbarkeit zurückgehalten werden. Ist denn jedes Gebirgs- oder jedes Flächenland unter heutigen Verhältnissen gegen das Eindringen der Industrie abgeschlossen? Im Gebirge sind Wasserkräfte, die in unserem Zeitalter der Elektrizität nicht blos den Fabrikbetrieb an sich ziehen, sondern auch dort eine kerngesunde Kleinmotorenindustrie zur Entwickelung zu bringen gestatten. Und auch in den Ebenen, in welche Kohle zu Wasser wohlfeil eingeführt werden kann, giebt es immer neue Punkte, wo Handel und Industrie heimisch werden können. Das Intestatanerbenrecht wird der Entwickelung überall Fußschellen anhängen, die durch gesetzliche Zulassung außerordentlicher Befreiung nicht wesentlich zu erleichtern sind.

Nun will man die Aufrechterhaltung der alten „patriarchalen" Zustände durch das Intestatanerbenrecht erzielen. Man idealisire da nur nicht! Die Aufrechterhaltung der patriarchalen Verhältnisse ist volkswirthschaftlich gleichbedeutend mit der Stabilisirung eines mehr oder weniger extensiven Betriebes, also jedenfalls kein Fortschritt. Ist es denn aber überhaupt wünschenswerth, die Weiterentwickelung der Wirthschaftintensität zu hemmen, und ist es möglich, die Bevölkerung der Gegenden des Anerbenrechtes der Berührung mit der übrigen Welt und namentlich der Ansteckung durch höhere Spannung der Bedürfnisse zu entziehen? Diese Fragen werden nicht bejaht werden können. Und so gar ideal sind diese patriarchalen Zustände denn doch nicht: mit ihrer Erschwerung der Heirathmöglichkeit für die zurückgesetzten Geschwister, mit ihrer Hemmung der Volkszunahme trotz steigender Ziffer der unehelichen Kinder, mit ihrer thatsächlichen Herabsetzung der nach- oder vorgeborenen Geschwister zu Knechten und Mägden des Anerben. Wer die Kehrseite der Medaille des Patriarchalismus namentlich vom nationalen Standpunkt aus ansehen will, braucht nur die Untersuchungen von Hainisch, Herkner, Wittelshöfer über die nationale Gefährdung der cisleithanischen Deutschösterreicher zu lesen.

Von dem cisleithanisch deutschen Gebiete, sagt Wittelshöfer, sind Nordböhmen und das Centrum Inneröfterreichs Industriegebiete, der Rest zumeist Alpenland (mit Intestatanerbenrecht als Gewohnheitrecht), während die nordslavischen Gebiete überwiegend, die südlichen fast ganz Agrikulturgebiete sind. Die czechische Landwirthschaft ist theilweise gut situirt, eben so Stücke Steiermarks, im Uebrigen finden sich auch sehr ungünstige wirthschaftliche Verhältnisse, insbesondere in Krain. Aus dieser Sachlage folgt daß in den nichtalpinen deutschen Gebieten sich wachsende Erwerbsgelegenheit bietet, während die agrikolen Gebiete zur Abgabe von Menschen disponirt sind. Es entwickelt sich eine Bewegung, die einen starken Menschenstrom aus den zumeist slavischen südlichen und centralen Theilen Böhmens und aus den südslavischen Gegenden, insbesonders aus Krain, nach Nordböhmen und in die industriellen Theile Inneröfterreichs führt. Die deutschen Alpenländer, die im Großen und Ganzen eine solche Zuwanderung nicht erfahren haben, weisen dagegen eine sehr ungünstige Entwickelung der Bevölkerung auf. Die jährliche Zuwachsrate, für ganz Cisleithanien 0,817%, beträgt in Oberösterreich nur 0,31, in Tirol 0,20, in Kärnten 0,32. Die Zahl der böhmisch-mährischen Heimathberechtigten in Nieder-Oesterreich wächst rapid; sie betrug 1869: 310,414, 1890: 616,511. Von den in Wien als anwesend gezählten Personen gehörten 1890 nach ihrer Heimathberechtigung 34,91 pCt. nach Wien und fast eben so viele, 33,21 pCt., nach Böhmen und Mähren. Daher klagt Hainisch: „So lange

in den Alpenländern Grundeigenthumsvertheilung und landwirthschaftlicher Betrieb die selben bleiben, wird auch jede nationale Politik, mag sie nun die Erlangung eines Einflusses auf die Regirung oder die Erweckung deutschen Nationalgefühls auf ihre Fahne schreiben, nichts Anderes erreichen, als daß ein Prozeß (deutscher Nationalitätverlust) verzögert wird, der sich tagtäglich mit elementarer Macht unter unseren Augen vollzieht."

Eine „Absorption" der Slaven in das Deutschthum durch Annahme der deutschen Sprache findet wohl vielfach Statt. Allein nicht für immer ist sie gesichert, denn „Blut ist ein ganz besonderer Saft". Sobald die Zugewanderten sich verdichtet haben, bricht leicht auch die alte Sprachnationalität wieder hervor. Wie war es denn in diesem Jahrhundert mit den Czechen? Ihre Sprache war durch zweihundert Jahre bei den Gebildeten fast erstickt. Noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts stand es so, daß Palacki und Schafarik — ich habe diese Mittheilung von einem nächsten Verwandten des zuletzt Genannten —, im Böhmerwald vom Gewitter überfallen und in eine baufällige Schenke getrieben, scherzten: die über ihnen zusammenstürzende Schenke würde auch ein neues Grab für die czechische Nationalität werden. Und wie stark war diese schon 1848 geworden, wie stark ist sie heute?! Die Volksvermehrung aus der Blutsnationalität heraus ist doch das Sicherere. Und dieser ist das Intestatanerberecht nicht günstig, denn der Anerbe heirathet spät, die uneheliche Fruchtbarkeit wächst zwar relativ sehr stark, aber nicht so, daß die Stärke der ehelichen Fruchtbarkeit damit erreicht werden könnte.

Ein zweites schweres Bedenken erhebt sich gegen das Intestatanerbenrecht, wenn der Erbanschlag nach Ertragswerthsschätzung stattfindet. Diese Regelung ist auch in der Agrarkommission empfohlen und vom Herrn Miquel mit besonderem Wohlgefallen aufgenommen worden. Diese Einrichtung geht jedoch viel zu weit. Nicht in allen Fällen braucht der Ertragswerth, der dann stets als Schätzungwerth ohne objektiven Halt an Verkehrswerthen, behandelt werden muß, für die Gutstaxe maßgebend zu sein. Es gilt nur das Eine, den durch ungesundes Mitbieten zahlungunfähiger Besitzliebhaber unnatürlich gesteigerten Verkehrswerth als Grundlage der Uebernahmetaxe auszuschließen. Dagegen der ohne Verschuldung, — bezw. innerhalb eines nicht ruinösen Spielraums der Besitzverschuldung — auf dem „Grundmarkt" erreichbare Verkehrswerth soll nicht und darf ohne Schaden nicht außer Spiel gesetzt werden. Vielmehr sichert er vollkommen gegen Besitzüberschuldung, auch wenn er über dem Ertragswerth sich auf dem „Grundmarkt" durch Wettbewerb von Miterben oder von dritten Kaufsliebhabern feststellt. Das aber ist aus zwei Gründen besonders wünschenswerth. Der Erbanschlag verliert die Willkürlichkeit des bloß schätzungweise angenommenen Ertragswerthes und

der Erbanschlag zum natürlichen Verkehrswerth wird den Miterben vollständig gerecht, ohne den Gutsübernehmer in eine unhaltbare Lage zu versetzen. Jeder der Erben hat den Anspruch auf den Kopfantheil an dem ohne Besitzüberschuldung erreichbaren Verkehrswerth, nicht blos an dem geschätzten Ertragswerth. Der Ertragswerth in jedem Fall ist ungerecht.

Man hat zwar die Ungerechtigkeit durch Künsteleien beseitigen wollen: theils durch ein Vorkaufsrecht der Miterben, falls der Anerbe das Gut zu einem den Ertragswerthanschlag übersteigenden Verkehrswerth freihändig an Dritte veräußert, theils durch den Vorbehalt auf Nachabfindung für jeden Miterben aus dem den Ertragswerth übersteigenden Theil des Verkaufspreises, den der Anerbe binnen zehn und zwölf Jahren nach der Gutsübernahme im freihändigen Losschlagen erreichen würde. Allein davon abgesehen, daß solche Maßregeln in der Praxis als schwer zu handhabende Einrichtungen sich darstellen, so verliert die Zurücksetzung der Miterben nichts von ihrer Ungerechtigkeit; denn auch dann, wenn das Gut nicht losgeschlagen wird, bleibt der Anerbe bevorzugt. Die Ermittelung des innerhalb der wirthschaftlich zulässigen Verschuldunggrenze sich feststellenden, sogenannten natürlichen Verkehrswerthes ist für eine gute Erbtheilungordnung mit zureichendem Erfolg auch wirklich ausführbar. Einer guten Erbtheilungordnung wird diese Ermittelung erreichbar sein, wenn sie für den Fall, daß die Erben weder über den Erbanschlag zu Geld noch über die naturale Gutstheilung sich frei verständigen, die Feilbietung des Gutes im Ganzen oder bei Parzellenwirthschaft in Parzellen anordnet und erst für den Fall des Ausbleibens von Angeboten den Erbanschlag nach der Ertragswerthschätzung verfügt. Das aber entspricht der Gerechtigkeit; denn nicht der geschätzte Ertragswerth, sondern der auf dem „Grundmarkt" von einem innerhalb der Verschuldunggrenze noch zahlungsfähigen Kaufliebhaber zur Zeit der Erbfälligkeit gebotene höchste Verkehrswerth ist maßgebend für einen gegen alle Miterben gleich gerechten Erbanschlag.

Ein dritter Grundschaden, der dem Intestatanerbenrecht anhaftet, ist die Zurücksetzung der Miterben. In allen Fällen größerer Erbenzahl genügt dem Anerben der Bezug eines Kopfantheils am Ertragswerthe zur Behauptung des Gutes nicht. Wenn das Intestatanerbenrecht seinen Zweck erfüllen soll, ist also Begünstigung des Anerben in irgend einer Form erforderlich. Diese Bevorzugung, die alles ältere Intestatanerbenrecht kennt, konnte einst von den Miterben ertragen werden; das Gut war ja noch wirkliches Familiengut, der Familiensinn verlangte die Familienbehauptung, die zurückgesetzten Erben hatten wirklich Rückhalt an, hatten Beschäftigung und Nothversorgung bei dem Anerben. Allein Das ist heute nicht mehr allgemein so und der „Zeitgeist", übereinstimmend mit der that-

sächlichen Mobilisirung der Wirthschaftverhältnisse, erträgt die Zurücksetzung immer weniger, macht die testamentarische Fürsorge des Erblassers für die Erhaltung des Gutes in der Familie immer machtloser. Die Zurücksetzung ist aber vollständig entbehrlich, sobald die Erbtheilung auf Grund jenes gesunden Verkehrswerthes erfolgt, den das Gut im Zustande seiner Hinterlassung und zur Zeit der Erbtheilung erreicht. Und so entbehrlich wie unrichtig erscheint denn auch die Bemäntelung der Ungerechtigkeit. Die Bemäntelung hat schließlich zweierlei Gestalt angenommen. Die Einen behaupten, daß der Anerbe seine Bevorzugung den Miterben wieder gut mache, da er ihnen im Gute ein Nothheim biete; Das ist selbst dann, wenn der Anerbe dies Nothheim nicht freihändig veräußert, nur sehr beschränkt richtig, da die Miterben weder rechtlich gesicherten Anspruch auf Nothunterstützung erhalten, noch thatsächlich im Versorgungzusammenhang mit dem Eigenthümer des „Familienbesitzes" bleiben. Die Anderen sagen, daß der Anerbe die Bevorzugung verdiene, weil er die hypothekarisch auf das Gut eingetragene Abfindungrente den Erben sicher stellt; Das ist nicht richtig, da der Anerbe das Gut und die darauf hypothezirten Abfindunganspüche auch verschlechtern kann.

Das Intestatanerbenrecht hat den weiteren Nachtheil, daß zu seiner Handhabung Künsteleien nöthig werden, die schwer durchzuführen sind, dabei der Willkür Vorschub leisten und auf die Wiedereinführung des Gebürtigkeitprinzips in das Recht sich stützen müssen. Deren seien hier nur zwei erwähnt: die gesetzliche Auswahl der Güter zur Eintragung in die Zwangshöferolle und die anerbenrechtliche Erbfolgeordnung auf Grund des Geburtvorzuges. Die Auswahl der zum Anerbenrecht pflichtigen Güter ist gesetzgeberisch sehr schwierig und kann in willkürfreier, ungezwungener Weise nie und nirgends stattfinden; das Intestatanerbenrecht kann ja, wie schon gezeigt worden ist, nicht auf Güter jeder Größe und klimatischen Beschaffenheit, namentlich nicht auf kleine, unselbständige Güter, Taglöhner- und Gewerbegüter, angewendet werden; die einfache Verallgemeinerung des Intestatanerbenrechts mußte abgewiesen werden. Daher kann die gesetzliche Auswahl der anerbenrechtspflichtigen Gutsobjekte nicht entbehrt, es muß bestimmt werden, welche Güter in die „obligate Höferolle", in das Verzeichniß der anerbenrechtspflichtigen Güter, einzutragen sind. Damit wird, sagt auch Buchenberger, dem Gesetzgeber „eine besonders schwierige Aufgabe gestellt". Die Feststellung wird wegen der Verschiedenheit der Boden-, Klima-, Absatz- und Betriebsintensitätverhältnisse nur für kleine Gebiete erfolgen können. Bei vielen verstärkt sich mit dem Fortschritt in der Betriebsintensität, mit der Entwickelung der Industrie, mit dem Erwachsen und Anwachsen von Städten, das Bedürfniß der Freiheit vom Intestatanerbenrecht.

Erheblich sind sodann die Schwierigkeiten der künstlichen Erb-

folgeordnung für die dem Intestatanerbenrecht unterworfenen Güter. Die gewöhnliche Einrichtung ist die, daß der erblassende Besitzer unter den zur Gutsnachfolge Berufenen die testamentarische Wahl frei hat. Aber meist wird nicht testirt, was bei der Abgeneigtheit des Landmannes gegen besondere schriftliche Verfügungen auch nicht leicht anders werden wird. Deshalb muß vom Gesetz eine Intestaterbfolgeordnung aufgestellt werden. Dabei fragt es sich zuerst, ob nur Deszendenten oder auch Aszendenten und Geschwister des Erblassers, bezw. dessen Deszendenten, berufen werden sollen, ob auch dem überlebenden Ehegatten ein Successionrecht, mindestens eine „Sitzgerechtigkeit", eingeräumt werden soll, ob die Kinder und Blutsverwandten weiblichen Geschlechts ganz ausgeschlossen oder den männlichen Erben blos nachgesetzt werden sollen, ob uneheliche Kinder — es giebt deren bei der Verspätung der Ehe auch des Anerben und beim Ledigbleiben der Miterben in den patriarchalen Anerbenrechtsgebieten ziemlich viele — nicht successionberechtigt sein oder erst nach den ehelichen Kindern zur Erbfolge gelangen sollen. Man wird zwar den Kreis der Successionberechtigten grundsätzlich so weit wie möglich zu ziehen haben, damit der Zweck des Gesetzes so allgemein wie möglich erreicht werde. Allein Schwierigkeiten und Zweifel für die Ordnung im Einzelnen ergeben sich dennoch schon hier. Aber noch bestreitbarer ist die Frage, ob innerhalb der männlichen, bezw. weiblichen Deszendenten des gleichen Grades das Majorat oder das Minorat den Vorzug verdiene, und noch immer ist diese Frage bestritten. Die Erbfolge des ältesten Sohnes oder das Majorat erscheint an sich als das Natürliche. Aber beim Majorat erfolgt zu frühe Gutsübergabe mit allen begleitenden schlimmen Umständen, mit lange dauernden Leibgedingslasten und mit Händeln zwischen Eltern und Anerben. Beim Minorat, dem Erbrecht des jüngsten Sohnes, wird Dies vermieden, die Abfindung ordnet sich glatter, die Eltern sorgen mehr für die vorgeborenen Kinder, „das jüngste Kind erbt", wie J. v. Möser sagt, „damit die älteren aus dem Neste sind, wenn der jüngere wieder brüten will". Allein die Nachtheile fehlen auch beim Minorat nicht; mit der Geburt eines weiteren Sohnes werden Hoffnungen der vorgeborenen Kinder erweckt und nicht selten wird vormundschaftliche „Interimsverwaltung", nicht zum Vortheil des Gutes, zur Nothwendigkeit. Für keine der beiden Arten der Erbfolgeordnung des Intestatanerbenrechts läßt sich eine Entscheidung treffen. Am Besten ist es, wenn Beide entbehrlich gemacht werden können. Höchstens wo das Anerbenrecht der einen oder der anderen Erbfolgeordnung sich durch die Macht der Gewohnheit erhält, mag sein jäher Abbruch zu vermeiden sein; die allgemeine Neueinführung rechtfertigt sich nicht. Auch in diesem Fall subsidiär gewohnheitrechtlicher Geltung des Anerbenrechts wird jedem Gutseigenthümer, der es wünscht, die Löschung des Guts in der

Intestathöferolle freizustellen sein, wenn er vorzieht, einem gemeinen Erbrecht mit direkter Verschuldunggrenze sich zu unterwerfen.

Das Intestatanerbenrecht hindert aber auch die Bewegung der Güter zum persönlich tüchtigsten und besitzlich kräftigsten Wirthe und lähmt daneben sowohl das Streben der Erbanwärter, durch Ersparung und sonstige Mittel einst in den Besitz des Gutes zu kommen, als den Trieb der Erblasser, durch Ersparung — namentlich in Form der Lebensversicherung — das Gut in der Familie vererbbar zu hinterlassen. Nicht als ob die Bewegung zum wohlhabendsten Kaufliebhaber, der das Gut auch ohne Besitzüberschuldung am Besten zu zahlen vermag, das durchaus Wünschenswerthe wäre, auch wenn dieser Gutsliebhaber der Familie des Erblassers fremd ist. Allein darum handelt es sich nicht. Die Frage ist, die Familie übernahmefähig zu erhalten durch Hinderung der Besitzüberschuldung und durch die damit verbundene Zurückdrängung des Verkehrswerthes gegen den Ertragswerth hin, eines, und zwar das persönlich tüchtigste, besitzlich kräftigste, der Kinder des Erblassers übernahmefähig zu machen und den Erblasser zu einer Wirthschaftführung zu bestimmen, deren Vermögensansammlung eine das Gut in der Familie erhaltende Erbauseinandersetzung ermöglicht. Die Verschuldunggrenze dient dem behauptungfähigen Familienbesitz, führt aber auch den rechtzeitigen Uebergang des nicht zu behauptenden Familienbesitzes in dritte Hände herbei.

Das Intestatanerbenrecht ist endlich für unsere Zeit entbehrlich. An die Stelle des Intestatanerbenrechtes kann die allgemeine gesetzliche Verschuldunggrenze treten. Das Intestatanerbenrecht selbst erfüllt ja seinen Zweck nicht dadurch, daß es eine eigenthümliche Erbeinrichtung ist, sondern dadurch, daß es gleich dem Institut der allgemeinen gesetzlichen Verschuldunggrenze, nur nicht unmittelbar, die Besitzüberschuldung verhütet. Das Intestatanerbenrecht ist daher überflüssig, wenn man die allgemeine gesetzliche Verschuldunggrenze einführen will. Die vom Dr. Miquel nachgewiesene Thatsache, daß in den Anerbenrechtsgegenden die Verschuldung eine geringere ist, spricht noch nicht für das Intestatanerbenrecht; denn nicht erbrechtlich wird die Verhütung der Besitzüberschuldung noch wirksamer, einfacher und schlechthin allgemein durch die Verschuldunggrenze erreicht.

Hat denn aber die Verschuldunggrenze nicht auch Bedenken gegen sich? Ich glaube: nein. Dennoch wird auch die Verschuldunggrenze die Ueberschuldung, die nicht aus dem Mißbrauch des Besitzkredites, sondern aus demjenigen des Wirthschaftkredites stammt, nicht verhindern. Es wird daher gut sein, nach einem einfachen Mittel zur Verhütung auch dieser anders verursachten Verschuldung noch ernstlich Ausschau zu halten.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Ausstellungen in London.

Ich war etwas entsetzt, als mir mein letzter Aufsatz „Kunstausstellungen in der Fremde“ im Druck unter die Augen kam. Watteau ist natürlich in Valenciennes geboren, nie ist Das bestritten worden und man weiß es im Schlafe. Nun hatte ich es im Wachen übersehen und Valenciennes mit Lille verwechselt; und die glücklich unpräzise Zeit, in der man Böhmen am Meere liegen lassen konnte, ist vorbei. Aber wenn ich auch die bei einander liegenden Städte verwechselt hatte, den Sinn des Passus, der Watteau betraf, halte ich aufrecht; es ist ein Unrecht, Watteau als einen Vlamen in Anspruch zu nehmen. Man müßte im Gegentheil, wäre er, was er nicht ist, im echtesten Mittelpunkt des vlämischen Landes zu Hause gewesen, bei ihm bemerken: obgleich er da geboren ist, ist er Franzose. Das Umgekehrte findet man aber in jener Biographie von Emil Hannover, die mit den Worten beginnt: Watteau ist von vlämischer Herkunft. Herausfordernd genug schließt hiermit der erste Absatz und sofort theilt sich dem Leser eine unrichtige Vorstellung mit. Die Biographie, statt mit ihrem ersten Satze ein Gesammtbild zu formuliren, fängt damit an, eine falsche Stimmung zu geben, und wenn man, von Goncourts auf wenige Seiten beschränkter, doch völlig erklärenden Charakteristik des großen Malers kommend, diese dänisch-deutsche Arbeit in die Hand nimmt, erfüllt Einen das Bedauern über einen solchen ersten Satz, der der Stimmung, in die uns Watteau versetzt, eben so entgegengesetzt ist, wie die wunderbare Sprache Goncourts ihm entsprechend ist; man empfindet den Satz als eine Ohrfeige, als eine gefühllose und doktrinäre Aufdringlichkeit.

Schlimmer noch erscheint der Mißgriff in der Erwägung, wie eine solche, von dem subtilen Forscher noch immer mit späterer Einschränkung entwickelte, glänzend und kühn scheinende Lehre in die Vorstellung der Kunstschriftsteller niedrigeren Ranges übergeht, da denn in der That der Gebrauch allgemein geworden ist, daß verweisend behauptet wird: Pah, Watteau ist ein Vlame. Diese Leute gehen damit über Das hinaus, was Emil Hannover sagt. Da er selbst aber so aufrichtig ist, in der von ihm geschriebenen Biographie viel von dem Satze, mit dem er anhebt, zurückzunehmen, muß man fragen: weshalb fing er damit an, die Dinge auf den Kopf zu stellen? Watteau ist so sehr Franzose, wie man es nur sein kann; auch an den Bildern, die vlämisch bei ihm scheinen, erkennt das geübte Auge den französischen Ursprung. Es sind Motive, die den groben Beschauer, der nichts als einige kunstgeschichtliche Uebung hat, sofort vlämisch anmuthen, den geübteren Beschauer hingegen sagen lassen, sie sind anders als vlämisch. Aber so groß ist die Freude am Paradoxen bei der Klasse

unserer verallgemeinernden Kunstschriftsteller, so groß ihr Trieb, dem Publikum das Gegentheil von Dem, was es erwartet, sagen zu dürfen, daß sie jauchzend rufen, aus den Bildern von Watteau, die nur wir kennen, aus den Euch nicht bekannten Dorfbildern geht hervor, daß er ein Vlame ist ... Diese Leute ahnen nicht, wie sehr sie sich kompromittiren; sie stimmen, wenn sie Solches sagen, mit Voltaire überein, von dem es feststeht, daß er nichts von Malerei verstand.

Herrn Hannover, der das Buch L. Celliers aufführt, muß ich darauf hinweisen, daß dieser Autor, der so sehr und selbst zu sehr Valenciennes' Einfluß auf Watteau betont, es thöricht nennt, sich mit jener Legende abzugeben, die es ausmalt, wie Watteau von den Kirmessen, Gauklern, Bänkelsängern in seiner Vaterstadt die ersten lebhaften Vorstellungen eingesogen habe; Hannover bringt diese Legende doch. Dann ist es mir aufgefallen, daß Hannover im Texte seiner Arbeit zu dem Bild Watteaus „la vraie gaîté" bemerkt: „Watteaus vlämische Herkunft tritt hier deutlich zu Tage." In einer Anmerkung hinten im Buche fügt er aber hinzu: „Der französische Geist des Bildes ist doch offenbar, wie sehr auch die äußere Form an Teniers erinnern mag". Und so ist es auch. Man fragt sich nun, da Hannover selbst es einsieht und nur seine Kunstgeschichte treibenden Leser es eigentlich sind, die die Mär von Watteaus vlämischem Naturell ganz vertreten, weshalb Hannover auch nur den Anstoß zu den verkehrten Verallgemeinerungen geben mochte, und weshalb er im Texte sagte, was er in der Anmerkung aufhob.

Und nach dieser Abschweifung kehre ich zu meinem Thema, Londoner Ausstellungen, zurück.

Das Bild, das in der Akademie in der Mitte der Hauptwand hängt, also das eigentliche „Bild der Season" ist, ist diesmal ein sehr schwaches: das Portrait einer Schauspielerin in einer bestimmten Rolle mit allen Mängeln, die Schauspielerbildnissen anhaften müssen. Denn wenn diese Bildnisse sich wirklich vom Geist der Rolle bestimmen lassen, wird der Schauspieler nicht getroffen, und trifft man diesen, erhält man natürlich ein schwächeres Bild der Heldin, als es der Maler sonst bieten könnte, sobald er den Charakter der Person des Stücks ohne das Medium des Schauspielers walten lassen darf. Trotzdem findet dieses Bild vielen Beifall.

Eine große Reihe poetischer Darstellungen, unter denen ein Bild von E. A. Abbey hervorragt, sowie eine noch größere Reihe nur poetisch gemeinter Arbeiten ist zu bemerken. Allen diesen Werken haftet aber ein Vorzug an: sie sind nicht unbrauchbar für das Zimmer. Die englischen Maler sind schließlich so praktisch wie ihre Nation überhaupt. Während bei uns und in Frankreich das nur die Maler Interessirende auf den Aus-

stellungen überwiegt, ist in der Londoner Akademie-Ausstellung, so viele schwache Bilder sie auch enthält, kaum eines, von dem man nicht sagen müßte, daß es Dem, der es besitzt, an der Wand seines Zimmers eine Freude bereiten kann. Von dem Wehen jener Leidenschaft für neue Probleme, das die Künstler der „Sezession“ in München wie die besten des Marsfeldes in Athem hält, spürt man hier weniger. Man bemüht sich vielmehr, was Andere in dieser Beziehung geschaffen haben, für mildere Ansprüche zurechtzumachen. So sieht man manche Bildnisse, die, entschieden unter dem Einflusse der Schotten entstanden, eine glättende Hand erkennen lassen, mehr Nivellirungarbeit. Natürlich würde die Ausstellung nicht vollständig sein, sähe man nicht auch ein Portrait im Jagdfrack. Herkomer dagegen hat in prächtigem, reichem Mantel den Marquis von Salisbury ausgestellt. Mit diesem Bilde weicht er von seinem Habitus ab. Denn das Gewohnte bei Herkomer ist, das Portrait eines Mannes sitzend zu malen, die Hände bei einander, die Ellenbogen auf die Lehne des Sessels aufgestützt. Auch hat Herkomer auf dieser Ausstellung mehrere solcher Bildnisse. Wie genau kennt man nun schon diesen Sessel! Möchte sich doch Herkomer einmal einen andern Stuhl nehmen. Die bei Weitem schönsten und künstlerischsten unter den Portraits sind von Watts. Unter Anderen hat er George Meredith gemalt, den Autor, der so wunderhübsch schreibt, von dem aber doch gesagt wird, er könne kein Englisch.

In der New-Gallery trifft man keine Menschen. Diese Ausstellung, die in Regentstreet liegt, scheint wesentlich nur dann besucht zu werden, wenn einer jener plötzlichen Regenschauer, an denen das Klima Londons so reich ist, den Aufenthalt unter einem Dache für eine Dame wünschenswerth macht. Diese Ausstellung verdient indessen, besucht zu werden. Denn sie, die Nachfolgerin der ehemaligen Grosvenor-Gallery, die ein Klub geworden ist, enthält neben allerdings manchem Dilettantischen die hauptsächlichsten neuen Werke jener Maler, die früher der Grosvenor-Gallery eine so eigenthümliche Weihe gegeben hatten: sie enthält stets einige der neuen Werke von Watts und Burne-Jones.

Es giebt aber nur eine einzige Ausstellungeinrichtung, die dauernd mit der Ausstellung der Akademie die Beliebtheit zu theilen scheint, und Das ist die Crafton-Gallery. Sie beherbergt diesen Sommer eine jener beiden Leih-Ausstellungen, von denen ich neulich sprach, und diese hier führt den Titel „Fair Women“. Sehr hübsch bemerkt zu diesem Titel der Katalog, man nehme wohl unschwer wahr, daß manche der ausgestellten Damen mehr ihres Geistes oder ihres Einflusses wegen in diese Ausstellung aufgenommen worden seien als gerade wegen ihrer Schönheit; es gäbe aber keine Gesetze über die Schönheit. Und jedenfalls hätte es immer wenigstens Eine Person gegeben, die die betreffende Dame schön gefunden habe.

Wesentlich gehören die ausgestellten Damen dem achtzehnten Jahrhundert an. Zwar sieht man zwei egyptisch-griechische Bildnisse, einige interessante Proben aus der italienischen und deutschen Malerei, Rubens, van Dyck, treten auf, das Alles ist aber doch nur eine rasche Introduktion und der Schwerpunkt ruht in den Bildnissen des achtzehnten Jahrhunderts, welche sowohl von englischen wie französischen Malern stammen und deren Sujets jene „Fair Women" bilden, von deren Namen man unterrichtet ist, deren Nachkommen noch heute meistens die Besitzer der Werke sind und über deren „Geist und Einfluß" die Memoiren der Zeit so treue Berichte gegeben haben. Es ist eine sehr anziehende Ausstellung für Den, den die Kultur des Jahrhunderts interessirt; und es ist auch eine wunderschöne Ausstellung in Bezug auf malerische Ausbeute.

Unter den Franzosen kommt natürlich hauptsächlich Greuze zu Ehren, dieser Maler, der in der Meinung des großen Publikums seine Hauptbedeutung in jenen sittlichen Genrebildern hat, die einer verworfenen Zeit den Blick auf die Freuden des Familienlebens gewährten, während hingegen die Kenner von Greuze nur das just Umgekehrte achten, die sehr zart gemalten Köpfe, die ganz jungen Mädchen angehören und die zur Erbauung weniger gemalt worden sind als wegen des Schmelzes ihrer Farben, des Glanzes ihrer Augen und des verführenden Liebreizes ihrer Züge.

Das außerordentliche Talent der gleichzeitigen englischen Portraitmaler nimmt den Kampf mit Greuze erfolgreich auf. Die Schönheitengallerie, die wir hier von Reynolds, Gainsborough, Romney dargestellt sehen, wird ewig dem Tempel der Kunst angehören. Von Romney ist der Begriff der Lady Hamilton eben so unzertrennlich wie von Reynolds der der Akademiepräsidentenwürde. Man ist jetzt bei uns zu sehr geneigt, ihn als den Bonzen hinzustellen, während Gainsborough als der Sieger hingestellt wird, der wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet. So köstlich auch Gainsborough in seinen allerschönsten Werken ist, so naiv, so erfrischend, so silberhell und klar, es bleibt doch keine Frage, welche ungemeine Bedeutung Reynolds innewohnt. Je mehr man von ihm sieht, desto mehr muß man ihn achten. Er ist erstaunlich. Er hört nie auf, gute Bilder zu malen. Er malt von des Morgens um zehn, um elf erscheint das erste Modell, um zwölf das zweite, und während die Damen und Herren, die er zu malen hat, nach nur einer Stunde Sitzung wieder die reine Luft von draußen athmen, bleibt Reynolds unermüdet und frisch in seiner Werkstatt. Trotz des raschen Arbeitens und des fast geschäftsmäßigen Uebergangs von einem angefangenen Bild zum andern in allen eine große künstlerische Leistung. Es ist wahrhaft zum Erstaunen. Gainsborough kann lebhafter entzücken. Es giebt Bildnisse von ihm, deren Grazie —

keine feste und bestimmte, ein Mal für alle bezeichnete Grazie, nein, eine Grazie ganz leichter und luftiger Art, eine geniale Grazie im Gegensatz zu einer nur gesellschaftlichen — ein Entzücken hervorruft, so groß, wie wohl keines modernen Menschen Entzücken über andere alte Meister sein kann; sie stehen uns so nahe; liebkosend betrachten wir diese hellen frischen Züge vor den Zweigen im Morgenwind. Aber, hélas! obgleich Gainsborough viel weniger Bildnisse gemalt hat als Reynolds, viel weniger fleißig war, er hat doch nicht bei allen Bildnissen, die er gemalt hat, dieses Summum von Vortrefflichkeit, und es ist eine ganz gerechte Sache gewesen, daß Reynolds der Präsident war.

Romney steht und fällt mit Lady Hamilton; er malt sie als Ariadne wie als büßende Magdalena, er malt sie als Bacchantin und bittet sie danach, ihre schönen, regelmäßigen, an die Antike gemahnenden Züge wie zu einer flehentlichen Bitte zu erheben. Romney kann ein ganz ausgezeichneter Meister sein; manchmal aber ist ers auch nicht. Er giebt dann nur das Lineare, er vollendet nicht, und eine braunrothe Farbe der Schatten macht sich unangenehm bemerkbar.

Während ich nun viele der kleineren Maler der Epoche nicht nenne, die mit in ihrer Weise vorzüglichen Werken den Chorus abgeben, kann ich nicht umhin, dort auf die Ausstellung noch einzugehen, wo sie den für uns so interessanten Gegensatz zwischen Modern und Alt zeigt.

Plötzlich ist man hier von der Modernität umgeben. Gleich das erste Bild, das man in dieser Abtheilung sieht, ist auch das verwegenste, — Das heißt, es ist nicht von der echten und schönen Verwegenheit des wirklichen modernen Talentes getragen, sondern voll von jener Verwegenheit, die gefallsüchtig ist in ihrer Weise, voll von der Verwegenheit — um hier die Malersprache einzuflechten — des „Chics“. Es stammt von Boldini, einem italienischen, sehr begabten Maler, der früher im Genre Fortuny thätig war, dann in Paris eine Anzahl auffallend keck-gesunder Bildnisse schuf, dann zu einer in den länglichsten Formaten sich am Wohlsten fühlenden Malerei überging, in welcher er mit vielem Talent, hart an der Grenze zur Karikatur, man kann in gewisser Weise sagen, das Wesen von modernen, etwas überspannten Damen vorzuführen suchte. Zunächst gefielen diese Bilder den durch sie Interessirten, also vorwiegend den Malern, sehr. Ich möchte wohl, daß viele von ihnen das hier vorgeführte Bild Boldinis sähen, das allerdings zu den schwächeren Produkten seines Pinsels zu zählen scheint, daß sie es hier sähen, unmittelbar nachdem sie aus dem Saal mit Bildern des achtzehnten Jahrhunderts gekommen sind. Ich glaube, Manchem von ihnen würde elend zu Muthe werden. Leistungen, die so verwegen sind, die so dicht an der Grenze zur Karikatur stehen, — wehe, wenn sie nicht ganz

gelingen. Und wenn man einmal von einem Maler solcher Art kalt berührt worden ist, kann man schwer wieder zu einer Freude an seinem Glanz, an seiner Technik, an seinen Effekten gelangen.

Das zweite Bild, das man dann von einem modernen Maler sieht, ist belanglos, ist von Luke Fields. Aber das dritte, das in die Augen fällt, ist Katharina Grant, von Herkomer. Dieses Bild hält nicht den Aufenthalt in der Nähe der alten Werke aus. Das Weiß, diese Farbe, die in ihm so betont ist, empfängt etwas Stechendes, man erinnert sich (ganz reaktionär geworden) sehr daran, wie vorsichtig im Vorführen dieser Farbe die alten Maler waren und wie sie sie in nahezu reinem Zustand fast nie und sicher nicht auf so großen Flächen zu zeigen gewagt hatten.

Wunderschöne neuere und ältere Meister hat eine private Unternehmung ausgestellt. Man denke sich einen großen hohen Saal mit etwas zu neuer rother Seide bespannt; in mäßigen Zwischenräumen etwa ein Dutzend ruhige Bilder in ihm aufgehängt, einen Lehnstuhl, keinen Menschen und das Glück, eine Marine von Cotman zu finden, der selten so gut wie hier ist, eine sehr interessante Studie von Decamps, einen vortrefflichen Constable, eine der Landschaften aus seiner frühen Zeit, einen vorzüglichen Jacob Maris — Mittagsstunde in Dorbrecht, hinten die Kirche, vorn Wasser mit Schiffen, Alles sehr schön in der Atmosphäre — und neben manchen anderen Bildern, die ich nicht nenne, einige bemerkenswerthe Monticellis.

Dieser Maler hat, wenn es ihm gelingt, sich verständlich zu machen, was ihm in der Mehrzahl seiner Bilder nicht gelungen ist, einen Reichthum und eine Poesie der Farbe, die ungewöhnlich anmuthen. Seine Gegenstände sind idyllischer Natur: Landschaften mit reich geschmückten Frauen oder mit Frauen und Rittern, oder mit einem Ritter, der auf einem Pferde hält und in die Weite sieht, und unten im Vordergrund ruht eine reich gekleidete Schöne aus. Die Gegenstände sind Monticelli ziemlich gleichgiltig gewesen; Festesfreude, Glanz und Naturschönheit will er darstellen, in der Erfindung ist er nicht sehr reich, sehr reich aber in der Farbenpracht, in die er Alles kleidet. Wie diese Bilder schimmern, wie eine feurige Romantik in ihnen zum Ausdruck kommt, wie Probleme der Farbe hier behandelt werden, die, selbst wenn sie nicht gelöst sind, äußerst interessiren, Das ist in Worten kaum mitzutheilen. Er war ein Südfranzose und seine Weise leitet sich in gewisser Art von Diaz her, hinter dem er, was Reife anlangt, erheblich zurückbleibt und über den er gleichzeitig hinausgeht, in einem Interesse für Farben, das ihm freilich häufig aus dem Gestrüpp seiner Versuche keinen Ausweg mehr erlaubt hat.

London. Herman Helferich.

Arbeiter-Bildung.

Wenn die mütterliche Sonne mit einem kostbaren Meer von Licht das Land überfluthet, darf man sich verwundern über die gleichgiltigen oder gar mürrischen Gesichter vieler Straßengänger, die nicht empfinden, welch unermeßliches Heil diese Lichtquelle bedeutet. Und ähnlich teilnamlos benimmt sich die Menge der Bildung gegenüber, die sich an Bedeutung doch messen kann mit der Sonne. Hängt solcher Indifferentismus zunächst zusammen mit der Unempfänglichkeit des Durchschnittsmenschen für manches Große und Umfassende, so tragen noch besondere soziale Umstände dazu bei. Gewisse Schichten unserer Gesellschaft — Privilegirte, Herrschende — wollen die Bildung dem arbeitenden Volke vorenthalten, da sie denken, wie schon im alten Athen und Rom die reichen Bürger dachten und wie ein Fürsprecher der Privilegirten im Mittelalter, Thomas von Aquin, bei der Schilderung seines Staatsideals sagt: „Für die Sklaven, die das Land bebauen, ist es zuträglich, daß sie stark an Körper, aber schwach an Verstande sind . . ., denn so werden sie nützlicher sein für die Bearbeitung des Landes und werden nicht ausarten in Umtriebe gegen ihre Herren." Und die proletarische Masse, was hält sie von der Arbeiter-Bildung? Eine breite Schicht versteht fast nichts von Geisteskultur, wenn sie auch deren Bedeutung ahnt; weil der Appetit bekanntlich oft erst beim Essen kommt, jedenfalls voraussetzt, daß der Geschmack bereits geweckt ist, darum ist nur dürftig das Begehren nach geistiger Nahrung bei jenen Aermsten der Armen, in deren düstere Niedrigkeit nur ein schwacher Abglanz moderner Wissenschaft und Feingeistigkeit zu bringen vermag. Auch viele besser situirte Proletarier bekümmern sich zu wenig um Arbeiter-Bildung; so lange der Prinz dieses Aschenbrödel noch nicht ausgezeichnet hat, lassen sie sich mehr imponiren von Aschenbrödels Stiefschwestern im schreiend prunkhaften Scharlachkleide: von der Partei und der revolutionären Gewalt. Zwar läßt man die Phrase gelten: „Wissen ist Macht und Bildung macht frei", erstrebt aber Macht und Freiheit vielfach durch eine Taktik, welche die Bemühungen um Arbeiter-Bildung in der Gegenwart geringschätzig behandelt, wenn nicht gar unterdrückt.

Der Einwand, den diese Richtung innerhalb der Sozialdemokratie den Bildung-Bestrebungen entgegenhält, geht von einer „materialistischen Geschichtauffassung" aus, wonach die geistige Haltung einer Gesellschaft erheblich abhängt von ihrer materiellen Lage, ihrer wirthschaftlichen Struktur, und zieht aus dieser werthvollen Idee mittelst dogmatischer Uebertreibung den Schluß, das Proletariat läßt sich nicht bilden, so lange die heutige Ausbeutung auf ihm lastet; sein intellektuelles Ostern kann erst nach seiner wirthschaftlichen und politischen Befreiung eintreten; bis dahin bleiben die Volksbildung-Bestrebungen „Spielerei" und Kraft-Verzettelung; es gilt, alle Groschen und Fähigkeiten des Proletariats auf die soziale Befreiung im Sinne des Partei-Programms zu konzentriren; erst die Freiheit wird dem Volke die Bildung bringen.

Wahrheit und Irrthum mischen sich in dieser Auffassung. Es liegt ja auf der Hand, daß der Mangel an Bildung hauptsächlich der schlechten wirthschaftlichen Lage des Proletariats zuzuschreiben ist. Die Natur hat ihre Gaben mit gerechten Händen ausgetheilt, ohne Klassenunterschiede zu machen; wie sie kein „blaues" Blut im Gegensatz zum rothen kennt, so hat sie den Kindern des Landmanns und des Fabrikarbeiters im Allgemeinen eben so viel geistigen Fonds mit auf die Welt gegeben wie dem Sohne des wohlhabenden Mannes.

ſWenn die Gaben der breiten Maſſe nicht genügend zur Entwickelung gelangen ſo iſt Das weſentlich Schuld der wirthſchaftlichen Zuſtände, die den proletariſchen Sprößling einem Leben überliefern, das an geiſtigen Anregungen verhältniß-, mäßig arm iſt, reich dagegen an einſeitiger und übermäßiger Körperarbeit, die dem Bildungſtreben nur wenige müde Stündchen verſtattet und deren wirthſchaftlicher Ertrag nicht im Entfernteſten ausreicht zur Beſchaffung wirkſamer Bildungmittel. Wie ein Ackerbauer hoffen darf, daß ſeine Ernte zwanzigmal ſo groß ſein wird, wenn er neunzehn Zwanzigſtel fruchtbaren Bodens, die bisher brach lagen, gleich dem einen Zwanzigſtel bebaut —: mit der ſelben Sicherheit kann man vorherſagen, daß die menſchliche Geſellſchaft, ſobald ihrer großen Maſſe, den jetzt proletariſchen neunzehn Zwanzigſteln, Wohlſtand und geiſtige Entwickelungfreiheit zu Theil wird, zwanzigmal ſo viel Erfindungen, Entdeckungen, Werke der Wiſſenſchaft und Kunſt hervorbringen wird.

Indeſſen der Zuſammenhang zwiſchen ſozialer Freiheit und Bildung berechtigt nicht allein zu dem Satze, daß Freiheit zur Bildung führt, ſondern auch zu der Gegen-These, daß Bildung zur Freiheit führt. Neben die Wahrheit, daß der Menſch — ſein geiſtiges und ſittliches Gepräge — bis zu einem gewiſſen Grade ein Erzeugniß iſt ſeiner Lebenslage, der ihn umgebenden Verhältniſſe, gehört als Gegenſtück die Wahrheit, daß wiederum das geiſtige und ſittliche Leben der Individuen geſtaltend, umformend, befreiend auf die äußeren Umſtände einzuwirken vermag. Mit anderen Worten: eine Wechſelwirkung beſteht zwiſchen Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, zwiſchen geiſtigem und wirthſchaftlichem Leben. Die „materialiſtiſche Geſchichtauffaſſung“, wie ſie von einem Joſeph Dietzgen (dem „Arbeiter-Philoſophen“), einem Engels und Marx richtig betont wurde, iſt — wie es ſchon mancher guten Idee erging — unter der Behandlung epigonenhafter Schüler zu dogmatiſcher Uebertriebenheit ausgeartet. Dieſe hyperorthodoxen Marxiſten verfallen in den Fehler jener Naturphiloſophie, die in der Materie das Weſen der Welt, im Geiſte hingegen nur ein ſchattenhaftes Accidens erblickt, und ſie betrachten analog das geiſtige Leben einer Geſellſchaft als den bloßen Schatten der ſozialen, inſonderheit der wirthſchaftlichen Struktur. Sie bemerken nicht, daß einfach Alles, was vorhanden iſt, wirkt, das Geiſtige ſowohl wie das Materielle. Sie bemerken nicht, daß ſie in einem alten metaphyſiſchen Irrthum befangen ſind, wenn ſie unterſcheiden zwiſchen einem wahren, weſentlichen Sein — dem materiellen — und einem nur ſchattenhaft ſcheinbaren, unweſentlichen Sein — dem ideellen Leben. Und ſie bemerken nicht, wie gewaltthätig ihr Dogma die Geſchichte behandelt; ſo lange es nämlich nicht gelungen iſt, das ganze Ideenleben der verſchiedenen Zeitalter aus ihrer wirthſchaftlichen Struktur zwanglos abzuleiten, ſo lange man für die Geiſtesthaten gewiſſer Individuen, z. B. für die bahnbrechenden mathematiſchen Ideen eines Descartes und Leibniz, keine hinreichende Erklärung aus den ökonomiſchen Zuſtänden gefunden hat, ſo lange haftet an jener Geſchichtauffaſſung der Vorwurf, daß ſie ihre Lehren, weniger aus den Thatſachen unbefangen ableitet, als, von einem Dogma voreingenommen, nach abſtraktem Schema konſtruirt. Dieſen Dogmatikern gegenüber, die — mehr oder weniger entſchieden — die ſoziale Geſtaltungskraft und freiheitliche Miſſion der Ideen und ſittlichen Strebungen in Abrede ſtellen und alles Heil in der volkswirthſchaftlichen „Entwickelung“ erblicken, möchte ich noch geltend machen, daß ja die Entwickelung kein von den Individuen unabhängiges Metaphyſikum nach Art einer Gottheit, vielmehr der Inbegriff ge-

wisser, in bestimmter Richtung verlaufender Veränderungen ist und daß zu den Faktoren der sozialen Veränderungen unser Denken, Fühlen, Wollen, Planen, Handeln gehört. Jener mißverstandene Determinismus, der zu einem fatalistischen Verzicht auf individuelle Wehrhaftigkeit und Selbstbestimmung zu verleiten geeignet ist, beherrscht auch die radikalen Materialisten mit den Händen in der Hosentasche, die thatlosen Götzendiener der Evolution.

Ich meine, daß eine Gesellschaft von unwissenden, unvernünftigen, knechtseligen und rohen Menschen nicht im Stande ist, soziale Freiheit einzurichten. Mag sie gewisse Uebelstände, gewisse ausbeuterische Herrschaften beseitigen — die niedrige Wesensbeschaffenheit wird alsbald neue Knechtschaft und Ausbeutung ermöglichen; ja mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes schaffen die Knechte, wenn sie von dem einen Herrn befreit sind, sich andere Herren; „den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben". Wer durch bloße politische, gesetzgeberische oder revolutionäre Machinationen aus dem gegenwärtigen, höchst mangelhaften Menschenmaterial eine freie Gesellschaft bilden zu können wähnt, verkennt erstens, daß Freiheit ohne eine gewisse geistige und sittliche Kraft der Gesellschaft unmöglich ist, und zweitens, daß die Gesellschaft aus Individuen besteht und daß eine Summe oder Funktion von Individuen, mag sie als Nation, Staat, Klasse, Stand, Religiongemeinschaft, Verein oder Partei auftreten, nie und nimmer mehr geistige und sittliche Kraft entwickeln kann, als in den Elementen vorhanden ist.

Ich halte Das sowohl jenen Sozialdemokraten entgegen, die durch brutale Stimmenmehrheit und obrigkeitliche Verordnungen das Volk zu befreien hoffen, als auch den Terroristen vom Schlage des Kommunisten Fröhlich*), der folgendes verblüffend einfache Rezept zur sozialen Befreiung vorschreibt: „Wer kennt nicht die Macht des Feuers? Ein paar Brände, und die ganze Gesellschaft ist am Zusammenstürzen. Wie oft haben uns die Strolche schon die Waffen konfiszirt! Aber das sehr famos wirkende Kampfmittel — das Feuer — kann uns Niemand nehmen. Zündhölzchen hat selbst noch der Bettler, und Papier ist fast in jedem ..." Solcher rohen Taktik gegenüber möchte ich betonen, daß Aufstände zwar eine bewaffnete Macht niederwerfen können, daß aber nicht nur bewaffnete Mächte, sondern Unvernunft und Knechtseligleit, verbunden mit einem System von Abhängigkeitverhältnissen, die wesentliche Stütze der Herrschaft bilden, daß also die rein physische Verheerung ohne geistige und sittliche Revolutionirung nicht nachhaltig wirken würde, weil die übrig gebliebene Unvernunft und Knechtseligkeit alsbald neue Unterdrückung ermöglichte. Wie unerläßlich aber solche Verbesserung des Menschenmaterials ist, sollten eigentlich gerade Anarchisten und Sozialdemokraten einsehen, weil sie doch mit ihrem Streben nach Autonomie der Individuen oder nach Mehrheitherrschaft den Schwerpunkt des sozialen Schicksals in die Volksmasse verlegen, d. h. in ein Menschenmaterial, das zwar gewisse Tugenden vor unserer Bourgeoisie voraus hat, immerhin vom idealen Menschenthum bedenklich weit entfernt ist, wie Das auch gar nicht anders zu erwarten ist von einer Klasse, die — fast kastenmäßig abgesondert — im Großen und Ganzen viele Generationen hindurch in Knechtschaft und geistigem Mangel zugebracht hat.

Darum gilt es, die latenten Kräfte, die edlen Anlagen der noch mangelhaft kultivirten Masse zur Entfaltung zu bringen; es gilt, dem arbeitenden

*) Der Weg zur Freiheit.

Volke Wissenschaft und Kunst, höheres Vernunftleben und feineres Fühlen, geistige und sittliche Selbständigkeit zu vermitteln. Was die Kultur an geistigen Gütern hervorgebracht hat, der breiten Masse zugänglich zu machen, scheint mir gegenwärtig weit wichtiger zu sein als die spezialistische — um nicht zu sagen: scholastische — Ausgestaltung gewisser Gebiete der Forschung; solcher Spezialisten, die auf den Gipfeln ihrer Fachgelahrtheit thronen, haben wir wohl genug. Was wir aber zu wenig haben, sind Leute, die unsere Geistesschätze von den Schranken des Kastenswesens befreien, die dem Manne, Weibe, Kinde aus der unterdrückten Volksmasse gute Bücher, Belehrungen, Theatervorstellungen, Konzerte, Gemälde und sonstige Bildungmittel zuführen und interpretiren. Was wir brauchen, sind Bildungschulen, Freie Volksbühnen, Volksbibliotheken, in denen sich das Proletariat vertrauensvoll dem bildenden Einflusse der besten Elemente des Bürgerthums hingiebt. Was wir brauchen, sind ausgebildete Individuen, „Adelsmenschen", die ihren Kraftüberschuß dem zurückgebliebenen Volke widmen und mit ihrer Begeisterung und intellektuellen Prominenz die Elite des Proletariats mit sich fortreißen und veredeln.

Die Elite des Proletariats! Dieser Begriff schließt in sich ein sowohl die Leistungfähigkeit der hier empfohlenen Arbeiter-Bildung wie ihre Schranken. Schranken sind da, weil die Mehrheit des Proletariats nur wenig direkte Geistesförderung gewinnen dürfte; wird doch die Mehrheit erst durch eine Verbesserung ihrer sozialen Lage die rechte Gelegenheit zur Bildung erhalten Doch leistungfähig ist die provisorische Arbeiter-Bildung insofern, als diejenigen Proletarier, welche durch außergewöhnliche Begabung und die Gunst der Umstände an die Spitze der Arbeiterklasse gestellt sind, der geistigen Segnung theilhaftig und zu Aposteln für ihre Klassengenossen befähigt werden. Solch ein keilförmiger Fortschritt der geistigen Kultur scheint mir ganz natürlich zu sein. Häckel hat ein „biogenetisches Grundgesetz" aufgestellt, nach dem jedes Individuum in seiner Entwickelung vom Keim bis zur Reife die verschiedenen Entwickelungstufen ungefähr der gesammten Reihe seiner Vorfahren wiederholt. Als diese Vorfahrenreihe von Stufe zu Stufe sich empor entwickelte, da waren es zuerst wenige Individuen, welche die höhere Stufe erreichten; ihnen folgte allmählich die Masse. Und wie damals Individuen vorangingen, so werden — dieser Schluß ist nicht gewaltsam — wohl auch jetzt Individuen die Vorläufer der Masse sein Und so könnte man das biogenetische Grundgesetz durch den Zusatz erweitern, daß einzelne — höhere — Individuen die spätere Entwickelung der Art, als Vorläufer, Vorbereiter, darstellen. Die Menschheit gleicht also einer marschirenden Truppe: zuerst kommen vereinzelte Individuen — die Spitzen, die Tête —, dann wird der Zug breiter, und schließlich schleppt sich die große Masse mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel hinterdrein.

Die provisorische Arbeiter-Bildung innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaft hat also — von ihren unmittelbar beglückenden Wirkungen abgesehen — den Beruf, zunächst die natürlichen Führer der Volksmasse zu bilden, um so, durch allmähliche Weiterleitung des guten Einflusses, auch die unteren Schichten des Proletariats zu veredeln und in den Stand zu setzen, nach Freiheit, Licht und Glück nicht so wenig erfolgreich wie bisher zu tappen, sondern mehr und mehr auf die Höhen der Kultur zu gelangen, wo zuvor nur einzelne Individuen und kleinere Volkskreise standen.

Dr. Bruno Wille.

Der Notowitsch-Schwindel.

Auf einer Reise nach Tibet wurde ein sonst unbekannter Herr Notowitsch durch einen Unfall gezwungen, längere Zeit im Kloster Himis bei Leh, der Hauptstadt von Ladak, zu verweilen. Und da er nichts Besseres zu thun hatte, ließ er sich ein tibetisches Manuskript übersetzen, dessen für die Geschichte des Lebens Jesu revolutionirenden Inhalt er jetzt mittheilt.*) Die auffällige Lücke in der evangelischen Berichterstattung, zwischen dem zwölften Jahre Jesu und seinem Auftreten im dreißigsten, wird in verblüffender und ungeahnter Weise ausgefüllt. Wir haben es hierbei mit einem Seitenstück zu den wunderbaren Enthüllungen zu thun, die archäologische Funde der letzten Zeiten uns über das Leben des alten Orients geliefert haben. Das babylonische Rechtsleben im dritten Jahrtausend mit seinen Formen, die auf der Entwickelunghöhe des römisch-modernen Jus stehen, der Briefwechsel der Pharaonen mit den Königen Vorderasiens, Assyriens und Babylons im fünfzehnten Jahrhundert, die unbegreifliche Entwickelung der Kultur im Nil- und Euphrat-Thale bereits vor 3000, die uns zwingt, das Ende einer Jahrtausende langen Kulturepoche in einer Zeit anzunehmen, die vor einem halben Jahrhundert noch der grauen Sagenzeit angehörte, und so manches Aehnliche haben die Märchen von Tausend und eine Nacht mit der Wirklichkeit weit übertrumpft, — und die Entdeckung des Herrn Notowitsch liest sich nicht minder romanhaft als jene Wunder der Geschichte.

Der Inhalt des Lebens des „Heiligen Issa" ist nach dem buddhistischen Manuskripte, das aus dem Pâli ins Tibetische übertragen ist, folgender: Durch seine geistige Frühreife berühmt und von vornehmen Leuten als Schwiegersohn begehrt — das Institut der Heirathvermittelung ist damit nachgewiesen, die Höhe der üblichen Vermittelunggebühr wird leider nicht überliefert — verläßt Jesus im dreizehnten Lebensjahre das Vaterhaus und begiebt sich mit Kaufleuten nach Indien. Hier wirkt er an verschiedenen Orten, wird wegen des Erfolges seiner Lehre von den Brahmanen angefeindet, wandert allmählich westwärts, unterwegs im Sinne seiner Religion thätig, nimmt längeren Aufenthalt noch in Persien, wo er mit den Parsen einen Strauß auszufechten hat, und kehrt dann nach Hause zurück. So erklärt höchst einfach sich die von jeher auffällige Gemeinsamkeit von Grundideen des Buddhismus und des Christenthums. Ganz abweichend von der evangelischen Ueberlieferung fällt Jesus nicht jüdischen Nachstellungen, sondern politischen Erwägungen des Pontius Pilatus zum Opfer. Damit ist also Israel zu Ungunsten der bösen Römer von dieser Blutschuld entlastet. Herr Notowitsch ist russischer Jude.

Diese wunderbaren Aufzeichnungen haben vor ihrer Veröffentlichung angeblichen Kirchenlichtern, deren Kompetenz eben so wenig einem Zweifel unterliegen kann wie die eines Generals zur Lenkung der Geschicke des verzopften — Reiches der Mitte, vorgelegen und sind von diesen anerkannt worden. Angeblich hat Herr Notowitsch auch Renan Mittheilung davon gemacht, der aber mittlerweile in das Land gegangen ist, wo ein Studium der Lebensgeschichte Jesu nicht mehr nöthig ist. Man kann also an der Zuverlässigkeit des Ganzen

*) Notowitch, La vie inconnue de Jésus-Christ. Paris, Ollendorff 1894. Die Lücke im Leben Jesu. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart.

nicht mehr zweifeln, um so weniger, da es sich als ein unmittelbarer Ausfluß der wunderbarsten Erleuchtung schon dadurch charakterisirt, daß die Namen zum Theil (besonders Issa) die durch den Islam in Indien erst volle 700 Jahre später bekannt gewordene arabische Form zeigen. Daß auch sonst vom indischen und gar vom übrigen orientalischen Leben dem begnadeten Verfasser nicht mehr bekannt ist, als man aus dem Murray zusammenstoppeln kann, entspricht ganz den Gepflogenheiten solcher Offenbarungen.

Alberne Aprilscherze werden ja jederzeit in die Welt gesetzt und die Sammelbecken unserer öffentlichen Meinung kultiviren dieses Genre von Jahr zu Jahr mehr. Wenn aber eine angesehene Buchhandung einen solchen Scherz für gutes Geld in die Welt setzt wenn eine der ersten deutschen Verlagsanstalten eine Uebersetzung davon veranstaltet und das Buch als ein ernstes Werk dem Publikum anpreist, dann darf man schließlich sich wohl nicht mehr damit begnügen, ruhig zu solchem dreisten Unsinn zu lächeln, für den im unvergleichlichen Feuilleton der Frankfurter Zeitung zuerst das Becken gerührt wurde, sondern man muß etwas tiefer greifen. Und da scheint es, als ob auch diese Giftblume aus einem wohlbekannten Sumpfe entsprossen sei. Das Machwerk des biederen Herrn Notowitsch ist eine Spekulation auf die Sensationsucht des Gelichters, das zu denkfaul ist, um ein ernstes Buch über den Gegenstand zu lesen, mit dem es sich zu beschäftigen vorgiebt, und zu geizig, eine wissenschaftliche Arbeit darüber zu bezahlen. Das kindische Märchenbuch ist berechnet auf die Bedürfnisse der Zeit, die für den Humbug einer Blavatsky und die Hanswurstiaden eines Sâr Peladan inniges Verständniß hat und die für die ernste wissenschaftliche Erforschung der selben Dinge, denen angeblich ihr Kultus gewidmet ist, keinen Pfennig übrig hat.

Daß unsere Tagespresse sich bisher ausnahmelos von dem Biedermann hat übertölpeln lassen, beweist — wenn dafür ein Beweis überhaupt noch nöthig war — wieder einmal die Höhe des Standpunktes der erhabenen Weisen, von denen der homo sapiens „seine“ Meinung jeden Morgen frisch bezieht. * *

Exotische Anleihen.

Häufig, und auch in diesen Blättern schon, hat man versucht, Mittel ausfindig zu machen, die Emissionen zweifelhafter Papiere vereiteln oder mindestens erschweren könnten. Exotische Anleihen — um sie mit einem kurzen Wort zu bezeichnen — tauchen nur in fetten Jahren auf; aber es sind nicht die Bankleiter allein, die sie suchen, sondern in solchen Zeiten wimmelt es in dem hohen Finanzverkehr von Projekten dieser Art und geschäftige Finanzagenten eilen zwischen London, Paris und Berlin hin und her, um die großen Finanzhäuser für ihre Pläne und Konversionen zu gewinnen, die sie ihrerseits durch ihre direkten oder indirekten Verbindungen mit den betreffenden Regirungen zur Finanzirung erhalten haben. Daß Dies vornehmlich exotische Länder sind, ist natürlich, denn Anleihen fest fundirter europäischer Staaten lassen einestheils keinen so großen Gewinn, anderntheils haben die Regirungen meistens ihre bestimmte Finanzgruppe zur Seite, denen eine andere nur in den seltensten

Fällen Konkurrenz machen kann. Es fehlt auch bei ihnen die Möglichkeit, als Entrepreneur den Hauptgewinn in die Tasche zu stecken, und außerdem erscheint die Emission in solchen Zeiten in Rücksicht auf den niedrigen Zinsfuß nicht verlockend genug. Die Bank aber ist Kaufmann und will Geld verdienen; daß sie sich zu diesem Zweck eine größeren Gewinn versprechende Waare zum Ankauf zu verschaffen sucht, wer wollte Das tadeln! Daß die Bank hierbei sorgfältig den Werth der Anleihe, die inneren Verhältnisse des Darlehnsnehmers, die Hilfsquellen des Landes, das Budget des Staates, so weit sie dazu im Stande ist, erwägt, die formellen Unterlagen der Anleihe und die Garantie- und Pfand-Dokumente unter dem Beistande erfahrener Juristen prüft und danach unter gleichzeitiger Berücksichtigung der allgemeinen Geschäftslage den Einkaufspreis nach bestem Ermessen möglichst niedrig normirt, ist selbstverständlich. Abgesehen davon, daß sie diese Sorgfalt in ihrem eigensten Interesse anwendet, ist sie diese auch ihrem Emissionkredit schuldig. Irgend ein subjektives Verschulden wird auf dieser Seite kaum zu entdecken sein.

Betrachtet man aber nun die Käufer solcher exotischer Anleihen, so sieht man bald, daß es eben so sehr die Gewinnsucht des Publikums ist, die ihnen den raschen Absatz sichert. Mit seinem Gelde 3½—4 pCt. zu machen, pflegt zwar meistens sicher zu sein, ist aber selten erfreulich, und wenn dann, gedeckt durch den Emissionkredit eines großen Bankhauses, eine Anleihe sich am Markte zeigt, die 5, 6 oder durch den niedrigen Emissionpreis noch mehr Prozente gewährt, so gehen die Stücke in solchen Zeiten wie warme Semmel ab und die inspirirten Zeitungnotizen melden stolz von dem großen Erfolge einer so und so viel mal überzeichneten Subskription. Dem Publikum liegt der Prospekt vor, der außerdem auf seine formellen Unterlagen mit einer über jedes Bedenken erhabenen Sorgfalt von dem Börsenkommissariat geprüft worden ist. Die Hilfsmittel, die dem Bankhaus zu Verfügung waren, um den inneren Werth der Anleihe zu prüfen, stehen dem Publikum in dem selben Umfange zu Gebote, aber das Alles kommt erst in zweiter Reihe —: die hohen Zinsen locken und das Papier wird blind gekauft. Dagegen ist sicherlich nichts einzuwenden, aber dieses Publikum soll dann auch nachher nicht schelten und ausschließlich auf Andere die Verantwortung zu wälzen suchen.

Der als gefahrlos angesehene Zinsfuß hat eine gewisse Norm, die je nach den Zeiten verschieden sein kann, aber innerhalb einer gewissen Periode stabil ist. Wer nun bei einem mittleren Zinsfuße von 3½—4½ pCt. Papiere kauft, die 5, 5½, 6 pCt. oder mehr Zinsen geben, Der muß sich sagen, daß er durch den Kauf solcher Papiere ein Risiko übernimmt und somit gewissermaßen spekulirt. Er betreibt dann in dem fraglichen Umfange ein kaufmännisches Geschäft; wer sich aber auf ein solches Geschäft einläßt, muß es verstehen, sich ein Urtheil darüber bilden können, jedenfalls doch wissen, daß er mit Risico arbeitet, — sonst soll er die Hände davon lassen. Ich denke hier immer an Staatsanleihen oder an staatlich garantirte Papiere, denn daß Jemand, der sich Kohlen- oder Industrieaktien kauft, wissen muß, daß er sich auf das Gebiet der Spekulation begiebt, bedarf wohl keiner Andeutung.

Der Fehler liege also zum Theil auf Seiten der Käufer, und zwar in ihrer blinden Sorglosigkeit. Sie werden sich allerdings auf das Prestige und auf den Emissionkredit des emittirenden Bankhauses verlassen, aber dabei darf nicht übersehen werden, daß ein solcher Kredit — abgesehen von der selbstverständlichen bona fides — doch hauptsächlich auf dem Erfolge beruht und daher nicht für

jedes Unternehmen die selbe Garantie bieten kann. Zu seiner Entschuldigung wird sich allerdings der Käufer meistentheils darauf berufen können, daß ihm von seinem Bankier die Anleihe warm empfohlen sei. Wenn ihn Das nun auch nicht der Berücksichtigung der eben erwähnten allgemeinen Erwägungen überheben kann, so ist es doch richtig, das die kleineren Bankiers ohne weitere eigene Prüfung dem Emissionkredit des Bankhauses vertrauen und außerdem meistens auf die kurz nach der Emission lebhaft steigenden Kurse hinweisen können, um sich ihrerseits nicht mit allzu großer Verantwortlichkeit belastet zu fühlen. Daß diese Kurse zu einem eben so großen Theil ihre Höhe der zwischenhändlerischen Spekulation verdanken, die, im Kielwasser des Emissionhauses plätschernd, den ersten und besten Gewinn abzuschöpfen bemüht ist, davon wird allerdings nicht gesprochen.

Das Anlage suchende Publikum des Deutschen Reiches ist eben an Erfahrung zu jung, um die Gefahren einer hochverzinslichen Anleihe voll zu fühlen und auf ihre Tragweiten hin zu würdigen oder besser: würdigen zu können. Und Dies ist auch der Fehler auf Seiten der Emissionhäuser. Man prüft zwar nach bestem Gewissen das vorliegende Material. Dieses ist aber meistens zu wenig umfangreich und wird nicht durch die intimere Kenntniß des Landes und seiner wahren Lage unterstützt Meyers oder Brockhaus' Konversation-Lexikon sind gewiß gute Bücher, aber wenn man auch den Artikel über Argentina auswendig lernt, so hat man dadurch kein wahres Bild über das Land, seine Verhältnisse und seine leitenden Kräfte und Personen erlangt. Der Gothaische Hofkalender enthält zwar das Budget und einige sonstigen Zahlen, eben so Hübners Tabellen, auch das Statesmans Yearbook giebt Anhaltspunkte über die Handelsbilanz 2c., — aber die Weisheit, die aus diesen Hilfsmitteln zu schöpfen ist, paradirt auch mit peinlicher Regelmäßigkeit jedesmal in den Zeitungen, wenn eine neue Anleihe zu begrüßen ist; selbst die unscheinbarsten Blätter prunken an solchen Tagen mit der selben Gelehrsamkeit wie die sogenannten großen, aber man braucht nicht einmal argwöhnisch zu sein, um sich zu sagen, daß solche allgemein zugänglichen Kenntnisse auch keinen besonderen Werth haben und jedenfalls nicht darauf Anspruch machen können, als hauptsächlichste Grundlage für den Abschluß so großer Geschäfte zu dienen. Diese Mängel sind aber wesentlich objektiver Natur und sind eben ein Zeichen der Jugend des Welthandels im Deutschen Reiche. Hamburger und Bremer Großkaufleute pflegen sich weniger hierauf zu verlassen, denen steht die genaueste persönliche Kenntniß des Landes und der Personen zur Seite und es ist daher selbstverständlich, daß sie eine besondere Werthschätzung von finanziellen oder kommerziellen Verhältnissen mit bestimmten Thatsachen zu belegen im Stande sind. Aber man frage nun solche Leute, die ihre Häuser in Buenos-Ayres, Rio, Valparaiso oder in Mexiko haben, ob sie Papiere dieser Länder besitzen, — ein eigenthümliches Lächeln würde jede weitere Frage abschneiden.

Wie es aber verfehlt wäre, Argentina, Brasilien, Chile, Venezuela und Mexiko als gleichwerthig zu behandeln und die wesentlichen Unterschiede des Reichthums der Länder und des Werthes der Konsolidirung und der leitenden Personen zu übersehen, eben so unrichtig ist es, alle Anleihen eines solchen Staates mit dem selben Maße zu messen. Unterscheiden sie sich schon häufig wesentlich nach Zweck und natürlichen Unterlagen, so ist zumal nicht zu übersehen, daß die erste und zweite Anleihe eines solchen Staates noch vollkommen sicher sein kann, während erst die folgenden ein größeres Risiko enthalten und

damit auch die früheren gefährden. Die ersten Anleihen entsprechen meistens den wirklichen Bedürfnissen des aufstrebenden Landes und seiner produktiven Entwickelung, sie sind bestimmt, diese in gewisser Richtung zu heben, und suchen, abgesehen von besonderen Garantieunterlagen, ihre Sicherheit in dem beabsichtigten Erfolge. Außerdem hat ein Land, das zum ersten Male Kredit außerhalb des Londoner Marktes sucht, ein größeres Mißtrauen und eine nach Möglichkeit sorgfältigere Prüfung zu überwinden; es liegt daher in der Natur der Sache, daß eine solche Anleihe nur in seltenen Fällen an sich Anlaß zu Gefahr geben könnte, wenn dabei nicht ein „Aber“ mit spräche. Man braucht nicht einmal den allerdings häufigen Fall anzunehmen, daß das Geld nicht durchgängig der Bestimmung gemäß verwendet wird, daß es durch zu viele Kanäle fließt, ehe es in sein Bassin gelangt, — man braucht nur zu berücksichtigen, daß bei dem gewöhnlich niedrigen Uebernahmepreis, verbunden mit hohem Zinsfuß, dem Lande eine außerordentlich große Zinsenlast auferlegt wird, die ihre halbjährliche Tilgung verlangt, und zwar aus den früheren Einkünften, die eine erhebliche Vergrößerung auf die meist geraume Zeit hinaus nicht erfahren, während welcher der Zweck der Anleihe noch nicht produktiv wirken kann.

Dadurch entsteht ein Geldmangel und so folgt aus der ersten Anleihe die zweite, und wenn die Verhältnisse danach angethan sind und die europäischen Geldgeber genügend „Meinung“ haben, die weiteren. Es ist aber selbstverständlich, daß, je größer die Zinsenlast wird, desto drohender auch die Gefahr wird, daß das Land nicht mehr im Stande ist, sie über die erste Zeit hinaus aufzubringen; zumal wenn irgend ein Zwischenfall sich ereignet, der die Hilfsquellen spärlicher fließen läßt. Ein solches Ereigniß gefährdet aber in gleicher Weise alle Anleihen; daher müßte gerade bei weiteren Anleihen die sorgfältige Prüfung der Emissionhäuser von einer weit größeren Kenntniß des Landes unterstützt werden, als sie bislang thatsächlich vorhanden ist. Das Publikum zu belehren, könnte die Aufgabe des Staates sein, während eine Staatskontrole, so schön Das auch klingt, zu unmöglichen Konsequenzen führen würde. Unter den Einwänden, die dagegen gemacht sind, ist allerdings derjenige der gewichtigste, der annimmt, daß eine Emission, die vorgängig einer Staatskontrole unterworfen gewesen ist, nun erst recht Käufer anlocken würde, ohne in Wirklichkeit eine Garantie zu bieten. Denn aus einer negativen Erklärung, daß keine Bedenken vorliegen, würde das Publikum doch nur immer das „Ja“ heraus hören und praktisch würde die Regirung immer sich einer Garantie bewußt fühlen müssen, die ihr gelegentlich schwere Vorwürfe zuziehen könnte. Den Emissionhäusern aber würde die Sache nur noch bequemer gemacht sein und mit größerer Sicherheit würden sie den Gewinn einstreichen, ohne daß das Publikum auch nur für einen Pfennig größere Garantie hätte.

Die Hauptsache aber ist: eine solche Staatskontrole ist — einstweilen wenigstens — undurchführbar. Hätte die Regirung wirklich die erste portugiesische Anleihe ablehnen können? und zwar nur in Rücksicht auf den Kurs? Würde man Dem gegenüber nicht mit Erfolg eingewandt haben, daß die Anleihe eine völlig gesicherte sei und daß unter Berücksichtigung des Zinsfußes der Kurs nichts Abnormes biete, daß ferner der Staatskredit von Portugal einen niedrigeren Uebernahmepreis und einen niedrigeren Emissionkurs verbiete; — würde Dem gegenüber die Regirung offen erklärt haben, sie halte den Staatskredit von Portugal nicht für gefestet genug? Solche Erklärungen geben Regirungen politischer Beziehungen halber nicht gern ab. Gleiche Rücksichten

walten natürlich bei außereuropäischen Ländern nicht in dem selben Maße vor; die Regirung könnte wohl vor Abschluß der Anleihe die Finanzgruppe unter der Hand warnen, — aber dazu gehört ein gefestetes Urtheil, und dieses sich zu bilden, ist die Regirung meistens nicht in der Lage, weil es ihr an genügender Information fehlt. Im Auswärtigen Amt sitzen Diplomaten, die sich gewissermaßen erst Handschuhe anziehen, wenn sie über Handelssachen sprechen, und die es auch dann noch mit einem Gesichtsausdruck thun, als wollten sie sich ängstlich dagegen verwahren, daß man sie für sachlich kompetent halte. Und in den preußischen Ministerien? Da sind Regirungräthe, Geheime sogar, aber hat man einmal mit ihnen über solche Dinge zu verhandeln, so sieht man, daß sie sich in Einwände verbeißen, die Niemand erhoben hat und die auch niemals erhoben werden konnten; formelle Fragen werden besonders berücksichtigt, immer nur Einzelnheiten aus der Froschperspektive, niemals das Ganze, niemals ein Ueberblick von oben, der allein Noth thut und uns nützt. Man trifft immer nur den Juristen, und zwar häufig genug den, der seine Jurisprudenz in der langen Verwaltunglaufbahn vergessen hat. Und welche Unterlagen stehen den Herren zu Gebote? Höchstens die Berichte der Konsuln. So aber wie unser Konsulatswesen zur Zeit beschaffen ist, können diese für solche Fragen großen Werth nicht beanspruchen. Die kaufmännischen Konsuln, die in der Hauptstadt ihre Niederlassung haben, sind fast immer Großkaufleute oder Bankiers oder Beides zugleich, sie stehen mit der Regirung in Verbindung oder sind doch von ihr in gewissem Sinne abhängig oder sie stehen in einem Verhältnisse zum Emissionhause, das durch ihre Vermittelung mit der Regirung unterhandelt oder es spielen sonstige Interessen hinein, — mit einem Worte: sie vermögen nicht, unabhängig ihre Ansicht auszusprechen, wobei noch die Frage offen bleibt, ob sie bei der netzartigen Verschlingung der Interessen in Folge ihres gleichzeitigen Handelsbetriebes objektiv im Stande sind, sich über ihre Umgebung zu erheben und vom allgemeinen Gesichtspunkte aus ein Urtheil abzugeben. Und die Staatskonsuln? Das sind wieder Juristen, die sich gewiß die größte Mühe geben, das ihnen überwiesene Gebiet zu beherrschen, die mit peinlicher Sorgfalt alle Zahlen über Einfuhr und Ausfuhr notiren, Vergleiche zwischen dem vergangenen Jahr und dem laufenden machen, sogar Durchschnittsrechnungen veranstalten, sich alles Thatsächliche aus den Zeitungen, Listen etc. zusammenstellen, dann, wenn es hoch kommt, einige allgemeine Redensarten aus den Thronreden eines Präsidenten darüber gießen, — und ihre referirende Thätigkeit ist erschöpft. Sie sind auch mit dem besten Willen bei dem eminenten Mangel wahrer praktischer Vorbildung nicht in der Lage, sich ein einigermaßen sichereres Urtheil zu erlauben, und es ist ein Zeichen von Gewissenhaftigkeit, wenn sie ein solches Urtheil nicht riskiren, das, wenn es voreilig abgegeben wird, ernste Konsequenzen haben kann.

Ja, hätten wir konsularische Vertreter, die ihr Juristenthum gewissermaßen nur als eine nothwendige Technik betrachteten und sich bewußt wären, daß ihre Lernzeit erst nach der praktischen juristischen Ausbildung beginne, denen dann Gelegenheit gegeben wäre, eine Zeit lang in einer großen Bank oder in einem Großhandelshause thätig zu sein, um dort die wichtigen Bedürfnisse des Handels, die wahren Strömungen des Verkehrs, die den Kleinkram von juristischen Formen mit sich fortspülen, kennen und beurtheilen zu lernen, und die dann den Maßstab ihrer Erfahrungen an die neuen Erscheinungen fremder Länder zu legen und das Fremde von der exotischen Zuthat zu entkleiden und auf das

Allgemeingiltige zu übertragen im Stande wären, — hätten wir solche Vertreter im Auslande, dann könnte man von der Möglichkeit einer Staatskontrole reden.

Und die Kontrole der Generalversammlungen? Die vertrauensvollen Aktionäre, die wenige Aktien besitzen, kommen nicht oder überlassen ihrem Bankier oder der Bank selbst, für die Vertretung zu sorgen; die meisten vertretenen Aktien sind in Händen des Aufsichtraths oder der Bank befreundeter Aktionäre; ein anderer Theil der Erschienenen nickt im Bewußtsein seiner eigenen Urtheilslosigkeit zu Allem, was beantragt wird, — und erhebt sich Einer zu einer Einsprache oder gar zu einem Tadel, so ist er ein unausstehlicher Krakehler, der von allen Seiten angegriffen wird, wenn man nicht gar hinter seinem Rücken ihn als böswilligen Baissier verdächtigt. Häufig hat man leider mit diesem Vorwurfe Recht, und Das ist die Folge des unglücklichen Umstandes, daß die Bankaktien per Ultimo gehandelt werden und lebhafte, wenn nicht zum Theil die lebhaftesten, Spekulationpapiere sind. Darum erscheinen häufig fremde Gäste in den Generalversammlungen, um, gestützt auf einen mehrwöchentlichen Aktienbesitz, gegen die Zwecke der Gesellschaft zu intriguiren und um einer Baisseposition, an der sie interessirt sind, zum Siege zu verhelfen. Diese Leute, für die sich sogar gewerbsmäßige Vertreter herangebildet haben, haben den Widerspruch in Generalversammlungen diskreditirt, eben so wie die Fluktuation des Aktienbesitzes den Werth der Generalversammlungen an sich geschwächt hat. Aber gesetzt den Fall, es protestirte Jemand gegen einen zur Annahme vorgelegten Anleihevertrag, so würde er zuerst die Schwierigkeit haben, doch immer nur von allgemeinen Gesichtspunkten aus der jedenfalls besser vorbereiteten Direktion entgegenzutreten, und dann höchstens den Erfolg erringen, der Gesellschaft einen als sicher in Aussicht gestellten Emissiongewinn zu entziehen, — welcher auf den Glanz der Bank und auf gute Dividenden bedachte Aktionär würde Das der sorgfältigen Darlegung seitens der Direktion und dem Kopfnicken des Aufsichtrathes gegenüber wagen?

Nun mag aber zur Deckung der Direktion und des Aufsichtraths bei Uebernahme industrieller Papiere oder vor dem Abschluß solcher Unternehmungen die Generalversammlung zu Rathe gezogen werden, wie Das übrigens auch oft geschieht, — bei Übernahme von Staatsanleihen ist es aber unmöglich, weil kein Staat sich darauf einlassen könnte, über seine Kreditwürdigkeit von einer öffentlichen Generalversammlung abgestimmt zu sehen. Denn sollte eine solche Abstimmung Werth haben, so könnte die Bank natürlich nur unter Vorbehalt der Genehmigung ihrer Generalversammlung den Vertrag mit der Regirung abschließen. Erstens würde dadurch stets den Banken eine Anleihe zu Gunsten der großen Privatbankhäuser wie Rothschild, Bleichröder, Mendelssohn entgehen, da die Regirung den Abschluß mit diesen naturgemäß vorziehen würde. Zweitens aber würde keine Regirung von solchem Vorbehalt Etwas wissen wollen, da sie ihren Kredit eben unmöglich einer öffentlichen Ablehnung aussetzen könnte.

Nach Alledem bleibt kaum mehr übrig, als immer wieder daran zu erinnern, daß Jeder, der 5 und 6 prozentige Papiere kauft, spekulirt und daher entweder sich ein die Entwickelung des Papiers begleitendes Urtheil bilden oder aber auf Verlust gefaßt sein muß. Und wenn die vielfachen Verluste, die das Publikum in jüngster Zeit getroffen haben, ihm diese Erkenntniß bleibend verschaffen, so haben sie wenigstens einen Vortheil gehabt. Mercator.

Der Fall Junkermann.

Der Schauspieler August Junkermann war bisher nichts als ein reisender Virtuose, der mit Geschick eine gewisse Spezialität zur Freude des Publikums auf der Bühne zu kultiviren verstand. Die Mitwelt wand ihm die üblichen Lorbeerkränze, sobald er mit seiner plattdeutschen Truppe irgendwo erschien oder Abschied nahm, die Nachwelt hingegen hätte ihn wahrscheinlich bald vergessen, denn das Einzige, was von seinem irdischen Thun übrig bleiben konnte, wäre die theatralische Verunstaltung der herrlichen Poesien Reuters gewesen. Nun aber hat sich der schon alternde Mann doch noch ein bleibendes Denkmal gesetzt, dauernder als Erz und Stein. Er hat urplötzlich auf einem Gebiet, das innig mit seiner Thätigkeit als Schauspieler verwachsen war, eine Genialität gezeigt, die seine künstlerische Begabung weit in den Schatten stellt.

Oder ist es vielleicht nicht ein Verdienst, in das an so vielen Unklarheiten leidende Verhältniß zwischen Schauspieler und Direktor endlich einmal Klarheit gebracht zu haben? Dieses Verhältniß wird bekanntlich, wie so oft die Beziehungen des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer, durch schriftliche Kontrakte geregelt. Diese Verträge sind, Dank dem Scharfsinn kluger Theaterdirektoren, mit großem Aufwand von Geist und Witz derartig ausgebildet worden, daß in vielen Fällen das Recht des Direktors der Pflicht des Schauspielers in klarster Einseitigkeit gegenübergestellt wird. Aber das Alles hat noch nichts mit den Erfindungen des Herrn Junkermann zu thun. Sein Genie hatte vielmehr beim Abschluß der Kontrakte für seine letzte große Amerikafahrt im vorausschauenden Geiste einen Fall ins Auge gefaßt, an den leichtsinniger Weise gewöhnlich die Menschen nicht denken, wenn sie sich in großartige Unternehmungen einlassen. Dieser Fall heißt — „Krankheit“! So genial die für diesen Fall vom Herrn Junkermann getroffenen Vorkehrungen vom Standpunkte eines Direktors aus erscheinen mögen, mir hatten sie seiner Zeit durchaus nicht einleuchten wollen und es ging mir, wie es kleinen Geistern großen Genies gegenüber zu gehen pflegt. Mit ganz kleinlichen Gründen einer durchaus veralteten Moral, geleitet von den gewiß höchst lächerlichen Empfindungen des Mitleids mit der abhängigen Klasse der Menschheit, wagte ich es, dem kühnen Reformatorgeist dieses großen Mannes entgegenzutreten, mit dem Hinweis auf die Grenzen, die das sittliche Recht dem Rechte der Macht zieht. Ganz erfüllt von einer sicherlich höchst komischen Begeisterung für die im Kampf ums Dasein ringenden Jünger der Bühnenkunst, brandmarkte ich im Berliner Fremdenblatt das Vorgehen des Herrn Junkermann mit Ausdrücken, die mir nach meiner Kenntniß der deutschen Sprache für den vorliegenden Fall die passendsten zu sein schienen, und dachte in meiner Entrüstung gar nicht daran, daß man nicht das Recht hat, alle Wörter seiner Muttersprache zu gebrauchen. Das königliche Amtsgericht zu Berlin hat nun in seiner Sitzung vom 14. April 1894 mich zu zweihundert Mark Geldstrafe verurtheilt und mir nicht einmal den Schutz des berühmten § 193 (Wahrung berechtigter Interessen) zugebilligt. Es heißt in dem Urtheil: „Der Schutz des § 193 St.-G.-B. steht dem Angeklagten nicht zu, wenn es für ihn auch strafmildernd ins Gewicht fällt, daß er im guten Glauben und in der Absicht gehandelt hat, einer guten Sache zu dienen.“ Und weiter: „Durch die Beweisaufnahme ist folgender Sachverhalt als erwiesen angenommen worden: Kläger (also August Junkermann) unternahm mit einer großen Schauspielertruppe, unter der sich die Zeugen

befanden, im November 1892 eine Gastspieltournée nach Amerika, um dort plattdeutsche Stücke, in Sonderheit Reutersche Stücke, aufzuführen. In den mit den Mitgliedern der Truppe vom Kläger geschlossenen Engagementsverträgen befand sich ein § 18, wonach er, sobald für ihn das amerikanische Gastspiel kein Gewinn bringendes ist, worüber allein sein freies Ermessen entscheidet, den Vertrag aufzulösen berechtigt sein solle, und ein § 19, der ihm das gleiche Recht einräumt, falls er während der Tournée krank werden sollte und ihm das ärztlich bescheinigt werden sollte. Die Mitglieder der Truppe hatten Bedenken, auf diese Bedingungen einzugehen. Sie beruhigten sich aber durch die dem Zeugen Guthery Namens der Truppe abgegebene Erklärung: ‚Ehe ich meine Mitglieder in irgend welche Ungelegenheiten bringe, eher will ich den letzten Stein meiner Villa verkaufen.' Man spielte Ende des Jahres 1892 und Anfang 1893 in Hoboken und verschiedenen anderen Orten Amerikas und ging dann nach Chicago, wo sehr gute Geschäfte gemacht wurden. Hier wurde Ende Februar 1893 Kläger so krank, daß, wie Toni Ziegler bezeugt, sie glaubte, er werde in Tobsucht verfallen. Auch Guthery hielt ihn für so nervös aufgeregt, daß er ihm rieth, die Tournée abzubrechen. Die Vorstellung, die ohne Kläger als Hauptdarsteller nicht stattfinden konnte, mußte abgesagt werden. Kläger beabsichtigte in der That, auf Grund des § 19 des Vertrages seine Mitglieder zu entlassen, und es waren die Kündigungbriefe bereits geschrieben. Die hochgradige nervöse Erregung, die Kläger, unbestritten selbst vom Beklagten, ergriffen hatte, hatte ihren Grund theils in Reibereien mit einem Theil seiner Mitglieder, die ihre Rollen nicht lernten, mit den ihnen zugetheilten Rollen nicht zufrieden waren und bei jeder Gelegenheit Opposition machten, theils in Zwistigkeiten mit dem Manager Amberg, der durch mangelhafte Abführung der Einnahmen an Kläger ihm Geldverlegenheiten bereitete. Als im Februar 1893 der theilweise Grund dieser nervösen Erregung durch die Abmachung mit Amberg, Kläger solle mit seiner Truppe auf eigene Rechnung ein Gastspiel im Cincinati geben, gehoben war, genas Kläger schnell und konnte alsbald wieder auftreten. Dort trat sein krankhaftes Wesen wieder hervor, als Amberg ihm neue Schwierigkeiten bereitete und ihm die Verpflichtung auferlegte, von Cincinati aus weiter nach dem Norden Amerikas hinauf das Gastspiel auf seine — des Ambergs — Rechnung fortzusetzen. Kläger wurde bettlägerig krank. Er mußte Tage lang das Bett hüten und Tobsuchtanfälle traten von Neuem ein, so wenigstens klagte Frau Junkermann der Toni Ziegler gegenüber gelegentlich eines Krankenbesuchs. Hatte Kläger im Februar 1893 in Chicago von dem § 19 der Engagementsverträge nicht Gebrauch gemacht und die schon geschriebenen Kündigungbriefe in Folge seiner Besserung vernichtet, so sah er sich bei dem Unvermögen, auf der Bühne aufzutreten, gezwungen, jetzt von dieser Vertragsbedingung Gebrauch zu machen, nachdem er sich hatte ärztlich bescheinigen lassen, daß er an allgemeiner Abspannung des Nervensystems leide und ihm eine Zeit lang absolute Ruhe erforderlich sei . . . ."

Das ist die amtlich festgestellte, auf zeugeneidlichen Erhebungen beruhende Darstellung des „Falles Junkermann", soweit es die berühmten, durch seine Genialität geschaffenen § 18 und 19 angeht. Wenn ich also heute meinen erneuten Untersuchungen über die Tragweite dieser Kontraktparagraphen diese durch richterliches Urtheil verkündete, durch die eidliche Vernehmung von acht Zeugen bekräftigte und endlich vom Herrn August Junkermann durch Verzicht auf Berufung anerkannte Darstellung zu Grunde lege, so kann mir ganz

gewiß kein Mensch mehr mit dem Einwand kommen, ich hätte mich gutgläubig durch unbegründete Klagen einzelner Schauspieler gegen Herrn Junkermann einnehmen lassen.

Herr Junkermann ist in Amerika wirklich krank gewesen — so krank, daß er nach dem Urtheil seiner eigenen Frau Tobsuchtanfälle gehabt hat. Diese Tobsuchtanfälle traten stets dann auf, wenn ihm etwas Unangenehmes passirte, besonders, wenn ihm pekuniäre Verluste drohten, verschwanden jedoch außerordentlich schnell wieder, wenn die Sorgen sich zerstreuten. Man glaube nun keineswegs, daß ich die Tobsuchtanfälle für simulirt halte, — ich verwahre mich feierlichst dagegen. Ich bin, nachdem ich die Zeugenaussagen ververnommen habe, fest davon überzeugt, daß Herr Junkermann nervenkrank gewesen sein muß, denn Das einzig und allein erklärt sein ganzes Verhalten. Ein erwachsener, reifer Mann, der „Ende Februar" aus Zorn über seinen Manager in „Tobsucht" verfällt und noch „im Februar", blos weil sein Manager ihn freigiebt, „schnell genas", muß allerdings in so hohem Grade in seinem Nervensystem zerrüttet gewesen sein, daß die wechselnden Eindrücke angenehmer und unangenehmer Art, die einen gesunden Menschen wohl in gute oder üble Laune versetzen, ihn gleich völlig niederwerfen oder völlig aufrichten. Dergleichen kommt sonst nur bei kleinen Kindern vor. Wenn ein Erwachsener so wenig Selbstbeherrschung besitzt, daß er bei mehr oder weniger unangenehmen Ereignissen gleich ins Toben geräth, so ist Das sicher ein krankhaftes Zeichen.

Herr Junkermann war also ein armer, alter, kranker Mann, der Niemanden etwas zu Leide thun wollte und den Alle ärgerten und quälten. Die leicht vibrirenden Nerven dieses alten Herrn zuckten jetzt schmerzhaft zusammen selbst bei Dingen, die einem so alten Bühnenkenner seit langen Jahren hätten bekannt sein müssen: daß ein Schauspieler eine Rolle zurückweist oder nicht lernen will, daß ein Manager Schwierigkeiten macht. Mein Gott! Man braucht ja nur vier Wochen lang mit ein paar Schauspielern in einem Kaffeehaus zu verkehren und man weiß Das ganz genau. Wie gut muß es gar Herr Junkermann gekannt haben! Und jetzt bringen ihn dergleichen Dinge so in Zorn, daß er zum Gegenstand des allgemeinen Mitleids wird. Es ist nur ein wahres Glück, daß die nervöse Natur solcher Krankheiten eine ungeheuer schnelle Möglichkeit der Besserung mit sich bringt. Kaum erfuhr Herr Junkermann, daß Herr Amberg ihn auf eigene Rechnung spielen lassen wollte, kaum wußte er, daß er wieder Geld verdienen konnte, so wurde er auch wieder fröhlich und guter Dinge und — gesund. Aber kaum legt einen Monat später Herr Amberg wieder die schwere Hand des Managers auf seine Schulter, so wird er tobsüchtig, muß sogar zu Bette gehen und muß schweren Herzens seine Schauspieler entlassen. Der Aermste! Gott sei Dank, die Seereise und die wieder gewonnene Sorglosigkeit stellt ihn aber so schnell wieder her, daß er, in Hamburg angekommen, sein bereits vor der Amerikafahrt für diesen Termin kontraktlich abgeschlossenes Gastspiel dort beginnen kann.

Wie Herr Junkermann speziell sich bei der Handhabung seines Kontraktparagraphen benommen habe, Das war der Gegenstand der Gerichtsverhandlung vom 14. April, davon sei jetzt nicht mehr die Rede. Bis zu diesem Termine war es Ansichtsache, wie man darüber denken wollte. Jetzt freilich hat Herr Junkermann es schwarz auf weiß, daß er wirklich krank gewesen ist und daß er sein Ehrenwort nicht gebrochen hat. Mag jetzt Einer sagen, was er will, Herr Junkermann kann ein unterstempeltes Gerichtserkenntniß als Waffe gegen Alle

schwingen, die sich herausnehmen würden, seine Ehrenhaftigkeit noch in Zweifel zu ziehen. Er hatte seiner Zeit versprochen: so lange ein Stein seiner Villa noch stehe, würde er seine Schauspieler nicht in Ungelegenheiten bringen. Nun hat er sie zwar entlassen, aber, da er ja doch einmal sein Ehrenwort nicht gebrochen hat, so folgt daraus mit logischer Nothwendigkeit, daß diese Entlassung für die Schauspieler keine Ungelegenheit war. Nun sind aber nicht alle Theaterdirektoren von der untadeligen Art des Herr Junkermann. Ich habe vielmehr gehört, es solle hie und da auch Bühnenleiter geben, die ihren eignen Vortheil im Auge haben, — und welche Waffe wäre in den Händen solcher Leute ein § 19! Daß ein nervenkranker, zu Tobsuchtanfällen neigender Direktor in Folge der erstaunlichen sittlichen Größe seiner nur auf das Wohl der Menschheit gerichteten Gesinnung diesen von ihm selbst erfundenen Paragraphen nur zum wahren Wohl seiner Mitglieder in Anwendung brachte, indem er vor allen Dingen darauf bedacht war, sein für die Welt so unersetzliches Leben zu erhalten —: Das ist doch noch kein Beweis dafür, daß auch jeder andere Direktor im Besitze eines solchen Paragraphen so handeln würde. Könnte dieser berühmte § 19, der das Andenken Junkermanns unsterblich zu machen bestimmt ist, in den Händen irgend eines frivolen Menschenhändlers doch in folgendem Sinne ausgelegt werden: „Wenn ich mal keine Lust mehr habe, weiter zu spielen, so rede ich mich künstlich in Wuth hinein, spiele den Tobsüchtigen und rege mich dadurch schließlich so auf, daß man mir eine nervöse Stimmbändererschlaffung oder eine Zerrüttung meines Nervensystems bestätigen muß, und dann schicke ich meine Mitglieder auf Grund der berühmten Junkermannparagraphen einfach zum Teufel!" Ich bemerke ausdrücklich, daß ich hier nur von einem hypothetischen Fall rede. Herrn Junkermanns Krankheit war keineswegs simulirt, denn dazu würde sein sonst ganz anerkennenswerthes schauspielerisches Talent gar nicht ausreichen.

Meine Polemik richtet sich also nur noch gegen den § 19, nicht mehr gegen seinen kühnen Erfinder. Wäre es nicht die höchste Zeit, daß man von Staats-wegen gegen derartige Kontraktparagraphen vorginge? Man könnte ja speziell Herrn August Junkermann, mit Berücksichtigung seiner gerichtlich bekräftigten Ehrenhaftigkeit und der noch immer unverletzt als Bürgen haftenden Villa, das Recht geben, Kontrakte aufzusetzen, wie er will, denn Schauspieler, die heute noch bei ihm Engagement nehmen, kennen ja ihr Schicksal und müssen wissen, was sie thun. Aber im Allgemeinen ist es eine Forderung der Sittlichkeit sowohl wie der sozialen Gesetzgebung, von Staats und Rechts wegen gegen derartige Kontraktparagraphen vorzugehen, weil sie in den Händen eines minder ehrenwerthen Direktors jede denkbare Deutung zulassen würden. Und man kann nicht im Allgemeinen sagen, daß der Schauspieler ja das Recht habe, solche Kontrakte zurückzuweisen. Denn die Masse der Schauspieler ist eben arm und hat keine große Wahl. Es geht diesen unglücklichen Arbeitern auf den Brettern wie den stellunglosen Arbeitern überhaupt —: sie brauchen Brot und müssen froh sein, es zu finden. Wenn daher der Fall Junkermann zu einer Abstellung des Kontrakt-Unwesens Anlaß gäbe, so wäre die ganze Schauspielerwelt Deutschlands einem Zustand sozialer Unsicherheit entrissen, wie er in keinem anderen Stande seines Gleichen findet.

Dr. Adalbert von Hanstein.

Bierkrieg.

Zwei Brauereipotentaten versenden einen Bericht über die Verhandlungen, durch die am fünften Juli der Vorsitzende des Berliner Gewerbegerichtes den Bierkrieg beendigen wollte. Der Bericht ist lehrreich und interessant, weil er wieder einmal die Werthlosigkeit eines sozialpolitischen Apothekermittels zeigt. Wenn wir nur erst Gewerbegerichte haben, so hieß es immer, wenn in freier Rede und Gegenrede die Arbeiter mit den Unternehmern sich auseinandersetzen können, dann werden die sozialen Kämpfe sehr rasch ihre grausame Härte verlieren und in holder Eintracht werden die annoch Streitenden bald einander umarmen. Das war in dem liberalen Spielplan ein sehr beliebtes Stück. Nun ist es ausgespielt. Die Gewerbegerichte können im Alltagsverkehr mancherlei Gutes leisten, aber ihre Wirkung versagt sofort völlig, wenn in erregten Zeiten die heißen Wünsche der Massen Befriedigung heischen und mit dem Anspruch der Besitzenden das Drängen des Proletariates rauh zusammenstößt. Herr Singer, den es eigentlich doch nicht allzu große Mühe kosten kann, in das Empfinden eines kapitalistischen Arbeitgebers sich zu versetzen, hätte mit den Herren Roesicke und Happoldt vielleicht für die Einigung eine Basis gefunden; hinter Herrn Singer aber steht das fest gegliederte Heer der organisirten Arbeiterschaft und mit deren fanatischer Begeisterung ist nicht zu spaßen. Wofür sie fanatisch begeistert ist? Entlassene Arbeiter sollen wieder eingestellt und für ihren Lohnausfall entschädigt werden; bestimmte Arbeiterorganisationen sollen anerkannt und der erste Mai soll als Feiertag frei gegeben werden. Im Grunde aber bekümmert sich Niemand mehr um diese Einzelnforderungen; die Masse fühlt ihre Macht und die Lust kitzelt sie, den sonst allein Mächtigen diese Macht einmal zu zeigen. Die Führer und die Elitearbeiter wissen zwar ganz genau, daß der Versuch scheitern und höchstens zu Gunsten der großkapitalistischen Unternehmungen die kleinen Betriebe opfern wird, denen im Kampfe zuerst der Athem ausgehen muß; auch darüber täuschen sie sich nicht, daß die Koalition der Saalbesitzer und das Abbröckeln manches für die Agitation wichtigen Gastwirthes schon erste Niederlagen bedeuten; aber man mußte der erschlaffenden Partei endlich wieder die Möglichkeit der Begeisterung bieten, man mußte in der Unterstützung der lange vernachlässigten Gewerkschaften Eifer prästiren und zugleich der murrenden Masse doch zeigen, wohin diesmal die Bestrebungen der Gewerkschaften führen. Das ist taktisch durchaus nicht unklug gedacht und die Taktik kann man im Krieg nicht entbehren. Um einen Krieg aber handelt es sich, um einen Feldzug auf dem Gelände, wo alle sozialen Kriege der nächsten Zukunft sich abspielen werden, — und Kriege werden mit schön stilisirten Friedensverträgen fast immer dann erst beendet, wenn sie in Wirklichkeit längst ausgefochten sind. Deshalb ist jetzt auch das Geplärre darüber, wer Recht und wer Unrecht hat, ganz nutzlos und überflüssig. Die Arbeiter wünschen angenehmere Lebensbedingungen und versuchen, sie mit den Mitteln zu erreichen, die ihnen allein zur Verfügung sind; die Unternehmer möchten ihre gesicherte Stellung behaupten und setzen sich gegen den Ansturm zur Wehr. Nur vom Standpunkt der Klassenmoral kann man dabei den einen Theil unsittlicher als den anderen nennen. Eine unbefangene Anschauung wird in dem meist ziemlich thöricht beurtheilten Bierkrieg nur eine längst nicht mehr neue Form der sozialen Auslese sehen, in deren Bereich, trotz allen Gewerbegerichten, der Streit immer herrscht und die Stärke nur siegt.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. August 1894.

Der bulgarische Bismarck.

Abdul Hamid, der Sultan, ist seit ein paar Wochen recht ärgerlich. Das Erdbeben, das Konstantinopel heimgesucht hat und für dessen Opfer in Deutschland so eifrig jetzt gesammelt wird, als wären Armuth und Elend nicht näher zu finden, mag den furchtsamen Mann, der um den Prunkpalast nicht genug hohe Mauern aufthürmen kann, aus dem schlaffen Haremsdämmern wohl emporgeschreckt haben. Doch vorher schon, ehe unter dem alten Stambul noch die Erde zu wanken begann, war dem Großherrn der Pforte die gute Laune vergangen. Lange hatte er in ungetrübtem Behagen gelebt. Engländer, Oesterreicher und manchmal leider auch Deutsche schienen des Schandfleckes im Südosten Europas gar nicht mehr zu gedenken, sie umwarben schmeichelnd den müden Despoten, sie hegten und pflegten das von bestialischer Willkür regirte Land wie einen für das Wohlergehen der christlichen Welt wichtigen und nützlichen Körper und die vornehmste deutsche Frau betrat den Ort, wo zum Vergnügen stumpfer Sinne zartes und feistes Frauenfleisch aufgestapelt ist. Die Kleinen ringsum, deren Länder und Ländchen vom Osmanenreich allgemach abgebröckelt sind, hatten die Kunst längst gelernt, aus der feierlich trüben Miene des Großtürken die finsteren Falten wegzustreicheln; sie sahen ihn in der Nähe, sie wußten, daß die Intelligenz und die Fähigkeit der Auffassung in dem Sohne des Abd ul Medschid über das Niveau eines verschüchterten, eigensinnigen und eitlen Kindes nicht hinausgewachsen war, und die orientalische Schlauheit schmiegte geschickt diesem Zustand sich an. Der kleine Abbas zwar, der in Wien die europäische Luft und in Kairo den

wilden Haß gegen den britischen Druck eingeathmet hatte, zeigte zuerst sich ein Bischen ungeberdig, aber er wurde bald zu artiger Fügsamkeit gebracht. Und in Bulgarien und Serbien, wo geriebene Geschäftsleute die Herrschaft in Händen hielten, begann ein Wettkriechen nach dem Ziel großherrlicher Gunst: beide Länder wollten Makedonien ergattern — die Provinz umfaßt heute Theile der türkischen Vilajets Salonichi und Monastir, für die Serben aber, denen Stephan Duschan sie im vierzehnten Jahrhundert unterworfen hatte, heißt sie noch immer Stara Srbija —, beide stellten sich, als wäre es nur um das Patronat über die Kirche und Schule ihnen zu thun, und der Sultan hatte unter den ergebensten Bittstellern lange die Auswahl. Nun ist Herr Stambulow beseitigt, der Fürst von Bulgarien verfällt in den schlimmen Monarchenfehler der Vielrednerei und zeigt einen kaum mehr geschmackvollen Eifer, mit dem Zarenreich rasch seinen Frieden zu machen; auch unter den Großmächten, zu denen noch immer der Papst zu zählen ist, gewinnt der russische Einfluß bedrohliche Freundschaften, — und deshalb ist Abd ul Hamid, der in Rußland den lauernden Erben fürchtet, ärgerlich. Er hat, weil er mißtrauisch jetzt nach Bulgarien blickt, den kleinen Alexander von Serbien mit auffälliger Gunst beglückt, Milans Sohn weilt merkwürdig lange in der Nähe der makedonischen Grenze, das erste serbische Aufgebot ist einberufen und am Ende erleben wir bald im Balkan ein neues Gewitter. Jedenfalls ist der Sultan sehr übler Laune; er denkt vielleicht daran, daß gerade vor fünfhundert Jahren der dritte Osmane Murad seinem Stamm Bulgarien und Serbien zinspflichtig machte, daß vor hundert Jahren, als auf dem Türkenthron auch eben ein Abd ul Hamid saß, mit dem Frieden von Kütschük die Aera der russischen Eroberungen im alten Gebiet der Chorasanhorden begann, und wenn wider Erwarten seine Kenntniß der Geschichte weit genug reicht, zürnt er vielleicht gar noch dem Nicephoros Phokas, dem Basileus von Byzanz, der gegen die aufständigen Bulgaren einst die Russen zur Hilfe rief. Wäre damals Wladimir von Kiew nicht in die Donauthäler hinabgestiegen, — wer weiß, ob der russische Islam mit seiner lastenden Wucht jemals den Südosten Europas bedroht hätte? Zimisces konnte den Russenfürsten Swätoslaw wieder vertreiben und mit Nordthrakien und Donaubulgarien das Gebiet des byzantinischen Reiches erweitern; aber Anna, die Tochter der gekrönten Dirne Theophano, hatte Wladimir und

seine Schaaren getauft, das griechische Christenthum an die Ufer des Dnjepr getragen und dieses weltgeschichtliche Ereigniß hat am Ausgang des zehnten Jahrhunderts für Byzanz den Erben bereitet. Freilich, wenn Abd ul Hamid so weit zurückzudenken vermöchte, dann würde ihm tröstend auch die Gestalt Ottos des Großen begegnen, der Wladimirs Schwager ward, nachdem er im Kampfe um Rom den Byzantiner besiegt und ins alte Sachsen das Kaiserrecht mit sich geführt hatte. Bis in jene fernen Tage reicht der Streit zwischen dem Westen und dem Osten Europas zurück; und der kranke Mann am Goldenen Horn würde vergebens jetzt nach Helfern und Pflegern sich umsehen, wenn auf die byzantinische Erbschaft Germanen und Slaven nicht noch immer mißtrauisch die Blicke gerichtet hielten.

Von diesem Mißtrauen hat Herr Stambulow acht Jahre lang gelebt, es hat ihn zur Weltberühmtheit gemacht und es sichert ihm heute noch, da seine Diktatur krachend zusammengebrochen ist, die Sympathien der mit öffentlicher Meinung gefütterten Menschheit. Für die Macher dieser öffentlichen Meinung ist es allerdings nicht ganz leicht, zu einer nüchternen und unbefangenen Beurtheilung der bulgarischen Angelegenheiten jetzt den Uebergang zu finden. Sie haben Bulgarien uns so lange als ein Paradies geschildert, so oft uns erzählt, wie märchenhaft glücklich dort die Bevölkerung ist, wie in nationalem Haß gegen das Russenthum das ganze Volk sich zusammenfindet und wie nur der in allen Leitartikeln bekannte Rubel auf Reisen Intriguen, Verschwörungen und Unruhen schafft, sie haben jeden Zweifel an der unvergleichlichen Popularität des Herrn Stambulow mit so schöner Entschiedenheit stets verscheucht, daß der Zusammenbruch des Diktators sie in eine sehr unbequeme Verlegenheit bringen mußte. Wer vor drei Monaten dieses Ereigniß vorausgesagt hätte — Privatbriefe der im Balkan lebenden Deutschen ließen es längst erwarten —, Der wäre als ein Zarenknecht, ein Knutenanbeter und Russenreptil, in den längst dafür üblichen Formen geschmäht und verleumdet worden. Unsere Presse, die nach dem Prinzip: billig, schlecht und schnell arbeitet, ist, mit ganz wenigen Ausnahmen, über die orientalischen Vorgänge geradezu kläglich informirt; zwar sitzen da unten einzelne Berichterstatter, aber sie sind entweder der Landessprache nicht mächtig oder sie sind so ungenügend bezahlt, daß sie durch gehäufte Depeschen und durch allerlei nicht immer bedenkenfreie Manöver ihre Einnahmen aufbessern

müssen, und ihr Ansehen ist meistens nicht allzu groß; ein Herr, der in Belgrad deutsche Zeitungen ersten Ranges vertritt, wurde dort aus dem in seinen Ehrbegriffen doch wahrscheinlich nicht übertrieben strengen Klub hinausballotirt. Diese Herren empfangen nun ihre Informationen zum größten Theil in den Ministerien der Balkanstaaten, und aus dem so entstandenen Depeschenmaterial schmieden zu Hause die emsigen Redakteure dann, die von orientalischen Zuständen sehr oft keine Ahnung haben, ihre Leitartikel. Zu Hause macht sich das Alles auch wirklich recht schön: ein freies, zu reineren Kulturhöhen emporstrebendes Volk, das der liberalen Staatseinrichtungen sich durchaus würdig zeigt und an die Behauptung der Unabhängigkeit den letzten Blutstropfen setzt; als Vertreter der nationalen Wünsche ein genialer Mann, eine stolze und starke Herrennatur von untadelhafter Selbstlosigkeit; und im Hintergrunde das Wühlen und Wüthen einer asiatischen Macht, die mit Knechtschaft die Freien bedroht und deren hinterlistiges Planen nur durch die Thatkraft des Genialen immer wieder vereitelt wird. Für ein Melodrama und für unzählige Leitartikel ist Das ein prachtvoller Stoff: von den bösen Schwarzen sind die guten Weißen sorgfältig geschieden, über die Richtung, in die man die Sympathien zu lenken hat, kann ein Zweifel niemals entstehen und alle Erörterungen lassen prompt stets und glatt sich erledigen. Dazu kommt, daß die englische Presse, die sich die Informationen aus dem Orient viel Geld kosten läßt, die Beleuchtung jedes neuen Vorganges sehr geschickt zu arrangiren versteht und daß Oesterreichs Politik im Balkan die alte Taktik aus der Bundestagszeit fortsetzt und das alte Bemühen, den Interessen ihrer Hausmacht die reichsdeutschen Kräfte dienstbar zu machen. In jedem anderen Volke würde das instinktive Gefühl für den nationalen Vortheil stark genug sein, um solchen Absichten die Wirkung zu sperren; der Deutsche aber ist, obwohl er dreißig Jahre lang bei Bismarck die Schule des nüchternen Realismus durchmachen durfte, noch immer so gutmüthig und so arglos, für fremden Schmerz n mitleidiger Begeisterung sich zu entflammen, — auch wenn dieser Schmerz ihn gar nicht angeht, ihm vielleicht nur durch die Künste interessirter Zeitungschreiber suggerirt worden ist. So ist allmählich eine Lüge von wahrhaft tropischen Dimensionen entstanden, so ist das unbeträchtliche Bulgarien, dessen Geschick uns, nach Bismarcks klugem Wort, so gleichgiltig sein konnte wie dem Lieblingsschauspieler Hamlets das Schicksal

der Mutter Hekuba, das verhätschelte Schoßkind und Herr Stambulow ein herrlicher Heros der Deutschen geworden.

Man hat ihn den bulgarischen Bismarck genannt und dabei wohl an den Bismarck der Legende gedacht, an den brutalen Gewaltmenschen, der über Leichen geht und in der Wahl der Mittel, die der Zweck ihm heiligen soll, weder Skrupel noch Zweifel kennt. Aber selbst mit diesem unwirklichen Bismarck, der in den Hirnen verärgerter Demokraten nur lebt, hat Herr Stambulow nicht die allergeringste Aehnlichkeit. Er ist sicher kein gewöhnlicher Mensch, ist ein Ehrgeiziger und ein Massenbändiger in großem Stil und dem Betrachter, der aus den gleichmäßigen Niederungen der Kulturzustände kommt, wo jede ungezügelte Kraft schon starres Staunen erregt, kann er leicht wie eine geniale Persönlichkeit erscheinen. Er hat einen Thron vergeben, acht Jahre lang selbstherrisch die Geschicke seines Landes bestimmt, einen geräuschvollen Ruhm und ein ansehnliches Vermögen erworben und daneben noch Zeit gefunden, die politische Allgewalt in den Dienst seiner unersättlichen Sinne zu stellen. Ein Mensch, dem es heute noch gelingt, als ein Emporkömmling aus eigener Kraft solches Renaissancedasein sich zu zimmern und in allen Wonnen selbst geschaffener Macht zu schwelgen, ist immer eine interessante Gestalt und da namentlich wendet die Sympathie aller Kulturmüden sich ihm zu, wo ein schwächlicher Herr von zweifelhafter Legitimität ihn gelassen vom Platze stößt. Der Mann aber kann so wenig wie das Land an europäischen Maßstäben gemessen werden. Herr Stambulow ist ein echter Orientale und nicht sein Name nur mahnt an die alte Türkenherrlichkeit; wie ein Pascha hat er in Bulgarien gehaust, mit orientalischen Kniffen und Pfiffen, und ohne ein sittliches Bedenken hat er alle Mittel angewendet, Verrath und Tücke und Mord, um in der Macht sich zu behaupten. Vielleicht glaubte er, damit seinem Vaterlande am Besten zu dienen, — vielleicht; dann aber wären die rücksichtlose Thatkraft und die unverbrauchte Energie höchstens noch an ihm zu bewundern und man könnte ihn allenfalls einen kleineren und zu seinem Heil auch in kleinere Verhältnisse verschlagenen Balkan-Bonaparte nennen, einen orientalischen Condottiere, nimmermehr aber den bulgarischen Bismarck. Die ganze Lächerlichkeit des Vergleiches wird offenbar, wenn man Bismarck etwa den deutschen Stambulow nennen wollte. Bismarcks politische Größe besteht darin, daß er alle vorhandenen Kräfte zu

sammeln und für einen intuitiv erkannten Zweck zu verwerthen vermochte, daß er der Exponent einer nationalen Sehnsucht wurde und in gewaltiger Umklammerung ein ganzes Volk mit sich riß; er konnte beseitigt werden, aber sein Werk blieb bestehen und eine außerordentliche Menge von Mißgriffen wird nöthig sein, um in seinen Grundfesten es zu erschüttern. Was hat Herr Stambulow hinterlassen? Nichts als die Erinnerung an ein impetuoses Ungestüm, das mit brutalem Zwang zwar die vorhandenen Kräfte zu knebeln, nicht aber sie einer nationalen Begeisterung dienstbar zu machen verstand; die Erinnerung an einen Bändiger, dessen Großmannssucht an dem papiernen Ruhm sich geröstet und in die Rolle eines Erlösers sich hineingeträumt hat. Ein Berichterstatter des Berliner Tageblattes hat ihn neulich besucht und in hellem Entzücken die empfangenen Eindrücke geschildert; die Darstellung ist interessant und belehrsam: diese mit Siegestrophäen vollgepackten Empfangszimmer, die auf ein Haar den Ruhmesmuseen eitler Gastspielkomoedianten gleichen, stimmen ganz ausgezeichnet zu den sinnlosen Renommistereien ihres größentollen Besitzers, die der deutsche Zeitungschreiber bewundernd weiterträgt. Einen Europäer könnten solche grotesken Uebertreibungen, so freche Beschimpfungen des Fürsten und der Minister, leicht ins Irrenhaus oder ins Gefängniß bringen; einem Orientalen sieht man die thörichten Ausschweifungen der Phantasie geduldig nach und man lächelt höchstens, wenn dieser politisch ganz ungebildete und völlig skrupellose Orientale mit seinen Lesefrüchten prunkt und in den verschlissenen Plunderkram des europäischen Liberalismus stolz die Heroenglieder hüllt. Der Bismarck, den wir kennen, braucht künstliche Inszenirungen nicht und er kann läppische Prahlhansereien getrost verschmähen; in seinem Empfangszimmer sieht man nur ein Bild des alten Kaisers, das Lenbach ihm gemalt hat, und alle Triumphzeichen der Huld und der Popularität sind sorgfältig entfernt; nie hat, auch in den Stunden der Bitterkeit nicht, in diesen Räumen Jemand ein Wort gehört, das die Böswilligkeit als den Versuch einer Selbstverherrlichung deuten könnte; nur um das Werk kam und kommt immer wieder die Sorge zum Ausdruck, das Bangen um die Erschütterung des Gebäudes, dessen feste Fügung so mühevoll und so langwierig war. An diesen wirklichen Bismarck braucht Niemand, wenns ihm nicht paßt, zu glauben; aber der böse Bismarck der Legende sogar, der grausame Oger, würde in

der Geschichte nur als eine zwerghaft winzige Erscheinung erhalten bleiben, wenn er nicht der Exponent einer nationalen Sehnsucht geworden wäre und wenn er, wie jetzt Herr Stambulow, am Ende seiner Schöpfungtage den bedenklichen Ruhm ansprechen müßte, daß in ihm ganz allein und in keinem Sterblichen sonst das Lebensinteresse seines Volkes lebendig geworden sei.

Hinter Herrn Stambulow stand in freier Begeisterung niemals ein Volk. Die Leute, die Das behaupten, kennen den Orient nicht und nicht die Geschichte dieser halb barbarischen und halb verfaulten Südslavenstämme. Schon Theodor von Bernhardi hat, als er die polnische Chronik aufblätterte, darüber geklagt, daß in Deutschland für viele Leute die Welt nur fünfzig Jahre alt zu sein scheine und daß an dieser Grenze ihnen die Geschichte mit Brettern vernagelt sei. Die Bulgarenfreunde auf der Bierbank und in den Redaktionen aber sind allgemach schon zu faul geworden, um auch nur diese fünfzig Jahre zurückzuwandeln, ehe sie ihr schwarzkünstlerisches Urtheil fällen; für sie fängt die Bulgarengeschichte einfach mit Stambulow an und sie stellen, mit einer wundervollen petitio principii, das Dogma auf, daß nur Stambulow für Bulgarien das Heil bedeute. Dabei wird gänzlich vergessen, daß in Europa die Bulgaren seit vierzehn Jahrhunderten, und mitunter sogar recht geräuschvoll, bemerkbar sind und daß nur aus dem Ursprung und der Vergangenheit eines Volkes die Grundlage für ein Horoskop zu gewinnen ist, das nicht die Kaffeesatzwahrsagerinnen und ihren Anhang allein befriedigen kann.

Wie die bulgarische Sprache durch das Eindringen türkischer, russischer, griechischer, albanesischer und wallachischer Elemente die autochthone Selbständigkeit verloren hat, so ist auch die bulgarische Nationalität heute kaum noch festzustellen und Herr Stambulow selbst ist der lebende Beweis dafür, daß zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer in den Türkentypen die zäheste Kraft sich verkörpert. Das Mischvolk, das heute dort wohnt, ist mit den Sprossen der Finenfamilie nicht identisch, die von der Wolga einst nach Mösien vordrangen und am Marmarameer, den pontischen Hunnen verbündet, die Stadt des Konstantin bedrohten; die auf Justinians Geheiß von den Avaren niedergeworfen wurden; die unter dem Monotheleten Herakleios dann, als Kampfgenossen gegen die Tataren, flüchtige Gunst von Byzanz erwarben, bis Phokas wider sie die Russen zur

Hilfe rief. Damals schon war das Volk durch die Vermischung mit den Slovenen fast völlig slavisirt, Chan Boris hatte mit seinem ganzen Stamme die griechische Taufe empfangen, die Bulgaren waren ein Mitlauter in dem wirren Konzert der slavischen Nationalitäten geworden und von der Stunde an war auch die Frage gestellt, welcher Erbe von Byzanz die Nachkommen Kubrats des Siegreichen einst sich unterwerfen würde. Das Glück schien zuerst ihnen zu lächeln: während das byzantinische Reich, dessen Prunkperiode Schlumberger uns in leuchtenden Farben geschildert hat, mählich verwitterte, gelang den Bulgaren mancher Erfolg und sie erlebten die stolze Genugthuung, ihre Chane zu Zaren der Bulgaren und Griechen erhöht zu sehen. Bald aber wandte sich das Geschick: Basilius II., der Theophano grausam wollüstiger und später frömmelnder Sohn, machte in einem fast dreißigjährigen Kriege der bulgarischen Herrlichkeit ein Ende, und als sie noch einmal, für zwei ganze Jahrhunderte, aus dem Grabe erstanden war, sargte der dritte Osmane Murad — und als er beim Sieg auf dem Amselfeld sein Leben gelassen hatte, sein ältester Sohn Bajesid — sie abermals ein. Unter der Türkenherrschaft entschlummerten langsam die Erobertriebe des bulgarischen Volkscharakters und bis in unser Jahrhundert brachte eigentlich nur die religiöse Zerrissenheit, das Schwanken zwischen dem Islam, dem griechischen und dem römischen Christenthum, Erregungstöße in das Gelände. Als um die Mitte der siebziger Jahre dann in Bosnien und der Herzegowina die Empörung ausbrach, da trieb dieser Sturm auch in Bulgarien eine lange schon heimlich fortschwälende Flamme empor und gegen den mohammedanischen Uebermuth erhob sich ein slavisches, ein christliches Volk. Die Türken schlugen mit Feuer und Schwert den Aufstand nieder, sie verwüsteten sechzig Städte und Dörfer, sie mordeten zwölftausend wehrlose Christen, denen ein schlau erdachtes Gesetz das Waffentragen verbot, und sie weigerten auf der Konferenz von Konstantinopel den Bulgaren die Selbständigkeit unter christlichen Gouverneuren. Da trat die slavische Vormacht für die schwächeren Stammesbrüder ein, der Zarbefreier erstritt den Bulgaren die Autonomie, — und das Land, das durch so viele Jahrhunderte der Spielball zwischen den auf die byzantinische Erbschaft lauernden Parteien gewesen war, sollte nun zur russischen Einflußsphäre gehören. Der bulgarische Bismarck möchte Das leugnen; aber der deutsche Bismarck, der für Deutsche doch wenigstens eine

annähernd eben so große Autorität sein sollte, hat mit nachdrücklichster Bestimmtheit wiederholt anerkannt, daß auf dem Berliner Kongreß diese Kräftevertheilung beschlossen war: in Bulgarien sollte der russische, in Ostrumelien der türkische Einfluß vorherrschend sein. Eine Nation, deren Empfinden sich gegen diesen Beschluß empören konnte, war nicht vorhanden; seit dem Fall Sismans des Dritten, ihres letzten Zaren, hatten die Bulgaren Zeit genug gehabt, sich in die Konsonantenrolle zu fügen, und sie hätten nach den Weisungen einer orthodoxen Regirung ganz behaglich vielleicht sich eingerichtet, wenn die Ungeschicklichkeit und Roheit russischer Machthaber mit rauher Störung nicht den erträglichen Zustand durchbrochen hätte.

Das Sündenregister der Russen ist, selbst wenn man die Erfindungen des Herrn Stambulow und der ihm und den englischen Interessen ergebenen Presse abzieht, noch reichhaltig genug und seine einzelnen Punkte wirken bei der Aufzählung doppelt fürchterlich auf europäische Hörer und Leser, weil die Entsetzten nicht ahnen, daß solche Tücken und Gewaltsamkeiten im Orient den landesüblichen Umgangsformen im politischen Verkehr durchaus entsprechen. Bulgarien hat zwar eine höchst liberale Verfassung und es darf an der Karikatur des Parlamentarismus sich erfreuen, der in seinem Mutterlande sogar jetzt schon durch die Einführung des Referendums zeitgemäß verbessert werden soll; aber es ist deshalb doch ein orientalisches Land geblieben und nur mit orientalischen Unbedenklichkeiten wird in seinen Grenzen die Politik gemacht. Ein paar Menschenleben schlägt man da unten gar so hoch nicht an; Herr Stambulow selbst hat, als gegen eine blutige Judenverfolgung seine Hilfe verlangt wurde, offen erklärt, er könne um einer Handvoll Juden willen nicht die Stimmung eines stets regirungstreu wählenden Ortes verderben, er hat seinem geilen Gelüsten niemals eine Schranke gesetzt und man muß, wenn man ihn jetzt den edelsinnigen Kulturmenschen mimen sieht, unwillkürlich des Wortes von der Gracchenklage über den Aufruhr gedenken. Auch der coriolanische Hochmuth, der mit gerümpfter Lippe ihn von der Bedeutung des Pöbels unter dem neuen Kurs sprechen läßt, kann nur Heiterkeit wecken; was jetzt gar so verächtlich Pöbel genannt wird, hieß früher das Volk und in Paeanen wurde uns immer verkündet, wie das ganze, politisch wundervoll reife Volk fest und treu zu Herrn Stambulow stand. Aber die wüthigen Großsprechereien eines Mannes, der um

jeden Preis sich die Märtyrerkrone erreden möchte, entlasten die Russen nicht und die Gehilfen des weißen Zaren dürfen für schlimme Gewaltthaten nicht achselzuckend die Verantwortung auf die Mißgriffe abwälzen, die angeblich in den unteren Regionen der asiatischen Abtheilung begangen worden sind. Manche Vorgänge in Bulgarien konnten den Selbstherrscher aller Reußen wohl ärgern: die dem liberalen Eklektizismus entlehnte Verfassung, die einem Volk von Analphabeten und Hammeldieben plötzlich politische Rechte gab; die Herrschaft radikaler Wühlhuber in der Sobranje; der Beginn einer großbulgarischen Agitation in Ostrumelien und Makedonien; das Liebäugeln mit der Türkei und das mähliche Abrücken von der russischen Vormundschaft; — eine vorausschauende Regirung aber, die nicht von den persönlichen Stimmungen eines gewissenhaften, doch eigensinnigen und hartköpfigen Mannes die Losung empfing, durfte in verärgerter Laune sich nicht bis zu der häßlichen Knutenpolitik der Ignatiew und Kaulbars drängen lassen. Sie konnte abwarten, den Ereignissen ruhig zusehen und bis zum jähen Ende des Großmachttraumes sich gedulden, anstatt allermindestens doch den Schein zu erregen, als habe sie in dunklen Verschwörungen und unsauberen Machenschaften ihr durchaus noch nicht unerschüttertes Ansehen befleckt.

Die Verstimmung, die durch die thörichten Brutalitäten der russischen Politik erregt werden mußte, hat Herr Stambulow, man muß es ihm lassen, sehr schlau und geschickt ausgenützt. Sein Leitwort: Los von der Russentyrannei! war für den Augenblick vortrefflich und wirksam gewählt und konnte auf das Despotengelüsten des Vormundes erzieherisch wirken; und da seine Betriebsamkeit auch rasch eine Treibhausentwickelung schuf — eine ungesunde, denn die Finanzverhältnisse sind seit dem Jahr 1890 immer ungünstiger geworden — und da alle Russenfeinde in ganz Europa sich bald unter sein Feldzeichen schaarten, schien Alles ganz herrlich vorwärts zu gehen, auf glatter Bahn. Ein Balkan-Bismarck hätte für einen vortheilhaften Friedensschluß nun den Moment erspäht und im Feuer das zweite Eisen sorglich gehütet; der Balkan-Bonaparte aber verspann sich in Abenteuererpläne und schien, als ein echter Türkensproß, nur dem Kismet noch zu vertrauen und den islamitischen Kabbalakünsten. Er vergaß, daß selbst das wüste Treiben der Russen auf die Länge nicht die Gefühle der Zusammengehörigkeit und der Dankbarkeit in einem Volke entwurzeln konnte,

das slavische Lieder singt, in slavischen Lauten Gebete lallt und dem der Großherr der Slaven als ein sehr ferner, sehr gefährlicher, doch auch allmächtiger Herrscher in mystischer Vorstellung lebt. Er hatte in der Mitternachtsonne des rasch erworbenen Presseruhms sich äußerlich europäisirt und die Erinnerung daran verloren, daß in dem Volk, dem er Pfadfinder sein wollte, seit Jahrhunderten nur das religiöse Empfinden noch eine Macht gewesen war und daß alle politischen Erwägungen zerflattern mußten, sobald aus geheimnißvoller Dämmertiefe der von der Kinderzeit her wohlbekannte Ruf zur orthodoxen Gemeinschaft erscholl. Er vergaß es dann sogar noch, als in Sofia ein Fürst eingezogen war, der nicht nur, wie Karol von Rumänien, den Römerglauben bekannte, sondern der auch eine geschäftige Jesuitenpropaganda ins Land hineinschleppte und den alten Griechenhaß gegen den abendländischen Katholizismus aufschürte. Da begann in dem trägen Volk das schleichende Mißtrauen und murrend wurde Gewinn und Verlust abgewogen; Stambulows Willkürherrschaft hatte den Gipfel erreicht, seine Kreaturen hatten die Finanzen der Hauptstadt selbst schon, die früher zu ansehnlichem Wohlstand gediehen war, heillos zerrüttet, der bulgarische Pascha hauste schlimmer im Lande als vor der Befreiung die Türken, und das Band, das mit den Befreiern, mit der slavischen und orthodoxen Vormacht, die Vereinigung knüpfte, wurde muthwillig zerrissen. In dem Augenblick, wo das Wühlen des Römerthums sich bemerkbar machte, verblaßte die letzte Erinnerung an die russische Roheit; und als in Kronstadt und Toulon die neue Freundschaft des Zarenreiches gefeiert wurde, als Deutschland im Handelsvertrage den Russen die Wünsche erfüllte, die Bismarck einst als anmaßliche Tributheischungen zurückgewiesen hatte, da war, vor solchen Erfolgen der russischen Zähigkeit, für die Bulgaren die Wahl auch getroffen. Vergebens bemühte Herr Stambulow sich, durch einen kunstvoll und künstlich gesteigerten Presselärm die Stimmen zu übertönen, die ein freundlicheres Verhältniß zu Rußland verlangten: der Fürst, der für die Möglichkeit einer Popularität koburgisch feine Ohren hat, erlauschte rechtzeitig das Stichwort, das ihm einen Applaus bringen konnte, — und Herr Stambulow fiel. Daß der Enkel des Louis Philippe durch die ererbte Geschwätzigkeit und durch ein übereifriges Haschen nach der Zarengunst den schönen Effekt sich verdorben hat und daß er als ein fremdes Gewächs im bulgarischen Erdreich

sich kaum acclimatisiren kann, Das scheint offenbar und die enthusiastischen Jubelrufe sind für den Kenner der orientalischen Sitte, die dem Machthaber immer dienstwillig ist, heute nicht werthvoller als früher, da sie den kecken Diktator von gestern angeblich umbrausten. Herr Stambulow aber, dem der gelehrige Schüler die wirksamsten Theaterkniffe und die Fabrikation von öffentlichen Meinungen abgeguckt hat, ist nicht durch dunkle Intriguen gestürzt worden, sondern durch den Größenwahn, der die Werdegeschichte und den stärksten Instinkt seines Volkes ihn übersehen ließ und ihn trieb, für einen slavischen Konsonanten im europäischen Staatenkonzert eine eigene Stimme zu erstreben.

Abd ul Hamid mag über den Szenenwechsel sich ärgern. Wir aber können den Ereignissen gelassen zusehen, denn ein großer Lehrmeister hat uns gesagt, daß für uns es ganz gleichgiltig ist, was aus Bulgarien wird und wer in Bulgarien herrscht. Auch dazu können wir heiter lächeln, daß dem bulgarischen Bismarck im weitesten Umfange die Redefreiheit zuerkannt wird, die dem deutschen Bismarck zeternd verweigert wurde. Und wenn in Bulgarien der russische Einfluß wieder vorherrschend wird, so ist der Zustand nur wieder hergestellt, der, nach Bismarcks Zeugniß, auf dem Berliner Kongreß ganz allgemein anerkannt war. Ein tieferes Interesse beginnt da erst für uns, wo zwischen Nicephoros Phokas und Otto dem Großen einst die Fehde zum Stillstand kam —: an der Stelle, wo über das Erbe der byzantinischen Weltherrschaft die Entscheidung fällt. In einer Zeit, die den Versuch einer Wiedervereinigung des abendländischen mit dem orientalischen Christenthum erlebt, darf man bei der Eintagspolitik eines dreisten Erraffers, den die Narrheit den bulgarischen Bismarck nennt, sich nicht lange aufhalten und mit den kleinen Mitteln verärgerter Laune nicht kostbare Kräfte verzetteln, wenn man das Ziel nicht verfehlen will: gegen das slavo-romanische Drängen in mächtigem Anprall noch einmal die germanische Vormacht zu sichern.

Nekromantie in München.

Während der vergangenen Osterferien erhielt ich von Herrn H. Ohlhaver in Hamburg einen Brief, worin er seine Absicht kundgab, mich „in meinem furchtlosen Eintreten für den Spiritismus" durch Thatsachenmaterial zu unterstützen. Zu diesem Behuf wollte er mit seiner Braut, dem Privatmedium Fräulein Elisabeth Tambke, nach München kommen und mir Sitzungen geben. Leider konnte er nur über eine Zeit von zehn Tagen verfügen, was für Sitzungen rein experimenteller Art nicht ausreichend ist. Ich nahm daher sein Anerbieten dankbar an, schlug ihm aber vor, die Sitzungen nicht mir allein, sondern der hiesigen „Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie" zu geben, wobei ich den Phänomenen mehr oder minder freien Lauf lassen wollte. Herr Ohlhaver ging darauf ein und erweiterte meinen nicht zu umgehenden Vorschlag, daß das Medium vor den Sitzungen von meiner Frau untersucht werden sollte, dahin, daß zu diesem Zweck eine Kommission von Damen beigezogen werden sollte. Auf Honorar verzichtete Herr Ohlhaver vorweg, und auch mein späterer Versuch, ihn wenigstens für seine Reisekosten zu entschädigen, mißlang. Ich bemerke Das ausdrücklich, weil Fräulein Tambke erst jüngst in einem deutschen Blatt spiritistischer Richtung beschuldigt wurde, zu sehr auf Gelderwerb bedacht zu sein. Das war mir gegenüber ganz und gar nicht der Fall, und darum habe ich auch allen Grund, ihrer Versicherung zu glauben, daß zwar mitunter gegen ihren Willen von irgend einem der Zuschauer stillschweigend ein Geldstück zurückgelassen wurde, daß sie aber nur Privatmedium sei und auch bleiben wolle. Sie wünscht um so mehr, daß ich Das erwähne, weil sie befürchtet, daß mein Bericht ihr einen Zulauf verursachen könnte, dem sie doch nicht entsprechen möchte. Ich meinerseits muß aus dem gleichen Grunde noch beifügen, daß ich allfällige Anfragen nach der Adresse des Mediums nicht beantworten könnte.

Fräulein Tambke war hier vom 28. Mai bis zum 9. Juni und wurde in die Familie des Herrn Dr. von Arnhard, eines unserer Mitglieder, aufgenommen, während Herr Ohlhaver in einem nahe gelegenen Gasthaus abstieg. Leider waltete über unserem Unternehmen ein Unstern: Fräulein Tambke wurde schon auf der Reise unwohl, blieb es bis zur Abreise, und in die Zeit ihres Aufenthalts fielen zudem gewitterschwüle Tage, die bekanntlich spiritistischen Versuchen nicht günstig sind.

Eines unserer Mitglieder, Herr Halm-Nicolai, hatte sein großes Maleratelier zur Verfügung gestellt, welches, weil es noch nicht bezogen war, vollkommen leer stand. Es war aber dort nichts zu untersuchen. Die Ecke wurde als Kabinet eingerichtet, so, daß ein schwarzer, viertheiliger Vorhang

von der Decke herabhing und den dahinter gestellten Lehnstuhl verbarg. Einige Schritte vom Kabinet entfernt wurden Sitzreihen hergestellt, und fünf photographische Apparate, von Mitgliedern der Gesellschaft bedient, waren an verschiedenen Punkten des Ateliers aufgestellt. Das große Lichtfenster und ein kleineres an der selben Wandseite waren mit Tüchern verhüllt, aber das Halbdunkel gestattete dennoch, das Atelier seiner ganzen Ausdehnung nach zu überblicken, ja, jedes einzelne Gesicht zu unterscheiden und zu erkennen.

Um nicht ermüdend zu werden, werde ich nun die Schilderung der beiden Materialisation-Sitzungen zusammenziehen und auf das Wesentliche beschränken. Die Untersuchung des Mediums wurde vor der Sitzung und unmittelbar danach von vier Damen, und zwar sehr gründlich, vorgenommen. Es genügt, zu sagen, daß nichts irgendwie Verdächtiges gefunden wurde; im Gegentheil hatte Fräulein Tambke absichtlich die weißen Bekleidungstücke durch farbige ersetzt und mit schwarzen Strümpfen und hohen Knöpfstiefeln sich versehen. Das Kleid hatte sie durch ihren langen, gelben und ungefütterten Regenmantel ersetzt, der vorn zugeknöpft und in der zweiten Sitzung sogar zugenäht war. Daß die beiden Thüren des Ateliers verschlossen wurden, versteht sich von selbst. Das Medium nahm im Kabinet Platz, blieb aber ungefesselt, — ein Verfahren, von dem ich aus praktischen Gründen nie abgehen werde. Fesseln belästigen das Medium, lähmen also die Phänomene, schließen den Zweifel doch nicht aus, — und sind endlich überflüssig, wenn man ohnehin vorweg entschlossen ist, die Realität der Materialisationen nur dann anzuerkennen, wenn das Medium gleichzeitig mit dem Phantom sichtbar ist und photographirt wird.

Bei den Sitzungen des Fräuleins Tambke sollen die Phantome in der Regel schon nach wenigen Minuten heraustreten, zwischen den Sitzreihen herumgehen und manchmal mit den Anwesenden reden. Das Unwohlsein des Mediums und die schwüle Temperatur waren wohl die Ursache, daß unsere Sitzungen nicht so verliefen. Erst nach einer halben Stunde zeigten sich zu beiden Seiten des Mediums die unteren ausgefüllten Theile weißer Gewänder, die sichtbar wurden, weil der Vorhang nicht bis zum Boden herabreichte, sondern eine Spanne weit davon abstand. Nach Beobachtungen in anderen Sitzungen handelt es sich dabei um zwei weiß gekleidete Gestalten, die nur theilweise materialisirt sind, längere Zeit neben dem Medium stehen, aber nicht heraustreten, sondern bald verschwinden. Die Bedeutung der Erscheinungen bleibt dahingestellt. Eine Hand, mit dem Sacktuch winkend, bezeichnete den eigentlichen Beginn der Phänomene; dann zeigten sich in der einen oder anderen Vorhangspalte weiße Gestalten, ohne doch den Blicken lange Stand zu halten. Später erst verweilten sie

länger und waren dann auch der ganzen Länge nach übersehbar; nur eines der Phantome in der zweiten Sitzung, hielt, ganz aus dem Kabinet tretend, längere Zeit Stand.

Die nähere Schilderung werde ich nun zugleich mit der Kritik verbinden. Es handelt sich bei Materialisationen nicht um zwei — wie man gewöhnlich glaubt —, sondern um drei Möglichkeiten. Die nächstliegende Annahme bleibt immer die Maskerade des Mediums, das sich durch mitgenommene weiße Ueberwürfe, Perrücken und Masken unkenntlich macht und in bewußtem Zustand heraustritt. Diese Annahme ist uns verwehrt durch die Untersuchung des Mediums vor und nach der Sitzung, des Kabinets und des Lehnstuhles. Also müßten diese Gewänder, Masken und Perrücken — die bei unseren Sitzungen unter der erwähnten Annahme nöthig gewesen wären — von einem unserer Mitglieder oder der eingeladenen Gäste oder von Herrn Ohlhaver ins Kabinet gebracht und dann wieder beseitigt worden sein. Auch davon ist keine Rede; es war hell genug im Atelier, um es zu sehen, wenn Jemand dem Kabinet nahe getreten wäre, und für das Herbeischleppen so vieler Utensilien hätte Ein Träger gar nicht ausgereicht. Um eine Gestalt reichlich zu bekleiden, wie es der Fall war, dürften mindestens acht Meter Stoff nöthig sein. Jene Zuschauer aber, die später zu den Phantomen traten, beobachteten, daß die Stoffe im Gewebe und in der Feinheit je nach dem Phantom verschieden waren. Auch waren die Phantome verschieden drapirt; die Kopftheile zeigten sich entweder wie von einer Haube umschlossen oder lose umwunden oder verschleiert; die Aermel eng oder weit. Zu solchen Maskeraden dürften, gering angesetzt, zwanzig Meter Stoff nöthig gewesen sein. Wer nun glauben kann, das Medium hätte diese an sich verbergen können, oder sie wären trotz der Ueberwachung des Ateliers hineinpraktizirt worden, mit Dem ist nicht weiter zu streiten.

In der ersten Sitzung wurde dreimal, in der zweiten einmal ein Phänomen beobachtet, das die Annahme einer Maskerade noch weiter ausschließt. Beim Zurücktreten der Phantome ins Kabinet nämlich wurde, und zwar sofort, der Vorhang von innen heraus weit nach beiden Seiten geöffnet und ließ beträchtlich lange das schlafende Medium sehen. Phantome und weiße Gewänder aber waren verschwunden.

Ist nun die Maskerade des Mediums ausgeschlossen, so bleiben noch zwei Möglichkeiten: Transfiguration und Materialisation. Bei der Transfiguration, wenn ihr die Absicht der Kraftersparniß zu Grunde liegt, tritt das Medium als somnambuler Kleiderstock in bewußtlosem nachtwandlerischen Zustand aus dem Kabinet, mit weißen Gewändern umhüllt; bei der Materialisation dagegen bleibt das Medium im Kabinet und eine selbständige Gestalt tritt heraus. Es kann aber auch vorkommen, daß zwei

oder mehr Gestalten gleichzeitig sichtbar werden, wovon die eine doch nur das transfigurirte Medium ist; oder daß an dem transfigurirten Medium partielle Materialisationen vorgenommen sind, so daß es Gestalt oder Züge eines bestimmten Verstorbenen zeigt.

Ich glaube nicht, daß in unseren Sitzungen Transfiguration vorkam. Sie könnte auch, wie wir gleich sehen werden, nur nebenher noch — neben den Materialisationen — stattgefunden haben. Wenn das Medium im Trance seufzte oder sprach, wurden die Töne immer aus dem Kabinet heraus gehört und gingen nicht von den Phantomen aus. Die Zweifler, indem sie das Medium immer mit allen den und gerade den Eigenschaften ausrüsten, die zur skeptischen Erklärung nöthig sind, werden jenes Phänomen auf Bauchrednerei zurückführen, — und beweisen kann ich allerdings nicht, daß Fräulein Tambke diese Fähigkeit nicht besitzt.

Zur Entscheidung kann die Frage, ob Transfiguration oder Materialisation, nur gebracht werden, wenn das Medium gleichzeitig mit dem Phantom sichtbar ist und photographirt wird. Wir versuchten es, aber mit ungenügendem Erfolg. Ich war ins Kabinet getreten, um dem Medium die Augen zu verbinden, und nun sollte das Phantom das Medium herausführen und durch Winken mit dem Sacktuch sollte es den günstigen Augenblick für die photographische Aufnahme bei Blitzlicht anzeigen. Wer günstig saß, konnte denn auch das schwankende, mit ausgebreiteten Armen nach einem Stützpunkt suchende Medium sehen, und neben ihm eine weiße Gewandung. Das Sacktuch winkte; meine dieser Vorhangspalte gerade gegenüber sitzende Frau sah auch diese dritte Hand, die das Sacktuch hielt, während der Stellung nach das Phantom mit seiner anderen Hand das Medium zu stützen schien; als aber beim Winken des Sacktuches Blitzlicht erzeugt wurde, wurden zwar beide Gestalten gleichzeitig gesehen, aber nicht von den gleichen Zuschauern. Die Einen, je nach ihrem Sitzplatz, sahen das Medium; die Anderen — wie mein Nachbar und ich — mit größter Deutlichkeit das Phantom, das, um sich gegen den ungemein grellen Lichtschein zu schützen, die Vorhangtheile rechts und links rasch zusammenschlug. Die Dematerialisirung des Phantoms scheint gleichwohl fast eben so blitzartig eingetreten zu sein, denn die photographische Platte zeigt das Medium mit verbundenen Augen, daneben aber nur das als leere Hülle herabhängende weiße Gewand, und auch dieses schon im oberen und unteren Theil abgeschmolzen, im unteren Theil wie zerknittert, was dem Bilde ein verdächtiges Ansehen giebt. Zweifler werden sagen, diese Leinwand sei, weil sie vom Medium unter dem Korset verborgen war, verknüllt worden. Ich, der ich wußte, wie weit die Damen in der Visitation gegangen waren, brachte diese Zerknitterung in Zusammenhang mit dem Dematerialisirung-

prozeß, weil wir mehrfach gesehen hatten, daß die Dematerialisirung der Gewandtheile um einige Augenblicke langsamer eintrat als die der Gestalten. Eine andere Phantomphotographie zeigt die gleiche scheinbare Zerknitterung, aber die Falten laufen nach allen Richtungen und sind nicht scharf. Anklang mit meiner Erklärung fand ich erst, als eine dritte Phantomphotographie entwickelt war, die deutliche, vom Medium ganz verschiedene Gesichtszüge zeigt. Da nun diese der Dematerialisirung widerstanden haben, mußte um so mehr das Gewand noch intakt sein und so ist es auch: es zeigt sich glatt der ganzen Länge nach. Einige von uns wollen sogar in einem Schimmer dieser Photographie die Umrisse des im Hintergrund des Kabinets schlafenden Mediums erkennen.

Da nun der objektive photographische Beweis ungenügend ausfiel — zur Wiederholung war keine Gelegenheit —, so sind wir auf andere Merkmale angewiesen, um zu beweisen, daß weder Maskerade noch Transfiguration, sondern echte Materialisationen stattfanden. Wir saßen in großem Halbkreis um das Kabinet herum; der Vorhang hatte ferner, weil aus vier Theilen bestehend, drei Spalten, aus welchen die Gestalten treten konnten, und so kommt es, daß die beobachteten Einzelnheiten nur von einem Bruchtheil der Zuschauer, je nach Sitzplatz und Spalte, bestätigt werden können. Manches wurde ferner nur von jenen Zuschauern beobachtet, die ans Kabinet gerufen wurden, sei es, daß ihnen das jeweilige Phantom zuwinkte, oder das im Trance sprechende Medium den Namen nannte.

Dafür, daß wir es mit Materialisationen zu thun hatten, sprach zunächst die Unähnlichkeit der Gestalten unter sich und im Vergleich mit dem Medium. Sie unterschieden sich schon in der Größe. Es liegen drei Zeugenaussagen vor, daß bei geschlossenem Vorhang, der aber nicht bis zum Boden herabreichte, der untere Rand des Regenmantels des Mediums sichtbar war, daneben links ein großer nackter Fuß mit ausgebildeten Nägeln, rechts aber der untere Theil einer weißen Gewandung. Als dann der Vorhang auseinander ging, um das schlafende Medium zu zeigen, wurden zu dessen beiden Seiten noch weiße Gewandtheile gesehen, Reste des Dematerialisirungprozesses.

Auch bei echten Materialisationen ist die Aehnlichkeit mit dem Medium der normale, im Entstehungprozeß selbst begründete Fall und sie muß erst durch ein inneres Gestaltungprinzip überwunden werden, wenn eine dem Medium unähnliche Gestalt sich zeigen soll; denn der Stoff und die Kraft, die zur Phantombildung nöthig sind, werden dem Medium entnommen; es scheint sogar, daß bei Materialisationen eine äquivalente Dematerialisirung des Mediums eintritt. Seine Substanzverluste werden zwar beim Verschwinden der Phantome wieder ersetzt, aber der Zustand

großer Abspannung nach dem Erwachen zeigt deutlich, daß es die Quelle ist, aus der geschöpft wurde. Fragen wir uns nun, welche Substanz dem Medium entnommen wird, um daraus Gestalten zu bilden, so läßt sich nicht bestreiten, daß es sich um einen irgendwie materiellen Stoff handelt, da nur ein solcher zu Materialisationen führen kann. Dieser Stoff muß vom Körper des Mediums abtrennbar sein; er muß die Fähigkeit verschiedengradiger Verdichtung besitzen, denn die Phantome sind oft schattenhaft, oft bis zur Greifbarkeit materiell; er muß ferner der Träger der Organisationkraft sein, und — eben weil er dem Medium entnommen ist — es muß die Aehnlichkeit mit dem Medium der normale Fall sein; er muß aber auch fähig sein, diese Aehnlichkeit mit dem Medium zu verlieren und in unähnliche Gestalten umgebildet zu werden, wenn ein anderes und stärkeres Gestaltungprinzip sich seiner bemächtigt; endlich muß aber dieser Stoff psychisch modifizirbar sein, denn nur so ist es zu erklären, daß die Phantome oft physisch und psychisch bestimmten Verstorbenen gleichen.

Welches ist nun der Stoff, der alle diese Fähigkeiten besitzt? Wer den animalischen Magnetismus kennt, wird darüber nicht im Zweifel sein, daß Materialisationen durch Odverdichtung zu Stande kommen. Das Od zeigt sich im magnetischen Akt trennbar von seiner organischen Quelle und ist fähig, mit dem Od des Magnetisirten sich zu verschmelzen; es ist verschiedengradiger Verdichtung fähig; es leuchtet für Sensitive, wenn es aus den Händen des Magnetiseurs strömt — Reichenbach hat es seinerzeit in Berlin photographirt*) — und oft auch an den Materialisationen; das Od des Magnetiseurs ist ferner fähig, mit dem des Magnetisirten sich zu verschmelzen; es ist der Träger der Organisationkraft und leistet, in den fremden Körper überfließend, eben Das, was es in seiner organischen Quelle geleistet hat, d. h. es stellt die Gesundheit her, während umgekehrt wegen der Verschmelzung Krankheitsymptome des Patienten auf den Magnetiseur übergehen können. Vermöge dieser Verschmelzung können sogar organische Besonderheiten des Magnetiseurs auf den Magnetisirten übergehen, so daß z. B. der Haarwuchs des Patienten dem des Magnetiseurs ähnlich wird, oder daß bei langjährigen Ehegatten die Gesichtszüge einander ähnlich werden, weil eben das geschlechtliche Leben eine starke odische Entwickelung und Verschmelzung mit sich bringt.**) Das Od kann ferner psychisch modifizirt werden und die entsprechenden organischen Veränderungen erzeugen; so beim Versehen, beim natürlichen und beim hypnotischen Stigma, wie bei der Suggestion des Arztes, welche die gewollten organischen Funktionen hervorruft.

*) Reichenbach: Odische Begebenheiten.
**) Reichenbach: Der sensitive Mensch. II. 173.

Das Od leistet also allen Anforderungen Genüge, die wir an den Stoff zu stellen müssen, aus welchem Phantome sich bilden. In den Dunkelsitzungen mit Fräulein Tambke haben wir die leuchtenden odischen Ausströmungen ihrer Hände in großer Schönheit beobachtet, und die Rauchwolken, welche aufstiegen, waren nicht nur sichtbar, sondern auch dem Geruch wahrnehmbar. Zweifler werden sagen, das Medium habe sich mit Phosphor angestrichen; aber weder meine Nase, noch die Hand meiner Frau, von der leuchtenden Hand gerieben, leuchteten, was doch bei Phosphorübertragung hätte der Fall sein müssen.

Diese odische Lohe nun ist es, die bei solchen Sitzungen verwendet wird, sei es zu blos schattenhaften Gespenstern, sei es zu greifbaren Gestalten. Weil aber dieses Od zum größten Theil aus dem Medium geschöpft ist, sind jene Spiritisten im Unrecht, welche meinen, daß Verstorbene mit Haut und Haar uns erscheinen können. Eher ist die entgegengesetzte Ansicht richtig, daß an den Phantomen nichts eigentlich echt ist, sondern Alles entliehen, außer dem sie gestaltenden Prinzip, und auch Das nur, wenn die Aehnlichkeit mit dem Medium überwunden ist; dieses gestaltende Prinzip könnte vielleicht sogar ein bloßer Vorstellungakt sein, der nach Art einer hypnotischen Suggestion organisirend wirkt. Bei unseren Sitzungen war manchmal bei den Phantomen die Aehnlichkeit mit dem Medium vorhanden, verschwand aber und machte der größten Unähnlichkeit Platz, wofür ich eine andere Ursache als eine psychische nicht erkennen kann.

In den bisherigen Merkmalen ist die Materialisation-Hypothese indirekt nöthig geworden, weil die beiden anderen, Maskerade und Transfiguration, sich als unzulänglich erwiesen. Andere Merkmale sprachen direkt für die Materialisation. Dahin gehört, daß alle Phantome mehr oder minder organische Defekte hatten. Herr Bayersdorfer, als ein Phantom ihm gerade gegenüber an die Spalte trat, sah zwar dessen Hand deutlich materialisirt, aber der Arm gegen den Ellenbogen hin wurde zusehends dünner, wie ein Stab. Eben so fühlte die Baronin Poißl, als sie von einem Phantom umarmt wurde, zwar die Hand, aber nicht den Arm. Auch aus den Bewegungen der Phantome ließ sich auf organische Defekte schließen; sie gaben sich alle Mühe, sich weiter vom Medium zu entfernen und herauszutreten, traten aber immer wieder zurück, wie wenn sie an ihren Beinen keinen genügenden Halt hätten und von ihrer Kraftquelle sich nicht zu entfernen vermöchten. Dazu kam in der ersten Sitzung noch der Umstand, daß die Phantome, sobald sie sich zeigten, zu großer Helligkeit ausgesetzt waren. Der Vorhang des großen Fensters griff nicht hoch genug hinauf und ließ oben einen langen Lichtstreifen, der — wenigstens im Kontrast zur sonstigen Dämmerung — blendend wirkte und die Phantome

nöthigte, sich dem Schein durch Senken des Kopfes zu entziehen. Erst in der zweiten Sitzung, als diesem Uebelstand abgeholfen war, hielten sie fester Stand. Auch daß die Phantome nicht sprachen, kommt auf Rechnung ungenügender Materialisation; wollten sie Jemanden zu sich kommen lassen, so winkten sie ihm mit dem Sacktuch zu oder benutzten die Sprechwerkzeuge des Mediums.

Der Prozeß der Materialisation nahm theilweise noch nach dem Erscheinen seinen Fortgang. Es liegen einige Zeugenaussagen vor, daß eine Kindergestalt, die etwa zehn Minuten sichtbar blieb, innerhalb dieser Zeit um einen Kopf größer wurde. Daß die Hand dieses Phantoms die eines Kindes war, konnte ich, am Vorhang stehend, selbst bemerken. Ich lege auch Gewicht auf die Aussage der Herren Rauch und von Haider, Maler und Bildhauer, denen die Bewegungen des Phantoms und die Formen der Beine die Kindlichkeit verriethen. Beim Erscheinen dieses Kindes in der zweiten Sitzung sprach das Medium, es sei eine Verwandte der Frau von Arnhard. Diese hat in der That vor zwei Jahren in England eine junge Cousine durch den Tod verloren, die sie oft mit ihrem kleinen Bruder Verstecken spielen gesehen hatte, woran sie nun durch das Gebahren des Phantoms sich erinnert fand.

Daß die Phantome nicht ganz lebensvoll materialisirt waren, dafür spricht auch deren ungemein rasche Dematerialisation, wenn — Das geschah viermal — der Vorhang geöffnet wurde und das schlafende Medium sichtbar erschien. Es verdient, bemerkt zu werden, daß die Gewandungstoffe weniger schnell sich zu zersetzen schienen als die Gestalten selbst. Bei einer Gelegenheit blieb vor dem Vorhang ein weißer Stoff zurück, wie ein Gewandtheil, der fallen gelassen wurde; er wurde aber nicht ins Kabinet gezogen, sondern verschwand allmählich, wie schmelzender Schnee, was von vier Zeugen bestätigt wird.

Es ist noch ziemlich viel zu Gunsten der Echtheit der Phantome anzuführen; aber statt es für sich heraus zu heben, ziehe ich vor, es im Vereine mit den wichtigsten Zeugenaussagen zu erwähnen. Wenn nämlich bei solchen Sitzungen die Echtheit der Phantome erwiesen ist, handelt es sich noch um die weitere Frage: wer sind diese Gestalten? Nun ist es eben eine Spezialität der Sitzungen bei Fräulein Tambke, daß meistens Phantome erscheinen, die von den Zuschauern als verstorbene Angehörige erkannt werden. Das war auch bei uns der Fall. Wie schon bemerkt, wurden Einzelne von uns, sei es durch Winken mit dem Sacktuch oder durch die Stimme des Mediums, ans Kabinet gerufen. Diesen war damit natürlich die günstigste Gelegenheit zu Beobachtungen gegeben, und ich muß sie um so mehr selbst sprechen lassen, als sie unvermeidlich für die übrigen Zuschauer ein Hinderniß der Beobachtung waren.

Bekanntlich hat Mesmer schon vor hundert Jahren den günstigen Einfluß musikalischer Schallwellen auf die Prozesse beobachtet, in denen das Od eine Rolle spielt. Die selbe Erfahrung machten die Amerikaner im Spiritismus, und seither wird häufig mit spiritistischen Sitzungen Musik verbunden. Wir hatten ein Harmonium aufgestellt, und Herr Halm-Nicolai entledigte sich der übernommenen Aufgabe, darauf zu spielen, mit künstlerischer Vollendung. Während des Spieles zeigte sich in der Vorhangspalte ein Arm mit engem Aermel, die Hand gegen ihn ausgestreckt. Die besondere Schönheit dieser Hand fiel Mehreren von uns auf. Später erschien eine Gestalt auf der Seite des Harmoniums und die Stimme des Mediums ließ sich vernehmen, daß Herrn Halms Mutter da sei. Ich lasse nun diesen selbst reden:

„Als ich ans Kabinet trat, wurde der Vorhang geöffnet. Das Phantom, das ich sah, hatte thatsächlich die Gestalt meiner Mutter, im Gesicht aber, das unvollkommen materialisirt zu sein schien, mit ihr so wenig Aehnlichkeit, daß ich zu du Prel gewendet sprach: sie ist es nicht. Das Phantom trat zurück, dann wieder heraus, und nun war die Aehnlichkeit größer. Die Augen konnte ich nicht recht sehen, weil sie den Kopf nach abwärts beugte; sie schienen mir wie unfertig zu sein. Da sie mir auf Verlangen die Hand reichte, fiel mir die entschiedene Aehnlichkeit mit der der Verstorbenen auf, die eine sehr schöne Hand hatte. Ich fragte sie, ob ich Etwas an mir trage, was ihr gehört hätte; sie winkte, wie wenn ich die Hände erheben sollte, und da ich ihr nun beide, die innere Fläche nach oben, hinreichte, schob sie die eine hinweg, wendete die andere um und deutete zweimal direkt auf den Stein meines Ringes. Diesen Stein, der aber seither anders gefaßt worden war, trug sie zu Lebzeiten. Da sie wieder zurücktrat, wollte ich noch eine Probe machen, setzte mich ans Harmonium und spielte das Lied Schuberts „Am Meere“, ein Lieblingslied von ihr, das sie oft gesungen hatte. Während dieses Spieles winkte sie beständig lebhaft mit dem Sacktuch. Ich trat dann wieder ans Kabinet, und nun schob sie den einen, nunmehr weiten Aermel zurück, so daß ich den vollständig materialisirten und fleischigen Arm bis zum Ellenbogen sah Sie legte ihre linke Hand auf meinen Kopf, dann auf meine Hand, dann wieder auf meinen Kopf, wobei sie sich weit aus dem zurückgeschobenen Vorhang gegen mich vorbeugte. Die Aehnlichkeit im Gesicht schwand dabei, sie nahm etwas Aehnlichkeit mit dem Medium an, aber auch nur für kurze Zeit, worauf sich der Vorhang schloß. Der Stoff ihres Gewandes war ganz anders als die bei einem späteren Phantom abgeschnittene Probe; er war gelblicher, auch dichter im Gewebe. Der Aermel war zuerst eng, dann weit herabhängend. Die Materialisation des Körpers schien nicht vollständig zu sein; unter der Brust schien nicht nur das Gewand zu fehlen, sondern auch der korrespondirende Körpertheil. Auch die Hand, die ich erhielt, fühlte sich ungemein weich an. Ein paar Tage vorher hatten wir im Atelier die transscendentale Photographie, d. h. die Photographie unsichtbarer Phantome, versucht, die manchmal gelingt, weil die photographische Platte empfindlicher ist als die Retina. Bei dieser Gelegenheit nun sagte Fräulein Tambke zu mir, sie sehe hinter mir zwei Gestalten. Die Beschreibung der einen, männlichen, traf auf meinen Großvater zu. Von der anderen, weib-

lichen, sagte Fräulein Tambke, sie sei größer und stärker als sie selbst, sehe mir sehr ähnlich und habe dunkle Augen. Die Haare seien vorn grau, im Uebrigen aber dunkel. Das war bei meiner Mutter in der That der Fall; in ihrem achtzehnten Jahr ergrauten ihre Haare über der Stirn, im Uebrigen blieben sie dunkel bis zu ihrem Tod im fünfundvierzigsten Lebensjahr."

Ich lasse nunmehr die Baronin Poißl ihre Eindrücke schildern:

„Am Vorhang zeigte sich eine Gestalt, die mir mit dem Sacktuch zuwinkte, und da das Medium meinen Namen nannte, trat ich vor. Der Figur nach hätte die Gestalt meine verstorbene Mutter sein können, die Gesichtszüge aber waren die des Mediums. Das Phantom trat zurück, dann aber zeigte sich eine größere Gestalt, die ich sogleich als meine verstorbene Freundin Julie von N. erkannte, mit der ich oft das Versprechen gewechselt hatte, uns nach dem Tode zu erscheinen. Ich erkannte sie gleich an der eigenen Art, wie sie mir die Hand bot, indem sie dreimal auf meine Hand klopfte, wie sie es zu thun gewohnt war. Sie hatte eine kurze Nase mit vibrirenden Nasenflügeln, dunkle Augen mit sehr großen Pupillen und langen Wimpern. Die Haare waren ebenfalls dunkel, ganz im Gegensatz zu den blonden des Mediums. Erwartet hatte ich diese Freundin durchaus nicht, sondern vielmehr an meine Mutter gedacht; aber die Manieren, das Lächeln, die Kopfbewegung, erinnerten mich sogleich an die verstorbene Freundin. Auch die Hand des Phantoms glich genau der ihrigen. Sie nickte bejahend, als ich fragte, ob sie es sei. Als die Gestalt zurücktrat, konnte ich einen Blick ins Kabinet werfen. Auf dem Boden sah ich einen Theil des weißen Gewandes; von der Gestalt war noch ein Arm sichtbar, und dieser Arm — Das konnten wegen des geöffneten Vorhangs auch zwei nahe sitzende Herren sehen — zog sich in die Herzgrube des Mediums zurück. Ich war während des ganzen Vorgangs in keiner Weise aufgeregt, versuchte sogar, die Gestalt weiter nach vorn zu ziehen, fühlte aber keinen Widerstand. Die Gestalt hat mich mehrmals umarmt; aber es war mir, als wären nur die Hand und das Gelenk materialisirt, während der Arm fehlte. Bei dem Kusse, den ich erhielt, fühlte ich trockene, harte Lippen. Eine Aehnlichkeit mit dem Medium war nicht vorhanden. Die Haare mit Stirnlocken waren nicht nur viel dunkler, sondern auch länger als die des Mediums. Auch die dunkle Gesichtsfarbe entsprach der meiner Freundin. Als die Gestalt zurücktrat, wurde im gleichen Augenblick der Vorhang geöffnet, und zweien zunächst sitzenden Herren war es, als wenn der Bekleidungstoff fast mit Geräusch zu Boden fiele."

Hören wir nun Frau von Arnhard:

„Durch das Medium wurde angekündigt, daß unter den Zuschauern eine Frau, Namens Helen, sich befinde, die ans Kabinet kommen sollte. Ich that Das und erkannte in dem Phantom sogleich meine Mutter an der Größe, an der Farbe der Augen und der Haare, welche wellenförmig und gescheitelt waren, besonders aber an zwei Blatternarben unter den beiden Augen. Ich verspürte deutlich einen Geruch wie von Blumen. Die Augen hatten einen besonderen Glanz, aber das Weiße war an ihnen nicht sichtbar. Die Gesichtsfarbe war dunkel, wie in Wirklichkeit. Die Kleidung bestand aus gemustertem, der Länge nach geripptem Stoff; der Kopf war theilweise von einem Schleier verhüllt. Ich befühlte wiederholt den ungemein weichen Stoff des Kleides und Sacktuches. Ich wurde dreimal von der Gestalt geküßt; aber die Hand entschwand, sobald ich sie zu drücken suchte. Als die Stimme des Mediums sprach, daß sie auch

ihren Sohn sehen wolle — was sich nur auf meinen Mann als Schwiegersohn beziehen konnte —, trat auch dieser vor."

Herr Dr. von Arnhard sagt darüber:

„Ich fand die Gestalt wie hell leuchtend, mit den schon erwähnten Merkmalen, kann mich aber an die Blatternarben nicht erinnern. Ich wurde an Hand und Wangen berührt, aber ich fühlte dabei nur den langen Aermel und es schien mir, als wäre die Hand nicht solide materialisirt. Die Gestalt trat zurück, kam alsbald wieder heraus, hielt aber, dem Licht ausweichend, den Kopf gebeugt. Als sie wieder zurücktrat, öffnete sich der Vorhang und es zeigte sich das schlafende Medium; das Phantom war verschwunden."

Bei der zweiten Sitzung wurde Herrn von Arnhard vom Medium angekündigt, seine Mutter wolle den Versuch machen, sich zu zeigen. Er sagt darüber:

„Am Vorhang zeigte sich nur eine gestaltlose Nebelmasse. Als ich aber durch Winken mit dem Sacktuch aufgefordert wurde, ans Kabinet zu treten, war die Nebelmasse verdichtet und umgebildet. Ich sah die Gestalt meiner Mutter in ihrer natürlichen Größe. Die Aehnlichkeit der Stirne, Nase und des Mundes war frappant. Die Augen waren geöffnet, aber ohne Ausdruck. Auffällig war mir und einem nahe sitzenden Herrn ein Geruch, auf den das Wort „moderig" ungefähr zutrifft. Die Mutter reichte mir die mit dem Ehering versehene Hand. Ich küßte sie, hatte aber den Eindruck, wie wenn sie besonders weich wäre; Das war auch bei den Lippen der Fall, mit denen mich die Gestalt dreimal berührte. Meine Frau und ich hielten abwechselnd ihre Hände, und sie gab unseren Versuchen, sie weiter nach vorn zu ziehen, immerhin mehr nach als die anderen Phantome. Die Gestalt küßte auch meine Frau dreimal und brachte bald meine, bald Helens Hand an ihre Stirn, damit wir die Runzeln befühlen sollten. Sie entzog sich aber den Versuchen meiner Frau, ihr Haar zu berühren, das, der Wirklichkeit entsprechend, weiß war, aber nicht so geschmeidig und weich erschien wie zu Lebzeiten. Nicht nur die Aehnlichkeit der Gestalt zwingt mich, die Identität des Phantoms mit der verstorbenen Mutter anzuerkennen, sondern auch die Geberdensprache und die ganze Art, wie sie sich gab. Auch meine Frau, welche sie gekannt hat, ist von dieser Identität überzeugt, eben so du Prels Frau, deren Tante die Verstorbene war. Sie winkte Herrn Ohlhaver zu sich heran und ließ ihn ein kleines Stück des weißen Gewandes abschneiden, wobei sie genau die Stelle bezeichnete. Ich bewahre es noch auf. Der Stoff des Sacktuches schien mir so fein wie Spinnengewebe; der des Kleides ungemustert, gröber und weniger prachtvoll als der, den das Phantom meiner Schwiegermutter trug. Diese war zu Lebzeiten sehr auf Toilette bedacht, und so erschien sie auch in der Sitzung reicher gekleidet und in feinerem Stoff als meine Mutter. Es beruht vielleicht nur auf diesem Stoffunterschied, daß die Gestalt meiner Mutter weniger leuchtend war; doch konnte man die Züge und Umrisse des Geistes immerhin deutlich erkennen. Meine Frau bemerkte, daß der entblößte Arm ganz dem einer alten Frau glich und sehr mager war, während die Arme des Mediums mehr gerundet sind. Das Phantom bedeckte diesen Arm mit seinem Aermel, als es die Aufmerksamkeit darauf gerichtet sah."

Auch Herr Dr. B . . . . wurde ans Kabinet gerufen. Er bemerkt darüber:

„Das Medium sprach in Trance, daß meine Frau versuchen wolle, sich zu materialisiren, aber bitte, ich solle mich nicht aufregen, — eine für das zartschonende Wesen meiner Frau sehr charakteristische Bitte. Die Gestalt, die mir am Vorhang entgegentrat, war vom Medium verschieden und hatte die Größe und Umrisse meiner Frau. Sie neigte mir ihr Antlitz zu und ich erkannte ihre dunkelblonden Haare, ihre Stirn und die Farbe ihrer Augen. Was die Gesichtsform betrifft, so konnte ich den Eindruck des Fremden nicht los werden. Der Ausdruck war unlebendig, farblos, die Kopfform unfertig, nur allgemein zutreffend, wie das Werk eines Bildhauers, der die feineren Besonderheiten noch nicht herausgemeißelt hätte. Stirn und Nase schienen etwas breiter als in Wirklichkeit, und blieben auch so. Eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Medium fand ich nur in den Backenknochen; doch war die Gestalt um einen halben Kopf größer als das Medium. Die Hand, die ich faßte, schien mir länger und schmäler als die meiner Frau und fühlte sich kühl an. Trotz des Nachtwandlerischen im Ausdruck bewegte sich die Gestalt ziemlich lebhaft und zeigte absichtvolles Wollen, indem sie wiederholt versuchte, sich auf den vor dem Vorhang stehenden Stuhl zu setzen; auch darin, daß sie zweimal ins Kabinet zurücktrat, um neue Kraft zu sammeln, dann aber — wohl dreißigmal — mir Stirn und Scheitel hinhielt. Die obere Stirnwölbung und das gescheitelte Haar entsprachen in der That der Wirklichkeit. Zwar trug meine Frau ihre Haare mehr gegen die Schläfen gestrichen, aber auf einem sie in ihrer Jugend darstellenden Oelbild ist die Stirn freier, wie sie es beim Phantom war. Da ich dieses Oelbild besonders schätze, ist es wohl möglich, daß sie aus diesem Grunde so sehr darauf bedacht schien, mir diese Aehnlichkeit mit dem Oelbilde zu weisen, wie es denn überhaupt ihre Art war, bei ihren Angaben und Weisungen immer die Hauptsache wiederholt zu betonen. Ob nun hier eine Materialisation oder Transfiguration stattfand, vermag ich nicht zu sagen. Die Möglichkeit einer vollständigen Täuschung ist mir undenkbar, weil Farbe und Tracht der Haare, Farbe und Schnitt der Augen beim Medium ganz verschieden ist. Wenn ich jetzt vor dem erwähnten Oelbilde stehe, fällt mir die Aehnlichkeit mit dem Phantom unverkennbar auf."

Ueberblicken wir nun das Resultat dieser Sitzungen. Der objektive Beweis für die Echtheit der Phantome, nämlich die Doppelphotographie des Phantoms und Mediums auf der gleichen Platte, fehlt; das Experiment ist wenigstens nicht genügend gelungen, und es zu wiederholen, war keine Zeit. Der subjektive Beweis aber, der in den erwähnten Zeugenaussagen liegt, reicht vollständig hin, um die Hypothese einer Maskerade auszuschließen. Die bloße Transfiguration ist mindestens höchst unwahrscheinlich, und sie ist, wenn bestimmte Gesichtszüge nachgebildet werden —, was das Medium doch nicht aus eigenen Mitteln leisten kann — im Grunde genommen bereits eine partielle Materialisation. Ein organisirendes Prinzip zeigt sich hier thätig, und die einfachste Hypothese ist jedenfalls die, wenn wir jenes organisirende Prinzip heranziehen, das die selbe Gestalt mit den selben Gesichtszügen schon einmal gebildet hat, wenn wir also die sogenannten Verstorbenen eingreifen lassen. Superkluge Kritiker des Spiritismus wer-

den sagen, das Medium, bei Herrn von Arnhard wohnend, habe dort das Bild von dessen Mutter gesehen und vermöge, in Trance seine Gehirnvorstellungen zu realisiren. Diese hyperbolische Erklärung geht aber nicht nur weit über die relativ einfache spiritistische Theorie hinaus, sondern sie läßt die anderen Identitätfälle auch ganz unerklärt. Von Halms Mutter, von B . . . .s Frau, von der Freundin der Baronin Poißl hatte das Medium nie ein Bild gesehen, und von Frau von Arnhards Schwiegermutter existirt überhaupt keines, nicht einmal eine Photographie. Jene Kritiker also, welche alle Fähigkeiten der Geister in Fähigkeiten des Mediums auflösen wollen, stellen eine Erklärung auf, die, wiewohl auf den Superlativ getrieben, dennoch einen unauflöslichen Rest übrig läßt. Etwas Unlogischeres läßt sich überhaupt nicht ersinnen. Da nun die Transfiguration nicht hinreicht, müssen wir wohl zur Materialisation greifen. Und wenn auch der objektive Beweis fehlt, so sind doch wenigstens diejenigen Zeugen, welche ans Kabinet gerufen wurden, subjektiv vollkommen überzeugt; ja für diese Zeugen reicht das Gesehene sogar für den Identitätbeweis aus. Daß vier Phantome von sechs Zuschauern als verstorbene Angehörige erkannt worden sind, ist relativ sogar ein sehr günstiges Resultat.

Mir persönlich haben diese Sitzungen die Unvollkommenheit unserer derzeitigen Experimentirmethode wieder recht fühlbar gemacht. Die deutschen Gelehrten, weil sie die spiritistischen Vorgänge sich nur als Wunder denken könnten, halten sie für unmöglich. Wir Anderen sehen in ihnen nur naturgesetzliche Vorgänge, und eben darum müssen wir dem Problem nachsinnen, wie sich Materialisationen bei Tageslicht erzielen lassen. Wir wissen es zwar aus der Erfahrung, daß sich diese Gebilde im Tageslicht in der Regel zersetzen, oft vor den Augen der Zuschauer; aber gerade der exakte Physiker kann sich mit dieser Erfahrung nicht begnügen; gerade er kennt den allgemeinen Begriff des Sonnenlichtes nicht, sondern wird sich die Frage stellen, welche Strahlen des Sonnenspektrums zersetzend wirken. Als Physiker wird er vielleicht die schnellstschwingenden Strahlen des violeten Endes im Verdacht haben. Ist er bekannt mit der magnetischen Literatur und den Schriften über Od, so wird er sich sagen, daß sensitive Personen sich gegen die Farben des Spektrums nicht gleichmäßig verhalten, und daß vielleicht, der Analogie nach zu schließen, die Phantome dem Sonnenlicht Stand halten würden, wenn wir die gelben und grünen Strahlen ausschließen. Sollte aber selbst auf diesem Wege die Widerstandskraft der Phantome nicht verstärkt werden können, so giebt es noch einen anderen Weg. Wir erreichen Materialisationen, indem wir den Phantomen ein Medium liefern, d. h. eine Odquelle, die aber leider leicht erschöpft ist. Wir müssen also trachten, diese Odquelle zu verstärken. Wir kennen

Körper von bedeutender Odkapazität, z. B. Wasser. Wir müssen also Odkondensatoren herstellen und deren allmähliche Odabgabe nach Maßgabe des Bedarfes regeln. Dies ist kein unlösbares Problem und vielleicht ließe sich auf diesem Wege das Medium noch ganz ersetzen. An Od fehlt es nicht, und wenn die Gelehrten sagen, es gebe kein Od, so ist davon eher das Gegentheil wahr, daß nämlich die ganze Natur nur konzentrirtes Od ist; wenn diese Gelehrten ferner sagen, Reichenbach habe in seine Sensitiven das Odleuchten und Odempfinden nur hineinsuggerirt, so könnten sie aus Martin Ziegler lernen, daß sich sensitive Personen durch sensitive Pflanzen (Drosera) ersetzen lassen, in die man nichts hineinsuggeriren kann.

Von der Odempfindung der Pflanzen ist kein großer Schritt zur Odverwendung für das Pflanzenwachsthum. Ein Experiment dieser Art haben wir mit Fräulein Tambke versucht; es war in der exaktesten Weise angestellt, ist aber leider mißlungen. Als wir es in kleinerem Kreis wiederholten und jene exakten Bedingungen fallen ließen, brachte es die leuchtende Odausströmung aus der Hand des Mediums zu Stande, aus einem von uns mit Erde gefüllten Blumentopf innerhalb 1 Stunde 36 Minuten eine Cactuspflanze herauswachsen zu lassen von 2¾ ctm Höhe und 1½ ctm Breite. Da wir mehrmals in Pausen Licht machten und jedesmal die Größenzunahme konstatirten — zwischen den zwei letzten Pausen waren die Hände des Mediums sogar gehalten — so würde dieser Versuch, wenn er in exakterer Weise wiederholt würde, die schon anderweitig konstatirte Verwendbarkeit des menschlichen Od für das Pflanzenwachsthum beweisen. Warum sollte nun nicht umgekehrt pflanzliches Od, vielleicht natürliches Od überhaupt, verwendet werden können für das Wachsthum menschlicher Gebilde, das wir bei Materialisationen beobachten? Damit aber wäre das Medium nicht blos entlastet, sondern ersetzt, — und der Sieg des Spiritismus wäre entschieden.

Den langen Versuchsreihen, die nöthig wären, ist ein Einzelner schon finanziell nicht gewachsen. Daß irgend ein Staat es für vortheilhaft erkennen sollte, dem schwindenden Glauben an Metaphysik wieder aufzuhelfen, Das wird wohl der größte Optimist nicht glauben. Ob ich aber wieder einmal einem Medium begegnen werde, das sich mir zur Verfügung stellt, und zwar für hundert Sitzungen, statt für vier, — Das muß ich abwarten.

München. Dr. Karl du Prel.

Maupassants Menschenschicksal.

Ich glaube, es war im Jahre 1881, als mich Turgenjew besuchte, ein französisches Büchlein, Maison Tellier, aus dem Koffer nahm und es mir überreichte. „Lesen Sie es gelegentlich", sagte er nachlässig, — wie er mir ein Jahr früher auch einen Band der Zeitschrift „Der russische Reichthum", mit einer Arbeit des Anfängers Garschin, übergeben hatte. Offenbar fürchtete er, in diesem wie in jenem Fall, meine Meinung nach der einen oder anderen Richtung zu kaptiviren; er wollte meine unbeeinflußte Ansicht hören. „Dies ist ein junger, französischer Schriftsteller", fuhr er fort, „lesen Sie das Buch, es ist nicht übel geschrieben; er kennt und schätzt Sie sehr", fügte er hinzu, gleichsam als ob er für den Verfasser doch gern eine günstige Stimmung hervorrufen wollte. „Als Mensch erinnert er mich an Drushinin; er ist, eben so wie dieser, ein prächtiger Sohn, ein verläßlicher Freund, außerdem unterhält er auch Beziehungen zu den Arbeitern, er leitet sie und hilft ihnen. Sogar in seinem Verhältniß zum weiblichen Geschlecht erinnert er mich an Drushinin." Dann erzählte mir Turgenjew erstaunliche und unglaubliche Dinge von Maupassants Handlungsweise in dieser Beziehung.

Das Jahr 1881 war für mich eine Zeit, wo ich mich auf das Eifrigste mit der inneren Transformation meiner Weltanschauung beschäftigte; dabei verlor die Thätigkeit, die man die künstlerische nennt und der ich früher alle meine Kräfte gewidmet hatte, nicht nur die Wichtigkeit, die ich ihr früher beilegte, sondern sie wurde mir sogar unangenehm, weil sie früher in meinem Leben, und sogar jetzt noch in den Anschauungen der wohlhabenden Klassen, einen ihr nicht gebührenden Platz einnahm und einnimmt. In jener Zeit interessirten mich daher solche Werke, wie das mir von Turgenjew empfohlene, durchaus nicht. Um ihm jedoch gefällig zu sein, las ich das Buch.

Schon die erste Erzählung, „Maison Tellier", überzeugte mich, daß, ungeachtet des unanständigen und werthlosen Sujets, der Verfasser Talent habe. Er hatte jene besondere, Talent genannte Gabe, die in der Fähigkeit besteht, eine verstärkte, angespannte Aufmerksamkeit hervorzurufen, die, je nach dem Geschmack des Autors, auf diesen oder jenen Gegenstand gerichtet werden kann. Der mit dieser Fähigkeit begabte Mensch sieht in den Gegenständen, auf die er seine Aufmerksamkeit richtet, etwas Neues, das Andere nicht sehen. Diese Gabe besaß Maupassant offenbar. Aber das von mir gelesene Büchlein überzeugte mich auch davon, daß ihm leider eines von den drei Erforderniffen, und zwar das wichtigste, mangelte, die, abgesehen vom Talent, zu einem wahren Kunstprodukt nothwendig sind. Von diesen drei Erfordernissen — erstens ein richtiges, d. h. sittliches Verhältniß des Verfassers zu seinem Gegenstand, zweitens Klarheit der Darstellung oder Schönheit der Form, was das Selbe ist, und drittens Aufrichtigkeit, d. h. das rückhaltlose Gefühl der Liebe oder des Abscheus für Das, was der Künstler darstellt — besaß Maupassant nur die zwei letzten; das erste mangelte ihm durchaus. Er hatte kein richtiges — d. h. kein sittliches — Verhältniß zu den von ihm dargestellten Gegenständen. Nach Dem, was ich gelesen, hatte ich die Ueberzeugung, daß Maupassant Talent habe, d. h. die Gabe der Beobachtung, die ihn befähigt, in den Dingen und Erscheinungen des Lebens Eigenschaften zu entdecken, die von anderen Leuten nicht gesehen werden; daß er auch die Gabe besitzt, seinen Schöpfungen eine schöne Form zu verleihen, d. h. daß

er Das, was er sagen will, klar, einfach und schön auszudrücken versteht; ferner, daß er Aufrichtigkeit besitzt, eine Eigenschaft, die jedes Kunstprodukt haben muß und ohne die es keine Wirkung erzielen kann; d. h. er stellt sich nicht nur so an, als ob er liebe oder hasse, sondern er liebt und haßt Das, was er darstellt, wirklich. Da ihm aber leider das erste und wohl wichtigste Erforderniß des künstlerischen Schaffens fehlte, das richtige, sittliche Verhältniß zu Dem, was er darstellte — die Kenntniß des Unterschieds zwischen Dem, was gut und was böse ist —, so liebte und schuf er Das, was man nicht lieben und schaffen soll, und er liebte und schuf nicht Das, was man lieben und schaffen soll. So schildert der Verfasser in diesem Büchlein mit großer Ausführlichkeit und Liebe, wie Frauen Männer und wie Männer Frauen verführen, sogar einige schwer verständliche Unflätherein (in La femme de Paul) kommen darin vor, ferner beschreibt er die arbeitenden Dorfbewohner nicht nur mit Gleichgiltigkeit, sondern sogar mit Verachtung, als wären sie Thiere.

Besonders auffällig war in der Erzählung Une partie de campagne seine Unkenntniß des Unterschiedes zwischen Gut und Böse. Der Verfasser liefert hier in der Form eines liebenswürdigen und amusanten Scherzes eine ausführliche Schilderung, wie zwei in einem Kahn fahrende nacktarmige Herren gleichzeitig, der Eine die alte Mutter, der Andere das junge Mädchen, ihre Tochter, verführten. Daß die Sympathie des Verfassers durchweg auf Seiten dieser beiden Nichtswürdigen ist, ist offenbar; er ignorirt nicht nur die Gefühle der verführten Mutter, der jungen Tochter, des Vaters und eines jungen Mannes (offenbar des Bräutigams des jungen Mädchens), sondern er sieht diese Gefühle nicht einmal und man erhält daher nicht nur die empörende Schilderung eines widerwärtigen Verbrechens in der Form eines amusanten Scherzes, sondern auch eine falsche Darstellung des Ereignisses selbst, denn es wird nur eine, und zwar die allerunbedeutendste Seite davon — das von jenen Taugenichtsen genossene Vergnügen — geschildert.

In dem selben Buche befindet sich auch die Erzählung „Histoire d'une fille de ferme", die Turgenjew mir ganz besonders empfahl, die mir aber gleichfalls durch das falsche Verhältniß des Verfassers zu seinem Gegenstand mißfiel. In allen von ihm geschilderten Arbeitern sieht der Autor offenbar nur Thiere, deren Gefühle sich nicht über die Geschlechts- und Mutterliebe erheben, und daher erhält man von seiner Darstellung keinen vollständigen, sondern nur einen einseitigen, unwahren Eindruck.

Die Unfähigkeit, das Leben und die Interessen der arbeitenden Klassen zu begreifen, und die Sucht, sich diese Leute als nur von Sinnlichkeit, Bosheit und Eigennutz beseelte Halbthiere vorzustellen, ist ein sehr wichtiger, sogar ein Hauptfehler der meisten modernen französischen Schriftsteller und auch Maupassants, der nicht nur in dieser, sondern in allen seinen Erzählungen, in denen er das Volk schildert, es immer nur wie eine rohe, stumpfsinnige Masse von Thieren darstellt, über die man nur spotten kann. Die französischen Schriftsteller müssen ihr Volk natürlich besser kennen als ich; aber obschon ich ein Russe bin und nicht unter dem französischen Volke gelebt habe, behaupte ich dennoch, daß die Franzosen Unrecht thun, ihr Volk so zu schildern, und daß es nicht so sein kann, wie sie es darstellen. Wenn Frankreich so ist, wie wir es kennen, mit seinen wahrhaft großen Männern, die den Schatz der Wissenschaften und Künste so sehr bereichert, den Bürgersinn und die sittliche Vervollkommnung der Menschheit so sehr gefördert haben, so kann auch das Arbeitervolk, das dieses Frankreich

und dessen große Männer auf seinen Schultern trägt, nicht aus Thieren, sondern es muß aus Menschen mit großen seelischen Eigenschaften bestehen; und daher glaube ich nicht, was mir in Romanen wie La terre und in den Erzählungen Maupassants geschildert wird, eben so wenig, wie ich es glauben würde, wenn man mir von einem prächtigen Hause berichten würde, das kein Fundament hat. Daß die hohen Eigenschaften dieses Volkes nicht so beschaffen sind, wie sie in den Erzählungen der George Sand „La petite fadette“ und „La mare aux diables“ dargestellt werden, ist sehr möglich; aber ich weiß bestimmt, daß diese Eigenschaften existiren, und ein Autor, der das Volk nur so darstellt, wie es Maupassant thut, der nur die hanches und die gorges der bretonischen Mägde mit Wohlgefallen, das Leben der Arbeitleute aber mit Abscheu und Spott schildert, macht in künstlerischer Beziehung einen großen Fehler, denn er schildert seinen Gegenstand nur von einer, und zwar von der uninteressantesten, physischen Seite und übersieht gänzlich die andere, die wichtigere, geistige Seite, deren Darstellung das Wesentliche seiner Aufgabe bilden sollte.

Im Allgemeinen ließ mich die Lektüre des mir von Turgenjew übergebenen Büchleins, was den jungen Verfasser anbelangt, durchaus gleichgiltig. Ich dachte: es giebt doch in unserer Zeit gar viele Menschen, die gern schriftstellern, Menschen, die Talent haben, es aber nicht anzuwenden wissen oder die es falsch anwenden und Dinge schildern, die nicht geschildert werden sollten. Das sagte ich auch Turgenjew. Dann vergaß ich Maupassant.

Das Nächste, was mir von dessen Werken später in die Hände fiel, war Une vie, das mir Jemand zu lesen empfahl. Dieses Buch veranlaßte mich, meine Meinung über Maupassant sofort zu ändern, und seither las ich Alles, was mit diesem Namen unterzeichnet war, mit Interesse. Une vie ist ein ausgezeichneter Roman, nicht nur der verhältnißmäßig beste Maupassants, sondern nach Les Misérables von Victor Hugo vielleicht der beste französische Roman. Außer der bemerkenswerthen Macht des Talents, d. h. jener besonderen, intensiven, auf den Gegenstand gerichteten Aufmerksamkeit, die den Verfasser in dem von ihm dargestellten Leben ganz neue Züge entdecken ließ, sind in diesem Roman alle drei Bedingungen einer wahren, künstlerischen Produktion vereinigt: ein richtiges, d. h. sittliches Verhältniß des Verfassers zu seinem Gegenstand, die Schönheit der Form und die Aufrichtigkeit, d. h. die Liebe zu Dem, was der Verfasser schildert. Der Verfasser sieht hier das Wesentliche des Lebens nicht mehr in den Abenteuern verschiedener lüderlicher Männer und Weiber, sondern der Inhalt besteht, wie auch der Titel andeutet, in der Schilderung des Lebens eines hingeopferten, unschuldigen, für alles Schöne empfänglichen, lieblichen weiblichen Wesens, das namentlich durch jene rohe bestialische Sinnlichkeit zu Grunde gerichtet wird, die dem Verfasser in seinen früheren Erzählungen gleichsam als die centrale, Alles beherrschende Lebenserscheinung galt; und des Verfassers Sympathien sind hier durchaus dem Guten zugewandt. Die schöne Form, die auch die ersten Erzählungen auszeichnete, ist hier zu einer so hohen Vollendung gediehen, daß sie, meiner Meinung nach, kein einziger französischer Prosaiker erreicht hat. Aber außerdem liebt hier der Verfasser auch die von ihm geschilderte gute Familie, und zwar vorzugsweise und innig, und er haßt wirklich die rohe Bestie, die das Glück und die Ruhe dieser lieben Familie, und insbesondere der Heldin des Romans, zerstört. Daher sind auch alle Begebenheiten und Personen dieses Romans so lebendig und unvergeßlich geschildert: die schwache, herabgekommene Mutter, der edle, schwache, liebe Vater

und die in ihrer Einfalt und zu allem Guten bereiten Naivetät noch liebenswürdigere Tochter, deren gegenseitiges Verhältniß, ihre erste Reise, ihre Diener und Nachbarn, der berechnende und roh=sinnliche, geizige und freche Bräutigam, der das unschuldige Mädchen wie gewöhnlich durch die gemeinste, absurde Idealisirung der rohesten Sinnlichkeit betrügt, die Heirath, Korsika und die reizende Natur dieses Landes; dann das Dorfleben, der freche Verrath des Mannes, seine gewaltsame Erwerbung des Guts, sein Konflikt mit dem Schwiegervater, die Nachgiebigkeit der Guten und der Sieg der Bösen, das Verhältniß zu den Nachbarn —: alles Dies das Leben selbst, mit all seiner Mannichfaltigkeit. Aber alles Das ist nicht nur lebendig und prächtig geschildert, sondern man fühlt in Alledem auch den herzlichen, liebevollen Ton, der den Leser unwillkürlich beeinflußt. Man fühlt, daß der Verfasser dieses weibliche Wesen liebt, und zwar nicht wegen ihres Aeußeren, sondern um ihrer Seele willen, daß er an ihren Leiden theilnimmt, weil sie gut ist, daß er ihretwegen leidet, und dieses Gefühl überträgt sich auch auf den Leser. Die Fragen: Weshalb mußte dieses herrliche Wesen geopfert werden? Mußte es denn wirklich geschehen? — tauchen unwillkürlich in der Seele des Lesers auf und zwingen ihn, sich in den Ernst und in das Wesen des menschlichen Lebens zu vertiefen. Ungeachtet der falschen Noten, die zuweilen in diesem Roman vorkommen — z. B. die ausführliche Beschreibung der Haut des jungen Mädchens oder die unmöglichen und unnöthigen Schilderungen, wie auf den Rath des Abtes die verlassene Frau abermals Mutter wird, Einzelnheiten, die den ganzen Zauber der Reinheit dieser Heldin zerstören —, ferner ungeachtet der melodramatischen, unnatürlichen Schilderung der Rache des beleidigten Gatten, ungeachtet aller dieser Flecken fand ich den Roman dennoch nicht nur schön, sondern ich vergaß auch den talentvollen Schwätzer und Spaßmacher, für den ich Maupassant nach seinem ersten Büchlein hielt, der weder weiß noch wissen will, was gut und was schlecht ist; ich sah in ihm nur noch den ernsten, tief das Leben ergründenden Mann, der dieses Leben zu begreifen anfing.

Der folgende Roman von Maupassant, den ich las, war Bel-Ami. Es ist ein sehr schmutziges Buch. Der Verfasser läßt sich in der Schilderung Dessen, was ihn reizt, offenbar gehen und scheint seine Basis, den satirischen Standpunkt, von dem aus er seinen Helden darstellt, zu verlieren, um dessen Partei zu nehmen. Beiden Romanen, Bel-Ami und Une vie, liegt aber doch ein Gefühl und ein ernster Gedanke zu Grunde. Die Grundidee des Romans Une vie ist das Bedenken vor der grausamen Absurdität des Märtyrerthums einer prächtigen Frauengestalt, die durch die rohe Sinnlichkeit eines Mannes zu Grunde gerichtet wird. Man findet hier nicht nur das Bedenken, sondern die Entrüstung des Verfassers über das Wohlergehen und den Erfolg einer rohen sinnlichen Bestie, die durch diese Sinnlichkeit Karriere macht und eine glänzende Stellung in der Welt erreicht, Entrüstung auch über die Sittenverderbniß dieser ganzen Gesellschaft, in der sein Held Erfolge erzielt. Dort schien der Verfasser zu fragen: Wofür, weshalb wurde dieses herrliche Wesen hingeopfert? Weshalb geschah es? Hier scheint er darauf zu antworten: Alles Reine und Gute geht deshalb in unserer Gesellschaft zu Grunde, weil diese Gesellschaft lüderlich, toll und schrecklich ist. Die letzte Szene dieses Romans: die Hochzeit des triumphirenden, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückten Nichtswürdigen mit einem jungen, reinen Mädchen, der Tochter der von ihm verführten, vorher tadellosen Familienmutter, in einer modischen Kirche, diese von einem Bischof

vollzogene, von allen Anwesenden als etwas Gutes und Nothwendiges anerkannte Trauung, drückt diesen Gedanken mit einer außergewöhnlichen Intensität aus. In diesem Roman, obschon er voll von schmutzigen Details ist, die dem Verfasser leider zu gefallen scheinen, sind die nämlichen ernsten Fragen an das Leben erkennbar. Man braucht nur das Gespräch des alten Poeten mit Duroy zu lesen, wenn sie nach dem Mittagsmahl, ich glaube von den Walters, kommen. Der alte Poet enthüllt vor seinem jungen Genossen das Leben und zeigt es ihm so, wie es ist, mit seinem ewigen, unvermeidlichen Begleiter und seinem Ende — dem Tod. „Er hat mich schon gepackt", sagt er, vom Tode sprechend. „Er hat mir die Zähne gelockert, die Haare ausgerauft, meine Glieder verkrüppelt und jetzt beginnt er, mich zu verschlingen. Ich bin in seiner Gewalt; er spielt nur noch mit mir, wie die Katze mit der Maus, denn er weiß, daß ich ihm nicht entrinnen kann. Ruhm, Reichthum — wozu das Alles, wenn man nicht die Liebe eines Weibes dafür kaufen kann? Denn nur allein die Liebe des Weibes lohnt, daß man lebt. Und er hat mir diese Liebe geraubt. Zuerst die Liebe, dann die Gesundheit, die Kräfte und zuletzt das Leben selbst. Und so geht es Allen". Das war der Sinn der Rede des alternden Poeten. Aber Duroy, der glückliche Geliebte aller Frauen, die ihm gefallen, ist so voll von wollüstiger Energie, daß er den alten Poeten hört und auch nicht hört, seine Worte versteht und doch nicht begreift. Er hört wohl und versteht ihn auch, aber die Quelle des wollüstigen Lebens pulsirt in ihm mit solcher Macht, daß ihn die Wahrheit, die ihm das nämliche Ende prophezeit, nicht irre macht.

In diesem inneren Widerspruch besteht, außer in der satirischen Grundfärbung des Romans Bel-Ami, seine hervorragendste Bedeutung. Der selbe Sinn ist auch in den vortrefflichen Szenen erkennbar, die den Tod des schwindsüchtigen Journalisten schildern. Der Verfasser stellt sich die Frage: was ist das Leben? wie wird dieser Widerspruch zwischen der Liebe zum Leben und der Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit des Todes gelöst? — aber er beantwortet sie nicht. Er scheint zu suchen, zu warten und entscheidet sich weder für die eine noch für die andere Lösung. Daher ist auch in diesem Roman das sittliche Verhältniß zum Leben richtig geschildert.

In den nächstfolgenden Romanen fängt aber dieses sittliche Verhältniß zum Leben an, sich zu verwirren; die Würdigung der Lebenserscheinungen beginnt, zu schwanken, sich zu verdunkeln, und in den letzten Romanen wird sie sogar gänzlich entstellt.

In Mont-Oriol scheint Maupassant die Motive zweier vorhergegangenen Romane zu vereinigen; ihr Inhalt ist eine Wiederholung. Neben der schönen, von feinem Humor erfüllten Schilderung eines modischen Kurorts und der ärztlichen Thätigkeit daselbst finden wir hier die nämliche Bestie, Paul, einen eben so gemeinen und mitleidslosen Menschen wie den Mann in Une vie, und die nämliche betrogene, geopferte, bescheidene, schwache, einsame, liebe Frauengestalt und eben so auch den nämlichen gleichgiltigen Triumph der Nichtswürdigkeit und Gemeinheit wie in Bel-Ami. Der Sinn ist der selbe, das sittliche Verhältniß des Verfassers zum Geschilderten ist aber ein bedeutend niedrigeres, sogar niedriger als im ersten Roman. Des Verfassers innere Werthschätzung Dessen, was gut und was schlecht ist, beginnt, sich zu verwirren. Ungeachtet seines vernünftigen Wunsches, leidenschaftlos objektiv zu sein, genießt der Taugenichts Paul doch offenbar seine vollständige Sympathie. Die Liebe dieses Paul, sein Streben, zu verführen, und sein Erfolg bringen daher einen falschen Eindruck

hervor. Der Leser weiß nicht, was der Verfasser beabsichtigt, ob er ihm die ganze Leere und Gemeinheit Pauls zeigen will, der sich von der Frau gleichgiltig abwendet und sie nur deshalb beleidigt, weil ihre Taille durch die von ihm hervorgerufene Schwangerschaft verunstaltet ist, oder ob er zeigen will, wie angenehm und leicht man lebt, wenn man ein Leben führt wie dieser Paul.

In den nun folgenden Romanen Pierre et Jean, Fort comme la mort und Notre coeur wird das sittliche Verhältniß des Verfassers zu seinen Helden noch mehr verrückt, und im letzten verschwindet es gänzlich. Auf allen diesen Romanen liegt schon der Stempel des Indifferentismus, der Eilfertigkeit, der Erdichtung und hauptsächlich wiederum jener Mangel eines richtigen, sittlichen Verhältnisses zum Leben, der schon seinen ersten Werken aufgeprägt war. Das beginnt von dem Zeitpunkt an, wo sich Maupassants Ruf als Modeschriftsteller befestigt und er der unheilvollen Versuchung unterliegt, die heutzutage jeden angesehenen Schriftsteller trifft, besonders aber einen so anziehenden wie Maupassant. Einerseits war es der Erfolg seiner ersten Romane, die Lobsprüche der Zeitungen, die Schmeicheleien des Publikums, besonders der Weiber; andererseits die immer glänzenderen Honorare, welche die sich fortwährend steigernden Bedürfnisse jedoch nie zu decken vermochten, ferner die Zudringlichkeit der Redakteure und Verleger, die einander überboten, ihm schmeichelten, ihn unaufhörlich bestürmten und die gar nicht mehr nach dem inneren Werth der ihnen vom Verfasser dargebotenen Werke fragten, sondern Alles, was mit seinem, vom Publikum begehrten Namen unterzeichnet war, mit Entzücken annahmen. Alle diese Versuchungen waren so groß, daß sie dem Verfasser offenbar den Kopf verdrehten; er wurde davon überwältigt, und obschon seine Romane der Form nach eben so gut und vielleicht noch besser gearbeitet waren, und er Das, was er schilderte, sogar liebte, so liebte er doch das Geschilderte nicht deshalb, weil es gut und sittlich war, d. h. weil es von Allen geliebt wurde, und haßte Das, was er schilderte, nicht deshalb, weil es böse war und von Allen gehaßt wurde, sondern nur, weil ihm das Eine gefiel und das Andere zufällig mißfiel. Von diesem Zeitpunkt an thut der Verfasser nicht mehr Das, was er in seinen ersten zwei Romanen that, er stellt als Basis seiner Romane nicht bestimmte Forderungen auf und schildert daraufhin die Thätigkeit seiner Personen, sondern er schreibt seine Romane so, wie es alle handwerksmäßigen Romanschreiber thun, d. h. er ersinnt die allerinteressantesten und allerpathetischsten oder modernsten Personen und Zustände und macht daraus einen Roman, den er mit allen den Beobachtungen ausstattet, die er zu machen Gelegenheit fand und die sich für das Thema eignen, ohne sich auch nur im Geringsten darum zu kümmern, ob und wie sich die geschilderten Ereignisse zu den Forderungen der Moral verhalten. So sind die Romane Pierre et Jean, Fort comme la mort und Notre coeur verfaßt.

Obschon wir gewöhnt sind in den französischen Romanen zu lesen, wie in den dort geschilderten Familien stets als dritte Person ein Liebhaber vorkommt, von dem Alle, außer dem Ehemann, Kenntniß haben, bleibt es uns doch gänzlich unverständlich, wie es kommt, daß die Ehemänner stets Dummköpfe, Hahnreie und lächerliche Narren, und daß die Liebhaber, die doch schließlich auch heirathen und Ehemänner werden, nicht nur keine lächerlichen Narren, keine Hahnreie, sondern Helden sind. Noch unverständlicher aber ist es, daß alle Frauen lüderlich, alle Mütter aber Heilige sind.

Auf diesen durchaus unnatürlichen und unwahrscheinlichen, hauptsächlich

aber unmoralischen Grundlagen sind die Romane Pierre et Jean und Fort comme la mort aufgebaut. Und daher rühren uns die in solchen Lagen befindlichen Personen nur sehr wenig. Die Mutter Pierres und Jeans, die ihr ganzes Leben hindurch ihren Mann betrügen konnte, erregt nur wenig unser Mitgefühl, wenn sie dem Sohn ihre Sünde eingestehen muß, und noch weniger, wenn sie sich zu rechtfertigen sucht, indem sie versichert, daß sie es nicht unterlassen konnte, die Gelegenheit zu benützen, glücklich zu sein. Noch weniger können wir mit jenem Herrn sympathisiren, der in Fort comme la mort sein ganzes Leben lang den Freund betrog, dessen Frau verführte und es dann bedauerte, zu alt zu sein, um auch die Tochter seiner Maitresse zu verführen. Im letzten Roman Notre coeur ist, außer der Schilderung verschiedener Nuancen der geschlechtlichen Liebe, gar kein inneres Problem enthalten. Es wird da ein blasirter müßiger Wüstling geschildert, der nicht weiß, was er will, und der sich zuerst mit einem eben solchen, noch lüderlicheren, geistig verkommenen Frauenzimmer verbindet, das sich nicht einmal durch Sinnlichkeit entschuldigen kann, und der sich dann wieder von ihr trennt und mit der Dienstmagd ein Verhältniß anknüpft, dann sich abermals mit jener verbindet und es anscheinend mit Beiden hält. Wenn in Pierre et Jean und in Fort comme la mort auch noch rührende Szenen vorkommen, so erweckt dieser letzte Roman doch nur Ekel.

In Maupassants erstem Roman Une vie lautet die Frage folgendermaßen: Es ist da ein gutes, verständiges, liebes menschliches Wesen, das zu allem Guten bereit ist, und dieses Wesen wird, man weiß nicht weshalb, geopfert, zuerst einer rohen, kleinlichen, einfältigen Bestie von Mann, und dann einem eben solchen Sohn, bis es zwecklos, ohne der Welt genützt zu haben, untergeht. Weshalb geschieht Das? Der Verfasser stellt die Frage auf diese Weise und scheint keine Antwort darauf zu haben. Aber sein ganzer Roman, alle Gefühle des Mitleids für die Frau, und die Verurtheilung Dessen, was sie zu Grunde richtet, sind Antworten auf seine Frage. Wenn ein Mensch vorhanden ist, der ihre Leiden begriff und sich darüber ausgesprochen hat, so sind ihre Sünden verbüßt, wie Hiob seinen Freunden sagt, als sie äußerten, daß Niemand von seinen Leiden wissen werde. Man erfährt, begreift das Leiden, und es ist verbüßt. Hier aber erkannte, begriff und zeigte der Verfasser den Menschen dieses Leiden. Und das Leiden ist dadurch verbüßt, daß es, sobald es von den Menschen begriffen ist, früher oder später ausgetilgt wird.

Im folgenden Roman Bel-Ami lautet die Frage nicht mehr: Wofür muß der Würdige leiden? sondern: Weshalb genießt der Unwürdige Reichthum und Ruhm? Was bedeuten diese Reichthümer, dieser Ruhm, und wie werden sie erworben? Und diese Frage enthält gleichfalls schon die Antwort in sich selbst; sie besteht in der Negirung alles Dessen, was von der Menge so hoch geschätzt wird. Der Inhalt dieses zweiten Romans ist noch ein ernster, aber das sittliche Verhältniß des Verfassers zu dem geschilderten Gegenstand ist schon bedeutend schwächer geworden, und während im ersten Roman nur hier und da Flecken von Sinnlichkeit vorkommen, die ihn verunstalten, so verbreiten sich hier diese Flecken so sehr, daß viele Theile des Romans nur mit Koth geschrieben zu sein scheinen, der, wie man annehmen muß, dem Verfasser gefällt.

Im folgenden Roman Mont-Oriol werden die Fragen: Weshalb? wofür die Leiden der lieben Frauengestalt, der Erfolg und die Lust der rohen, männlichen Bestie? nicht mehr gestellt und es wird gleichsam anerkannt, daß es so sein müsse; auch sittliche Forderungen werden fast gar nicht mehr empfunden,

sondern es erscheinen ohne jegliche Nothwendigkeit schmutzige, sinnliche Darstellungen, die durch gar keine künstlerische Forderung hervorgerufen sind. Als ein auffallendes Beispiel dieser Verletzung des Künstlerischen, in Folge des anormalen Verhältnisses des Verfassers zu seinem Objekt, kann mit ganz besonderer Deutlichkeit die in diesem Roman enthaltene ausführliche Schilderung der Heldin in der Badewanne gelten. Diese Schilderung ist durchaus unnöthig, sie steht weder mit dem äußeren noch mit dem inneren Gedankeninhalt des Romans in Zusammenhang. „Vom rosigen Körper steigen Bläschen empor.“ Nun, und weiter? fragt der Leser. Weiter nichts, antwortet ruhig der Verfasser. Ich schildere, denn solche Schilderungen gefallen mir.

In den beiden folgenden Romanen Pierre et Jean und Fort comme la mort finden sich gar keine sittlichen Forderungen mehr. Beiden Romanen liegen Unzucht, Betrug und Lüge zu Grunde, welche die handelnden Personen in tragische Lagen versetzen. Im letzten Roman Notre coeur ist die Lage der handelnden Personen eine höchst seltsame, monströse und sittenlose, und diese Personen kämpfen auch gar nicht mehr, sondern streben nur nach Genüssen, nach excentrischen, sinnlichen, geschlechtlichen Genüssen, und der Verfasser scheint mit ihren Bestrebungen zu sympathisiren. Die einzige Folgerung, die man aus diesem letzten Roman ziehen kann, ist die, daß das größte Glück des Lebens in der Befriedigung des Geschlechtstriebes besteht und daß man also dieses Glück auf die möglichst angenehme Weise genießen müsse.

Noch auffallender ist dieses unsittliche Verhältniß zum Leben im Halbroman Yvette. Der Inhalt dieses, in Bezug auf Sittenlosigkeit ganz fürchterlichen Produkts ist folgender: Ein reizendes, herzensreines Mädchen, das nur durch den Verkehr mit den sittenlosen Genossen seiner Mutter unsittliche Umgangsformen angenommen hat, führt unwillkürlich einen Wollüstling in Versuchung. Er verliebt sich, bildet sich aber ein, das Mädchen schwatze mit Bewußtsein obszönen Unsinn, den sie doch nur in den Gesellschaftkreisen ihrer Mutter gelernt hat und den sie nun, ohne dessen wahren Sinn zu begreifen, wie ein Papagei nachplappert. In der Meinung, daß dieses Mädchen sittenlos ist, macht er ihr unzüchtige Anträge. Aber diese erschrecken und beleidigen die Jungfrau und sie leidet tief, denn sie liebt ihn. Die Augen werden ihr nun über ihre eigene Lage und die ihrer Mutter geöffnet und sie ist unglücklich. Dieses tief tragische, rührende Verhältniß — der Konflikt einer reinen, unschuldigen Seele mit der Zuchtlosigkeit ihrer Umgebung — ist vortrefflich geschildert und damit hätte der Roman enden können; aber der Verfasser führt ihn ohne jegliche äußere oder innere Nothwendigkeit weiter, er läßt seinen Helden des Nachts bei dem Mädchen eindringen und es verführen. Im ersten Theil ist der Verfasser offenbar auf Seiten des Mädchens, im zweiten sympathisirt er aber mit dem Verführer und der letzte Eindruck zerstört den ersten. Der Roman zerfällt dadurch, er zerbröckelt wie ein schlecht durchknetetes Brot.

In allen Romanen Maupassants nach Bel-Ami hat sich der Verfasser offenbar von der, nicht nur in seinen Pariser Kreisen, sondern gegenwärtig unter allen Künstlern herrschenden Theorie knechten lassen, daß ein Kunstwerk nicht nur keine klare Vorstellung von Dem, was gut und was schlecht ist, zu haben brauche, sondern daß der Künstler im Gegentheil alle ethischen Fragen durchaus ignoriren müsse und daß man darin sogar sein Verdienst erkennen könne. Nach dieser Theorie kann oder soll der Künstler Dasjenige schildern, was wahr ist, oder sogar Das, was als Material für die „Wissenschaft“ dienen kann; es sei aber

durchaus nicht die Aufgabe des Künstlers, sich darum zu kümmern, was sittlich oder unsittlich ist.

Ich erinnere mich, daß mir ein berühmter Maler sein Bild zeigte, das eine kirchliche Prozession darstellte. Es war vorzüglich gemalt, aber von einem Verhältniß des Künstlers zu seinem Gegenstand war nichts wahrzunehmen.

„Was meinen Sie nun, sind solche Kirchengebräuche gut, sollen sie beobachtet werden oder sollte man sie lieber unterlassen?“ fragte ich den Künstler.

Er erwiderte mir darauf mit einer gewissen Schonung meiner Naivetät, daß er Das nicht wisse und daß er es auch nicht für nöthig halte, es zu wissen seine Aufgabe sei nur, das Leben zu schildern.

„Aber lieben Sie diese Gebräuche?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Vielleicht verabscheuen Sie sie?“

„Ich liebe sie nicht und ich verabscheue sie auch nicht“, antwortete der auf dem Gipfel der heutigen Kultur stehende Künstler, mitleidig über meine Einfalt lächelnd. Er schilderte das Leben, ohne dessen Sinn zu begreifen, ohne dessen Erscheinungen zu lieben oder zu verabscheuen. Dies war leider auch bei Maupassant der Fall.

In seiner Vorrede zu Pierre et Jean äußert er: „Man sagt dem Schriftsteller: ‚Trösten Sie mich, amusiren Sie mich, betrüben Sie mich, rühren Sie mich, lassen Sie mich träumen, lassen Sie mich lachen, erschüttern Sie mich, lassen Sie mich weinen, lassen Sie mich nachdenken‘. Nur wenige auserwählte Geister verlangen vom Künstler: schaffen Sie mir etwas Schönes in der Ihrem Temperament am Besten entsprechenden Form.“ Diese Forderung auserwählter Geister befriedigend, schuf Maupassant seine Romane, und er bildete sich ein, daß Das, was man in seinen Kreisen für schön hält, auch das Schöne sei, dem die Kunst dienen müsse. In den Kreisen, in denen sich Maupassant bewegte, hielt und hält man hauptsächlich das Weib, das junge, schöne und vorzugsweise das entkleidete Weib und den geschlechtlichen Umgang mit ihm, für schön, und man meinte, es sei diese Schönheit, der die Kunst dienen müsse. Nicht nur alle Kunstgenossen Maupassants — Maler, Bildhauer, Romandichter, Poeten —, sondern auch die philosophischen Lehrer der jungen Generation waren dieser Ansicht. So sagt z. B. Renan in seinem Marc Aurèle, wo er das Christenthum wegen dessen Unfähigkeit, die weibliche Schönheit zu würdigen, verurtheilt, wörtlich Folgendes: „Die Unzulänglichkeit des Christenthums ist hier ganz besonders bemerkbar, es ist zu ausschließlich sittlich; die Schönheit wird gänzlich geopfert. Aber in den Augen einer vollendeten Philosophie ist die Schönheit durchaus kein überflüssiger Vorzug, keine Gefahr, keine Inkonvenienz, sondern wie die Tugend eine Gabe Gottes. Sie ist eben so viel werth wie die Tugend; das schöne Weib bildet eben so einen Theil des göttlichen Zweckes, eine der Absichten Gottes, wie ein genialer Mann oder eine tugendhafte Frau. Das schöne Weib weiß Das und ist sehr stolz darauf. Sie fühlt instinktiv den unendlichen Schatz, den sie in ihrem Körper trägt; sie weiß sehr wohl, daß sie auch ohne Geist, ohne Talent, ohne strenge Tugend, zu den vorzüglichsten Offenbarungen Gottes gehört. Und weshalb sollte man es ihr auch verbieten, die ihr verliehene Gabe geltend zu machen, den Diamanten, den sie erhalten hat, zu fassen? Die Frau erfüllt eine Pflicht, wenn sie sich schmückt, sie übt eine Kunst aus, eine anmuthvolle Kunst, gewissermaßen die reizendste der Künste. Lassen wir uns nicht von dem Lächeln bethören, das gewisse Worte bei frivolen

Menschen hervorrufen. Der griechische Künstler, der die subtilste Aufgabe löste, den menschlichen Körper, d. h. die Vollkommenheit selbst, zu schmücken, verdient den Preis der Genialität. Und nun will man in dem Versuch, an dem schönsten Werke Gottes, an der weiblichen Schönheit, mitzuwirken, nichts als eine Beschäftigung mit Lappen sehen!" Damit aber gar kein Zweifel obwalten kann, in welchem Sinne man die Schönheit verstehen müsse, schrieb dieser berühmte Schriftsteller, Historiker und Gelehrte das Drama L'abesse de Jouarre, in dem er zeigte, daß die Befriedigung des Geschlechtstriebes ein Dienst dieser Schönheit, d. h. eine gute und erhabene That, sei.

In dem Kreise, dem Maupassant angehörte, ist es also längst entschieden und wird in vollem Ernst von den verständigsten und gelehrtesten Leuten anerkannt, daß die Darstellung der weiblichen Schönheit und der geschlechtlichen Liebe zu den Aufgaben der höchsten Kunst — le grand art — gehört. Dieser durch ihre Absurdität so schrecklichen Theorie unterwarf sich Maupassant, als er Modeschriftsteller wurde. Und dieses falsche Ideal führte ihn in seinen Romanen, wie zu erwarten war, zu einer Reihe von Fehlern und zu immer schwächeren Geistesprodukten. Es zeigte sich hierin die Grundverschiedenheit zwischen den Anforderungen, die man an den Roman und an die Erzählung zu stellen hat. Der Roman hat die Aufgabe, sogar die formelle Aufgabe, ein ganzes, menschliches Leben oder mehrere Menschenleben zu schildern, und daher muß der Dichter, der einen Roman schreibt, eine klare und bestimmte Vorstellung von Dem haben, was im Leben gut und was schlecht ist; diese Eigenschaft besaß aber Maupassant nicht; nach der von ihm befolgten Theorie brauchte er sie auch gar nicht zu haben. Wäre er, wie manche talentlose Verfasser sensualistischer Romane, ein Romanschreiber gewesen, so würde er, ohne Talent, ruhig das Schlechte als gut geschildert haben und seine Romane wären für Leute, die seine Ansichten theilen, abgerundet und interessant gewesen. Maupassant war aber ein Talent, d. h. er sah das Wesen der Dinge, und daher deckte er unwillkürlich die Wahrheit auf: er sah das Schlechte unwillkürlich in Dem, was er für gut halten wollte. Daher schwankten seine Sympathien in allen seinen Romanen, mit Ausnahme des ersten, beständig hin und her. Bald schildert er das Schlechte als gut, bald hält er das Schlechte für schlecht und das Gute für gut, dann springt er von dem Einem auf das Andere über. Dies aber ruinirt die eigentliche Grundlage jedes künstlerischen Eindrucks, das Gerüst, auf dem er ruht. Menschen, die für das künstlerische Reine besonders feinen Sinn besitzen, glauben, daß ein Kunstwerk deshalb etwas Ganzes ist, weil Alles auf einer einzigen Schürzung des Knotens basirt oder weil das Leben eines Menschen darin geschildert ist. Das ist aber unrichtig und kann nur einem oberflächlichen Beobachter so scheinen. Der Cement, der ein jedes Geistesprodukt zu einem Ganzen verbindet und daher die Illusion der Reflektirung des Lebens erzeugt, besteht nicht aus der Einheit der Personen und Situationen, sondern aus der Einheit des selbständigen sittlichen Verhältnisses des Verfassers zu seinem Objekt. Lesen oder betrachten wir nun das Kunstwerk eines noch unbekannten Autors, so entsteht im Wesentlichen folgende Grundfrage in unserm Geist: Nun, zeige mal, was Du für ein Mensch bist, wodurch Du Dich von allen Menschen, die ich kenne, unterscheidest und was Du mir Neues darüber, wie man das Leben betrachten soll, sagen kannst. Was auch der Künstler darstellen mag, Heilige, Räuber, Fürsten, Knechte, — wir suchen und sehen nur die Seele des Künstlers selbst. Haben wir es aber mit einem alten, schon bekannten

Schriftsteller zu thun, so lautet die Frage nicht mehr: Wer bist Du? sondern: Nun, zeige mal, ob Du mir noch etwas Neues sagen und von was für einer neuen Seite Du nun das Leben beleuchten kannst? Daher ist ein Schriftsteller, der keine klare, bestimmte und neue Lebensanschauung besitzt, und noch weniger ein solcher, der da meint, Das sei auch gar nicht nothwendig, nicht im Stande, ein Kunstwerk hervorzubringen. Er mag wohl viel und schön schreiben können, ein Kunstwerk wird aber nicht daraus.

Das war auch mit Maupassant und dessen Romanen der Fall. In den ersten beiden war dieses klare, bestimmte und neue Verhältniß zum Leben vorhanden und diese Romane waren daher Kunstwerke. Als sich Maupassant aber der Modetheorie unterwarf und überzeugt schien, daß ein solches Verhältniß des Autors zum Leben gar nicht nothwendig sei, als er nur pour faire quelque chose de beau zu schreiben anfing, da hörten seine Romane auf, Kunstwerke zu sein. Alle Romane Maupassants, mit Ausnahme der ersten, oder, streng genommen, des ersten allein, sind daher als solche schwach, und würde dieser Schriftsteller uns nur seine Romane hinterlassen haben, so wäre er nur ein frappantes Beispiel dafür, wie ein glänzendes Talent untergehen kann, durch jenen unwahren Gesellschaftkreis, in dem es sich entwickelte, und durch jene falschen Theorien von der Kunst, die von Leuten erdacht wurden, die die Kunst nicht lieben und daher auch nicht begreifen. Zum Glück hat Maupassant auch kleine Erzählungen geschrieben, in denen er sich der von ihm angeeigneten falschen Theorie nicht unterwarf, in denen er nicht quelque chose de beau, sondern Das malte, was sein sittliches Gefühl bewegte oder es empörte. Und aus diesen Erzählungen, wenigstens aus den besten von ihnen, sieht man, wie dieses sittliche Gefühl in ihm wuchs und wie nach und nach und unbewußt für ihn Dasjenige gerade, was ehedem den Hauptinhalt und das Glück seines Lebens bildete, seinen Nimbus einbüßte und in seinem wahren Werth erkannt wurde.

Und darin besteht eben die wunderbare Eigenart jedes wahren Talents, wenn ihm nicht durch eine falsche Theorie Gewalt angethan wird, daß es Den, der es besitzt. belehrt, ihn auf den Pfad der sittlichen Entwickelung vorwärts leitet, ihn zwingt, Dasjenige zu lieben, was liebenswerth ist, und zu hassen, was hassenswerth ist. Der Künstler ist nur deshalb Künstler, weil er die Objekte nicht so sieht, wie er sie sehen will, sondern so, wie sie sind. Der Träger eines Talents, der Mensch, kann irren, aber das Talent, wenn man es seinen Weg gehen läßt, enthüllt das Objekt, es entschleiert es und zwingt, es zu lieben, wenn es liebenswürdig ist, und zu hassen, wenn es hassenswerth ist. Mit jedem wahren Künstler, der, unter dem Einfluß seiner Umgebung, nicht Dasjenige schildert, was er schildern sollte, geschieht, was mit Warlaam geschah, der, als er segnen wollte, Das verfluchte, was verflucht zu werden verdiente, und als er fluchen wollte, Das segnete, was gesegnet werden sollte: er thut, ohne es zu wollen, nicht Das, was er will, sondern, was er soll. Und so geschah es auch mit Maupassant. Es gab wohl kaum einen andern Schriftsteller, der so wie dieser überzeugt war, daß alles Heil, die Quintessenz des Lebens, im Weibe, in der Liebe enthalten ist, und der mit einer so leidenschaftlichen Kraft und so allseitig das Weib und seine Liebe schilderte. Auch hat es wohl kaum noch einen andern Schriftsteller gegeben, der mit solcher Klarheit und Bestimmtheit alle entsetzlichen Seiten jenes Wesens darstellte, das ihm als das allerhöchste und als ein solches erschien, das dem Leben den größten Genuß gewährt. Je tiefer er aber in dieses Wesen eindrang, desto deutlicher offenbarte es sich ihm, desto mehr sanken

die es verhüllenden Schleier herab und es blieben nur die entsetzlichen Folgen und der noch entsetzlichere Thatbestand übrig. Er wollte die Liebe preisen, aber je mehr er sie kennen lernte, desto mehr fluchte er ihr. Er verfluchte sie auch wegen des Elends und der Leiden, die sie erzeugt, und um der durch sie hervorgerufenen Enttäuschungen willen, hauptsächlich aber deshalb, weil sie das Gefühl der wahren Liebe verfälscht, weil sie Täuschungen bringt, unter denen der Mensch um so mehr leidet, je vertrauensvoller er sich diesen Täuschungen überläßt.

In diesen reizenden kleinen Erzählungen und in seinem besten Werke „Sur l'eau“ ist die im Laufe seiner literarischen Thätigkeit eingetretene mächtige sittliche Entwickelung des Verfassers mit unauslöschlichen Zügen verzeichnet.

Man erkennt aber die sittliche Entwickelung des Verfassers nicht nur in seiner Entthronung der geschlechtlichen Liebe — einer ungewollten, aber deshalb um so gründlicheren Entthronung —, sondern auch in den sich fortwährend steigernden sittlichen Forderungen, die er an das Leben stellt. Den inneren Widerspruch zwischen den Forderungen des thierischen und des vernünftigen Menschen sieht er nicht nur in der Geschlechtsliebe, er sieht ihn auch in der ganzen Weltordnung. Er sieht, daß die Welt, die materielle Welt, wie sie ist, nicht nur nicht die beste aller Welten ist, sondern daß sie im Gegentheil ganz anders sein könnte, daß sie die Forderungen der Vernunft und Liebe nicht befriedigt, daß es noch eine andere Welt giebt oder doch geben könnte, wenn die Forderungen der menschlichen Seele erfüllt würden. Dieser Gedanke ist besonders stark im „Horla“ betont. Es ist nicht nur die Unvernünftigkeit und die Häßlichkeit der materiellen Welt, die ihm Qualen verursacht, sondern auch ihr Mangel an Liebe und ihre Zusammenhangslosigkeit. Ich kenne keinen herzzerreißenderen Verzweiflungschrei eines sich seiner Vereinsamung bewußten verirrten Menschen als den in der Erzählung „Solitude“. Eine Maupassant am Meisten folternde Erscheinung, die bei ihm häufig wiederkehrt, ist der qualvolle Zustand der Vereinsamung, der geistigen Vereinsamung des Menschen, das Gefühl jener Schranke, die die Menschen von einander trennt und die um so schmerzlicher empfunden wird, je näher man einander körperlich steht.

Aber was quält ihn denn und was begehrt er? Was zerstört diese Schranke und was beseitigt diese Vereinsamung? Die Liebe; nicht die Liebe des Weibes, der er überdrüssig geworden ist, sondern die reine, geistige, göttliche Liebe. Und diese ist es, die Maupassant sucht, zu dieser für Alle schon längst entdeckten Lebensretterin drängt er hin und er sucht sich von jenen qualvollen Fesseln zu befreien, durch die er sich gebunden fühlt. Das, was er sucht, kann er noch nicht nennen, denn er fürchtet, durch die Lippen sein Heiligthum zu entweihen. Aber sein unnennbares Streben, das sich in der Angst vor der Einsamkeit ausspricht, ist um so aufrichtiger, weil es ansteckend wirkt und weil es eine stärkere Anziehungskraft ausübt als viele wortreiche Predigten der Liebe.

Die Tragik von Maupassants Leben besteht darin, daß er sich inmitten der unnatürlichsten und sittenlosesten Gesellschaft befand und sich durch die Kraft seines Talents, dieses wunderbaren Lichtes, das in ihm leuchtete, aus der Weltanschauung dieser Gesellschaft herausarbeitete, daß er nahe daran war, sich zu befreien, und bereits die Luft der Freiheit einsog. Da er in diesem Kampfe aber alle seine Kräfte verbraucht hatte und nicht mehr im Stande war, noch eine letzte Anstrengung zu machen, so mußte er, ohne sich befreit zu haben, untergehen.

Die Menschen lebten überhaupt niemals, ohne sich über die innere Bedeutung des von ihnen durchlebten Daseins Rechenschaft abzulegen. Immer

und überall gab es voranschreitende, hochbegabte Menschen — man nannte sie auch Propheten —, die den Menschen die Bedeutung und den Sinn des Lebens erklärten; und die durchschnittliche Menschheit, die Heerde, die sich diesen Sinn selbst klar zu machen nicht vermochte, folgte stets jener Erklärung des menschlichen Daseins, die ihnen diese Propheten offenbarten.

Dieser Sinn des menschlichen Daseins, die wahre Bestimmung des Menschen, ist vor 1900 Jahren durch das Christenthum einfach, deutlich, zweifellos und freudig erklärt worden, und das Leben aller Jener, die diesen Sinn begriffen und der aus diesem Sinn hervorgegangenen Leitung folgten, beweist die Richtigkeit dieser Deutung. Dann erschienen aber andere Menschen, die diesen Sinn so verkehrten, daß er zum Unsinn wurde. Und nun steht die Menschheit vor dem Dilemma: soll das Christenthum so aufgefaßt werden, wie es der Katholizismus lehrt — mit Lourdes, dem Papst, dem Dogma von der unbefleckten Empfängniß u. s. w. — oder soll man den Lehren Renans und ähnlicher Leute entsprechend leben, d. h. ohne jegliche Leitung und ohne Verständniß des Lebens nur seinen Lüsten fröhnen, so lange die Lebenskraft vorhält und, wenn die Sinneslust erlischt, seinen Gewohnheiten nachgehen? Die Heerdenmenschen wählen nun das Eine oder das Andere, zuweilen auch Beides, zuerst die Zuchtlosigkeit und dann den Katholizismus. So leben ganze Generationen; ihre Lebensweise bemänteln sie durch verschiedene Theorien, die nicht erdacht wurden, um die Wahrheit zu erforschen, sondern im Gegentheil, um sie zu verhüllen. Und dabei ist diesen Heerdenmenschen, besonders den stumpfsinnigen, sogar noch ganz wohl zu Muthe.

Aber es giebt auch noch andere Menschen — doch sie sind selten und Maupassant gehörte zu ihnen —, die die Dinge mit eigenen Augen, so wie sie wirklich sind, sehen; die ihren Sinn begreifen, die Widersprüche im Leben erkennen, die sich lebhaft vorstellen können, wohin diese Widersprüche führen, und die nach Lösungen suchen. Sie suchen sie überall, nur nicht da, wo sie sind: im Christenthum; denn das Christenthum scheint ihnen etwas Ueberlebtes, eine abgethane Verirrung zu sein, die durch ihre Ungeheuerlichkeit abschreckt. Und da sie sich vergeblich bemühen, diese Lösungen selbst und allein zu finden, so kommen sie zu der Ueberzeugung, daß es gar keine solche Lösungen giebt, daß die Eigenart des Lebens darin besteht, diese unauflösbaren Widersprüche stets mit sich herumzutragen. Sind sie dann zu diesem Resultat gekommen, so söhnen sie sich, wenn sie schwache, energielose Naturen sind, mit einem solchen sinnlosen Leben aus, sind sogar stolz darauf, weil sie ihre Unwissenheit für Würde, für Civilisirtheit halten; sind es aber energische, wahrhaftige und begabte Naturen, wie Maupassant eine war, so ertragen sie es nicht und verlassen dieses unsinnige Leben auf die eine oder andere Art.

Es ging Maupassant wie den in der Wüste Verschmachtenden, die überall nach Wasser suchen, nur nicht in der Nähe Derer, die an der Quelle stehen und sie verunreinigen und die den Verschmachtenden anstatt des beständig hinter ihnen fließenden reinen Wassers stinkenden Schmutz darbieten. Er konnte nicht glauben, und es kam ihm offenbar auch gar nicht in den Sinn, daß die Wahrheit, die er suchte, schon längst endeckt und ihm so nahe war; er konnte nicht glauben, daß der Mensch in einem solchen Widerspruch leben könne, wie der war, in dem er, seinem Gefühle nach, lebte.

Nach den Theorien, in denen er erzogen wurde und die ihn umringten, die durch alle sinnlichen Gelüste seines jungen, physisch und geistig starken

Wesens bestätigt wurden, besteht das Leben im Genießen, und der Hauptgenuß ist das Weib und die von ihm gebotene Liebe; es besteht in dem doppelt-reflektirten Genuß — in der Schilderung dieser Liebe und in deren Erregung bei Anderen. Das Alles wäre ja ganz schön; betrachtet man aber diese Genüsse genauer, so treten in ihrer Mitte ganz fremdartige, dieser Liebe und dieser Schönheit feindliche Erscheinungen auf: das Weib wird verunstaltet, die Schwangerschaft entstellt seinen Leib, dann kommt die schmutzige Prozedur der Niederkunft, dann die Kinder — nichtgewollte Kinder —, dann Täuschungen, Grausamkeiten, ferner moralische Leiden, endlich das Alter und schließlich der Tod.

Und dann, ist dann diese Schönheit wirklich — die Schönheit? Und dann — wozu das Alles? Es wäre ja ganz schön, wenn man das Leben aufhalten könnte! Aber es geht seine Wege. Und was bedeutet Das: das Leben geht weiter? Das bedeutet: die Haare fallen aus, die Zähne beginnen zu wackeln, Runzeln, riechender Athem. Sogar noch vorher, bevor es zu Ende geht, wird Alles abscheulich, widerwärtig; rothe und weiße Schminke, Schweiß, Häßlichkeit, Gestank. Wo ist denn das Wunderbare geblieben, dem ich diente, die Schönheit? Sie sollte Alles sein — und ist nicht mehr da. Nichts ist da. Kein Leben. Aber nicht genug, daß in Dem, was das Leben zu sein schien, kein Leben ist, fühlst Du auch, daß Du es verlässest, Du wirst schwach und verlierst den Verstand; die Auflösung beginnt; Andere entreißen Dir vor Deinen Augen die Genüsse, aus denen das ganze Lebensglück bestand. Aber auch Das ist nicht Alles, es beginnt eine andere Möglichkeit des Lebens aufzudämmern, eine andere Einigung mit den Menschen, mit der ganzen Welt, eine solche, in der alle diese Täuschungen nicht vorkommen können, Etwas, das wahrhaft und immer schön ist. Aber Das ist ja unmöglich, ist wohl nur eine höhnende Fata Morgana in der Wüste, die uns eine Oasis vorspiegelt, obschon wir wissen, daß wir ringsherum von Sand umgeben sind.

Maupassant erlebte den tragischen Moment, als der Kampf zwischen der Lüge des ihn umgebenden Lebens und der Wahrheit, die er zu erkennen begann, anfing. Man konnte bereits die Wehen seiner geistigen Geburt wahrnehmen. Es waren Geburtwehen, die in seinen besten Geistesprodukten, besonders in den kleineren Erzählungen, ihren Ausdruck fanden. Wäre es ihm vergönnt gewesen, nicht inmitten dieser Geburtwehen zu sterben, sondern neugeboren zu werden, so würde er große, belehrende Werke geschaffen haben; aber auch Das, was er uns während des Prozesses seiner Wiedergeburt gab, war schon viel und wir wollen diesem starken, wahrhaftigen Mann daher auch dafür dankbar sein.

Woronesch. Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Piglhein.

Ein schöner Mann, nur mit einer vielleicht zu kleinen Nase, sah Piglhein noch vor einigen Jahren wie eine Verkörperung des Prinzen aus Genieland aus, eines Prinzen aus Genieland, der nach Bayern gekommen ist. Aber wenn in dem auch großen Manne eine gewisse Schwere nicht zu verkennen war, so gab es dabei ein leichtes und lustiges Element: ein genießendes Weltkind trat Einem entgegen, das zugleich der Träger einer nicht gewöhnlichen Kunstbegabung war. Es wirbelte wie von Wolken, auf denen Amoretten spielen, um dieses Haupt mit seiner hohen Stirn und seiner dunklen Locke; der Mund, über den ein kleiner reizender Schnurrbart fiel, war geschlossen. Bei aller Liebenswürdigkeit, die in dieser Erscheinung lag, und dem Phlegma, das sie im Lauf des münchener Lebens angenommen hatte, war ein stolzer Ausdruck auf dem gelangweilt und unzufrieden aussehenden Gesichte, und dieser ließ auf eine für die Kunst geschaffene Individualität um so eher schließen, als das Zeichen der Begabungen, die im Intellekt sich auszeichnen, ihm fehlte.

Und hiermit ist die Charakteristik Piglheins schon gegeben. Als ein Künstler von großen Mitteln, dem die Natur jene Gaben mitgetheilt hatte, die in den Fingern wirken, Leichtigkeit des Schaffens, Herrschaft über die Technik, Formen- und Farbensinn, hatte Piglhein Alles empfangen, nur eben nicht die feinsten Gaben. Er erreichte nur immer eine gewisse Höhe, höher kam er nicht. Vielleicht, daß da sich jener Mangel an geistigen Gaben fühlbar machte, der ihm zu einer so absolut Künstlerschaft ausdrückenden Individualität verhalf.

Neben ihm war Fritz August Kaulbach nur der Aermere, Piglhein die viel wuchtigere, wärmere Begabung. Und doch hat Piglhein nicht die Stufe erreicht, die Fritz August Kaulbach, wenn er sie auch jetzt nicht mehr einnimmt, mit gewissen Werken erreichte. Kaulbach hat in merkwürdiger Weise nachgelassen und scheint seinen Halt verloren zu haben; er erreichte aber während einer gewissen Zeit viel. Dagegen ist Piglhein über ein dekoratives Element meistens nicht hinausgekommen; und die Ansätze zu einer monumentalen Begabung in ihm sind ohne Resultat geblieben.

Auch hier wie in zahllosen Künstlerleben ist ein wehmüthig stimmender Abstand zwischen Dem, was das Talent versprach, und Dem, was es leistete.

Wir trösten uns nicht ganz durch den Gedanken, daß es in unserer Epoche auch wiederum nicht an Künstlern fehlt, die durch subtile Dinge in den Stand gesetzt werden oder sich selbst in den Stand bringen, daß sie gleichsam mehr, als sie geben könnten, geben. Es ist doch nur ein gewisser Trost; denn dem naiven Schaffen ist nichts vergleichbar.

Piglhein entstammte einer Familie, wo der dekorative Geschmack zu Hause war; er war vorübergehend Bildhauer gewesen — der sich durch die malerische Richtung als Maler anzeigte — und wurde dann Maler. Er gehörte in München zu den großen Männern. Hamburg, seine Vaterstadt, verliert in ihm einen Künstler, der in der wirklichen Kunststadt Deutschlands, in München, in erster Reihe gestanden hatte. Jetzt hat Hamburg noch Hans von Bartels da; aber wenn Bartels, wenigstens von Vielen, auch sehr geschätzt wird und es auch direkt absurd sein würde, zu leugnen, daß er viel Begabung hat, so kann er doch nicht, nicht im Geringsten, mit Piglhein in einer Linie genannt werden. Wir hatten in Piglhein im Genre seiner Begabung ein so großes Talent, daß ihm, mit Ferdinand Keller zusammen, dem er vorzuziehen war, in dem Geschlecht, dem er angehörte, Keiner an die Seite gestellt werden konnte, ein echtes Talent, mit Fehlern des Dekorativen, mit zu schwerem Kolorit manchmal, doch gestreift von wirklicher Größe. Er begann seine dekorative Laufbahn mit nicht ganz selbständigen Gestaltungen, — was in keinem Genre mehr erlaubt und mehr wahrgenommen wird als im dekorativen. Später hat er eine Entwickelung zu verzeichnen, sein sterbender Christus bedeutete für die Zeit, in der er entstand, ein Werk von beträchtlichen malerischen Vorzügen; später erschien sein Panoramenbild der Kreuzigung, in der sein unzweifelhaftes Talent den normalsten Ausdruck gefunden hat; noch später jene Blinde in einem von reichsten Farben erfüllten Feld, die so viel Aufsehen machte wie vielleicht keine Arbeit des Künstlers, doch von der ich nicht glaube, daß sie ihn so bezeichnet wie manche andere seiner Arbeiten. In ihr offenbarte sich mehr sein Talent zur Annahme, bis zu einem gewissen Grade, nicht bis zur völligen Durchdringung, von neuen, zur Herrschaft gelangenden Kunsttönen; — den echten Piglhein findet man vielleicht in keinem Werk so ausgezeichnet wie in einem Pastell, das einen Kopf à la mode zeigt, einen Frauenkopf, der halb nach Paris gehört und halb es verachtet, einen Frauenkopf mit zerstörten, schön gewesenen Zügen, der aber eine Maske geworden ist, so regelmäßig. Aber in diesem Maskenhaften lag der Stil dieses Pastells; es war wirklich grandios; es schien dem Boudoir- und Pastellgeschmack entsprechend zu sein, und es war doch auch ein Hauch von Historie darin. Der „Verein für historische Kunst" würde freilich diesen Hauch nicht verstanden haben.

Dieser Kopf drückte aber nicht nur in monumentaler Handschrift eine

bedeutende Leidenschaft aus, er enthüllte auch dem eingehenden Beobachter den Unterschied zwischen Piglheins eigentlicher Begabung und jener Aufgabe, der er sich im Allgemeinen in seinen Pastellen, von denen die meisten Frauenköpfe zeigten, unterzogen hatte; jenes Leben zu malen, das man die Welt des Vergnügens nennt, stand nicht diesem fürs Große angelegten Maler an. Im Grunde blieb Piglhein hier ein dekoratives Talent, das gewöhnt ist, „mit Stil" zu arbeiten, — Figuren aus dem Leben waren diese Köpfe, die dem Publikum so wahr schienen, nicht. Erfunden waren sie, und zwar die meisten ziemlich schlecht erfunden und ohne Werth. Das Leben, das sie schildern sollten, — man weiß nicht, ob es schön ist, es darzustellen, doch Das weiß man bestimmt, daß Piglhein auf dieses Leben nicht eingegangen ist; er hat seine Köpfe nicht in einer Passion für die Sache gemalt, er hat diese Köpfe nur mit einer Breite gemalt, die manchmal etwas Lebloses, etwas Leeres giebt. Das Publikum hat es nicht gemerkt; diese Piglheinschen Pastelle haben einen großen Erfolg errungen; Piglhein selbst aber hat diese Klasse seiner Arbeiten fast verachtet.

Er war von dem Glauben durchdrungen, daß ihn die Pastelltechnik ruinirt hätte, da er sich nur diesen Arbeiten zugewandt hatte und deren Erfolg ein so großer geworden war, daß Piglhein fortfuhr, diese Technik zu pflegen. Es ist kein Zweifel, daß etwas Wahres in dieser Meinung Piglheins lag, wenn es auf der andern Seite auch klar ist, daß von vorn herein sein Wesen ihn für eine Materie disponirt hatte, bei der an Vertiefung nicht zu denken ist. Er schuf immer, auch ehe er Pastell malte, nur unter der Gunst der Stunde, er malte immer, wenigstens dann immer, wenn die Arbeiten gut wurden, mit improvisirender Hand. Bekannt ist, daß er einmal sehr kurz vor der Eröffnung der Ausstellung ein Bild für sie noch malen wollte und in unglaublich kurzer Zeit eine Centaurengruppe, sich liebend umschlingend, während vom Meere her die Wellen herangleiten, improvisirte. Er ist nicht durch das rasche Pastellmalen ruinirt worden, er konnte nicht anders als rasch malen, seine Malerei wurde schlecht, wenn er „auf sie zurückkam", und in welcher Technik auch immer er sich geben mochte, das nicht Vertiefte, das blos Dekorative, haftete ihm an.

Nur im Publikum, nicht bei den Künstlern, glaubte man, seine Pastelle so bewundern zu müssen. Das Publikum hat über die Pastellmalerei so falsche Vorstellungen, es sagt: es ist doch seltsam, daß man „Das" in Pastell kann. Das Publikum weiß nicht, daß das Pastell gerade die Kunst ist, in der man Alles am Leichtesten kann.

Piglhein hat in dieser langen Reihe von Werken auch Mohren gemalt, die sich eine Cigarette anzünden, oder ein weißes und ein Negerkind, die einander winken. Keins dieser Pastelle hat aber so viel Glück

gehabt wie der Knabe mit dem Hund, der auf einem Pfahl am Wasser sitzt. Dies Pastell wurde so bekannt, als wenn es von Sichel wäre.

Später erschienen einige Pastelle, die um so mehr unkünstlerisch waren, als sich in ihnen eine übertriebene Ausführung fand; eine Dame, die einen Teller mit Apfelsinen vor sich hat, zum Beispiel. Hier waren die einzelnen Stücke der Apfelsine so abscheulich gut detaillirt! Das Alles liegt längst hinter uns und den Erfolg dieser Pastelle hat man schon vergessen. Piglhein selbst glaubte nicht an diese Arbeiten. Er benutzte sie, um sich Geld zu machen, und dachte an Besseres. Wie weit er Künstler selbst in ihnen blieb, zeigt ein Vergleich der Arbeiten dieser Art, die von ihm sind, mit denen von Koppay. Bei Koppay sind sie Lebensaufgabe, er geht darin auf und macht es schlecht; bei Piglhein waren sie Spielereiwaare, er ging nicht darin auf und machte es besser. Ein Künstler behält eben auch, wenn er sich Etwas vergiebt, einen künstlerischen Zug.

Und ein Künstler von großer Bedeutung ist er gewesen. Es gab eine Zeit, in der man in München vier Namen als die stolzesten pries: Lenbach, Max, F. A. Kaulbach und Piglhein. Der Tod hat jetzt den einen, so früh, wie Niemand vermuthete, zu sich genommen, zweien wurde die Zeit gefährlich, und nur Lenbach ist aufrecht geblieben. Wenn man aber für Piglhein, der nun dahingegangen ist, nach einem Ersatze Umschau hält, empfindet der Betrachter etwas Tröstliches. Denn Das, was in seiner Begabung am Besten war, lebt, ihm ähnlich selbst in gewissen Zügen, in frischer Jugend jetzt in Franz Stuck weiter.

London. Herman Helferich.

Eine Fabrik für Baubeamte.

Berlin ist zu groß, als daß hier akademische Ereignisse ihre Wellenkreise weit in andere Schichten trügen. Das ist vielleicht ein Vortheil für die Musensöhne, ein Schutz gegen allzu frühes Großmannsgefühl; aber es ist eine Klippe für das Unterrichtswesen, das sich im Schatten der Großstadtvorzüge geruhig zum Schlummer legt, mit dem Troste: die Studenten kommen ja doch, wärs auch nur wegen des nächtlichen Berlins! Und von der Bürgerschaft fühlen nur einige Zimmervermietherinnen am eigenen Beutel den Zu- und Abfluß von Studirenden; Grund genug, daß die Oeffentlichkeit im Allgemeinen wenig danach fragt, ob das akademische Leben kräftig pulst oder ganz in der Stille dem Marasmus entgegensiecht.

So rieben sich denn kürzlich die guten Charlottenburg-Berliner erstaunt die Augen über eine akademische Haupt- und Staatsaktion, einen Fackelzug, den man dem Professor Schäfer an der technischen Hochschule brachte. Mit

noch größerem Staunen vernahm man, daß dieser in Laienkreisen fast gänzlich unbekannte Herr noch nicht einmal siebzig Jahre alt geworden war oder sein Kollegienheft zum fünfzigsten Male abgelesen hatte, nach welchen Krisen sonst diese ungewöhnliche Erleuchtung einer Professorenpersönlichkeit einzutreten pflegt; und als man gar hören mußte, daß dieser Professor einen Fackelzug erhielt, weil er nicht mehr an der Charlottenburger Hochschule bleiben wollte, sondern einen Ruf nach Karlsruhe angenommen hatte, da setzte sich die Meinung fest, der Fackelzug sei wohl eine neue Art von Katzenmusik, ein Ausdruck der Freude darüber, einen unliebsamen Professor loszuwerden.

Wer Gelegenheit hatte, den solennen Kommers mitzumachen, der jenem Fackelzug folgte, hat nun freilich erfahren, daß die Studirenden ihre besten Traditionen nicht zur Karikatur werden ließen. Mit Feuerungestüm entlud sich eine Begeisterung, die einer genialen Persönlichkeit, einem echten, zu höchstem Streben entflammenden Lehrgenie galt. Und diese Begeisterung war nicht nur symptomatisch, sie war demonstrativ, wenn wir uns anders noch auf jugendlich ideale Impulse verstehen. Der Unterrichtsverwaltung sollte der ungeheuerliche Fehler gezeigt werden, den sie begangen hatte, als sie den beliebtesten Lehrer an der Charlottenburger Hochschule, den größten Kenner deutscher Gothik, ziehen ließ. Wohl verstanden: Das war nicht heimliche Verschwörung, Das sprach sich aber impulsiv, absichtlos, doch mit zwingender innerer Nothwendigkeit in der Begeisterung jedes Einzelnen aus.

Und die Studirenden hatten Recht! Dieser Fackelzug soll seinen Gluthschein über die schlummernde, faulende Hochschule ergießen, damit man sieht, welche gähnenden Gespenster in ihr umgehen!

War es nicht schon deutlich genug, wie sicher die Unterrichtsverwaltung auf der eisernen Bettstelle ihrer Instruktionen schläft, als man Paul Wallot nach Dresden gehen ließ, den einzigen Künstler, der wirkliche Monumentalität, wirklich weiterschreitende Renaissance hätte lehren können? Daß Wallot im eminentesten Sinne Schule bilden könnte, beweist sogar die schwerfällige Maschinerie des deutschen staatlichen Bauwesens. Zeigt doch z. B. das Reichsversicherungamt hierselbst am Landwehrkanal, wie der Meister — sich räuspert und wie er spuckt! Und daß Wallot sich die kaiserliche Ungnade zugezogen hat, weil er verbürgtermaßen sein künstlerisches Gewissen über die aschgraue Heiligkeit der Heraldik und den Geschmack des Monarchen zu stellen wagte, sollte ihn doch noch besonders geeignet machen, der Jugend neben seinen künstlerischen Fähigkeiten auch das Vorbild einer wahrhaften Mannesseele, eines großen Charakters, zu vermitteln.

Oder ist man im Kultusministerium bereits so weit, daß persönliche Neigungen des Kaisers genügen, die Tauglichkeit oder Untauglichkeit eines Mannes zur künstlerischen Jugenderziehung zu entscheiden? Da wären die Herren wieder einmal kaiserlicher als der Kaiser! Auch die Dresdener sind doch schließlich vielleicht noch deutsch und hätten also just so viel Veranlassung, an das Verdikt vom Gipfel der Geschmacklosigkeit mit vollem sacrificium intelligentiae zu glauben, wie die Unterrichtsverwaltung — sicher ohne jede kaiserliche Veranlassung — zu thun schien, als sie es vermied, Herrn Raschdorff einen so gefährlichen Konkurrenten auf den Hals zu setzen. Kein Zweifel, des „deutschen Dombaumeisters“ Säle würden sich erschreckend geleert haben. Aber hätte Das der Weiterentwickelung unserer Architektur Schaden gethan? Hat Herr Geheimrath Raschdorff für seine früheren, unleugbar außerordentlich hohen

Verdienste nicht Ruhm und Ehren genug geerntet? Jetzt fehlt ihm nur noch die Ehrenmitgliedschaft der deutschen Buchhändler-Vereinigung. Es ist räthselhaft, daß sie ihm noch nicht ertheilt ist. Trägt doch Niemand wie er zu der Ueberzeugung unter der studirenden Jugend bei, daß man ohne den Besitz einer großen Bibliothek als Architekt verrathen und verkauft ist! Man weiß von Leuten, die seinem Kolleg schleunigst entlaufen sind, weil sie die Harmlosigkeit entsetzte, mit welcher der Meister lehrte: das Fassadensystem dieses Entwurfes von mir ist der Villa Papa Giulio entnommen, das Hauptgesims der Villa Madama; die Thür finden Sie Letarouilli Blatt so und so, die Fensterumrahmung daselbst Blatt so und so u. s. w.

Außer diesem Kompiliren — allerdings unzweifelhaft ein Kompiliren mit vielem Geschmack! — lehrt Herr Raschdorff noch eine tüchtige Darstellungmanier; auf Grund dieser Mache aber ist bis jetzt noch keiner seiner Schüler zu einem modernen Künstler geworden, d. h. zu einem Künstler, der modernen Aufgaben der Baukunst mit modernen Anschauungen begegnet, der von innen heraus, nicht aus tausend Vorlagenwerken heraus schafft.

Ob solcher Unterricht Schaffensfreudigkeit, künstlerisches Denken (neben künstlerischem Sehen) erzieht, ist mehr als zweifelhaft. Für den unerfahrenen jungen Studirenden ist aber selbstverständlich der Name Raschdorff weit klangvoller als der jedes andern Professors oder gar Privatdozenten, obwohl sich bei Manchem von Jenen, zumal sie sich dem Einzelnen eingehender widmen können, viel mehr lernen ließe. Darum wäre es nöthig gewesen, für die Hochschule der Reichshauptstadt den Namen Wallot unter allen Umständen als wirksames Gegengewicht zu gewinnen. Es ist nicht geschehen! Vielleicht auch nur aus materieller Plundrigkeit nicht! Denn diese Plundrigkeit spricht auch im neuen Falle Schäfer mit. Wir werden es sogleich sehen.

Karl Schäfer ist eine echte Genienatur, begeistert und begeisternd, groß in jedem Zuge, — auch in der Vernachlässigung geschäftlicher Tugenden freilich. Dazu der beste Kenner der Gothik und, was mehr gilt, voll intimsten Verständnisses und Empfindens für alle echt deutschen Züge der Baukunst, ein würdiges Seitenstück zu Violet-le Duc, um den wir Frankreich beneiden könnten. Und die studirende Jugend hat diese Vorzüge zu würdigen gewußt. Seit Wilhelm Stier hat kein Dozent in Berlin seine Hörer so hinzureißen vermocht; nur noch der alte Hase in Hannover ist ein ähnliches künstlerisches Lehrgenie, und Ferstel und Friedrich Schmidt besaßen ähnliche Liebe.

Aber alles Das hat nicht vermocht, Karl Schäfer nach außen bekannt zu machen oder ihm eine amtliche Thätigkeit als ausführender Architekt einzutragen. Am Unerhörtesten ist es, daß man den ersten Kenner deutscher Alterthümer nicht einmal zu Restaurationen von Baudenkmälern heranzog; denn mag auch die „Genialität“ Schäfers in der Bauleitung nicht ganz mit Unrecht in der Staatsmaschinerie gefürchtet worden sein: sein erstaunliches Wissen können nicht einmal seine erbittertsten Feinde, deren Geheimrathsanmaßung er zuweilen mit Thatsachen ergötzlich heimgeschickt hat, ihm absprechen. Hier wäre also aus Sachinteresse seine Mitwirkung nothwendig gewesen. Außer beim Equitablepalast aber hat Schäfer überhaupt keine Gelegenheit zum Bauen in Berlin gefunden. Bauen ist jedoch das Lebenselement des architektonischen Genies. Es mußte namentlich wie Hohn auf den Künstler wirken, wie Kirche auf Kirche in Berlin aus dem Erdboden wuchs, ohne daß auch nur ein Projekt ihm übertragen wurde. Der urkräftige Schattenhumor Schäfers hat diesen Hohn mit manchem tötenden

Geistesblitz vergolten; Schäfer hat kein Hehl daraus gemacht, welche Afterkunst von—schmiegsameren Geistern dritten bis zwölften Ranges der wiederaufgepäppelten Kirchlichkeit dienstbar gemacht wurde; aber der Stachel blieb und deshalb nahm er den Ruf nach dem kleinen Karlsruhe an, wo ihm höheres Gehalt, der Rang eines Oberbaurathes und ersprießlichere Thätigkeit in Aussicht gestellt wurden.

In letzter Stunde wurden freilich von der Unterrichtsverwaltung noch Schritte gethan, den Unersetzlichen zu halten, denn man wußte schließlich, welchen Verlust sein Abgang bedeutete. Recht wenig beneidenswerthe Gefühle müssen es gewesen sein, mit denen Herr Wehrenpfennig auf dem Kommers Dies in offizieller Festrede anerkannte. Daß er die „Genialität" Schäfers betonte, war freilich eher ein versteckter Tadel, denn was kann dem preußischen Beamten mehr ein Gräuel sein als ein alle Rangordnung durchbrechender genialer Mann?

Doch er mußte auf den Fuchs- und -Trauben-Trost, daß man auch Karlsruhe einmal etwas Gutes gönnen könne, wenngleich recht viele Studirende ihrem verehrten Lehrer folgen dürften, den lebhaften Zuruf einstecken: „Das thun wir auch!" Herr Wehrenpfennig selbst mag ja wohl auch persönlich ganz unschuldig daran sein, daß der preußische Staat für seine Dozenten weniger Mittel aufzuwenden wermag als das kleine Baden, das sich noch ohne Miquel den Allmächtigen zu behelfen vermag. Bei uns mußte man bei dem Versuche, Schäfer zu halten, zu dem Auskunftmittel greifen, mit Rücksicht auf die heiligen Regulative ihm eine Erhöhung des Gehaltes in Form einer für jedes Jahr zugesicherten Unterstützung zu einer Studienreise anzubieten! Auch den Geheimrathstitel hätte man in letzter Stunde noch „flüssig gemacht" denn der kostet ja noch kein Geld. Mehr aber konnte man nicht thun.

Die alte Leier: der Staat bezahlt die Stellung, nicht die Leistungen; er hat nicht die Macht (d. h. er ist zu indolent und einsichtlos, sie haben zu wollen), eine außerordentliche Kraft für sich zu sichern; er verlangt Schablonen, nur ja keine Individualitäten. Das Leben der Geheimräthe ist so schwer genug!

Diese Plundrigkeit beim Falle Schäfer — wir beneiden die Leute, die zärtlichere Worte für diese Thatsachen in ihrem Sprachschatze haben — ist aber nur ein Symptom. Hier kommt ans Tageslicht, was weit länger schon zehrendes Uebel war. Im Verhältniß zur Frequenz ist die Zahl der Dozenten an der technischen Hochschule an sich, gar aber erst an künstlerischer Bedeutung, eine durchaus ungenügende. Dies gilt im Wesentlichen nur für das Architekturfach, denn wo es sich nur um wissenschaftliche Kollegien handelt, ist die Anzahl der Zuhörer ohne Einfluß auf den Nutzen für die einzelnen Studirenden. Künstlerische Erziehung aber ist nicht fabrikmäßig zu bewirken; da soll die Persönlichkeit des Lehrers das Beste thun. Zeichnenkollegien von über sechzig Studirenden sind eine Ungeheuerlichkeit; in den Charlottenburger „Mußkollegien", in denen die Massenproduktion von Examenzeichnungen unter zahlreichen Assistenten stattfindet, sitzen oft über 150 Personen. Ein Lehrphänomen wie Schäfer kann vielleicht auch hier noch einmal „durchkommen". Lehrphänomene aber . . . ? Man muß es gesehen haben, um es zu glauben, wie gerade in den ersten Semestern schablonisirt wird, schablonisirt werden muß, um den Massenandrang zu bewältigen! Gerade wenn es den jungen Seelen, die eben aus dem Schulzwange in die Freiheit kommen, am Allernothwendigsten wäre, das Wesen und den Werth eigenen Schaffens, die Bedeutung künstlerischer Individualität, zu erkennen, werden ihnen Vorlagen in die Hand gegeben, deren bequemes Kopiren durch die gelegentlichen Erläuterungen des Dozenten oder eines seiner zahl-

reichen Assistenten eigentlich nur aufgehalten zu werden scheint. Daß der Dozent selbst auf die verschiedenen Persönlichkeiten nach deren Eigenart eingehen könnte, ist ganz unmöglich, er sei denn eben ein Einziger wie Karl Schäfer. Das ist aber auch von Professoren im Allgemeinen nicht zu verlangen. Ja, es ist nur natürlich, daß sie in solcher Fabrikarbeit erlahmen und eine Aenderung solcher Zustände nur deshalb nicht selbst lebhafter befürworten, weil die stark besuchten Kollegien auch reichlichere Sporteln abwerfen, — und das Gehalt an sich ist ja auch sicher nicht übermäßig!

Was aber erhellt aus Alledem? Daß die Charlottenburger Hochschule eine künstlerische Erziehung für Architekten nicht mehr zu bieten vermag. Bei einem derartigen Zudrang von Studirenden ist nur ein Drill möglich, der ja freilich für spätere Baubeamte den unschätzbaren Vorzug hat, daß er in jungen Seelen nicht die Illusion weckt, man würde als Baumeister oder Inspektor gar noch selbständig künstlerisch schaffen können. Sie erzieht fabrikmäßig kleine Fabrikanten von Examenblättern, Leute, die naturgemäß in der Gleichstellung mit dem Regirungreferendar ihr Ziel sehen müssen, nicht in der Ausgestaltung ihrer eigenen Persönlichkeit.

Es muß nachdrücklichst betont werden: Das ist nicht die Schuld der einzelnen Professoren, obwohl auch unter ihnen das Unzulängliche zuweilen ungewöhnlich breite Dimensionen annimmt. Wir lassen dahingestellt, ob es eine lobenswerthe Milde ist, gerade in Berlin gegen solche Unzulänglichkeit die Augen vollständig zu schließen; jedenfalls aber müßte an der ersten Hochschule Deutschlands mindestens dafür gesorgt sein, daß die Mängel eines Dozenten durch die Vorzüge eines Konkurrenten ergänzt würden. Ohne Konkurrenz aber fehlt jeder Antrieb, den Schlendrian aufzugeben.

Und da die Unterrichtsverwaltung mehr auf die augenblickliche Finanzlage als auf ihre Pflicht, das hervorragendste Künstlermaterial heranzubilden, schielt, so ist ihr die Schuld dafür aufzubürden, daß sie die Charlottenburger Hochschule zu einer Fabrik für den Massenbedarf an Baubeamten herabsinken ließ, anstatt dafür zu sorgen, bei dem natürlichen Zudrang nach der Hauptstadt alle Hauptfächer doppelt, und zwar mit den ersten Kräften des Landes, nicht nur mit liebenswürdig geduldeten Privatdozenten, zu besetzen. Man mag sich diese Einsicht verhüllt haben, weil ein Geheimrathsschädel überhaupt ins Wanken kommt, sobald das Unerhörte neuer Etatspositionen an ihn herantritt; der Verlust von Wallot und Schäfer für Berlin aber hat die mangelnde Thatkraft und Einsicht an zuständiger Stelle endlich einmal öffentlich blosgestellt.

Wir hoffen nicht mehr, daß solche Blosstellungen die Verhältnisse bessern. In Preußen sind die Beamtenseelen ganz besonders organisirt. Sie haben nur nach oben hin Verantwortlichkeitgefühl; dort aber ist zur Zeit alle Weisheit im Worte Sparen verschlossen. Helfen können sich deshalb nur die Betheiligten selbst, wenn sie schaarenweise nach Dresden und Karlsruhe ziehen und die Berliner Fabrikräume leerstehen lassen.

Felix Mütteler.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. August 1894.

Caprivi-Beleidigung.

In der Strafsache gegen den Redakteur und Schriftsteller Maximilian Felix Ernst Harden in Berlin, geboren daselbst am 20. Oktober 1861, evangelisch, wegen Beleidigung mittels der Presse in zwei Fällen hat die zweite Strafkammer des Königl. Landgerichts II. zu Berlin am zweiten Juli 1894 für Recht erkannt,

daß der Angeklagte der öffentlichen Beleidigung mittels der Presse in zwei Fällen schuldig und deshalb unter Auferlegung der Kosten des Verfahrens mit 300 — dreihundert — Mark Geldstrafe, an deren Stelle im Nichtbeitreibungfalle für je 15 Mark — fünfzehn Mark — ein Tag Gefängniß tritt, zu bestrafen;

daß dem Beleidigten, Seiner Excellenz dem Reichskanzler Herrn Grafen von Caprivi, die Befugniß zugesprochen, binnen vier Wochen nach Zustellung der Urtheilsausfertigung die Verurtheilung des Angeklagten auf dessen Kosten durch einmalige Einrückung des entscheidenden Theiles des Urtheils in den Deutschen Reichs- und Preußischen Staatsanzeiger und in die zu Berlin erscheinende Wochenschrift „Die Zukunft", und zwar an der Spitze dieser letzteren Schrift, öffentlich bekannt zu machen;

daß von der Wochenschrift „Die Zukunft" in den Artikeln Nr. 41, Band IV. vom 8. Juli 1893 mit der Ueberschrift „Das Caprivi-Denkmal" und der Unterschrift Apostata auf Seite 95 Zeile 10 von oben, von „auf der Faust" bis Zeile 13 „Freund wüthender Doggen", sowie der Nr. 45, Band IV. vom 5. August 1893 mit der Ueberschrift „Die Bilanz des neuen Kurses" Seite 243 Zeile 9 von unten von den Worten „Wenn den Aktionären" bis „müßig verthut" Zeile 4 von unten in allen vorhandenen Exemplaren, sowie die zur Herstellung dieser Artikelstellen bestimmten Platten und Formen unbrauchbar zu machen.

Berlin, den 26. Juli 1894.

Der Erste Staatsanwalt bei dem Königlichen Landgericht II.

Dem Abdruck der Urtheilsformel möchte ich einstweilen nur ein paar Worte anfügen, — nicht um die Verhandlung, die in letzter Instanz vom Landgerichtsdirektor Renckhoff mit musterhafter Ruhe und Objektivität geleitet wurde, oder das Urtheil zu kritisiren, sondern um die typische Bedeutung des Prozesses flüchtig wenigstens zu beleuchten. Das Verfahren hat fast ein Jahr gedauert; es hat mir eine verantwortliche Vernehmung vor dem Untersuchungrichter und drei öffentliche Verhandlungtermine gebracht; Das bedeutet einen Zeitverlust von vier Tagen. Zwei Erste Staatsanwälte haben eine Gefängnißstrafe von sieben Monaten beantragt; der erste Gerichtshof hat auf eine Geldstrafe von sechshundert Mark erkannt, der zweite Gerichtshof hat, nachdem das Reichsgericht sich den Ausführungen des Staatsanwaltes angeschlossen und mir die Wahrnehmung berechtigter Interessen nicht zugestanden hatte, die Geldstrafe um die Hälfte herabgesetzt. Um der Anklage eine einigermaßen sichere Grundlage zu schaffen, waren, nachdem der erste Strafantrag des Grafen Caprivi wirkunglos geblieben war, zwei Artikel künstlich zusammengekoppelt worden, deren Veröffentlichung ein Zeitraum von vier Wochen trennte, und zwei andere Artikel wurden vom Ersten Staatsanwalt Drescher zur Verstärkung noch herangezogen. Das Endergebniß ist nun, daß von zwei Artikeln in der Gesammtlänge von 549 Zeilen volle acht Zeilen, weil sie angeblich Beleidigungen des Grafen Caprivi enthalten, unbrauchbar gemacht und unter Strafe gestellt werden. In den übrigen 541 Zeilen ist nach dem rechtskräftigen Urtheil eine Beleidigung nicht gefunden worden.

Interessant und belehrend ist der Vergleich der von zwei berliner Landgerichtskammern gefällten Urtheile. Im ersten Urtheil liest man: „Eine Beleidigung lag ferner objektiv unzweifelhaft darin, daß Angeklagter den Reichskanzler als Schreiber der Uriasbriefe bezeichnet hat. Unter einem Uriasbriefe versteht man nicht etwa, wie Dieses der Angeklagte behauptet, schlechthin einen ‚Unheilsbrief‘, also einen Brief, der objektiv Unheil entstehen läßt, sondern vielmehr einen Brief, durch den vom Schreiber Unheil verursacht wird, und zwar unter Verletzung sittlicher Pflichten, also etwa der Pflichten der Treue, der Dankbarkeit oder der Pflichten der allgemeinen Menschenliebe. Das Gericht hält es demgemäß für unzweifelhaft, daß der Angeklagte mit jener Bezeichnung dem Reichskanzler den Vorwurf hat machen wollen, er habe durch seine Erlasse an den deutschen Botschafter Pflichten jener Art gegenüber dem Fürsten Bismarck verletzt. Dieser Vorwurf war auch jedem unbefangenen Leser erkennbar.“ Der zweite Gerichtshof, dessen Mitglieder doch wohl auch „unbefangen“ waren, hat von der zweimal als „unzweifelhaft“ vorhanden bezeichneten Beleidigung nichts entdeckt und den Ausdruck als nicht beleidigend freigegeben.

Die selbe Verschiedenheit tritt in der Beurtheilung des Satzes hervor, der den Grafen Caprivi einen „in den Anschauungen des Frontdienstes aufgewachsenen Exekutivbeamten“ nennt: die erste Strafkammer des Landgerichtes I findet darin eine strafbare „Mißachtung des Reichskanzlers“, die zweite Strafkammer des Landgerichtes II läßt den Satz als eine thatsächliche Feststellung wirklicher Verhältnisse straffrei. Im ersten Urtheil ist ferner gesagt, schon aus der Wahl des Wortes „Volksdienstbote“ gehe die Absicht, zu beleidigen, „unzweifelhaft“ hervor: „Wenn auch die Bezeichnung eines Staatsbeamten als ‚Staatsdiener‘ durchaus gebräuchlich ist und wenn es auch selbstverständlich die Pflicht jedes Reichs- oder Staatsbeamten ist, durch seine Thätigkeit dem Reiche oder dem Staate, dem Gemeinwohl und insofern also auch dem Volke zu dienen, so wird doch jeder Beamte es als einen gehässigen Angriff auf seine Ehre empfinden, wenn er Volksdienstbote genannt wird.“ In der zweiten Verhandlung erklärte der Staatsanwalt selbst, er fände in dem Ausdruck keine Beleidigung, und die Strafkammer, die doch auch aus Beamten besteht, schloß sich dieser Ansicht an.

Solche kriminalistischen Erlebnisse können gar nicht nüchtern genug dargestellt werden. Im Laufe von zwei Jahren ist sechsmal gegen mich ein Strafverfahren eingeleitet worden; dreimal wurde es vor der öffentlichen Verhandlung niedergeschlagen, einmal lehnte das Gericht die Eröffnung ab und einmal wurde ich freigesprochen. Beim sechsten Male ergab sich die wichtige Thatsache, daß die Staatsanwälte, der untersuchende und die erkennenden Richter über das Maß der Freiheit, die man der öffentlichen Kritik öffentlich wirkender Persönlichkeiten bewilligen soll, die allerverschiedensten Ansichten hatten. Ein freundlicher Zufall stellte mich vor Richter, die weder das Schicksal des Landgerichtsdirektors Schmidt noch das wüthige Drohen der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung schrecken konnte. Diesem Zufall muß ich dankbar sein; aber es bleibt ein Zufall und auch nach den erweiterten Erfahrungen kann ich nur wiederholen, was ich nach der ersten Verhandlung hier aussprach: „Was ist eine Beleidigung und wo ist die feste Grenze, über die eine Kritik öffentlicher Zustände nicht hinaus gehen darf? In dem Augenblick, wo man mir diese Frage bündig beantwortet, bin ich bereit, mich mit der einmal bestehenden Praxis einzurichten. Aber diese Beantwortung ist unmöglich und so hängt die Grenzbestimmung von Fall zu Fall von dem subjektiven Ermessen eines Richterkollegiums ab. Wo die Grenzbestimmung so schwankt, wo die Rechtsgelehrten so verschiedener Meinung sind, wo der Untersuchungrichter anders als der Staatsanwalt und dieser wieder anders als der erkennende Richter denkt, da kann ich den wünschenswerthen Zustand der Rechtssicherheit nicht entdecken.“

M. H.

Thomas Alva Edison.*)

Noch vor einem halben Jahrhundert würde man im vollen Brustton der Ueberzeugung behauptet haben, daß die Verwendung der Dampfkraft uns die großen technischen Errungenschaften der Zeit ermöglicht habe. Und jetzt hat die feinere Kraft der Elektrizität das Werk von Watt, Stephenson und Fulton bereits von seiner Wunderbühne herabgestürzt und verspricht, es völlig zu verdrängen. Der Dampf kam nur in die Welt, um dem allgegenwärtigen, allmächtigen „Strom" den Weg zu bereiten, und wir treten ein in die Epoche der Elektrizität.

Amerika besitzt einen anspruchslosen Bürger, in dessen Persönlichkeit wie in dessen Leistungen die besondere Befähigung der amerikanischen Rasse, dieses Volkes von Erfindern und Mechanikern, zusammengefaßt ist. Sollte Jemand die Frage stellen, welcher Einzelnmensch diese technische Wiedergeburt am Besten versinnbildlicht, die Antwort wäre nur allzu leicht: Thomas Alva Edison. Das frühe Selbstvertrauen und die ruhelose Thatkraft der neuen Welt, ihre schroffe Verachtung alles Herkommens, die unmittelbare Anpassung der Mittel an neue Zwecke, und vor Allem die ausgezeichnete Erfindungsgabe, erreichen in ihm ihren Gipfelpunkt.

Schon die bloße Masse der Arbeit dieses außerordentlichen Mannes an sich giebt ein treffliches Bild von der Macht, die er für unseren materiellen Fortschritt bedeutet. Bis gegen das Ende des Jahres 1893 hat die Regirung der Vereinigten Staaten Edison nicht weniger als 720 Patente ertheilt und außerdem hatte er Gesuche um weitere 150 auf der Liste des Patentamts. Und Dies während einer Periode der Arbeit, die ihn noch gar nicht hoch gebracht hat auf der Stufenleiter der Jahre, und Vieles davon geradezu im Angesicht entmuthigender Geldschwierigkeiten! Denn Edison ist erst 46 Jahre alt. Er stammt von holländischen Eltern. 1730 ist seine Familie nach Amerika ausgewandert. Sein Urgroßvater war ein angesehener New-Yorker Bankier. Thomas Edison wurde in der Landschaft Erie in Ohio geboren. Noch war er erst ein Knabe von sieben Jahren, da erlitt das Vermögen der Familie einen so schweren Schlag, daß er in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sich in diesem ungewöhnlich frühen Alter Etwas zu verdienen, als die Familie von seinem Geburtort nach Michigan übersiedeln mußte. Vier Jahre später las der Knabe Newtons „Prinzipien" mit dem völlig logischen Ergebniß, daß er die reine Mathematik tief und dauernd verabscheuen lernte. Er scheint die gewöhnliche Frühreife des Genius ge-

*) Mr. Stead, der Herausgeber der Review of Reviews, hat die deutsche Veröffentlichung dieses in seiner Revue englisch erschienenen Aufsatzes dem Herausgeber der „Zukunft" bereitwillig gestattet.

zeigt zu haben. Er hat während dieser Zeit sich durch die ganze Volksbibliothek von Detroit hindurchgelesen, doch war er keineswegs ein jugendlicher Bücherwurm und Träumer. Der ausgesprochen praktische Zug seines Charakters zeigte sich schon in seinen Manövern als Zeitungjunge an der Grand Trunk Eisenbahn, besonders in dem glänzenden Streich, durch den er 1869 auf Pump tausend Exemplare der Detroit Free Preß mit wichtigen Kriegsneuigkeiten kaufte, seinen Nebenbuhlern einen kleinen Vorsprung abgewann, den ganzen Schub wie warme Semmeln verkaufte, so daß vor dem Ende seiner Runde der Preis der einzelnen Nummer eine Mark erreichte. In die selbe Zeit fällt seine Würde als Redakteur des Grand Trunk Herald, einer Wochenschrift von sehr bescheidenem Umfang, die auf dem Zuge erschien, in dem er fuhr.

Eben so hatte er begonnen, ein Bischen in Chemie zu sündigen, und zu diesem Zwecke richtete er sich ein kleines Wanderlaboratorium ein. Während einiger okkulter Versuche in dieser Werkstatt entspannen sich gewisse Verwickelungen, in denen eine beim Anstoßen zerbrochene Flasche Schwefelsäure die Aufmerksamkeit des Zugführers auf sich zog. Er hatte schon lange durch gewisse höllische Düfte gelitten und warf nun den jungen Adepten nebst seinen Schöpfungen prompt zur Thür hinaus. Dieser Vorfall hätte nur eine heitere Seite, wäre er nicht beklagenswerth geworden durch die dauernde Taubheit, welche die Folge einer Ohrfeige war, die der zornige Zugführer dem jugendlichen Forscher verabreichte, während dieser seine Hedschra bewerkstelligte. Edison schaffte sein Laboratorium nach dem Keller seines Vaters und studirte emsig „Telegraphiren“, indem er eine Leitung zwischen seiner Wohnung und der eines Genossen herstellte, mit Hilfe eines alten Flußkabels, allerlei Stückchen von Ofenrohrdraht und Glasflaschen als Isolatoren.

An jeder Wendung im Leben Edisons findet man dramatische Situationen, obgleich er seinem Temperament nach der Letzte sein würde, sie zu suchen. In entscheidenden Augenblicken erscheint er fortgesetzt auf der Bühne, um die Leitung der Ereignisse selbst in die Hand zu nehmen. Bei einer solchen Gelegenheit — er hatte das Kind eines Stationvorstehers vor einem nahenden Zuge vom Gleise weggerissen — bekam er seine ersten Telegraphirstunden bei dessen Vater. Er war ein so gelehriger Schüler, daß ihm die Eisenbahngesellschaft bald regelrechte Beschäftigung gab und er mit siebzehn Jahren einer der gewandtesten Telegraphisten der Strecke war.

Zugleich aber war doch ein heilsames Stück menschlichen Irrens in dem Knaben, das ihn von der farblosen Musterhaftigkeit des Buchhelden durchaus fern hielt. Man freut sich förmlich, doch auch zu hören, daß er keineswegs ein Mustertelegraphist war, sondern der Gesellschaft Streiche

spielte und einen Kunstgriff erfand, der automatisch das Zeichen gab, daß er auf seinem Posten wach sei, während er behaglich in der Ecke schnarchte. Ein solcher Jungenunfug ließ ihn bald in Ungnade fallen und führte ihn über die Grenze, nach Kanada. Der harte Winter hatte die telegraphische Verbindung und allen anderen Verkehr zwischen dem Orte, wo er wohnte, und der Stadt Sarnier in den Vereinigten Staaten abgeschnitten. Mit bezeichnender Flinkheit und Erfindungsgabe bestieg Edison eine Lokomotive und tutete mit dieser eine telegraphische Nachricht so oft über den Fluß, bis man ihn drüben in den Vereinigten Staaten verstand und antwortete.

Die nächsten paar Jahre war Edison nach einander im Dienst wichtiger Telegraphenlinien in Memphis, Cincinnati, New-Orleans und Louisville. Er lebte in der freien, leichten Luft des Wandertelegraphisten, — ein munterer Genosse unter ihnen, hielt sich aber fern von dem lüberlichen Leben, dem sie beinahe berufsmäßig ergeben waren. Er hat nie einen Tropfen geistiger Getränke genossen und ist immer ein außerordentlich mäßiger Mann gewesen, außer bei der Arbeit, in der er ein vollständiger Kraftverschwender ist. Einmal war er in solcher Geldverlegenheit, daß er eine nothwendige Reise von Memphis nach Louisville zu Fuß machen mußte. Auf dem Louisviller Bahnhof fand er günstige Gelegenheit, seine außerordentliche Geschicklichkeit zu benutzen. Er hatte sich in einer Schreibart ausgebildet, die ihm erlaubte, in sehr leserlicher gewöhnlicher Schrift in der Minute 47 oder selbst 54 Worte vom Telegraphen abzunehmen. Da er selbst nur mäßig schnell telegraphiren konnte, erfand er eine automatische Hilfe, die ihn in den Stand setzte, die Sache in Muße aufzuzeichnen und sie so rasch wie nöthig abzusenden. Ueber diesen Louisviller Aufenthalt sagt einer seiner Biographen: „Den ihn beherrschenden Neigungen folgend, säumte er nicht, sich ein Laboratorium, Setzerzimmer und Maschinenraum in seiner Umgebung einzurichten. Während seines ganzen Aufenthaltes besorgte er Preßberichte, einstmals die Botschaft des Präsidenten und das Veto von Columbia von Andrew Johnson in einer Sitzung von nachmittags halb vier bis früh halb fünf. Dann zertheilte er den vom Draht abgenommenen Bericht in kleine Stückchen, so daß jeder Setzer genau drei Zeilen erhielt und eine Spalte in zwei bis drei Minuten vollständig gesetzt werden konnte. Dafür durfte er aber auch seine Rechnung nach Belieben machen und die Louisviller Presse gab ihm ein Staatsdiner."

Etwas später erhielt Edison sein erstes Patent —: eine Maschine für die Einsammlung von Stimmen. Sie sollte in Parlamenten benutzt werden. Es war eine geniale Vorrichtung, die mittels eines kleinen Apparates am Pulte jedes Mitgliedes die Stimmen klar auf einen Papierstreifen gedruckt zeigte. Die Erfindung wurde nie benutzt und Edison er-

zählt mit einem komischen Zwinkern der Augen, wie erstaunt er war, als er sie der Behörde anbot, zu hören, daß eine solche Neuerung um so unmöglicher sei, je besser sie funktionire, denn ihre Einführung würde das werthvollste Recht der Minderheit vernichten —: das Stimmenergaunern. Der Erfinder meint jedoch, er sei für seine Mühe wohl belohnt worden durch die Lehre, die sie ihm gab: sich immer erst der praktischen Nothwendigkeit und der Nachfrage nach einer Maschine zu versichern, ehe er seine Arbeitkraft auf sie verwendete.

In dem selben Jahre kam Edison nach New-York, freundlos und verschuldet in Folge der Kosten seiner Experimente. Mehrere Wochen trieb er sich in den Straßen herum, während ihm thatsächlich der Hunger ins Gesicht starrte. Es war eine Zeit großer Geldaufregung, und mit der merkwürdigen Gabe, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, die man für eine Faser in seinem Schicksalsfaden halten könnte, betrat er die Gebäude der Law Gold Reporting Company in dem Augenblicke, wo ihr ganzes Gewerk in Folge eines Unfalls in den Maschinen, dessen Ort unauffindbar war, still stand. Die Chefs der Firma waren in höchster Sorge und Aufregung, und eine Menschenmenge harrte der Nachrichten, die nicht eintrafen. Augenblicklich legte der schäbige Fremde die Hand auf die verhängnißvolle Stelle und erhielt gut bezahlte Beschäftigung. In dem Treiben der Weltstadt findet ein Mann seinen richtigen Platz ohne Verzug, besonders wenn seine Talente so praktischer Art und so hervorragend sind wie die des jungen Telegraphisten. Es wäre eine Absurdität, sich in New-York einen Edison in der Verborgenheit zu denken. Binnen Kurzem erhielt er die Summe von 40 000 Dollars als seinen Antheil an einer einzigen Erfindung, einer Druckstockverbesserung. Seitdem war ihm die Achtung seiner Landsleute sicher. Außerdem war er jetzt beschäftigt an dem Duplex- und Quadruplexsystem, das fast eine neue Aera in der Telegraphie heraufgeführt hat.

„Haben Sie regelmäßige Arbeitstunden, Mr. Edison"? fragte ich ihn vor kurzer Zeit. „O", meinte er, „ich arbeite jetzt nicht stark. Um acht gehe ich täglich ins Laboratorium und um sechs gehe ich zum Thee nach Hause. Dann studire oder experimentire ich an irgend einer Aufgabe bis elf; Das ist meine regelmäßige Bettstunde."

„Vierzehn oder fünfzehn Arbeitstunden täglich kann man nicht gerade Bummeln nennen", meinte ich schüchtern.

„Ich weiß nicht," antwortete er, „fünfzehn Jahre lang habe ich täglich durchschnittlich zwanzig Stunden gearbeitet."

Man weiß von diesem erstaunlichen Hirn, daß es sechzig Stunden hinter einander ununterbrochen an einem Brechungproblem gesonnen hat. Als die That gethan war, fiel sein Besitzer in einen langen Schlaf, um

vollständig erquickt und frisch für eine neue Sitzung aufzuwachen. Sein Nachbar und Freund Dickson berichtet eine Anekdote, die Edison selbst erzählt hat und die seine unermüdliche Thatkraft und außerordentliche Ausdauer zeigt. In der Schilderung seines Bostoner Aufenthaltes erzählte Edison, er habe sich Faradays Schriften über Elektrizität gekauft, früh um drei sie zu lesen begonnen und gelesen, bis sein Stubengenosse aufstand. Da machten sie sich auf ihren weiten Weg nach dem Frühstückshause. In Edisons Kopfe war dieses Ziel jedoch dem Faraday völlig untergeordnet und plötzlich wandte er sich an seinen Freund: „‚Adams, ich habe so viel zu thun und das Leben ist so kurz, daß ich rasch machen muß‘. Damit setzte ich an und unternahm einen Sturmlauf nach dem Frühstückshause.“

Edisons schönes graues Auge ist das klarste, in das ich je geschaut habe, und sein frisches, kräftiges Temperament und seine stattliche, obgleich keineswegs korpulente Statur lassen sich nicht besser beschreiben als mit der landläufigen Redensart: er ist das Bild der Gesundheit selbst. Es ist nichts von dem dürren und hungrigen Aussehen des überarbeiteten Gelehrten an ihm. Sein Gesicht, obwohl kräftig und großartig geschnitten, ist fast knabenhaft und auf seinem Wesen liegt der Hauch vollkommener Einfachheit und heiteren Wohlwollens, das nur den Größten gegeben ist. Er ist einer der zugänglichsten Menschen und läßt nur mit Bedauern Interviewer niedrigerer Sorte von sich fern halten. „Mr. Edison freut sich immer, einen Besucher bei sich zu sehen,“ sagt ein Mann, der beständig um ihn ist, „außer wenn er einer Sache dicht auf der Fährte ist, auf die er losarbeitet, und wer ihm dann in die Quere kommt, kann leicht kopfüber hinaus fliegen“.

Der Erfinder selbst meint, er besitze nur eine mittelmäßige Handgeschicklichkeit in der Leitung von Maschinen. Und doch lenkt er im Allgemeinen mit seinen Fingern das Technische bei seinen Experimenten. In dem Zeitraum seines Arbeitens hat er ein paar Mal Männer bei sich gehabt, die ihm wirklich geholfen haben, wo ein zweites Hirn und Händepaar nöthig waren, und diese gemeinsamen Experimente sind in freundlich kameradschaftlichem Verhältniß ausgeführt worden.

Sein Genie rechtfertigt fast die Definition dieses Wortes als die unbegrenzte Fähigkeit, zu — leiden. „Sind Ihre Entdeckungen Ihnen oftmals leuchtende Offenbarungen? Kommen sie Ihnen, während Sie nachts schlaflos liegen?“ fragte ich ihn.

„Ich habe niemals etwas Nennenswerthes aus Zufall gethan“, antwortete er, „noch ist mir eine meiner Erfindungen indirekt durch Zufall gekommen, den Phonographen ausgenommen. Nein, wenn ich endgiltig darüber schlüssig geworden bin, daß ein Ergebniß die Gewinnung verdient, dann rücke ich ihm auf den Leib und mache Versuch auf Versuch, bis es

erreicht ist. Ich habe mich immer strikt innerhalb der Grenzen der praktisch nützlichen Erfindungen gehalten. Ich habe niemals Zeit gehabt, elektrische Wunder aufzustellen, die nur durch ihre Neuheit auf die Einbildungskraft der Massen wirken." Ausdrücklich nannte er dabei ein paar wohl bekannte Elektriker, die sich ihren Ruhm durch zunftmäßige Feuerwerkerei erworben haben.

„Was treibt Sie zur Arbeit?" fragte ich mit wirklicher Neugier. „Was reizt Sie an zu diesem beharrlichen, ruhelosen Ringen? Sie haben gezeigt, daß Ihnen an dem Gelde, das es einbringt, sehr wenig liegt, und Sie haben keinerlei besondere Begeisterung für den Glanz des Ruhmes."

„Ich mag es gern," antwortete er nach einem Augenblick der Verwirrtheit, und dann wiederholte er seine Antwort mehrere Male, als ob ihm meine Frage noch niemals aufgestoßen wäre. „Ich mag es gern. Ich weiß keinen anderen Grund. Wissen Sie, manche Leute sammeln gern Marken. Was ich einmal angefangen habe, halte ich beharrlich in meinem Kopfe, und mir ist nicht wohl, ehe es nicht fertig ist. Dann hasse ichs."

„Dann hassen Sies?" fragte ich, betroffen durch den Nachdruck, mit dem er sprach.

„Jawohl," sagte er, „wenn es ganz fertig und wirklich gelungen ist, dann kann ich es nicht mehr sehen. Seit zehn Jahren habe ich kein Telephon benutzt, und um einem Glühlicht aus dem Wege zu gehen, würde ich jeden Tag einen weiten Umweg machen."

Ganz beredt und rechtschaffen böse wird Edison über die Behandlung, die dem Erfinder nur zu leicht zu Theil wird. Eine wichtige Entdeckung patentiren, bedeutet ihm nichts Anderes, als aller Vorsicht ins Gesicht schlagen. Denn eine Bande berufsmäßiger Gauner hat sich zusammengefunden, um unter absoluter Mißachtung der Thatsachen den Prioritätanspruch auf ein werthvolles Patent anzufechten. Und je bekannter der Patenterwerber ist, desto mehr fühlen sie sich geneigt, vorgeschobene Zeugen aufmarschiren zu lassen. Im Patentgesetz selbst findet Edison in dieser Hinsicht keinen Fehler, aber er verurtheilt aufs Entschiedenste die Praxis der Verwaltungbehörde der Vereinigten Staaten, auf dem Gesetzeswege dem Erfinder zu verbieten, seine Entdeckung zu verwenden, bis die Sache entschieden ist, was oft Jahre dauert. Er sieht darin eine schwere Ungerechtigkeit gegen die ehrliche Partei im Rechtshandel und: „Patente bedeuten überhaupt keinen Schutz."

Ich bemerkte dagegen: „Trotzdem freut es mich, zu sehen, daß Bradstreet Ihr Vermögen auf drei Millionen Dollars anschlägt."

„Das kommt nicht von meinen Erfindungen", sagte er rasch. „Als berufsmäßiger Erfinder habe ich niemals Geld verdient. Was ich jetzt besitze, hat sich angesammelt, seit ich selbst Geschäfte zu machen begann und in eigenen Werkstätten Apparate bauen ließ. Das ist die einzige Hoffnung

für den Erfinder. Er hungert, wenn er auf seine Patente angewiesen ist". Leute, die mit Edison in Verbindung gestanden haben, fügen Dem hinzu, er sei von gewissenlosen Advokaten und Patentgaunern so unbarmherzig geschoren worden, daß es ein Wunder ist, wenn er noch nicht allen Glauben an die Menschen verloren hat.

In den Orange Bergen hat Edison ein hübsches Heim, beherrscht von einer liebenswürdigen Gattin, seiner zweiten. Er hat drei Kinder, von denen der älteste Knabe eben seine Lehrzeit auf dem Thätigkeitfeld seines Vaters beginnt. Obgleich gesellig in seinem Wesen, sogar bis zur Lustigkeit, ist Edison doch dem Formenzwang der konventionellen Gesellschaft durchaus abgeneigt. Ist aber von einem Manne, der täglich zwanzig Stunden arbeitet, zu erwarten, daß er auch noch die mühsameren gesellschaftlichen Tugenden pflege? In einer Hinsicht ist Das zu bedauern, vor Allem vom Gesichtspunkt der Kreise aus, die ihm offen stünden, wenn er Lust hätte, in sie einzutreten. Denn er versteht, sich und Andere wirklich glänzend zu unterhalten. Aber die Gesellschaft verliert einen Löwen und die Welt gewinnt ein Genie. Die Welt ist gern bereit, ihn als Riesengeist zu verehren. Wir aber sehen ihn mittags seinen einfachen Frühstückskorb auf die Knie nehmen, und wir hören die Geschichte, wie ein neuer Hausmann ihm den Einlaß in sein eigenes Laboratorium verweigert, da er in ihm nur einen verdächtigen Kerl in einem Künstlerhute sieht.

Man erzählt, daß Edison in den stillen Tagen seiner früheren Industrieunternehmungen sich weigerte, irgend welche Bücher zu führen, und nicht einmal eine Liste der zu zahlenden Wechsel besaß. Wenn diese fällig wurden, dann warf er Alles hin und fuhr herum, um das nöthige Geld aufzubringen, und das nach seinem eigenen Ausdruck aus dem Grundsatze, die Notarsgebühr auf den protestirten Wechsel sei billiger als das Bücherführen. In dem harten Drang der Geschäftswelt hat er seitdem viel gelernt. Aber noch immer meinen seine wahren Freunde, daß die Welt und er viel gewonnen haben würden, wenn er die Leitung des rein Geschäftlichen seiner Angelegenheiten Theilhabern von speziell kommerzieller Bildung und Begabung überlassen hätte. Denn der Erfinder hat eine Unduldsamkeit gegen Formen im Geschäft wie in der Gesellschaft. Diese angeborene Mißachtung für die Formen und Kleinlichkeiten von Geschäftsangelegenheiten hat ihn denn auch in seinen finanziellen Unternehmungen nicht zu einem Rosenpfade geführt.

Welchen Platz aber nimmt Edison unter den großen Forschern der Erde ein? Das mag eine Bemerkung an wenig glücklicher Stelle scheinen, mitten unter der Besprechung seiner Geschäftsbeziehungen; allein seine Leistungen sind von ihrer geschäftlichen Bedeutung nicht zu trennen. Er ist

ein Erfinder — nicht ein Entdecker — von Naturgesetzen und mathematischen Formeln. Der Schlüssel zu seinem Werk ist die geschäftliche Nützlichkeit. In jeder Idee, die sein Hirn je erwogen hat, sieht er einen direkten, unmittelbaren Werth für die Menschen um ihn, obgleich es die Grenzen menschlicher Fähigkeit übersteigen mag, die Größe dieses Werthes zu ermessen. Die Massen seiner Mitmenschen und ihre Bedürfnisse finden bei jeder Probe, bei jedem Experiment, ihre Berücksichtigung, in den kühnsten neuen Gedanken und in der anheimelndsten Verbesserung. Wenn ihm eine neue Idee aufsteigt, dann fragt er sich: Wird es vom industriellen Standpunkt aus aber auch von Werth sein? Wird es etwas Wichtiges besser vollbringen, als die herrschenden Methoden es vermögen? Und dann, wenn die Antwort ein klares Ja ist, weiter: Kann ich es ausführen? Er ist weniger ein Sucher nach Wahrheit als eine wichtige Maschine für die Anwendung wissenschaftlicher Wahrheiten auf den Kampf, den wir kämpfen, „in unserer zähen modernen Art". Er ist ein reiner Erfinder, und der größte seines Stammes. Einen Demokraten der Wissenschaft möchte man ihn nennen.

Es ist ein Zug, den man nicht ohne Nachdenken übersehen darf, daß das erste Zimmer, in das der Besucher auf dem Wege zu Edisons Werkstatt in Orange eintritt, ein Bibliothekzimmer mit ausgedehnten und vollgepfropften Regalen ist. Es ist der kostspielige Punkt der Anlage und bildet mit einem weiteren Schatz von Büchern in seinem Wohnhaus eine der theuersten und reichhaltigsten naturwissenschaftlichen Bibliotheken der Welt. Die Sammlung von Schriften über Patentgesetze und Patente z. B. ist unbedingt erschöpfend. In einem Blicke giebt sie eine Idee von der umfassenden Weite des Denkens und der Neigungen dieses Mannes, der kaum mit einer Volksschulbildung aufgewachsen ist. Und man findet in diesem Autodidakten und Gelehrten aus eigener Kraft nicht nur einen gigantischen Spezialisten. Auf irgend ein Kapitel von wirklichem Interesse und Werth geht er ein, über jedes spricht er verständnißvoll, aus jedem citirt er treffend.

Sicherlich ist es bezeichnend, daß Edisons Neigungen durch die Schranken, die ihnen früh gezogen waren, nicht verkümmert sind. Aber trotzdem fesselt er unsere Aufmerksamkeit doch am Meisten in seiner Eigenschaft als Spezialist. Einen noch tieferen Eindruck erhält man von ihm, wenn er in seinem geräumigen, aber kunterbunten Laboratorium mit seinen beiden wohl verhängten und verschlossenen Thüren steht, oder wenn er seine Gehilfen und geschickten Arbeiter anleitet, die seinen Weisungen mit deutlich sichtbarer Verehrung folgen. Der Erfinder erzählte mir, daß in dem ungeheuren System elektrotechnischer Werkstätten, mit dem er in Verbindung steht, kein sehr großer Bruchtheil der besten Gehilfen von den technischen Hochschulen kommt, so viele von ihnen auch jetzt spezielle Kurse für den

neuen Beruf haben. Die Hochschulenbildung schließt die Gefahr in sich, daß die jungen Leute für die nothwendige rohe Handarbeit verderben. Lange Zeit stellten sie jeden neuen Mann, der antrat, auf die Probe. Man sagte ihm, eine seiner Pflichten sei, früh die Stube zu kehren, — natürlich nur, um ihn zu versuchen. „Aber wenn er dann auffuhr und Das als eine schnöde Zumuthung betrachtete, dann wußten wir, daß er als Elektriker nicht besonders brauchbar sein würde."

Vor zwei Jahrhunderten wäre die Chance nicht sehr groß gewesen, daß Edison dem Pfahle entgangen wäre, hätten die guten Bürger von Salem nur einen schüchternen Blick auf die seltsamen Stoffe seines Lagerraums geworfen gehabt. In diesen zahllosen Schubfächern und Regalen lauschen unirdische Ueberreste von Pflanzen, Thieren und Allem, was da kreucht und fleugt. Die Häute von Schlangen und Fischen, die Pelze einer außerordentlichen Menge behaarter Thiere, darunter manche besonders seltene, Fell und Zähne von Haien und Nilpferden, Nashornshörner, Fasern seltsamer exotischer Pflanzen, alle Sorten Gewebestoffe und kostbare Steine von den äußersten Enden der Erde, sie alle warten darauf, in irgend einer wichtigen Maschine eine Kluft zu überbrücken. Viele von den großen Erfindungen haben das mühsame Ausprobiren dieser unendlichen Stofffülle erfordert, ehe sie zur Wirklichkeit wurden. „Dies", sagte Edison, auf eine Glocke zeigend, die eine Glühlichtfaser einschloß, „wollte und wollte nicht richtig gehen, so hart wir auch die Stoffe versuchten, bis die Faser einer besonderen Bambusart hineingesteckt wurde", — der wunderbar zarte, zitternde, elastische Faden, den wir Alle gesehen haben. Eben so wurde der Phonograph erst vervollkommnet, nachdem man den Werth des harten Saphirs für verschiedene seiner Theile erkannt hatte, für die Reproduktionkugel, den Aufzeichnestift und andere.

Eine Weiterentwickelung des musikalischen Phonographen ist die letzte Aufgabe, die Edison gelöst hat. Die Cylinder dieses Apparates vermögen die schwierigste musikalische Instrumentation wiederzugeben. Ich setzte mich mit dem Erfinder vor den Apparat und lauschte eine halbe Stunde verschiedenartigen Proben aus bekannten Tondichtungen. Es ist kaum zu glauben, aber der Apparat ist so zart gebaut, daß die genaue Eigenart des Tones der meisten Instrumente erhalten blieb. In dieser Eigenschaft beruht sein spezieller Werth, auf dessen Gewinnung Edison viel Mühe verwendet hat. Man fühlt sich versucht, sich zu zwicken, um vom Traume zu erwachen, wenn die langgezogenen Töne der Violine mit ihrer Klangweiche und ihrem Ernst, des Cellos wundersamer Klang, die festen, klaren Pfiffe der Flöte und das Dröhnen des Hornes durch einfaches Drehen aus diesem unscheinbaren Bündel von Bolzen und Riegeln herauskommen, das man nahezu in

ein Viertelmaß hineinbrächte. Es ist ein der Erinnerung werther Anblick, wie Edison mit freudigem Entzücken ruhig lauschte, bis die letzten Klänge der Cavalleria Rusticana verklungen waren; wie er sich nur bewegte, um ein neues Stück aufzulegen oder gelegentlich einmal mit einem leichten Tupfen zu versuchen, ob vermehrter Druck auf einen Hebel die Güte des Tones erhöhen würde. Er hofft, mit der Zeit diesen Phonographen alle Stücke seiner Musikliste wie die einfachsten Töne spielen lassen zu können.

Was Edisons Leistungen für die Welt bedeuten, wird man vielleicht besser als aus einem allgemeinen Satze oder aus einer langen Aufzählung aus der einfachen Angabe entnehmen können, daß das telegraphische Duplex- und Quadruplexsystem, das er 1869 in Angriff nahm und nach sechsjähriger Arbeit vollendete, in Amerika allein bereits die enorme Summe von fünfzehn Millionen Dollars erspart hat. Bei dem Duplexsystem werden zwei elektrische Ströme an verschiedenen Stärkegraden in der selben Richtung durch den Draht gesandt, seine Leistungfähigkeit wird also verdoppelt. Das Quadruplexsystem wurde möglich durch die Entdeckung, daß sich diese zwei Ströme auch in verschiedene Richtungen gleichzeitig senden ließen; dadurch wurde ein Draht fähig, gleichzeitig viele Botschaften zu tragen. Damit noch nicht zufrieden, ist Edison überzeugt, auch noch sechs und acht ihn zugleich besorgen zu lassen.

Durch die geheimnißvollen Eigenschaften eines Kohlenknopfes ist es Edison ermöglicht worden, einen kleinen Apparat, namens Tasimeter, zu konstruiren, der in verschiedenen Formen die Grade von Wärme, von Feuchtigkeit und — im Odoroskop und Mikrophon — von Düften und von Schall mißt, so klein, daß es für den menschlichen Verstand schwer ist, sie sich noch vorzustellen. Der Tasimeter schlägt sichtbar aus bei einem Millionstel eines Grades Fahrenheit. Die Wärme eines acht Fuß entfernten menschlichen Körpers wird genau angegeben. Eine in der selben Entfernung angezündete Cigarre ergiebt ein starkes Ausschlagen, eben so die Wärme einer gewöhnlichen Gasflamme in einer Entfernung von hundert Fuß. Das Mikrophon vermehrt die Schallstärke um das Hunderttausendfache und macht somit das Gehen des kleinsten Insekts zu einem mächtigen, betäubenden Dröhnen.

Die elektrische Wissenschaft steckt noch in den Kinderschuhen. Die Größten auf dem Felde des technischen Fortschrittes sagen zuversichtlich, daß zukünftige Entdeckungen uns eben so unglaublich scheinen werden, wie der heutige Stand der Wissenschaft unseren Vorfahren sein würde. Ein einziges weiteres Geheimniß, der Natur abgewonnen, wird ein praktisch unbegrenztes Feld für die Anwendung der Elektrizität aufthun und wird in seinen quantitativen Folgen, wie die Elektriker sagen, wahrscheinlich ein-

schneidender sein als irgend eine Entdeckung, die bisher die Welt gesehen hat. Es ist die unmittelbare Erzeugung von Elektrizität aus Sauerstoff und Kohle (Kohlenstoff). Gegenwärtig verbrennen wir Kohle, um Dampf zu erhalten, verwandeln diesen in lebendige Kraft und diese in Elektrizität. Bevor der Kraftgehalt der Kohle das Dynamo erreicht, sind sechs Siebentel von ihm verloren gegangen, und selbst dann entgeht uns noch ein Zehntel des Restes. Findet ein Mittel, bei der Erzeugung der Elektrizität ohne die Dampfmaschine auszukommen, und wir haben die erreichbare mechanische Kraft der Erde mehrere Male vervielfältigt. Tausende der hellsten und ernstesten Elektrotechniker und Chemiker arbeiten, meist im Geheimen, daran, dieses gigantische Ergebniß zu gewinnen. Edison hat auch daran gearbeitet und prophezeit zuversichtlich, daß die Entdeckung gemacht werden wird. Er sagt, daß er sich nicht mehr damit abmüht, aber er besitzt ein großartig eingerichtetes chemisches Laboratorium, in dem er jetzt seine meiste Zeit zubringt, und wenn er zufällig auf dieses Geheimniß stoßen sollte, so wird er es wohl kaum unbemerkt vorbeigehen lassen. Haben wir aber erst diese Ersparniß in unserem Feuerungbedarf gemacht, so werden die atlantischen Dampfer nur noch ein winziges Kohlenkästchen für 250 Tonnen in irgend einer Ecke brauchen statt eines für 2500 Tonnen. Dann wird es keine Flaschenzüge und schwarzen schwindsüchtigen Heizer mehr geben. Die großen englischen Schiffsbauer können bereits Schiffe bauen, die vierzig Seemeilen die Stunde machen würden, wenn sie nur 2000 Tonnen Kohle täglich verbrennen könnten. Dann werden sie nur 200 zu brennen brauchen. Dann wird nur ein zwanzigstel Loth Kohle erforderlich sein, um eine Tonne eine Meile weit zu tragen. Während unsere fleißigen Alchymisten nach dem großen Geheimniß forschen, thun wir das Beste, was in unserer Kraft steht, um die geringen Leistungen der Dampfkraft durch Nutzbarmachung der Flußkraft etwas auszugleichen. In den Niagarafällen wurden bis jetzt gegen drei Millionen Pferdekraft verschwendet. Jetzt ist wenigstens ein Theil dieses Kraftungethüms eingefangen. Ein Hunderttausend Pferdekraft wird durch Riesenturbinen aufgenommen, auf der Stelle in Elektrizität umgeformt und dann in Drähten nach verschiedenen Punkten gesandt, um Licht zu geben und Räder zu drehen. Die stille unsichtbare Kraft wird nach der Stadt Buffalo oder selbst weiter getragen, und das örtliche Ergebniß ist, daß diese Stadt bereits einer Bevölkerung von einer Million entgegensieht. Wir können uns vorstellen, was wir der Natur noch abzugewinnen haben, wenn wir bedenken, daß selbst dies Bischen, das wir vom Niagara stehlen, identisch ist mit der Tag und Nacht ununterbrochenen Arbeitleistung von sechshunderttausend Menschen. Auf große Entfernungen ist der zu überwindende Widerstand noch zu bedeutend, um sie kommerziell

lohnend zu machen. „Und daß die Männer, welche die Maschinen zu versorgen haben, vor Allem ihrer Aufgabe gewachsen sein müssen, ist doch auch in Rechnung zu ziehen", meinte Edison. „Keine Maschine darf das Fassungvermögen der Männer weit übersteigen, die sie laufen lassen. Das ist ein Punkt, an den man selten denkt, den man sich aber in der Erwägung dieser neuen Probleme immer gegenwärtig halten muß."

Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann der Mantel der Dampflokomotive dem elektrischen Wagen zufallen wird. Dieser hat seine ersten Fortschritte in der Verdrängung des Dampfes gemacht in Aufgaben, wie sie die beiden langen Tunnel unter Baltimore stellen, wo ganze Züge, selbst Frachtzüge mitsammt ihren Lokomotiven, von starken elektrischen Motoren sechs bis sieben englische Meilen weit gezogen werden. Die Techniker, die sich mit den einzelnen praktischen Fragen elektrischer Lokomotiven beschäftigen, haben sich noch nicht entschieden, ob wir eine besondere Lokomotive zum Ziehen der Zukunftzüge haben sollen oder ob jeder Wagen mit seinem eigenen Motor auszurüsten ist. Die mögliche Geschwindigkeit findet eine Grenze nur an der Frage der Kohäsion des Stahls in Schienen und Maschinen. Ich fragte Edison, was nach seiner Meinung die praktische Geschwindigkeitgrenze am Horizont der elektrischen Lokomotiven sei, und er antwortete: „Etwa hundertfünfzig englische Meilen die Stunde". Am Menlo-Park hat er eins seiner ersten wichtigen Experimente mit elektrischen Eisenbahnen gemacht, indem er 1882 eine ausstellte, welche die Wagen 40 Meilen in der Stunde zog. Aber er glaubt, ehe wir dazu kommen werden, schwere Züge durch Elektrizität ziehen zu lassen — ein Ergebniß, dem noch ernste, wenn auch nicht unüberwindbare Hindernisse im Wege stehen —, werden wir unsere Post über das Land schießen mittels einer elektrischen Vorrichtung, möglicherweise telpheragischer Konstruktion.

Am Wichtigsten aber werden die Ergebnisse der Einführung elektrischer Lokomotiven vermuthlich auf unseren Stadt- und Vorstadtbahnen sein. Das war nur ein Stückchen Philosophie, das den Satz aufstellte: „Zeit ist Geld." Denn wenn man die Fragen unserer angewachsenen Bevölkerungcentren mitbedenkt, dann bedeutet Zeit grüne Fluren und eilende Bäche, reine Luft, Milch, Butter und Eier, dann bedeutet sie Leben, Gesundheit und Glück für die schlecht genährten, schlecht behausten, ungebildeten Klassen, die unser soziales und industrielles System zwingt, in städtischen Miethkasernen ihr Leben zu fristen. Wenn die Väter solcher Familien, wie wir sie jetzt in Mulberg und Cherrystreet sehen, jeden Abend nach ihren Landhäusern gehen können, dreißig Meilen weit von ihrem Arbeitplatze in halb soviel Minuten für 20 Pfennige, dann werden wir auf unserem Wege zu der großen Lösung der häßlichsten Zeitfrage sein.

Es wird niemals zu erfahren sein, wie viel Leben durch die Einführung elektrischen Lichtes an Stelle von Oel und Gas in unseren Häusern und auf unseren Straßen erhalten geblieben sind. Diese Neuerung mag anfangs von zweifelhaftem Werthe erschienen sein, als man noch Geschichten hörte von Feuersbrünsten, die von den lichttragenden Drähten entsprangen, und von dem Tod von Menschen und Pferden durch Entladungunfälle. Aber seit die verbesserten Isolirmethoden angewandt worden sind — und es steht zu erwarten, daß die gefährlichen Drähte mehr und mehr unterirdisch geführt werden —, kann es nicht mehr fraglich sein, daß wir an Feuersicherheit ganz außerordentlich gewonnen haben. Und Dies ist von doppelter Wichtigkeit in Zügen und auf Schiffen, wo Feuer so leicht zu förmlichen Opferbränden führt. Eisenbahnunfälle sind außerdem noch in anderer Weise seltener geworden: durch telegraphische Depeschen, ohne die wir uns unsere großen Schienenstrecken gar nicht mehr in Gebrauch denken können; dann aber auch durch die späteren Erfindungen, durch die man von dem fahrenden Zuge aus telegraphiren kann, indem man durch Induktion Ströme in den den Gleisen parallel laufenden Drähten weckt. Dem Laien mag es wohl wie ein Wunder erscheinen, daß man auf dem Tastkasten arbeiten kann, während der Chicagoblitzzug, in dem man sitzt, in der Stunde sechzig englische Meilen läuft, und eine Botschaft absenden mittels der wunderbaren Eigenschaft der Induktion durch Drähte, die selbst fünfhundert Fuß entfernt sein können. In den Centralbetriebsämtern mancher großen Eisenbahnen befinden sich Karten, auf denen alle in einem Augenblick laufenden Züge verkleinert in den betreffenden Stellungen dargestellt sind, die sie thatsächlich einnehmen; ihre Bewegung wird durch Elektrizität angezeigt. Und wenn die Heizung durch Elektrizität allgemein in Uebung kommt, was sicher geschehen wird, werden wir einen weiteren Vortheil genießen durch die Sicherheit vor den tötlichen Waggonöfen.

Daß wir einst fliegen werden, ist so gut wie sicher. Augenblicklich ist die größte Schwierigkeit, die dieser angenehmen Thätigkeit im Wege steht, das Gewicht des Motors und des Heizungmaterials im Verhältniß zu der erforderlichen Kraft. Die chemische Erzeugung von Elektrizität wird dieses Hinderniß dadurch beseitigen, daß sie die Konstruktion von Motoren ermöglicht, die nur einen kleinen Bruchtheil der jetzt leichtesten Motoren wiegen, und eine noch größere Verminderung des Kraftproduktonmaterials erzeugt.

Landbau mit Elektrizität ist in den Südstaaten erfolgreich angewandt worden und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir den Landbauer der Zukunft mit der Kraft einer kleinen elektrischen Maschine, die er gemeinsam mit den Nachbarn besitzt, sein Holz sägen, seinen Häckfel schneiden, sein Korn schälen, seinen Weizen dreschen und seine Molkerei treiben sehen werden.

Unser schweres Gepäck, zu unhandlich für Luftschiffer, werden wir durch Elektrizität, angewandt auf ein telpheragisches oder anderes System, übers Land sausen lassen. Wir werden mit Elektrizität kochen, unsere Häuser, Wagen und Schiffe heizen und erleuchten. Wir werden unsere Malzeiten nicht blos damit kochen, sondern auch serviren.

Diese Dinge erscheinen ziemlich altmodisch neben einigen Entdeckungen, die unsere kühnsten Elektriker für möglich halten. Wenn wir durch das Telephon mittels Elektrizität hören, warum sollen wir da, so fragen diese unverzagten Männer, durch die selbe Kraft nicht auch in die Ferne sehen können? Sicherlich sind die Lichtschwingungen sehr viel schneller als die Schallschwingungen. Das ist aber nur eine Frage des Auffindens eines Mediums, das diesen Schwingungen entspricht. Können wir nicht darauf hoffen, von unserem bequemen Armstuhl in New-York aus dereinst noch dem neusten Stücke im Théâtre Français zuzusehen? Und wenn das Hören nur ein Reizen des Gehirnes durch Schwingungen ist, können wir nicht, wenn unser Apparat für Leitung dieser Schwingungen zu den Gehirncentren außer Ordnung kommt, wenn wir, kurz gesprochen, taub sind, diese Reize mittels Elektrizität durch die Schädelknochen in das Hirn leiten?

Sind einmal die Probleme des Sehens und Hörens durch Elektrizität ausgemachte Thatsache, dann ist die Kluft, die bis zu der Idee der Gedankenübertragung durch das selbe Mittel zu überbrücken ist, gar nicht mehr so weit. Alle ihre Beobachtungthatsachen lassen unsere Psychologen und Physiologen vermuthen, daß die Reize vom Gehirn durch die Nerven zu den Muskeln, wenn nicht selbst elektrisch, so doch unentwirrbar mit elektrischen Erscheinungen verknüpft sind. Wir Alle kennen das einfache Experiment aus unseren Physikstunden, einen elektrischen Reiz auf Froschmuskeln wie einen Willensakt vom Gehirn wirken zu lassen. Wenn es wahr ist, daß das Denken eine elektrische Störung ist oder doch immer verbunden mit einer solchen, — warum sollten wir außer Stande sein, in anderer Menschen Köpfe unseren Wünschen entsprechende Gedanken einzuführen? Edison hat sehr ernst an diesem bizarren Problem gearbeitet. Er und sein Assistent Bachelor umwickelten ihre Schädel mit einer Rolle Draht und verbanden die beiden durch einen Faden, den sie nach einander mit verschiedenen leitenden Flüssigkeiten tränkten; dann ließ Jeder seine Gedanken hartnäckig fortschweifen und nach gewisser Zeit prüften sie die Wirkung auf einander. Viele Male, sagte Edison, hatte ihr Wunsch ihnen den Glauben auf die Zunge gelegt, daß eine Verbindung eingetreten sei. Wenn sie einander aber Schlingen legten, so ergab es sich unfehlbar, daß das Ergebniß nur ein Produkt ihrer überreizten Einbildungskraft gewesen war.

New-York. Charles D. Lanier.

Wirthschaftliche und soziale Revolution in Indien.

Indien, soweit es direkt unter englischer Herrschaft steht, hat 220 Millionen Einwohner; mit den Schutzstaaten sind es fast 300 Millionen, $^1/_5$ der ganzen Menschheit, nicht viel weniger, als Europa hat, wo man gegenwärtig 360 Millionen Einwohner zählt. In dieser ungeheueren Menschenmasse geht gegenwärtig eine wirthschaftliche und soziale Revolution vor sich, unter dem Einfluß der englischen Gesetzgebung und des europäischen Kapitalismus, deren Folgen Niemand ganz übersehen kann, die aber gewiß viel wichtiger ist als alle die kleinlichen politischen Zänkereien in Europa, die, weil sie sich auf einem näheren Schauplatz abspielen, unser Interesse fast ganz zu absorbiren pflegen.

Man kann sich denken, daß eine Bevölkerung von 300 Millionen Menschen verschiedener Rassen, Religionen, Kulturstufen, keine homogene Masse bildet, daß sich hier die verschiedensten Formen des Besitzes, des sozialen und politischen Lebens, finden müssen. Trotzdem kann man, ohne in den Fehler der älteren Schriftsteller zu verfallen, diese ganze, differenzirte Gesellschaft — differenzirt in mancher Hinsicht vielleicht mehr als die europäische Gesellschaft — zu uniformiren, einige allgemeine Grundzüge ihrer bisherigen Organisation festlegen.

Die politische und soziale Zelle ist die Dorfgemeinde. Diese besteht aus den Bauern und den für die Bauerngemeinde nöthigen Handwerkern: Tischler, Weber, Töpfer, Oelschläger, Grobschmied, Goldschmied, Lederarbeiter ꝛc.; dann der Gemeindeschreiber, Priester ꝛc. Die Gemeinde ist autarkisch; Alles, was sie gebraucht, wird in ihr erzeugt. Ursprünglich ist die Dorfgemeinde, die in Indien oft nachweislich aus einer Familie entstanden ist, Besitzerin des Bodens und arbeitet rein kommunistisch: alle Landarbeiter arbeiten zusammen auf dem Feld; die Handwerker arbeiten zu Hause und die Produkte werden nicht getauscht, sondern Jedem nach Bedürfniß zugetheilt. Es entwickeln sich dann individualistischere Arbeitformen: das Land wird unter die Gemeindeglieder, die Handwerker eingeschlossen, periodisch aufgetheilt, und die Produkte, soweit sie nicht für den Selbstgebrauch des einzelnen, nunmehr selbständigen Arbeiters bestimmt sind, werden getauscht; oder die Handwerker ꝛc. werden quasi Beamte der sonst bereits individuell arbeitenden Gemeinde, die gegen ein festes jährliches Deputat die vorkommenden Arbeiten besorgen; oder die periodische Auftheilung fällt weg, und die Landstücke werden individuelles Eigenthum der einzelnen Familien, jedoch immer noch mit besonderen Rechten, namentlich mit einem Vorkaufsrecht der Gemeinde. Je nach der Kulturhöhe und der Art der vorwiegenden Anbaufrucht sind diese verschiedenen Stadien — natürlich mit unendlich vielen Nuancen — in Indien erreicht. Dazu kommt noch, daß unter Umständen die Gemeinde resp. die Gemeindeglieder volle Eigenthümer des Bodens geblieben sind; daß unter anderen Umständen durch innere Entwickelung oder durch Eroberung eine Aristokratie entstanden ist, die das Obereigenthum hat und dafür eine jährliche Rente bezieht. Das Verhältniß von Obereigenthümer zu Untereigenthümer kann die verschiedensten Formen annehmen, von dem bloßen Recht auf eine ewig fixirte Abgabe bis zum reinen Zeitpachtvertrag. Die englische Gesetzgebung hat in manchen Gegenden solche Verhältnisse neu geschaffen, da oft der Steuereinnehmer fälschlich als Grundherr betrachtet wurde. Aus den ver=

schiedensten Kombinationen dieser Arbeit- und Besitzformen setzt sich nun die indische Gesellschaft zusammen.

Die Dorfgemeinde ist die politische und soziale Zelle des indischen Staates: aus einer größeren oder kleineren Anzahl solcher autarkischen Zellen setzt sich der indische Staat zusammen. Er verlangt die Entrichtung von Steuern in Naturalien (erst im Reich des Mogul wird die Steuer in Geld verlangt, aber dieses Verlangen setzt sich nur in den Ländern durch, wo die Staatsmacht stark genug ist); und als Entgeld sorgt er für die Bewässerung und für Magazine im Fall von Hungerjahren. Das ist seine ganze Funktion. Der Rechtsgrund, auf dem die Eintreibung der Steuer beruht, ist in vielen Fällen die Annahme eines obersten Eigenthums des Staates resp. des Fürsten, welcher oft göttlicher Natur ist. Der einzelnen Dorfgemeinde erscheint die „Regirung" noch heute in völlig nebelhafter Ferne. Aus diesem Wesen des Staates erklärt sich die politische Unruhe und Beweglichkeit des Landes: plötzlich entstehen ungeheuere Reiche, um eben so plötzlich wieder zu vergehen, Staaten fließen zusammen und fließen wieder auseinander. Diese Bewegungen gehen aber sämmtlich nur auf der Oberfläche der Gesellschaft vor sich; unter dieser sehr dünnen Oberfläche spürt man nichts von ihnen.

Eine große Dauerhaftigkeit hat eine soziale Organisation der geschilderten Art. Ihr verdanken die großen Völker des Ostens die uns nervösen, gehetzten Europäern so wunderbar erscheinende Stabilität ihrer Kultur. Aber der moderne Kapitalismus, dieses zersetzendste und revolutionirendste Element, das die Welt je gesehen hat, weiß auch hier seine Wirkung auszuüben. In dem soeben erschienenen dritten zehnjährigen Rapport über die Entwickelung und Lage Indiens, einem Folioband von fast 500 Seiten, finden sich darüber die interessantesten Angaben.

In Kurzem ist der sich entwickelnde Prozeß folgender: einerseits durch die Konsolidirung der Rechtsverhältnisse dadurch, daß das Eigenthum am Land mehr nach modern europäischen Begriffen gefaßt ist, und durch die Steigerung der Preise in Folge der Ermöglichung der Ausfuhr wird der Bauer in höherem Grade kreditfähig als früher. Diesen Kredit benutzt er, um sich zu verschulden. Die Verschuldungursachen sind: der im Ganzen schwankende Ernteertrag, die theueren religiösen Ceremonien und die Sucht nach kostbarem silbernen oder goldenen Schmuck. Da Zinsen bezahlt werden müssen, ist schon die frühere Autarkie des Dorfes gesprengt. Der Verkauf von Produkten aus dem Dorfe hinaus, für den Inlandhandel oder Export, der durch die besseren Verkehrsmittel und die politische Sicherheit ermöglicht ist, bleibt jetzt nicht mehr, wie zunächst, eine angenehme Sache, die Silber ins Dorf bringt; sondern er wird eine Nothwendigkeit, um die Zinsen zu bezahlen. Dadurch sind mit einem Male die Mauern eingerissen, die bis jetzt das Dorf von der Außenwelt trennten. Mit dem Weizen, der über das Meer nach England geht, gehen Sorgen und Gedanken übers Meer; der Mann, der früher der allerunabhängigiste Mensch war, ist jetzt ein von Preisschwankungen und Marktverhältnissen abhängiges Glied der allgemeinen menschlichen Gesellschaft geworden, wie sie der Kapitalismus auf allen fünf Erdtheilen geschaffen hat und schafft.

Gleichzeitig mit dem Hinausströmen von Waaren aus dem Dorf findet ein Hineinströmen von Waaren Statt. Wo noch stärkere kommunistische Bande die Gemeinde verbinden, werden sie gelockert. Indem ein Theil der Produkte Waarenformen annehmen muß, werden nach und nach alle anderen Theile mit-

gerissen: es wird Pflicht, billig zu leben, billig zu produziren, um viel verkaufen zu können. Deshalb verdrängt das Petroleum das Produkt des Oelschlägers, das englische Baumwollzeug die Arbeit des Webers; wenigstens kauft der Weber das fertige Garn, und Das ist auch bei uns in Europa immer der erste Schritt zur Vernichtung der alten Hausweberei. Und wo das Moment der Billigkeit nicht so in Frage kommt, wirkt das Moment der Eleganz und des Modischen, auch der größere praktische Werth der fremden Waaren. Der Töpfer muß seinen Erwerb zurückgehen sehen, weil immer mehr die eisernen Töpfe bevorzugt werden. Indessen beginnt der Dorfhandwerker jetzt auch, sich Maschinen zu verschaffen und mit Maschinen zu arbeiten.

Aber mit dieser Sprengung der alten Verhältnisse und der sie begleitenden tiefen Umwälzung des Lebens ist es nicht gethan: ganz Neues wird geschaffen.

Europäisches Kapital sucht auch produktive Anlage in dem neuen Land. Es gründet Baumwollspinnereien und Webereien, weil es hofft, durch die billigen Arbeitlöhne und die Transportersparnisse größere Gewinne zu machen. Es beutet die Kohlenlager aus, die durch die Eisenbahnen erschlossen sind, um die Kohlen für die Bahnen und Fabriken zu gewinnen; es gräbt Eisen und verarbeitet es. Dadurch werden zwei neue Bevölkerungsklassen geschaffen: das industrielle Proletariat und das Unternehmerthum. Und diese neue Differenzirung der Gesellschaft geht quer durch die alten vielfachen Differenzirungen der Religion, Rasse und Kaste, wirft hier Abgründe zu und schafft dort neue.

Ich will jetzt einige Detailangaben und Zahlen aus der vorerwähnten Publikation geben. Allein in dem Jahrzehnt 1880/81—1890/91 haben sich die Einnahmen der Eisenbahnen vermehrt im Verhältniß 100:186; die beförderten Güter von 100:198; die beförderten Menschen von 100:242.

Von den landwirthschaftlichen Exporten seien nur Weizen und Reis genannt. Es wurden exportirt in 1000 Cwt.:

	Weizen	Reis
1874/75	1 074	16 941
1884/85	15 831	21 702
1891/92	30 307	32 740

Die Steigerung der Preise mögen nur einige Zahlen beweisen, die einer Tabelle entnommen sind, in welcher die Preise im Jahresdurchschnitt 1880 bis 1884 = 100 gesetzt sind; die Zahlen sind auf die bekannte Weise gewonnen aus den auf den angegebenen Märkten gehandelten landwirthschaftlichen Produkten, deren Anzahl jedesmal angegeben ist.

	Patna 3	Cawnpore 7	Delhi 5	Rawal Pindi 5	Kärächi 5	Faizabad 5	Ahmadnagar 4	Jabalpur 5
1861	73,16	116,56	139,74	83,16	68,79	84,10	75,00	101,49
1870	107,89	121,79	117,85	140,18	130,09	122,54	136,81	157,00
1880	104,76	107,29	104,19	204,67	119,42	110,52	137,04	113,06
1890	124,48	125,79	122,49	99,82	106,56	139,49	101,18	139,74
1892	141,94	125,99	114,39	156,78	125,10	135,24	129,10	153,49

	Raipur 3	Bellary 4	Salem 4	Ahmadabad 7	Bakkargunge 1	Rangoon 1	Toungoo 1
1861	56,62	119,29	126,46	113,00	80,93	120,50	91,92
1870	139,36	110,69	113,43	185,47	103,86	120,50	100,78
1880	124,54	114,15	126,70	99,44	113,43	107,58	109,77
1890	149,04	112,05	108,81	120,02	165,09	111,82	125,39
1892	196,54	174,41	162,52	125,93	200,78	126,80	149,46

Die Bedeutung dieser enormen Steigerung der Preise kann man erst würdigen, wenn man daneben den Preisfall der Waaren in Europa vergleicht. In dem Journal der königl. statistischen Gesellschaft von England wird nach einer ähnlichen Methode die Preisbewegung in England verfolgt. Wenn man die Durchschnittspreise von 1867—1877 = 100 setzt, so waren die Preise für

	vegetabilische Nahrungmittel	animalische Nahrungmittel
1870—74 . . .	98	102
1875—79 . . .	93	102
1880—84 . . .	82	101
1885—89 . . .	66	84
1890—92 . . .	68	82

Entsprechend der Steigerung der Preise sind auch die Werthe des Landes außerordentlich gestiegen. So stieg im Pandjab der Zins von verpfändetem Acker von 18 Rupies in 1880/81 auf 31 Rupies in 1890/91. In Madras wurde Reisland 1862/63 mit 39 Rupies bezahlt, 1873/74 mit 146, und drei Jahre später mit 180 Rupies. In Tanjore wurde Land für 43 Rupies 1876 verkauft, das 1855 für 5 Rupies gekauft war. Das mögen wohl Ausnahmefälle sein, aber eine minder exorbitante Steigerung der Landwerthe ist allgemein.

Als ein Beispiel für das geschilderte Eindringen europäischer Waare möge die merkwürdige Steigerung des Petroleumimports dienen. Dieser stieg von 623 864 Gallons in 1875/76 auf 21 311 942 Gallons in 1885/86 und 58 109 283 in 1891/92.

Sehr interessante Zahlen bietet der Kohlenimport und die Kohlenausbeute dar.

	Import fremder Kohlen (Tons)	Ausbeute der indischen Kohlengruben (Tons)
1871/72 . . .	374 167	—
1881/82 . . .	684 201	997 730
1891/92 . . .	773 624	2 328 577

Seit 1877/78 ist der Import im Wesentlichen konstant geblieben, die einheimische Ausbeute aber hat sich stetig und ruhig vergrößert.

Die Baumwollfabriken vermehrten sich von 1881/82—1891/92 von 62 auf 127, mit einem Kapital von resp. 6,8 und 12 Mill. Rupies; die beschäftigten Arbeiter von 52 000 auf 118 000, die Spindeln von 1,5 Mill. auf 3,3 Mill. So sehr hat sich die Baumwollenindustrie entwickelt, daß sie sogar zu exportiren beginnt. Es betrug in Tausenden der

	Import		Export	
	Twist und Garn (Pfd.)	Zeug (Yards)	Twist und Garn (Pfd.)	Zeug (Yards)
1880/81	45 877	1 776 507	26 901	30 385
1891/92	50 404	1 882 884	161 253	73 351

Der Import ist nicht nennenswerth gestiegen, der Export im Verhältnisse von 100 : 599 und 100 : 241.

Die Verhältnißzahlen über die allgemeine Handelsbewegung sind, den Durchschnitt 1835—40 = 100 gesetzt:

	1841/42	1851/52	1861/62	1871/72	1881/82	1891/92
Import	157	246	449	646	988	1 897
Export	125	179	328	571	740	977

Welche Bedeutung schon jetzt der Handel Indiens für die Weltwirthschaft hat, erhellt, wenn wir die absoluten Zahlen für 1891 von einigen Ländern zusammenstellen; um den Vergleich zu ermöglichen, sind die verschiedenen Münzsorten in Reichsmark umgerechnet. Die Zahlen verstehen sich für Millionen.

	Einfuhr	Ausfuhr		Einfuhr	Ausfnhr
Großbritannien und Irland . . .	8896	5051	Frankreich	3861	2892
Vereinigte Staaten .	3479	4076	Niederlande . . .	2252	1919
Deutsches Reich . .	4151	3145	Rußland	1229	2338
			Indien	1420	2066

Alle übrigen Staaten und Länder haben einen geringeren Handel, Indien nimmt also bereits die siebente Stelle ein. Es wird aber in Kurzem weiter vorrücken. In dem letzten Jahrzehnt ist der Export Frankreichs und der Niederlande stationär geblieben, der Englands um etwa 1 pCt. gefallen, gestiegen der Deutschlands um 7 pCt., der Vereinigten Staaten um 14 pCt., aber der Indiens um 31 pCt.!

Und nun, nachdem wir uns durch die unvermeidlichen Zahlen hindurchgelesen haben, noch eine kurze Betrachtung: wie wird diese merkwürdige Entwickelung Indiens auf Europa wirken?

Von den eben aufgezählten Staaten haben, wie man sieht, eine passive Handelsbilanz Großbritannien, das Deutsche Reich, Frankreich und die Niederlande, eine aktive die Vereinigten Staaten, Rußland und Indien. Die Passivität der Handelsbilanz muß natürlich durch andere Einnahmen ausgeglichen werden, aus Rhedereien, und vor Allem aus Zinsen von Kapitalien, die in anderen Ländern angelegt sind, in Staatspapieren, Unternehmungen u. s. w.

Für einsichtige Beobachter, z. B. Sismondi, auch manche der älteren Sozialisten, war es schon am Anfang dieses Jahrhunderts klar, daß die kapitalistische Entwickelung dahin kommen mußte, daß alle die Länder, welche bis jetzt als Absatzgebiete aufgefaßt werden, sich zu Konkurrenten entwickelten. Damals war es eine englische Idee, daß die ganze übrige Welt gewissermaßen das platte Land sein solle, welches die Lebensmittel und Rohprodukte liefere, und England die Stadt, wo die Verarbeitung der Rohprodukte stattfinde und die ihren Lebensunterhalt von dem Lande beziehe. Wenn dann der Tausch Rohprodukte + Lebensmittel = Fabrikate stattfinde, so müsse Null gegen Null aufgehen. Seitdem hat sich der Kontinent die selbe Auffassung zu eigen gemacht und wie früher England allein, möchten jetzt die Hauptstaaten Europas die Industriestadt der Welt darstellen.

Die übrigen Länder exportiren nun auch Lebensmittel; immer mehr aber

kommen sie dazu, Rohstoffe nicht mehr zu exportiren, sondern diese selber zu verarbeiten. So exportirte z. B. unser Indien 1871/72 noch 7,2 Mill. Ctr. rohe Baumwolle, 1891/92 nur noch 4,4 Mill. Es ist ja entschieden vortheilhafter, die Fabrikation im eigenen Lande zu besorgen. Nach einiger Zeit kommt es dann dahin, daß das betreffende Land kein Absatzgebiet mehr darbietet, sondern von der einheimischen Industrie versorgt wird; und noch etwas später erscheint diese junge Industrie auf dem Weltmarkte und macht der der alten Staaten Konkurrenz. Wir haben ja den staunenswerthen Aufschwung des Exports indischer Baumwollwaaren ziffernmäßig beobachtet.

Die industriellen Anlagen nun in dem neuen Lande sind meistens mit Kapital des alten gemacht; von diesem Kapital fließen die Zinsen in das betreffende Land; und damit scheint ja zunächst Alles gut. Aber da die Absatzmöglichkeit für die Produkte des alten Landes dadurch geringer wird, kann natürlich dort nicht mehr so viel produzirt werden; und wenn nicht mehr so viel produzirt wird, werden weniger Arbeiter nöthig. Es entstehen Krisen, Arbeitlosigkeit u. s. w., und die Zahl der Arbeiter in dem alten Lande sinkt. Dieser Prozeß geht immer weiter fort: schließlich finden es die Kapitalisten, die ihre Revenuen nicht mehr aus Anlagen im eigenen Lande ziehen, vortheilhafter und praktischer, wenn sie in das Land übersiedeln, wo ihr Kapital investirt ist; und so ist denn das Endresultat dieser Entwickelung ein verarmtes Land.

Man schätzt nun gegenwärtig, daß Großbritanniens Einnahmen aus Rhederei, die vom Auslande gezahlt werden, 75 Mill. Pfd. Sterl. betragen, und daß das im Auslande placirte englische Kapital die Summe von 2000 Mill. Pfd. Sterl. erreicht. Dieses ist zum Theil in Ländern engagirt mit noch hohen Profiten, wir können deshalb eine vierprozentige Verzinsung als ganz gewiß annehmen und werden uns dabei noch zu unsern Ungunsten irren. 4 pCt. von 2000 Mill. Pfd. Sterl. sind 80 Mill. Pfd. Sterl.; 80 und 75 sind zusammen 155 Mill. Pfd. Sterl. Die Handelsbilanz war 1893 mit 126 Mill. Pfd. Sterl. passiv; 126 von 155 bleiben 29 Mill. Pfd. Sterl., um welche die Zahlungbilanz Englands also trotz Alledem noch aktiv ist, und die wiederum in Indien, den Vereinigten Staaten, Kanada, Rußland, Australien oder Gott weiß wo angelegt werden. In Wirklichkeit sollen ca. 100 Mill. Pfd. Sterl. jährlich auf diese Weise „auswandern“.

In unserem kleinen Europa haben wir den geschilderten Prozeß schon verschiedentlich erlebt; in Morea und Sizilien hatte sich eine kapitalistische Kultur auf Grundlage der Seidenmanufaktur entwickelt; wo sind ihre Spuren? Was ist aus Spaniens wirthschaftlicher Blüthe geworden, die auf der Wollmanufaktur ruhte? Was sind die lombardischen Städte, welche die Erbschaft Siziliens und Moreas angetreten haben, was Holland, das die Erbschaft Spaniens und der oberitalienischen Städte antrat?

Die „Times“, Wochenausgabe vom 25. Mai, brachte eine Notiz „Eine verlassene Farm“. Da heißt es, „die Farm nimmt 360 acre ein; es waren zur Bearbeitung nöthig 6 Spann Pferde, 6 Knechte, 6 Tagelöhner und Jungen. Sie brachte nicht weniger als 5 Quarter Weizen per acre, und oft war der Durchschnitt 6 Quarter. Es wuchsen 5—6 Quarter Gerste und sie hat zuweilen bis 13 Quarter Hafer getragen. Da waren Milchkühe, wurden Kälber gemästet und aufgezogen. Die Farm brachte also gute Früchte und gebrauchte einen großen Betrag Arbeit. Heute wohnt dort Verlassenheit und Oede. Die Felder, einst beständig unter dem Pflug, sind bedeckt mit einem werthlosen Kraut. Die

früher so niedlichen und zierlichen Hecken sind unbeschnitten und überwuchern; Schößlinge der Büsche sind ein Dutzend Yards an jeder Seite des Zauns entlang aufgeschossen, und die gerade Hecke, die einst eine Zierde war, ist jetzt ein breiter Gürtel stachlichen Reisholzes. Unregelmäßige Oeffnungen, zuweilen mit einem vermoderten Pfosten, welcher wie eine vergessene Schildwache dasteht, zeigen, wo einst das Thor war. Die Drains sind verstopft und unbrauchbar und die Gräben, anstatt das Wasser fortzuführen, lassen es stagniren und auf das Land treten und erzeugen so eine werthlose Vegetation von Schilf und Binsen. Die Gebäude, die bequem und solid gebaut waren, als noch Wirthschaft getrieben wurde, verfallen zusehends durch die Vernachlässigung; Thüren, deren Schlösser verschwunden sind, knarren im Winde, keine Hand ist da, die Ziegel zu erneuern, und die Löcher im Dach werden immer größer, durch welche der Regen das Zerstörungwerk im Innern fortsetzt. Die Ställe sind ohne Vieh, die Stände leer und im Geräthschuppen findet sich weder Wagen noch Pflug noch sonstiges Geräth. Das Haus ist verödet, nur in einem Zimmer wohnt ein Wachmann, dessen schlürfender Schritt in Einklang steht mit der Einsamkeit, welche hier herrscht. — Diese verlassene Farm liegt nicht in einem entlegenen oder schwer zugänglichen Theile des Landes; im Gegentheil, das Farmhaus ist weniger als zehn Minuten Weges von einer Eisenbahnstation entfernt, von wo ein Dutzend Züge täglich nach London gehen. Obwohl das Land so wenig Nutzen bringt wie eine Wüste, muß der unglückselige Besitzer doch noch jährlich dafür seine Steuern und andere Ausgaben bezahlen. Und es ist zu befürchten, daß es wie ihm eben so vielen Andern gehen wird, welche Jahr für Jahr eine verlorene Schlacht gegen die schlechten Preise und kleinen Ernten auf dem kalten Thonboden von Essex kämpfen."

Die Agrarkrisis hängt freilich nur mittelbar mit der vorhin geschilderten Entwickelung der Dinge zusammen: aber sie wirkt in derselben Richtung. Nicht viele Jahre werden dahin gehen, dann kann die „Times" ihre sämmtlichen Spalten mit solchen Beschreibungen füllen; dann kann sie auch verlassene Spinnereien und Webereien, ausgeblasene Hochöfen und eingestürzte Schächte beschreiben; dann kann sie schildern, wie hungernde und verzweifelnde Menschen in diesen Ruinen umherirren; dann kann sie in ihrer Rubrik „The Public Health" erzählen, wie die Reihe der Sterbefälle wöchentlich anschwillt; die englischen Statistiker können konstatiren, daß die Geburten und Ehen abnehmen; und auf den wenigen, halbverfaulten Schiffen, die dann noch von der stolzen Flotte Albions übrig sein werden, werden die letzten Kapitalisten aus dem Lande fliehen, Dieser nach Amerika, Jener nach Australien, der Dritte nach Indien, wo Jeder sein Vermögen angelegt hat.

Und denselben Prozeß werden die Staaten des Kontinents durchmachen, der eine früher, der andere später, langsamer und schneller, wie gerade die soziale Konstitution eines jeden beschaffen ist. Von Europa wird man dann in Indien oder Amerika sprechen, wie wir heute von Italien; man wird Reisen dorthin machen, um die Reste einer stolzen Vergangenheit zu bewundern, und wird sich über das bettelnde und wegelagernde Gesindel ärgern, dem man hier überall begegnet; — so wird es sein, wenn nicht eine soziale Revolution die Geschichte in neue Bahnen lenkt, von denen Ben Akibas Weisheit nicht gilt und über die also auch noch nichts zu verrathen ist.

Dr. Paul Ernst.

Sozialpädagogik.

Noch ist das Kindlein nicht geboren, und schon wird ihm nach guter deutscher lehrmeisterlicher Methode eine Pädagogik, eine Sozialpädagogik, angesonnen. Es ist der durch sein freimüthiges Eintreten für gewisse Anschauungen, die das sozialistische Taufbecken mindestens benetzt hat, bekannt gewordene Marburger Professor Paul Natorp, der Dies in einer inhaltreichen, wenn auch dem äußeren Umfange nach kleinen Schrift*) versucht hat. Klein ist die Schrift geblieben, weil der Verfasser die Sozialpädagogik, die ihm vorschwebt, nicht vollständig niedergeschrieben, auch nicht etwa ihren Grundriß festzulegen versucht, sondern sich im Wesentlichen darauf beschränkt hat, ein Kapitel daraus — das über die „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität“ — mitzutheilen und zu begründen. Warum aber nur dies eine Kapitel, diesen einen, zwar im gewissen Sinne sehr wichtigen, aber doch immerhin eingeengten Abschnitt aus einem so überreichen Stoffgebiet? Ich möchte glauben, ohne daß mir der Verfasser Das natürlich zugeben wird, daß sich darin eine gewisse innere Unmöglichkeit in der Formulirung der Aufgabe, wie er sie vorgenommen hat, wiederspiegelt. Der Verfasser geht von der Idealforderung einer „Heranbildung des Volkes, d. h. der Gesammtheit der Arbeitenden, auf dem Grunde der Arbeit und Arbeitgemeinschaft, zur höchsten nur erreichbaren Stufe wissenschaftlicher, sittlicher, aesthetischer Kultur und zwar in Gemeinschaft, durch Gemeinschaft, als Gemeinschaft“ aus. Er fordert eine gleiche und gemeinsame Entfaltung aller menschlichen Kräfte und damit „die gleiche und gemeinsame Theilnahme Aller am sozialen Ernährungprozeß“, was wiederum nur möglich sei, „auf der Grundlage der Gemeinschaft der Bildung“. Er verneint jedes „Vorrecht“ auf Bildunganspruch und Bildungerwerb für „verschiedene gesellschaftliche Klassen“, — und ich möchte schon hier einschalten, daß es mir wünschenswerth erschienen wäre, wenn der Verfasser diesen engen Begriff erweitert und damit eine zweideutige Fassung vermieden hätte. Da er die Gleichheit und Gemeinschaft der Bildung so sehr betont, müßte man erfahren, wie weit er eigentlich noch ein Vorrecht zugesteht, wo es nicht auf dem Unterschied der Klassen, sondern auf dem Unterschied der Organisation, der groben oder feinen Veranlagung des Knochengerüstes, des Nervenlebens, u. s. w. beruht. Denn hier ist offenbar für die Herstellung einer Gemeinsamkeit der Bildung ein weit schwierigerer Knoten zu entwirren, als es der ist, der in dem gesellschaftlichen Klassenunterschied steckt.

Ich will nun ganz ununtersucht lassen, ob die „Arbeit und Arbeit-

*) Religion innerhalb der Grenzen der Humanität. Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik. Von Paul Natorp, Freiburg. Mohr. 1894.

gemeinschaft", die der Verfasser durchweg als Kern, Mittelpunkt und wahren Quell der Sittlichkeit behandelt, alles Das in der That für die Sittlichkeit zu leisten vermag, was er sich von ihr verspricht. Zugegeben, daß Dem so wäre und daß Gemeinschaft der Bildung als grundlegend in diesem Sinne also an die erste Stelle rückte, so entsteht die weitere Frage: ist eine solche überhaupt denkbar? Der Verfasser thut diese Frage, die eigentlich die erste sein müßte, ziemlich spät, nämlich erst auf der vorletzten Seite seiner Schrift, wo es heißt: „Zuletzt freilich stoßen wir immer wieder auf die ernste Frage: „ob Angesichts der bestehenden Klassengegensätze die Gemeinschaft der Bildung, die wir fordern, überhaupt nur denkbar ist?" Die Antwort hierauf lautet: „Sie ist denkbar, denn es ist undenkbar, bei dem gegenwärtigen Zustand länger zu verharren. Sie ist unter den obwaltenden Gegensätzen nicht denkbar, — also sind diese Gegensätze zu überwinden".

Der indirekte Beweis, daß Etwas, dessen Möglichkeit sich nicht recht nachweisen läßt, trotzdem deshalb möglich sein müsse, weil das Bestehende nicht länger möglich sei, hat immer für besonders schwach gegolten und würde es auch in diesem Fall sein, wenn nicht etwas Anderes hinzukäme, das der Verfasser für sich anrufen konnte, obwohl er versäumt hat, es zu thun. Dies Moment, das hinzukommt, das die Anbahnung eines gleichartigen, gemeinschaftlichen Bildungbesitzes — in gewissen Grenzen für Alle — weniger visionär erscheinen läßt, ist die in der Kulturentwickelung der Menschheit, wenn man sie in allergrößten Zügen überschlägt, gelegene Abschleifung der Gegensätze, die Ueberbrückung trennender Abgründe, die fortwährend, unabläßig — trotz allen retardirenden Momenten — sich durchsetzende Ueberwindung der Menschheitsperre, d. h. alles Dessen, was der Vereinigung von Mensch zu Mensch zu einer Gemeinsamkeit ihrer Interessen entgegensteht.

Wer diesen Prozeß vor sich gehen sieht, wird dem Glauben Natorps keine absolute Verneinung entgegenzusetzen geneigt sein, denn er sieht den Träger einer gleichartigen, gemeinschaftlichen Bildung allerdings langsam durch die Jahrtausende heranwachsen. Aber er wird sich auch nicht darüber täuschen, daß zwischen dem Heute und jenem Morgen sicherlich ökonomische Umwälzungen, soziale Erschütterungen und verwüstende Orkane auftreten dürften, deren Umfang und Wirkung sich aller Vorausberechnung entziehen. In diese Nebelferne, auf diesen feuerspeienden Boden läßt sich keine Sozialpädagogik aufbauen. Der Verfasser scheint Das selbst einigermaßen gefühlt zu haben. Er sagt irgendwo: „So stehen wir hier freilich nicht vor einer bloßen Unterrichtsfrage, sondern unmittelbar vor der Frage der Organisation menschlichen Gemeinschaftlebens: vor der sozialen Frage". Aber eben deshalb, weil wir hier nicht vor einer bloßen Unterrichtsfrage stehen, ist der Ausdruck Pädagogik

übel angebracht, selbst wenn man sie als „höhere Pädagogik“ bezeichnet. Der Verfasser stellt ihr als Aufgabe: „Sie hat, als Theorie, die sozialen Bedingungen der Bildung und die Bildungbedingungen des sozialen Lebens und zwar unter der berichtigten Voraussetzung, daß die Gesellschaftform veränderlich, daß sie der Entwickelung unterworfen sei, zu erforschen, als Praxis, Mittel und Wege zu finden, um jene wie diese Bedingungen, gemäß der Idee, welche das Ziel gedachter Entwickelung bezeichnet, herbeizuführen und zu gestalten“. Darin liegt im Grunde, wenn man einen Augenblick prüfend stehend bleibt und sich diese Formel näher betrachtet, eine ganz ungeheuerliche Zumuthung. Ein Vergleich dürfte Das veranschaulichen. Jeder Pädagoge wird sich wohl eine Idealvorstellung des Zieles, das er durch den Unterricht erreichen möchte, bilden, er wird aber, dem konkreten Fall gegenüber, von diesem Ideal so viel nachlassen, wie es die äußeren Umstände, also namentlich die speziellen, vielleicht aufs Knappste zugeschnittenen Lebensverhältnisse des Schülers, erheischen. Er wird sich nicht die Aufgabe stellen, die darin gelegenen Erschwerungen und Unmöglichkeiten durch seine Pädagogik aus dem Felde zu räumen. Das ist aber im Grunde genau Das, was Natorp für sein Ziel —: „die Gemeinschaft der (so und so beschaffenen) Bildung“ — der „höheren Pädagogik“ zumuthet. Er erkennt, daß die Durchführung seines Ideals „unter den obwaltenden Gegensätzen“ nicht denkbar ist, er dekretirt: „diese Gegensätze sind zu überwinden“ und er verlangt von der Sozialpädagogik, daß sie die Mittel und Wege dazu ausfindig machen und, mehr noch als Das, daß sie diese auch noch herbeiführen und gestalten soll. Ich glaube, daß hier doch wesentliche Verwechselungen der Arbeitgebiete vorliegen und daß der Verfasser das Pensum umstürzender Kulturarbeit, das vorher zu erledigen ist, unwillkürlich zu sehr aus dem Gesichtswinkel der Studirstube und des den realen Lebensverhältnissen fern stehenden Lehrers ins Auge faßt.

Wie das Menschheitbild ungefähr beschaffen sein müßte, dem eine „Gemeinschaft der Bildung“ in wesentlich erweitertem Umfang und in vertiefter Bedeutung etwa zugemuthet werden könnte, Das entzieht sich meines Erachtens jeder Voraussicht. So viel aber scheint mir gewiß, daß sich mit dieser Bezeichnung — wenn sie etwas Positives bedeuten soll —, angewandt etwa auf einen Ackerknecht oder auf einen elf Stunden arbeitenden Ziegelarbeiter einerseits und auf einen Künstler oder Denker andererseits, kein irgendwie erträglicher Sinn verbinden läßt. Und selbst wenn man, um den Klassengegensätzen nicht zu begegnen, eine ganz andere „Organisation menschlichen Gemeinschaftlebens zu Grunde legen wollte, so stieße man, wie schon erwähnt wurde, auf die Gegensätze der Organisationen. Mich dünkt, die „gemeinschaftliche Bildung“ im engeren Wortverstand könnte recht gut die

Gemeinschaft der Klassen umfassen, wenn diese nur wiederum die Gemeinschaft der Organisationen statt des Standes und des Geldbesitzes bedeutete, nach der jetzt der Zuschnitt des Bildungplanes hauptsächlich zu erfolgen pflegt. Was sich dann als Gemeinschaftliches in der Bildung der verschiedenen Klassen immer noch entfalten könnte, würde sich zwar mit Dem, was Natorp beansprucht, wohl nicht mehr decken, aber vielleicht auf einer natürlicheren Unterlage ruhen.

Die Unmöglichkeit der Formulirung der Aufgabe hätte sich wohl noch deutlicher herausgestellt, wenn Natorp sich tiefer mit ihr eingelassen hätte. Ihm war es indessen hauptsächlich um die religiöse Seite zu thun. Er wünscht den Antheil, welcher der Religion bei der Verwirklichung der bezeichneten Forderungen zufallen dürfte, festzustellen, und er wünscht zu diesem Behuf mit zwei Seiten, von denen er Anfechtung erwartet, abzurechnen, einerseits mit Denen, welchen die Religion weit mehr als ein bloßer Bestandtheil der Menschenbildung ist, welchen sie „höher denn alle Vernunft" steht, andererseits mit Denen, welchen im Gegentheil Humanität viel zu hoch steht, um ein so ungreifbares, ungewisses, subjektives Ding, wie Religion sei, in ihren Begriff aufzunehmen. Die durchaus ruhige, sachgemäße, vertiefte Erörterung der prinzipiellen Seiten der Grundfragen nimmt von vorn herein für den Verfasser ein. Das schließt aber nicht jede Unklarheit aus. Mir geht es gleich mit dem Ausdruck „innerhalb der Grenzen der Humanität" so. Ich finde den Ausdruck, schon wegen des Anklangs an Kants „Innerhalb der Grenzen der Vernunft", sehr glücklich gewählt, aber übermäßig klar finde ich ihn nicht. Den Kern bildet die „Idee der Menschheit". Aber es ist auch mit der „Idee der Menschheit" so ein eigenthümlich Ding. Schiller schreibt einmal an Erhard (zufällig genau vor hundert Jahren): „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgiltig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist, Das ist mein Wahlspruch." Hier erkennt man leicht, daß das „glühend" sich im Grunde nur auf die „Welt des Ideals" bezieht, von der Schiller vorher spricht, deren an sich gleichgiltigen Handlanger die Menschheit (in Schillers Augen) abgiebt. Wie vertrüge sich mit einem wirklich zu Grunde liegenden herzlichen Brudergefühl, mit einem Mit- und Ineinanderleben mit Allen, wie sie Natorp ausdrücklich fordert, die „Gleichgiltigkeit gegen das ganze Geschlecht", der das gütige und menschliche Verhalten gegen den Einzelnen nur gewissermaßen mildernd — ohne vollen Herzensantheil — gegenübertritt? Aber auch Natorp sagt irgendwo: „Was liegt denn so sehr am Einzelnen, daß die Betrachtung seines Schicksals mich, ich sage nicht, rühren, sondern umwandeln, mir einen neuen Willen einpflanzen, mich zum Handeln bestimmen

sollte?" Da möchte ich mir doch die Gegenfrage erlauben: Wie viele Einzelne müssen denn zusammenkommen, damit Etwas an ihnen gelegen ist, wenn an dem einen Einzelnen nichts gelegen ist, und wo bleibt überhaupt die Gemeinschaft Aller, wenn ich den Einzelnen ausschließen kann?

Natorp möchte Religion — in gewissem Sinne — erhalten wissen, es widerstrebt ihm, ganz mit ihr „aufzuräumen" oder sie „in die Isolirkammer der Individualität einzuschließen." Allein, damit Dies möglich sei, soll sie ihren „Transcendenzanspruch" völlig fahren lassen. Unser Sozialpädagoge hebt besonders zwei ihm vor Allem bedeutungvoll erscheinende Momente der Religion, d. h. des Gottesglaubens, hervor, einerseits, daß sie „die unmittelbare und lebendige Gewißheit einer Macht des Guten in der Welt, in den Herzen der Menschen und über sie" in sich schließe, andererseits, daß sie vom Anbeginn die Gemeinschaft von Mensch zu Mensch vorausgesetzt und unmittelbar in diese Gemeinschaft eingeführt habe. Sie habe insofern ein Leben, nicht eine bloße Lehre, bedeuten wollen und bedeutet und dieser Wirkung der Religion lasse sich, gerade bei dem heutigen Zustand der Gesellschaft, so leicht nichts Gleichwerthiges an die Seite setzen. Die Religion soll damit gewissermaßen für den „Humanismus" beschlagnahmt werden. Allein die Religion hat diese Bedeutung, die ihr ja ohne Zweifel zukommt, doch immer nur im Zusammenhang mit dem Transcendentalen gehabt. Selbst da, wo dies Transcendentale, frei von jeder Bekenntnißformel, ganz aufgeht in einen Accord des vor der „unendlichen" Natur, vor dem Geheimniß des Seins ergriffen verharrenden Gefühls, bezieht sich die Gemeinschaft doch nur auf Diejenigen, die daran Theil haben. Natorp legt Werth darauf, in der Kirche zu verharren, so lange sie ihn nicht herausdränge, „weil eine noch so unvollkommene, aber doch von beiden Theilen gewollte Gemeinschaft immer besser ist als keine". Ich kann mir mancherlei Gründe denken, weshalb die Kirche es vorziehen mag, den Ungläubigen, der doch auch wieder eine Sinneswandlung erleben kann, nicht hinauszudrängen, und andererseits Gründe, die den vom Glauben Abgefallenen veranlassen können, in der Kirche zu verbleiben; aber wie Jemand Dies thun kann gerade um der Gemeinschaft willen, während eine andere als eine rein äußere Gemeinschaft doch gar nicht mehr zwischen ihm und der Kirche besteht, Das ist mir doch unverständlich. Etwas Anderes ist es natürlich, wenn der Verfasser, wie er selbst sagt, in der Kirche seinen Platz zu behaupten wünscht, um „in ihr selbst auf ihre innere Umarbeitung hinzuarbeiten". Und hieran schließt sich, als Ergebniß seines Gedankenganges, gleich etwas Anderes an, was mir nicht die am Wenigsten interessante Partie seiner beachtenswerthen Schrift zu sein scheint. Er sieht als nächste Etappe, „bis etwa die von uns geforderte Humanisirung der Religion von

der Kirche selbst vollbracht ist", das Ziel an, daß der Staat den Religionunterricht in der öffentlichen Schule, ohne ihn als Religionunterricht aufzuheben, „auf den selbständigen Grund einer von Kirche und Dogma unabhängigen, wissenschaftlichen Pädagogik" stelle. Er versteht darunter, namentlich „in der für Alle gemeinsamen, obligatorischen Volksschule" einen Unterricht, der dem Kinde die religiösen Erzählungen „zunächst einfach als ‚Geschichte', nicht im wissenschaftlichen, sondern im naiven Sinne" zu Theil werden läßt. Der Lehrer enthülle so eindringlich wie nur möglich „die große sittliche Wahrheit, die in dem Gewande der Geschichte sich jedenfalls birgt", sage aber dem Kinde, falls es die unausbleibliche Frage stellt, ob Das nun eine wahre Geschichte oder blos ein hübsches Märchen sei, „klar und bestimmt": es werde später, wenn es erst vieles Andere gelernt habe, sich selbständig darüber zu entscheiden haben; Tausende seien von der Wahrheit überzeugt und fänden in dieser Ueberzeugung ihre Seligkeit, viele Andere könnten es nicht, — keine Lehre über diese Dinge habe aber ein Recht, die Ueberzeugung, daß es so sei, von dem Einzelnen zu verlangen.

Daß ein Vorschlag dieser Art von angesehner wissenschaftlicher Stelle aus auch nur vorgebracht und offen zur Prüfung gestellt werden kann, bleibt als Zeichen der Zeit bemerkenswerth. Vor etwa neunzehn Jahren veröffentlichte ich eine Schrift, die trotz manchen Schwächen damals ein gewisses Aufsehen erregte und für stimmführend galt: „Das Leben ohne Gott". Darin war u. A. von der großen Zahl „unbewußter Atheisten" die Rede, die ihre Reihen fortwährend vermehrten. Allein das Unbewußtsein schreitet in der menschheitlichen Entwickelung zum Bewußtsein fort, und daß in dieser Richtung in den verflossenen Jahren fortgeschritten worden ist, dafür ist mir gerade Natorps Schrift ein auffälliger Beweis. Mit dem Bewußtsein steigt das Selbstbewußtsein, das Selbstgefühl, und mich dünkt, dies Selbstgefühl ist noch nie so unumwunden, bei aller Ruhe und Milde, wie in dem Natorpschen Vorschlag an die Kirche zu Tage getreten: den dogmatischen Anspruch rückhaltlos aufzugeben und den Religionunterricht auf eine wissenschaftliche Pädagogik aufzubauen. Im Grunde ist dies doch nur eine gelinde Umschreibung der Forderung des Unglaubens an den Glauben: „Tritt dein Szepter ab und gieb es mir, ich werde es hinfort in Deinem Namen führen". Wird der Glaube — oder die Kirche —, wenn es jemals so weit käme, sich einer solchen Forderung fügen, um Etwas, was dann nur noch dem Namen nach existirte, zu retten? Ich denke mir, die Kirche würde, eingedenk Dessen, daß sie eine große geschichtliche Macht gewesen ist, doch noch lieber ihr Szepter zerbrechen und es dem Unglauben überlassen, sich ein neues aus grünem Naturholz zu schnitzen.

Dresden. Dr. Julius Duboc.

Es giebt Heilmittel.

(Eine offene Antwort an Herrn Dr. Max Asch.*)

Mußte es sein? Mußte Ihr bilderstürzender Angriff auf Alle, die arzeneien, und auf alle Arzeneien jetzt erfolgen, wo der Herr Pfarrer Kneipp und der Herr Rechtsanwalt Glünnicke, wo Schaaren von Masseuren, Magnetopathen, Naturheiligen Ihrem und meinem „Triebe der Selbsterhaltung und dem Willen zur Macht und Herrschaft" ohnehin schon viele und schwere Sorgen bereiten?! Heute, wo Herr „Direktor" Canitz und ähnliche Vorkämpfer „schöpferischer Geistesarbeit im freien Spiel der Kräfte" die heilende Kraft der Natur an mehreren Abenden der Woche zu volksthümlich kleinen Preisen verzapfen, würde selbst Robert Mayer nicht mehr „aus Gram dem Irrsinn verfallen, weil keine wissenschaftliche Zeitschrift seine Aufsätze aufnehmen wollte." Unter uns, Herr Kollege! Dieser Bär, den Sie den Lesern der „Zukunft" aufgebunden haben, ist doch ein recht plumpes Thier. Wie leicht könnten nicht manche von diesen Lesern so gut wie wir Beide genau wissen, daß Jul. Rob. Mayer seine erste grundlegende Arbeit über die Erhaltung der Kraft in des berühmten Liebig Annalen XLII im Jahre 1842 drucken ließ und daß er erst vierzig oder mehr Jahre später in religiösen Wahns Umnachtung seiner Jugend naturwissenschaftliche Irrthümer abschwor? Diese dichterische Ausschmückung ist freilich nur ein kleines Beiwerk der krausen Arabesken Ihres Ingrimms. Sie citiren die „höllischen Latwerge" aus dem Trutzspruche des weiland Doktoren der Medizin Heinrich Faust:

So haben wir mit höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben;
Sie welkten hin, ich muß erleben,
Daß man den frechen Mörder lobt.

Da hat Sie ja in einem weltberühmten Werke der selige Kollege schon vollständig vorausgeahnt! Zudem hat ja, wie Ihnen bekannt, lange ehe die synthetische Chemie Ihren ärztlichen Zorn erregte, Molière schon die geistreichsten Geißelhiebe gegen die zünftige Medizin „seignare, clysterisare, purgare" geführt. Das Klystier und der Aderlaß zum Mindesten hatten noch mit den Heilgiften der synthetischen Chemie nichts, und das Purgiren kaum Etwas gemein, da doch selbst Sie für die Heilfaktoren „mehr oder weniger unschuldiger Pflanzen" sich einige Nachsicht bewahrt haben. Ihr kleiner, geistig so hübsch zugespitzter und stilistisch so kunstvoll abgerundeter Aufsatz bringt ja Vieles; brächte er nur auch noch für Jemand etwas — Neues! Ich konnte, so lange ich aufmerksam Ihr „Giebt es Heilmittel?" las, die Erinnerung an eine kleine statistische Studie nicht loswerden, die vor mehreren Jahren durch die Berliner Zeitungen ging. Da hatte ein eifriger Mann herausgerechnet, daß der Werthschaden, welcher beim Feuerlöschen in Berlin durch das hierzu verwendete Wasser

*) S. No. 42 der „Zukunft."

entsteht, den Feuerschaden weitaus übertrifft. Ich weiß nicht, ob jener Forscher mit seinen Zahlen Recht hatte, aber es war brav und edel von ihm, daß er nicht sogleich verlangte, man solle der Feuerwehr das Spritzen verbieten.

Sie wollen von Heilmitteln sprechen und sprechen doch nur oder vorzugsweise von denjenigen Arzeneistoffen, welche zur ärztlichen Verfügung erst bereit stehen, seit die hochentwickelte chemische Wissenschaft es versteht, die Grundstoffe, auf welche nach unzähligen, von den verschiedensten einwandsfreien Forschern aller kultivirten Länder angestellten Untersuchungen die Wirkung bezogen werden muß, rein und frei von unnützen oder schädlichen Beimengungen herzustellen. Sie lassen es als „nicht nothwendig erscheinen, den harmlosen Köhlerglauben an die angeblichen Heilfaktoren auch der weniger unschuldigen Pflanzen zu zerstören", aber Sie werden sofort „giftig", wenn es der Chemie gelingt, die Chinarinde, die Mohnpflanze, die Tollkirsche, durch die in der Handhabung und Wirkung weit sichereren, also ungefährlicheren Stoffe, das Chinin, das Morphin, das Atropin zu ersetzen? Sehen wir für einen Augenblick von dem Heilzweck und der Heilwirkung ab, so ist doch die Form Ihrer Darstellung ganz allein geeignet, bei Unkundigen den „Köhlerglauben" zu erwecken, daß die Fortschritte der Chemie ein Unheil in der Heilkunde anrichten. Und für diesen Schluß bringen Sie doch nirgends auch nur den Schatten eines Grundes bei. Sie glauben doch nicht, daß Jemand, Arzt oder Laie, vor hundert Jahren weniger im Stande war, einen Anderen, Kranken oder Gesunden, durch Tollkirsche zu vergiften als heute durch Atropin? Und wenn die Chemie darüber hinaus es fertig bringt, statt aus giftigen Kräutern auch noch in anderer Weise „reguläre Giftkörper" darzustellen, so schafft sie hierdurch nach vernünftigem Ermessen doch keinerlei neue Gefahr.

Sie wollen die Anwendung „chemischer" Heilmittel bekämpfen und wenden sich eifernd gegen die Aerzte. Drängte Ihnen selbst sich nicht die Frage auf: cui bono? wem sollte Ihr Aufwand an Arbeit und Scharfsinn zum Nutzen gereichen? Die Aerzte haben doch nicht die Krankheiten in die Welt gesetzt. Sie sprechen von den „Heilbestrebungen der Natur", die nie und nirgends vorhanden waren oder sind, und es wäre doch das Nächste gewesen, darauf hinzuweisen, daß das Krankwerden ein natürlicher Vorgang ist, der allmählich dazu führte, daß wir Beide uns des ärztlichen Daseins in Berlin gar nicht genug erfreuen können. Denn erst das Vorhandensein von Krankheiten brachte einzelne geistig und sittlich bevorzugte Menschen auf den Gedanken, dem Wesen der Krankheiten und den Mitteln wider sie nachzusinnen, um die Ergebnisse der Beobachtungen und Untersuchungen in den Dienst leidender, bedürftiger Mitmenschen stellen zu können. Darum war und ist bei den Wilden, die bekanntlich „bessere Menschen" sind, die ärztliche Thätigkeit mit Recht eine „priesterliche Funktion", und wer, wie wir Beide, in dieser edelsten Absicht sein Leben und seine Kräfte in den Dienst seiner unwissenderen, hilfsbedürftigen Nebenmenschen stellt, Dem mag man es nicht allzu hart anrechnen, wenn er „mit hoheitvoller Miene an das Krankenbett herantritt". Ist diese Miene gar wirklich der Ausdruck inneren, weihevollen Empfindens in einem die Selbstverleugnung und den Opfermuth oft peinlich herausfordernden Berufe, dann ist sie, wenn irgendwo, bei einem Arzte am richtigen Ort und nicht bei dem „Anderen, der ohne den Apothekerkram den natürlichen Heilvorgang zu unterstützen bestrebt ist", — es sei denn, daß auch „der Andere" ein Arzt ist. Ach, lieber Kollege, unsere Tage

sind für uns Aerzte nicht die Zeit „hoheitvoller Mienen“; der Stolz der Aerzte hat sich unter dem materiellen Druck, der schwer auf ihnen lastet, sehr gelegt, und wenn ich dem ärztlichen Stande und der Welt in dieser Beziehung etwas Gutes wünschen dürfte, dann wäre es: wieder etwas mehr Stolz und Hoheit bei den Aerzten! Mit welchen Mitteln ein Arzt einen Kranken behandeln soll, Das läßt sich nicht bis in die Einzelnheit des „chemischen Körpers“ oder des „natürlichen Heilfaktors“ vorschreiben, weil es immer ausschlaggebend von den Kenntnissen, der Verständigkeit und der Gewissenhaftigkeit des Einzelnen abhängig war und bleibt. Und wer ehrlich ist, wie Sie, und vom Ingrimm über die Mängel des Menschenwerkes sich nicht hinreißen läßt, wie Sie, Den wird niemals die Furcht anwandeln, wie Sie, daß „die gläubige Schaar Derer, welche bisher durch die Autorität der Wissenschaft sich haben leiten lassen, sich mehr und mehr zu lichten droht“.

Sie schildern einen Grund Ihrer Beklemmungen: „Einen geradezu beängstigenden Aufschwung nahm die Produktion und Anwendung von Medikamenten in unserm Jahrhundert, als es gelang, eine Unzahl von angeblich ganz außerordentlich heilkräftigen Mitteln zur produziren.“ Daß Sie das volltönende Wort „Jahrhundert“ hineinschlüpfen lassen, wo es sich thatsächlich nur um das Drittel eines solchen Zeitumfanges handelt, muß vielleicht als stilgerecht gelten. Daß das Suchen und Finden und Anpreisen neuer Heilmittel den Arzt „geradezu beängstigt“, ist schon befremdlicher. Fast unerklärlich aber bleibt, warum Ihre nun sich anschließenden Erörterungen durch mehrere Seiten ununterbrochen — acht Zeilen, die von der Salicylsäure handeln, ausgenommen — vom Quecksilber, von den Eisenpräparaten, vom Chinin, von den Arsenverbindungen, vom Alkohol, dem Kampher, dem Moschus, dem Aether, der Benzoesäure handeln um sich dann „zum Schluß“ denjenigen „symptomatischen Heilmitteln“ in fliegender Kürze zuzuwenden, „deren Anzahl Legion ist“. Diese Mittel waren aber doch vor der synthetischen Chemie, vor hundert, vor einer Legion Jahren bekannt und im Schwang. Ihre längsten Argumentationen richten sich — fast eine Seite Ihres Aufsatzes — gegen die Anwendung des Quecksilbers bei der Syphilis. Nun sagt Gabriel Falloppius (De morbo gallico liber absolutissimus. Patavii 1564 p. 44) in dem Cap. LXXVI: Prima ratio empirica, qua sanatus est morbus in Italia, fuit ab argento vivo sumpta; quoniam cum caeperit grassari morbus, chirurgici, qui nitebantur onmem lapidem movere, cum legissent Hydrargyron nimium valere ad scabiem rebellem, cumque primis temporibus lues haec ulcera afferret, experti sunt argentum vivum et faeliciter quidem. Nun folgt die Beschreibung gefährlicher Nebenwirkungen des Quecksilbers, wozu er den Marasmus, die Zerstörung des Gaumens und der Schädelknochen rechnet; hier schreibt er, um das Quecksilber recht zu belasten (p. 59/60): Occasiones tumorum proveniunt a visceribus affectis, sed, ut in pluribus, post inunctionem hydrargyri, qui non sanarit aegros. Haec igitur est occasio non levis: quia cum innugantur partes, illae, imbecilles redduntur et morbus petit loca illa: unde accidit, ut, cum aperimus ossa illa corrupta, hydrargyrum inclusum reperiamus ..... Et sciatis, quod non in omni inveterato gallico hoc fit, sed tantum in illis, in quibus inunctio facta est Hydrargyri.

Seit der Schrift des Gabriel Fallopius aus dem Jahre 1564 hat die Frage der Quecksilberbehandlung oftmals die ärztlichen Meinungen auf den

Plan gerufen; man kann fast sagen, der Streit um die Quecksilber-Syphilis-Behandlung habe in den dreihundert Jahren seitdem fast nie ganz geruht. Und Sie gedenken, ihn mit dem Abdruck von sieben ganzen Zeilen aus einem Buche des Herrn Professors L. Lewin (1893), den Sie bei dieser Gelegenheit einen „wirklich ehrlichen Pharmakologen" nennen, endgiltig abzuthun? Herr Kollege, nehmen Sie denn wirklich an, daß es unter den heute lebenden Aerzten eine nennenswerthe Zahl solcher giebt, welche die Bedenken einer Quecksilber-Behandlung nicht kennen und bei ihrem Thun nicht so vollauf berücksichtigen, wie es ihren Kenntnissen und ihrer Gewissenhaftigkeit entspricht? Wissen Sie nicht, daß, wenn Sie Ihre Kollegen als Dummköpfe und Betrüger vor aller Welt bezichtigen, die Beweislast Ihnen obliegt, und daß, wenn der Beweis dafür Ihnen fehlt, Ihnen auch nicht einmal der Milderungsgrund „der Wahrnehmung berechtigter Interessen" zugebilligt werden kann, weil Niemand Ihre Anwaltschaft nachsuchte? Kann es Ihnen entgehen, daß, wenn Sie auf den hochansehnlichen Kollegen L. Lewin das ganze grelle Licht „eines wirklich ehrlichen Pharmakologen" werfen, ein mehr oder weniger verdunkelnder Schatten auf alle übrigen Pharmakologen fallen muß? Denken Sie doch daran, daß Lewin das höchst giftige (den „chemischen Heilkörper") Erythrophlacin der Praxis der Aerzte auslieferte, das nach Ihrer Ansicht durchaus „zu verwerfen ist, weil es als schmerzlinderndes Mittel bei unheilbaren Krankheiten" ganz und gar nicht zu verwerthen ist, während Sie selbst „keinen Einspruch erheben, wenn ein unheilbarer Geisteskranker mit Chloral behandelt wird". Die Erfindung des Chlorals als Heilmittels ist aber von einem anderen hiesigen Pharmakologen — und obendrein in der Sie „geradezu beängstigenden Zeit" — gemacht worden. Ist dieser Herr nun auch „wirklich ehrlich"? Bekennen Sie nur offen, daß die Unehrlichkeit unter den Pharmakologen nicht häufiger ist als bei andern Berufsmenschen, auch wenn jene oftmals mit Vorliebe der Giftmischerei obliegen!

Ueber die Wirkung der Eisenpräparate gehen Sie mit einem Citat aus Neumeister hinweg, das dem Eisen jede spezifische Wirkung abspricht. Ich könnte hier von Neuem klarlegen, daß, wie beim Quecksilber, die große Mehrzahl der Aerzte nicht bis zum Erscheinen des Neumeisterschen Lehrbuchs gewartet hat, um übertriebene Ansprüche und Erwartungen beim Heilgebrauch der Eisenmittel zurückzuweisen. Wenn nun die meisten Aerzte, statt ohne Weiteres das Kind mit dem Bade auszuschütten, in jedem Falle sorgfältig erwägen, ob sie einem Kranken Eisen darreichen sollen oder nicht, dann wird kein billig denkender Beurtheiler von Anhängern eines „alten Dogmas" sprechen dürfen. Dogmen diskutirt man nicht, um sie nach einem jeweiligen Entschlusse hier zu befolgen, dort zurückzuweisen. Dann fahren Sie unmittelbar fort: „Auf gleicher Stufe, wie die erwähnten, stehen die anderen Mittel", um vom Chinin, Arsenik, Salicyl wahrhafte Räubergeschichten zu liefern! „Todesfälle nach kleinen Dosen Chinin" — eine „bedeutende Anzahl der Fälle mit erheblichen Vergiftungerscheinungen, Krämpfen, Geistesstörungen, langanhaltenden Seh- und Hörstörungen" — Sie geben sich mit Kleinigkeiten, z. B. mit der Erbringung eines Beweises, der Angabe Ihrer Quellen, nicht ab, Sie gehen aufs Ganze, Große der — Behauptungen! Nur der Salicylsäure versetzen Sie mit e i n e m wuchtigen Hiebe den Todesstreich. Sie wird „bis heute in unglaublichen Dosen verschrieben", trotzdem — in e i n e m Falle, der von Watelet im bulletin général de Thérapie berichtet ist, ein Kranker, der sechs Tage lang Salicylsäure erhielt, am drei-

zehnten Tage starb! „Wenn solche Folgeerscheinungen auch nur in einem kleineren Prozentsatze (einem noch kleineren, als ihn ein Fall auf die „unglaubliche“ Menge der mit Salicyl Behandelten liefert?) auftreten würden, so ist damit doch zur Evidenz erwiesen, wie gefährlich“ u. s. w. Hand aufs Herz, Herr Kollege, ist Das die objektive „Kritik“, die Sie so schmerzlich in dem „ganz plumpen, unphilosophischen Geiste der meisten modernen Naturforscher“ vermissen?

Sie wenden sich zu den Excitantien und ihrer Schädlichkeit für den Menschen. Zumal der ärztlich verordnete Alkohol wird von Ihrem Verdammungurtheil getroffen. Man braucht sich auch nur vorübergehend für die Frage des Alkoholmißbrauchs interessirt zu haben, man hat nur nöthig, sich mit offnen Augen im Leben umzuthun, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der verschwindend kleinste Theil des in den Trinkgebrauch gelangenden Alkohols ärztlichen Verordnungen entstammt, daß der meiste Alkohol ohne oder gegen den ärztlichen Rath getrunken wird, und wenn Sie selbst, Herr Kollege, jemals unter einem Katzenjammer litten, dann hatte diesen sicher nicht der Rath „eines anderen“ Arztes verschuldet! Ei, wenn Sie sich berufen fühlen, die Welt vor den Gefahren des Alkohols zu warnen (Sie finden eine derartige Warnung schon in der **1530** erschienenen Schrift „de civilitate morum puerilium“ von Erasmus de Rotterdam), so rufen Sie nicht vergeblich den Beistand des mehr als 600 Seiten füllenden klassischen Buches vom Dr. med. Baer und die Unterstützung fast aller unserer Kollegen auf! Sie appelliren aber an die angeblich besser informirten Laien, die im Schnaps kein Kräftigungmittel erblicken! Das haben Sie im Leben nicht beobachtet; vielmehr trinkt der Bauer, der Arbeiter, seinen Schnaps im guten Glauben, seinen Kräften dadurch aufzuhelfen. Allein der Arzt denkt nicht daran, durch die Darreichung von Alkohol eine direkte Vermehrung der Körperkräfte zu erzielen. Er verfolgt andere, verschiedene Zwecke, wie eine vorübergehende Erregung der Muskel- und Nerventhätigkeit (Konzentrirung, nicht Vermehrung der Kräfte), Erleichterung der Respiration, der Fettbildung und Dgl., — wohlgemerkt immer im anomalen Körper, unter sorgfältiger Abwägung von ersichtlichem Nutzen und etwaiger Gefahr. Der moderne Arzt hält sich dabei von dem Irrthum fern, in welchen Ihr teleologischer Fatalismus („Heilbestrebungen der Natur“) Sie auch hier wieder hineinlocken will: „in der That handelt es sich — — — um eine künstliche Anfachung der Nervenkräfte, die vielleicht nichts weiter bedeutet, als daß der Organismus bestrebt ist, die einverleibten Stoffe so schnell wie möglich wieder auszustoßen.“ Bei den Excitantien, dem Alkohol, dem Aether, dem Kampher u. A. gilt dem Arzte, Das wissen Sie ja so gut wie wir Alle, die augenblickliche, wenn auch vorübergehende Nutzwirkung. Aber eine Hilfe für den Augenblick kann bei Krankheiten, wie in verschiedenen Verhältnissen des Lebens, nicht selten einer völligen Rettung gleichwerthig sein. Denken Sie doch nicht allein an den Arzt und an eine bis aufs Tüpferl ausspintisirte Schadenswirkung des Heilmittels, sondern berücksichtigen Sie daneben auch die jammervolle Lage des Leidenden!

In der „tiefen Dunkelheit, in welche das Problem der Lebensprozesse“ nach Ihrer Ansicht „überall“ gehüllt ist, sehen Sie hell und klar nur — die Schädlichkeit der Heilmittel. Gehört denn die Wirkung der Heilmittel im kranken Körper nicht zu den problematischen Lebensprozessen? Kann ein Arzt, der alle Forschungen der medizinischen Wissenschaft so unsäglich geringschätzig

beurtheilt, überhaupt ein Glas Milch mit besserem Gewissen und redlicherem Verantwortlichkeitgefühl verordnen als einen Eßlöffel Arzenei? Dürfen wir mühsälig errungene Kenntnisse nicht ausnutzen und genießen, weil menschlichem Streben die Erreichung des Zieles der Vollendung versagt bleibt?

„Alle Medikamente sind zu verwerfen!" Warum? Weil sie, wie alles Geschaffene, Unvollkommenheiten aufweisen? Weil hie und da durch sie ein Schaden entstanden ist? Nun, unsere meisten Aerzte, die in ernster Arbeit ihre Kenntnisse erwarben, in schwerem, verantwortungreichem Berufe sie zu verwerthen streben, denken und handeln im entgegengesetzten Sinne und ernten dafür den Dank der kranken Menschen. Wo das wissenschaftlich festgestellte Ergebniß zur Zeit noch mangelt, da muß der Versuch, muß die Erfahrung zur Ergänzung herangezogen werden. Sie wollen einem Schlaflosen die Wohlthat eines Schlafmittels verweigern, weil er, „getäuscht durch die künstliche Nervenberuhigung, die unzweckmäßige Lebensweise fortsetzen" möchte! Ja, welcher Arzt täuscht denn den Kranken? Warnen wir nicht allesammt den Hilfesuchenden, ehe wir ihm das Schlafmittel gewähren? Und wie, wenn zu der fortgesetzten unzweckmäßigen Lebensweise — die wir doch nicht souverain verbieten können — auch noch die dauernde, zerrüttende Schlaflosigkeit hinzutritt? „Der Mühe und dem Nachdenken, welche hygienische Verordnungen erfordern", stellen Sie gegenüber das „schablonenmäßige Hinschmieren eines Rezeptes". Machen Sie doch dem Laienpublikum, dem zumeist Ihr Aufsatz gewidmet ist, lieber das thatsächliche Verhältniß klar! Das Rezept ist der bündige Ausdruck für eine Summe von „Mühe und Nachdenken", um es kurz zu sagen, pathologischer und hygienischer Art. Und wenn Sie einem Gesunden oder Kranken eine rein hygienische Anordnung verabfolgen wollen, so kommen Sie wieder zum Rezept! Denn ob Sie zwei weichgekochte Eier zum Frühstück oder ein Morphiumpulver zur Nacht verabreichen lassen, es wird eben immer wieder ein Rezept, das ja nicht gerade „schablonenmäßig hingeschmiert" zu sein braucht.

So lange wir keine besseren Heilmittel haben als unsere jetzigen, durch die Wissenschaft und das Leben oft erprobten und oft bewährten, müssen wir mit ihnen arbeiten. Die Wahrheit ist, daß die Zahl der mit wirklichem Vortheil brauchbaren Heilmittel sich stetig, und zumeist in unseren Tagen, in erfreulicher Weise gemehrt hat und daß die Zahl der Leidenden, die im Geiste dieser Thatsache sich Hilfe suchend an Aerzte wenden, in stärkerem Wachsthum begriffen ist als die der Unglücklichen, welche Kurpfuschern das Opfer ihres Intellektes und ihres Geldes bringen. Die Medizin und die Mediziner treiben nicht Magie und machen Niemand einen Wunderspuk vor; Dergleichen überlassen sie vornehm der Sippschaft, die im Hinterhause „nur mit Natur" ihre Kunden behandelt. Wenn Griesinger vor fünfzig Jahren die Aerzte zur Bescheidenheit ermahnte, „weil wir Alle vom Heilen nicht eben viel verstehen", so sei ihm dafür aufrichtig gedankt. Er hat das „nicht Viele", so lange er lebte und arbeitete, fleißig zur Anwendung gebracht, auch die von Ihnen besonders verpönten Mittel, das Opium, den Alkohol, das Chinin, das Quecksilber u. s. w.; er hat unverdrossen am Ausbau der Wissenschaft, auch der Heilmittellehre, bis an sein Ende sich betheiligt und nicht unmuthig und grollend unsere Mutter geschmäht, wo etwa eine Schwäche an ihr zu erspähen ist.

Dr. J. Jacusiel.

Der Taschenfeitel.

Eine Erinnerung aus der Waldheimath.

Als jene Christenlehre im Waldlande vorübergewesen war, bei der ich mich ausgezeichnet hatte, gab es für mich eine herrliche Zeit. Nimmer war ich das nichtige Waldbauernbüblein, sondern vielmehr der junge Gottesgelehrte, der dem Pfarrer hatte sagen können, was christkatholisch glauben heißt, was zur Seligkeit nothwendig ist, worin die christliche Gerechtigkeit besteht und was der heilige Paulus über die Ehe gesagt hat. Die Bauern, in deren Gegenwart solche Fragen beantwortet wurden, haben sich nur darüber gewundert, daß der Pfarrer mich nicht auf der Stelle zum Priester geweiht; vielleicht, meinte der Höfel-Hans, weiß er ihm zu viel, der Peterl, so daß er gleich zum Papst gewählt werden müßte, und dazu wäre der Bub doch noch um Etliches zu jung.

Zehn Jahre war ich alt. Um diese Zeit hat der Mensch noch eine Menge Vettern. Einer von diesen — der Vetter Jakob wirds gewesen sein — tuschelte mir ins Ohr: „Wart, Peterl, bis dein Namenstag kommt, kriegst was von mir — was Schönes! Extra was, weil dus so brav hast gemacht, allen Verwandten eine Ehr! Einen Taschenfeitel, wenn du magst!"

Ja, Vetter Jakob, den mag ich! jubelte es in mir auf, und von der Stunde an begann ich, mich unbändig zu freuen auf den Taschenfeitel. Wenn man so einen hat, da kann man nachher was! Man kann Peitschenstecken abschneiden, man kann aus Kiefernrinden Rösser schnitzeln, man kann aus Spänen Kreuzeln machen und sie ans Hausthor heften, man kann Pfeil und Bogen herrichten, man kann auf dem Felde die Rüben ausziehen und sie abschälen und hübsch stückweise in den Mund stecken, man kann den Forellen die Köpfe wegschneiden, bevor man sie in die Bratgluth wirft, kurz, man kann alles Mögliche thun, wenn man einen Taschenfeitel hat. Jede Nacht träumte ich vom Taschenfeitel, bis der Namenstag endlich herangekommen war. Am Vorabende, als sie mir mit Kübeln, Pfannen, Hafendeckeln und Feuerzangen die übliche Namenstagsmusik gemacht hatten, kehrte ich mich nicht viel drum, mein ganzes Wesen erfüllte der Gedanke: morgen, bis es wieder dunkel wird, hast du deinen Taschenfeitel.

Am nächsten Frühtage, als die Wände des Hauses im Morgenrothe leuchteten, strich ich schon draußen auf dem thaufeuchten Anger herum und guckte zwischen Bäumen und Sträuchern hin nach allen Seiten aus, ob nicht der Vetter Jakob dahersteige. Als ich in die Stube zurückgekehrt war, gabs dort eine Ueberraschung. An den Namenstagskuchen hatte ich gar nicht gedacht. Die Mutter hatte ihn mir heuer mit besonders viel Weinbeerlein ausgestattet; ich steckte ihn in großen Brocken rasch in den Mund, um die Finger abgeschleckt zu haben

und bereit zu sein, wenn der Vetter Jakob mit dem Taschenfeitel käme. Die Stubenthür ging auf, der Vater trat herein, ging langsam auf mich zu: „Dem Namenstagsbuben muß man doch eine neue Kappen aufsetzen!" und streifte mir eine buntgestreifte Zipfelmütze mit schönem Boschen (Quaste) über die Ohren. Fast wollte er sie in guter Laune mir auch über die Augen ziehen, ich wehrte mit den Händen ab, die Augen müssen freibleiben, wenn der Vetter Jakob kommt!

Jetzt erschienen meine Geschwister. Der Jackerle brachte von seiner Henne, er besaß eine, drei Eier, die Plonele verehrte mir ein Sträußlein aus frischen Nelken und Reseden und einen Kreuzer dazu; die Mirzele schluchzte in ihr Schürzlein, weil sie nichts hatte, worauf ihr meine Mutter eine Perlenschnur gab, damit sie mir diese als Angebinde schenken konnte, und ich solle damit nur fleißig rosenkranzbeten. „Der Hund bellt!" rief ich und horchte erwartungvoll, ob die schweren Schuhe des Vetters Jakob nicht schlürfelten draußen am Antrittstein. Man hörte so Was. Die Grablerin Godel (Pathin) kam daher, ganz schämig kam sie zur Thür herein und stellte auf die Ofenbank einen großen Handkorb. „Für den braven Namenstagsbuben", flüsterte sie und begann auszupacken. Zwei große Krapfen und ein braunglänzendes Honigtöpflein und etliche Kaiserbirnen, irgendwo auf der Welt mußten sie also schon reif sein, und endlich ein Packlein mit nagelneuem Herbstgewand, grünausgeschlagenes Jöpplein, rother Brustfleck, braunseidenes Halstüchlein, schwarzes Lederhöslein; ich fuhr alsogleich mit der Hand in den Hosensack: „Da thu' ich den Taschenfeitel hinein!" Ein paar Schuhe noch, und ein Filzhütlein mit Hahnenfeder. „All's z'viel ists, Schwägerin!" rief meine Mutter aus. „Da thu' ich den Taschenfeitel hinein!" wiederholte ich immer wieder. „Wenn er geistlich wird, soll er einmal eine Meß' für mich lesen", antwortete die Godel bescheidentlich.

Während die Mutter der Spenderin eine Eierspeise buk, um sie zu ehren, und ich dann eingeladen wurde, mitzuessen, kamen erst unsere Mägde daher. Die Kathel brachte mir ein kirschrothes Sacktüchlein, die Traudel ein paar Wollensocken, die sie selber gestrickt hatte, die Rosel ein Lebkuchenherz mit Bildchen darauf, wo in einem goldenen Körblein zwischen Rosen ein Liebespaar saß. Der alte Steffel brachte mir ein Kränzlein Zithersaiten; die Zither selber bringe er später, wenn er sie selber erst bekommen hätte. Er habe einen jüngeren Bruder, und wenn dieser einmal sterbe, dann erbe er die Zither und dann bekäme sie der Namenstagsbub, und dieweilen möge der halt mit den Saiten fürlieb nehmen. Der ganze Tisch war schon voller Sachen, als noch der Stallbub Michel mit einem Napf frischgepflückter Kirschen daherkam.

„Aber Bübel!" schrie meine Mutter voller Glück, „dich mauern sie heut' in lauter gut Sach' ein! Das ist doch aus der Weis', da mußt jetzt wohl recht zum Bravsein schauen."

Ich ging von einem Fenster zum andern. Draußen waren die Thorsäulen und die Bäume und die Büsche, und auf dem Anger die Schafe, der Vetter Jakob aber —. Endlich wackelte über die Wiese Etwas her. Der dicke Vetter Martin kam und hatte ein hölzernes Trühlein bei sich. Während er es in der Stube säumig aufthat, redete er zu mir: „Du Peterl, wenn Du etwan doch nit Papst solltest werden, so rath' ich dir, werd' ein Zimmermann, da gehts dir auch gut. Zimmerleute braucht man alleweil und gibts Geld und

gut Essen. Und deswegen hab ich gemeint, ich wollt' dir meinen alten Zimmerzeug schenken; ich brauch' ihn nimmer, weil ich mir einen neuen zugelegt hab. Sollt' der Zeug zu rostig sein und Scharten haben, so thust ihn halt ein Wenig schleifen und ich wünsch' dir einen glückseligen Namenstag." Bohrer Stemmeisen, Hobel, Reifmesser, Das war schon Was! Jetzt, wenn nur auch der Vetter Jakob mit dem Taschenfeitel thät' kommen!

Statt Dessen kam der Firmpathe, der gute Simon Miesebner, mit einem weißen Lämmlein und als er das meckernde Thier vor mich auf die Bank stellte, schlug meine Mutter die Hände über den Kopf zusammen: „Das helle Christkindel könntst du sein, Bub, so viel tragen sie dir zu! Na geh, Das ist zu viel, Das bist doch nit werth!"

Ich streichelte das weiche Lämmlein und schielte dabei mit einem Auge zum Fenster hinaus.

Beim Mittagsmahl gabs meine Lieblingsspeisen, ich konnte nichts essen. Ich saß in meinem Herbstgwandel da, steckte meine Hände in die Taschen; allerlei war schon drinnen, nur kein Taschenfeitel.

Nachmittags kam weiterer Besuch. Da gingen ein paar Schulkameraden aus Sankt Kathrein herüber. Der eine hatte eine Sammlung von Hosenknöpfen aus Horn und aus Messing und aus Stahl. Von einigen Gattungen, wo er mehrere hatte, schenkte er mir zum Namenstag. Ein Anderer verehrte mir eine Schachtel mit den damals neuen Streichhölzern, warnte mich aber so lange vor den „Zündeln", bis mir eins aufzischend an den Fingern brannte, daß ich es entsetzt von mir warf. Der Nachbarn-Thomerl-Bub schenkte mir ein Handschlittlein mit dem Vorbehalte, ihm selbiges im Winter, so oft Schneebahn wäre, wieder zurückzuleihen. Den Thomerl-Buben fragte ich hierauf nur, ob er den Vetter Jakob kenne.

Der alte Schuster Ernest brachte ein Büchlein über Obstbaumzucht; bei uns wuchsen aber nur Wildkirschen und Holzäpfel. Die Nähterin Leni schickte durch ihr Dirndl den „Himmelschlüssel". Das war ein Gebetbüchlein für die armen Seelen im Fegefeuer.

„Den Himmelschlüssel wird der Petrus wohl noch selber behalten", bemerkte der alte Steffel, auf meinen Namensheiligen anspielend, worauf die Magd Kathel scharf zurückgab: „Ja, ja, Steffel, für deine arme Seel' wird der Schlüssel allein nit genug sein, die wird wohl auch noch Gebeter brauchen." „Kann auch sein", entgegnete der Steffel und schnupperte mit der Nase. Mir machte Das keinen Spaß, ich dachte nur an den Vetter Jakob. Ich hatte den ganzen Tag nichts zu arbeiten gebraucht, aber warten ist schwerer als arbeiten.

Gegen Abend kam des Nachbars Hieserl und schenkte mir eine Mundharmonika, an welcher zwar einige Zünglein fehlten, doch blies ich darauf das „Großer Gott, wir loben Dich!" und dachte dabei: Bis auch der Taschenfeitel da ist, nachher thut sichs!

Es thut sich auch so! mochte die Jungmagd Rosel gemeint haben; das von mir geblasene Te Deum laudamus für einen Walzer haltend, packte sie mich um die Mitte und hopste mit mir Eins über den Anger.

„Ist Das schon die Papsteinweihung?" fragte plötzlich Jemand hinter mir und eine Hand hatte mich am Rockkragen gefaßt. Der Vetter Jakob! — Vor Schreck fiel mir die Mundharmonika von den Lippen in das Gras.

„Wir müssen doch einen Namenstagsball haben!“ damit suchte die Rosel das Tänzlein zu rechtfertigen.

„Christi Heustadl!“ rief der Vetter lustig aus. „Heut ist zuletzt gar dem Peterl sein Namenstag! — Wenn Das ist, da muß man wohl —.“ Er bohrt seine Hand in den Sack, zerrte gemächlich ein ledernes Beutelchen heraus, bandelte daran herum und kletzelte mir ein funkelndes Silbergröschlein hervor. „So, Bübel, das thust in dein Sparbüchsel und bleib halt schön gesund und brav, daß deine Eltern mit dir eine Freud' haben. Und ich muß wieder anrücken, sonst komm' ich ins Finstere.“

Darauf ist er mit Stock und Füßen weit ausschreitend fortgegangen. — Und mein Taschenfeitel?

Am Abend, als in der Stube das Spanlicht aufgesteckt wurde, was war Das für ein stolzes Eigen! Mein Gewandtrühlein, mein Winkelkastel, die Wandstellen ringsum voller Sachen. Sie standen, lehnten, lagen, hingen da, theils noch in blaues Papier geschlagen, theils in hellen Farben auf mich herlachend. Und ich? Ich bin in meinem Leben selten so traurig gewesen wie an jenem Namenstagsabend. Sachen von zehnfacher Güte und Schöne hatte ich bekommen, sie machten mir kein Vergnügen. Denn sie waren nicht erwartet worden, für sie war in dem kindischen Herzlein kein Platz vorgerichtet worden, sie waren mir gleichgiltig. Und der eine Einzige, der heiß begehrte und sehnsuchtvoll Erwartete, der, an den schon so viele Vorstellungen und Absichten geknüpft waren, der Taschenfeitel, ist nicht gekommen.

So geht es oft auf dieser Welt, auch das wohlwollendste, aus allen Füllhörnern Gaben streuende Glück kann enttäuschen, wenn es blind ist. Nicht darauf kommt es an, daß man ein argloses Menschenkind mit Schätzen überhäuft, als vielmehr einzig nur darauf, daß man ihm seinen oft recht bescheidenen Wunsch erfüllt.

Krieglach. Peter Rosegger.

Deutschlands Interessen in Mexiko.

Ein volles Menschenalter ist vergangen, seitdem Napoleon III. sein Augenmerk auf die von der Natur so reich gesegneten Gefilde Mexikos lenkte und mit Waffengewalt, Anfangs im Bunde mit England und Spanien, später aber allein, in jenes Land einbrach. Die äußere Veranlassung zu der Intervention europäischer Mächte war die Weigerung der durch Jahrzehnte lange Bürgerkriege geschwächten Republik gewesen, ihren Gläubigern, die Unterthanen europäischer Mächte waren, gewisse Schulden zu zahlen. Doch hatten sich England und Spanien bald zurückgezogen, da die Machthaber in Mexiko, als sie den Ernst der Lage sahen, sich zu einem Abkommen bereit fanden. Auch Frankreich war ein Vergleich in dem selben Sinne angeboten worden; aber er war von den Vertretern Napoleons zurückgewiesen worden, obwohl die Führer der englischen und spanischen Truppen die übertriebenen Forderungen der

Franzosen zu unterstützen sich weigerten. So blieben die Franzosen allein in Mexiko. Lange Zeit ist die Einmischung Napoleons in die mexikanischen Verhältnisse als eine vom Größenwahn eingegebene That und ein Versuch, nach billiger Gloire zu haschen, hingestellt worden, wie sich die grande nation und ihre Staatsoberhäupter solche so oft haben zu Schulden kommen lassen. Thatsächlich hat Napoleon mit seiner mexikanischen Expedition aber ganz andere Ziele verfolgt. Er jagte keineswegs einem Traumgebilde nach. Das lag seinem ganzen Charakter viel zu fern. Seine geheimen Verhaltungmaßregeln im Jahre 1862 an den ersten Oberbefehlshaber seiner Truppen, den Vorgänger Bazaines, General Forey, lassen des Wesens Kern erkennen. Es heißt darin: „Bei dem jetzigen Stande der Entwickelung in der Welt ist das Gedeihen Amerikas für Europa durchaus nicht gleichgiltig; denn Amerika nährt unsere Fabriken und unterhält unseren Handel. Wir haben ein Interesse daran, daß die Republik der Vereinigten Staaten mächtig und blühend sei, aber wir haben kein Interesse, daß sie sich des ganzen Golfs von Mexiko bemächtigt, von dort aus die Antillen und Südamerika beherrscht und über die Produkte der neuen Welt die alleinige Verfügung in die Hände bekommt."

Was Napoleon unter dem Deckmantel der Intervention zu Gunsten einiger in ihren Rechten beeinträchtigten Unterthanen beabsichtigte, war nichts Geringeres als eine wirthschaftliche Eroberung des alten Aztekenreichs, um den Yankees Schach zu bieten, die mit der Zeit (Das sah Napoleon schon, als die Industrien Nordamerikas noch in der ersten Kindheit waren und ein Bürgerkrieg im Lande wüthete, dessen Ausgang damals noch keineswegs sicher war, voraus) sich des Handels mit den von der Natur gesegneten Ländern zwischen den Wendekreisen bemächtigen würden, einerseits um sich in den Besitz ihrer vielfachen, unschätzbaren Rohprodukte zu setzen und andererseits für die Zukunft einen Markt für ihre eigenen Waaren zu sichern. Der Niedergang seiner politischen Machtstellung in Europa hinderte den Kaiser, den Plan so energisch zu Ende zu führen, wie es die Umstände erheischten, und seine Mißerfolge in Mexiko trugen dann viel zu dem Niedergang seines Sternes bei.

Das Vermächtniß Napoleons versuchten einzelne deutsche Geschäftsleute zu übernehmen, die im Lande ansässig waren und nur mit Neid und Mißgunst das Auftreten der Franzosen verfolgt hatten. Aber sie traten diese Erbschaft nicht in dem Sinne des Kaisers an, sondern in ihrer eigenen, zerfahrenen, selbstsüchtigen Weise. Deutschland war damals politisch zerrissen. Es gab kein Streben nach großen, erhabenen Zielen, kein Einstehen Aller für Einen und Eines für Alle. Auch unter den Kaufleuten der alten Hansastädte war der Geist der Vorfahren erstorben; ihre Nachkommen verstanden es nicht mehr, in den Bahnen zu wandeln, die jene ihnen einst vorgezeichnet hatten. Jeder sorgte für sich selbst, und, um für sich selbst zu sorgen, mußte er Krieg mit seinen Nachbarn führen, wenn er nicht von diesen eines Tages an die Wand gedrückt werden wollte; wie es im Reich im Großen war, so war es im Kleinen in jedem einzelnen Staat, in jeder Stadt, in jedem engen Kreise. Um den Kampf im Großen zu führen, sozusagen in offener Feldschlacht, Mann gegen Mann, Brust gegen Brust zu kämpfen, dazu fehlte es damals an der nöthigen Begeisterung für das allgemeine, große Vaterland. So herrschte denn auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens ein Guerillakrieg, in dem Jeder versuchte, sich im Geheimen, im Dunkeln, an den Gegner heranzuschleichen und durch kleinliche Mittel Vortheile zu erringen. Diese Kampfesart paßte so recht

nach Mexiko, wo seit Jahrzehnten Guerillabanden das Land durchzogen hatten, wo Jeder im Kampf mit dem Anderen lag, wo Jeder mit seinem Treiben, seinen kleinen Listen, Ränken und Machenschaften das Licht scheute und Alles im Dunkeln und Geheimen abgekartet wurde. Da gab es für Den, der es verstand, Etwas zu fischen; und mancher deutsche Kaufmann jener Zeit hat es verstanden. Wie der nachher so viel geschmähte Jecker, hat es mehr als ein deutscher Kaufmann auch gemacht. Mancher hat sein Vermögen, wenn er es zu kühn auf eine Karte setzte und es auf einem einzigen Brett diesem oder jenem General, der sich pronunziren wollte, anvertraute, verloren.*) Mancher aber hatte dabei auch Glück; die für die Baarvorschüsse ausgestellten Anweisungen auf die Zollkassen der Hafenplätze für drei-, vierfache und noch höhere Beträge wurden eingelöst, wenn der betreffende Prätendent sein Ziel erreicht hatte, und als „gemachte Männer" zogen sich die Spekulanten in die Heimath zurück. So ist mancher deutsche Kaufmann zum mächtigen Handelsherrn geworden.

Und ist es heute besser? Ist, seitdem das Deutsche Reich Macht und Einfluß gewonnen hat, die Sache dort drüben anders geworden? Kämpft der deutsche Kaufmann heute neben seinen auch für die Interessen des großen Ganzen und des Reiches? Oder huldigt er noch immer der falschen Lehre, daß ein Kaufmann sich um die Interessensolidarität aller Klassen der Bevölkerung nicht zu bekümmern braucht, daß es ihm freisteht, zu feilschen und zu handeln und sein eigenes, persönliches Wohlbefinden zu fördern? Darf er vergessen, daß schließlich auch er nur bestehen kann, wenn ein gewisser Wohlstand in allen Kreisen des Volkes zu finden ist, und daß das Ausbeutungsystem der heutigen Tage uns mit Riesenschritten einer Katastrophe zuführen muß, durch die er Alles verlieren wird und nichts gewinnen kann?

Durch die politischen Ereignisse der siebziger Jahre ist die Stellung der Deutschen in Mexiko weit angesehener geworden und der deutsche Name hat einen stolzen Klang. Ist auch die Gesammtzahl der Deutschen dort nur sehr gering — sie beträgt im ganzen Lande etwa 700 bis 800, wovon die Hälfte auf die Hauptstadt kommt —, so giebt es doch fast in jeder Stadt ehrliche deutsche Geschäftsmänner, auf deren Fleiß, deren Thätigkeit das Vaterland stolz sein darf; aber sie sind bedauerlicher Weise in der Minderheit und nicht im Stande, den Großkaufleuten in den Hauptstädten des Landes ein Gegengewicht zu bieten. Es sind eben meistens Leute, die über nicht viel Kapital verfügen und, weil sie ehrlich arbeiten, auch keine Reichthümer aus der Erde stampfen können, mit deren Hilfe sie sich großen Einfluß zu verschaffen im Stande wären oder der sie befähigt, sich vollständig unabhängig zu machen.

Der Konkurrenzkampf, den die jüngern und kleineren Geschäftsleute mit den großen alten Häusern zu führen haben, ist äußerst schwierig; statt jenen behilflich zu sein, das Feld zu ebenen, legen diese ihnen, wo sie befürchten, in ihren eigenen Interressen kleine Einbußen erleiden zu können, Hindernisse aller Art in den Weg. Da in Mexiko noch heute ein System mit ungebührlich langer Kreditgewährung besteht, gelingt es den Großkaufleuten leicht, die

*) Kaiser Maximilian hat mehr als einmal Veranlassung genommen, über die Haltung der deutschen Kaufleute zu klagen, die es im Geheimen mit der Partei des Juarez hielten, von dem sie größere Vortheile für sich erlangen zu können hofften, als ihnen Maximilian im Interesse des Landes und seiner Regirung gewähren wollte.

weniger kapitalkräftigen Kaufleute in ein gewisses Abhängigkeitverhältniß zu sich zu bringen, indem sie ihnen Waaren auf Kredit zur Verfügung stellen, die sie billiger einzuführen im Stande sind als jene, theils weil ihnen die nöthigen Mittel zur Verfügung stehen, die Waaren baar zu kaufen, theils weil es ihnen durch ihre Verbindungen mit den höchsten Beamten des Landes ermöglicht wird, sich Vortheile zu verschaffen, die jene nicht erlangen können. An Versuchen, Aenderungen in dieser Beziehung herbeizuführen, hat es nicht gefehlt. Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen sind deutsche Zeitungen in Mexiko gegründet worden, die es sich zur Aufgabe machten, öffentliche Angelegenheiten öffentlich zu besprechen und bestehende Mißstände aufzudecken. Da man aber in den Kreisen, die ein solches Unternehmen, um es gedeihlich zu machen, hätten unterstützen müssen, durchaus nicht davon erbaut war, daß der Wahrheit unumwunden zu ihrem Recht verholfen wurde, so wurde es bald untergraben oder die einflußreiche blosgestellte Partei brachte durch List das Blatt in ihre Hände, wo es dann in ihrem Sinne weitergeführt wurde.

Darunter leidet aber das gesammte Deutschthum, nicht nur die Deutschen in der Republik Mexiko, sondern auch in Deutschland selbst. Es giebt thatsächlich heute kein Organ, keine Einrichtung, die die deutschen Interressen so fördert, wie sie gefördert werden sollten. Die Ahnung Napoleons, daß einst die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich des ganzen Golfes bemächtigen würden, erfüllt sich mehr und mehr. Wenn auch die Nordamerikaner nicht die Absicht haben mögen, das Gebiet Mexikos politisch ihrem Staatenbunde einzuverleiben und damit sich einen spanisch-indianischen Bestandtheil zu schaffen, der ihnen nur Sorgen und Schwierigkeiten bereiten würde, wie Das heute schon die Territorien Neu-Mexiko und Arizona thun, so suchen sie doch, das Land wirthschaftlich zu erobern und sich in handelspolitischer Beziehung unterthan zu machen. Sie gewinnen in der südlichen Schwesterrepublik fortwährend mehr Boden. Ein großer Theil ihrer reichen Bergwerke befindet sich schon in den Händen der Nordamerikaner; die Haupteisenbahnlinien des Landes gehören ihnen; die Erzeugnisse der Sierra Templada — namentlich der vorzügliche Kaffee — werden von den Reisenden amerikanischer Häuser aufgekauft und zum weitaus größten Theil nach New-York verschifft: Hennequen und andere Faserstoffe bilden einen Ausfuhrartikel nach den Vereinigten Staaten, der für das Land von allergrößter Bedeutung ist. Im Tausch dafür versorgen die Nordamerikaner Mexiko alljährlich mit mehr Erzeugnissen ihrer Industrien, denen sich dort ein weites und lohnendes Absatzgebiet eröffnet.

Deutschland klagt über einen Niedergang seines Exports; wer aber vertritt in den überseeischen Ländern sein Interesse? Wer sorgt dafür, daß deutsche Waaren jenseits des Ozeans Absatz finden? Wer tritt für engere Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Mexiko ein? Der deutsche Kaufmann thut es nicht, jedenfalls nicht in dem Maße, wie man es erwarten sollte. Der jüngere und kleinere Kaufmann ist nicht dazu im Stande; er ist meistens nicht kapitalkräftig genug, um selbst importiren zu können; er muß einen bedeutenden Theil seines Bedarfs bei den Großhändlern der Haupt- und Hafenstädte decken. Die weitaus Meisten von diesen aber zeigen kein höheres Interesse für ihr Vaterland, sie beziehen ihre Waaren von Dem, der sie ihnen am Billigsten liefert; sie geben sich nicht die Mühe, ihre deutschen Landsleute konkurrenzfähig zu halten. Sie sehen sich von den Yankees in ihrer Stellung am Golf von Mexiko bedroht; statt nun gemeinsam Front gegen den nordischen Gegner zu machen,

trifft erst der Eine und dann der Andere ein Abkommen mit diesem und jenem nordamerikanischen Hause, den Vertrieb ihrer Waaren oder der Erzeugnisse ihrer Fabriken zu übernehmen. Der schlaue Yankee lacht sich ins Fäustchen; ihm ist es recht, wird er doch der Mühe überhoben, sich im Konkurrenzkampf mit dem Deutschen einen Markt zu erobern. Die Zahl der Yankees, die ihr Augenmerk nach Süden richten, mehrt sich täglich, und täglich wird die Zahl der durch Deutsche vertretenen amerikanischen Firmen größer.

Noch im Jahre 1884—85 (das mexikanische Fiskaljahr geht vom Juli zum Juli) betrug die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten kaum ein Drittel der Gesammteinfuhr; heute macht sie mehr als die Hälfte aus und beläuft sich auf über 23 000 000 Pesos. In der selben Zeit hat die Einfuhr von Deutschland fast gar nicht zugenommen; seit einem Jahrzehnt schwankt sie zwischen 3 000 000 und 4 000 000 Pesos im Jahr. Leider sind ganz zuverlässige Daten über die Einfuhr in Mexiko nicht zu erhalten. Bis zum Jahre 1888 wurden in Deutschland keine statistische Erhebungen über die Ausfuhr nach Mexiko im Besondern gemacht, diese vielmehr mit der nach Centralamerika zusammengeworfen, wobei auf jenes etwa zwei Drittel und auf dieses ein Drittel kam. Außerdem erstreckten sich die Berichte des statistischen Amt des Deutschen Reiches nur auf das Zollgebiet; bis 1889 war mithin die Ausfuhr über Hamburg, die für den mexikanischen Handel die bedeutendste Rolle spielt, gar nicht berücksichtigt; Das erklärt die plötzliche Steigerung von 6 790 000 Mark für Mexiko und Centralamerika im Jahre 1888 auf 14 564 000 Mark für Mexiko und 7 334 000 Mark für Centralamerika im Jahre 1889. Auf der anderen Seite sind aber auch die Angaben Mexikos nicht genau, da die statistische Abtheilung des Finanzministeriums die Herkunft der Waaren ausschließlich nach der Flagge der Schiffe angiebt, die sie gebracht haben. Während z. B. deutsche Waaren auch mit den Schiffen der Compagnie générale transatlantique française versandt werden, laden wiederum die der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft auch österreichische, schweizer und skandinavische Waaren. Im Großen und Ganzen muß man sich aber doch an die vorliegenden Zahlen halten und diese zeigen folgende Zunahme des Einfuhrhandels Mexikos:

	1884—85		1889—90*)		Zunahme	
von den Vereinigten Staaten	8 818 000	Pesos	22 669 000	Pesos	+ 157	pCt.
„ England	6 955 000	„	6 338 000	„	— 9	„
„ Frankreich	2 863 000	„	4 956 000	„	+ 73	„
„ Deutschland	2 538 000	„	2 843 000	„	+ 12	„
„ Spanien	990 000	„	1 921 000	„	+ 94	„
„ Belgien	145 000	„	242 000	„	+ 67	„
„ allen Ländern zusammen	22 000 000	„	40 000 000	„	+ 82	„

Daraus geht hervor, daß, während die Gesammteinfuhr Mexikos, die als ein zuverlässiger Maßstab des wachsenden Bedürfnisses des Landes für auswärtige Industrieprodukte angesehen werden muß, in den angeführten sechs Jahren um 82 pCt. gewachsen ist, der Absatz Deutschlands in Mexiko sich um

*) Daß seitdem ein allgemeiner Rückgang eingetreten ist, muß lediglich als die Folge der Entwerthung des Silbers angesehen werden, die Mexiko einer Krisis entgegengeführt hat, die es jedoch unter einer starken Regirung ohne dauernden Schaden wird überwinden können.

nur 12 pCt. gehoben hat; Das ist — mit alleiniger Ausnahme Englands — bedeutend weniger als der irgend eines anderen Landes, selbst das träge Spanien nicht ausgenommen.

Unwillkürlich muß sich da die Frage aufdrängen, wo die Ursache für dieses bedauernswerthe Resultat zu suchen ist. Die Antwort darauf aber lautet: „In dem Mangel einer geeigneten Vertretung der deutschen Interessen".

Von den im Lande angesessenen Kaufleuten ist eine Besserung der Verhältnisse nicht zu erwarten. Sie sind jetzt nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht und von der allgemeinen Jagd nach dem Dollar, nach dem Erfolge, koste er, was er wolle, mit fortgerissen und kennen kein anderes Ziel, als sich selbst zu bereichern und nur für eigenen Vortheil zu arbeiten und zu schaffen. Unter dem Vorgeben, wahren Freisinn zu fördern, der sich nur im Kosmopolitismus äußern könne, stellen sie sich auf einen Standpunkt, den ihnen nur schnöder Undank gegen das Vaterland hat anweisen können.

Die jüngere Generation deutscher Kaufleute, die mit dem neuen Deutschen Reich aufgewachsen ist und im Gegensatz zur älteren sich durch wahre Liebe zum Vaterland auszeichnet, wird in Mexiko geflissentlich an die Wand gedrückt, wenn sie nicht vom Anfang in die Fußtapfen jener treten und deren Interessen fördern helfen will. Wie schon erwähnt, sind sie meistens nicht im Stande, selbst große Mengen deutscher Waaren zu importiren, weil es ihnen an Kapital gebricht, in Deutschland baar oder mit dem üblichen kurzen Kredit zu kaufen und die Transportkosten und Zölle zu zahlen. Dazu kommt, daß sie in der Regel nur Aufträge von bescheidenem Umfang — soweit ein einzelner Artikel betroffen ist — ertheilen können und die Herstellung besonderer Waaren für sie sich zu theuer stellt. Aber selbst wenn der deutsche Fabrikant unter gewissen Voraussetzungen bereit ist, eines dieser Hindernisse zu beseitigen, indem er seinem Auftraggeber längere Frist für die Zahlung gewährt, so braucht er doch die Vorsicht, sich zunächst nach den Kreditverhältnissen des Betreffenden zu erkundigen. Da die Auskunft in der Regel nur von den größeren, älteren Häusern eingezogen werden kann, so darf es nicht überraschen, wenn sie in der Regel so ausfällt, daß der Fabrikant es vorzieht, einen längeren Kredit zu verweigern, denn das Haus, von dem die Auskunft ertheilt worden ist, wünscht, seinen eigenen guten Kunden nicht zu verlieren, und räth deshalb zur Vorsicht, ohne daß geradezu etwas Nachtheiliges gesagt würde.

Auch mit den Auskünften der Konsuln über die Kreditfähigkeit neuer Anfänger oder die Aussichten auf Erwerbung neuer Absatzgebiete für deutsche Waaren geht es meistens nicht viel besser. Berufskonsuln, also wirkliche Beamte, hat Deutschland in Mexiko nicht. Die Gelegenheitkonsuln sind aber in erster Linie Geschäftsleute; als die Chefs der großen Handlunghäuser sehen sie zunächst auf die Förderung ihrer eigenen Interessen.

Deutschland bewilligt für so unendlich viele unnöthige Dinge Jahr ein, Jahr aus bedeutende Summen, weshalb spart es da, wo Sparsamkeit am Allerwenigsten angebracht ist? Nur kaufmännisch gebildete Berufskonsuln, die sich vielleicht eine allgemeine Vorbildung im Dienst der Reichsbank und hernach auf einer staatlichen Handelsfachschule an der Hand von Mustersammlungen u. s. w. Waarenkenntniß zu erwerben hätten und über ihre Befähigung eine Prüfung bestehen müßten, werden im Stande sein, dauernd und erfolgreich die Interessen der deutschen Industrie im Auslande zu vertreten. Berathend könnte neben diesen Berufskonsuln eine Handelskammer wirken, der je ein Vertreter jedes

Geschäftszweiges angehören müßte, der von der Gesammtheit der zu dem betreffenden Zweig gehörenden deutschen Kaufleute auf die Dauer von einigen Jahren zu erwählen wäre. Die Einsetzung einer deutschen Handelskammer ohne die gleichzeitige Anstellung eines ihr vorgesetzten Berufskonsuls würde sehr wenig nützen. Ein Versuch in dieser Hinsicht ist von Frankreich in Mexiko gemacht worden. Die Erfahrung aber hat gelehrt, daß die „Chambre de commerce française de Mexico" an ganz den selben Uebeln krankte, an denen heute das System der deutschen Gelegenheitkonsuln leidet. Ein Geschäftsmann kann eben nicht einem andern ganz genaue Auskunft über die Einzelnheiten seines Gewerbes geben, weil er sich dadurch selbst Konkurrenten schaffen würde.

Bis aber eine gründliche Aenderung des Konsulatsdienstes im angedeuteten Sinne durchgeführt werden kann, wird noch manches Jahr ins Land gehen. Wollen die deutschen Industiellen nicht erleben, daß ihnen inzwischen das Absatzgebiet nach und nach weiter verloren geht, so müssen sie selbst ein neues System zum Schutze ihrer Interessen schaffen. Es würde sich empfehlen, wenn eine Anzahl von Fabriken ähnlicher oder verwandter Gegenstände sich zusammenthäten, um einen Generalbevollmächtigten, mit einem vollständigen Musterlager ausgerüstet, nach Mexiko — am Besten nach der Hauptstadt — zu senden. Dieser hätte dann die Aufgabe, die Bedürfnisse des Landes genau zu studiren und über seine Beobachtungen Bericht zu erstatten. Wird ein neuer Artikel aus einem anderen Lande, namentlich aus den Vereinigten Staaten, eingeführt, so muß der Bevollmächtigte zu beurtheilen im Stande sein, ob er nicht in Deutschland eben so gut und eben so billig (das Erste ist die Hauptsache, da in Mexiko großes Gewicht auf die Güte der Waaren gelegt wird) hergestellt und ob durch die kleineren Geschäftsleute, die einzeln in Deutschland Waaren zu beziehen nicht im Stande sind, gemeinsam so viel abgesetzt werden kann, daß die Anfertigung des Artikels in Deutschland lohnend ist. Daß dadurch auch die großen, unabhängigen Geschäftshäuser dem Handel Deutschlands wiedergewonnen würden, ergiebt sich von selbst. Auch betreffs der Kreditgewährung direkt vom Fabrikanten an den Kaufmann, ohne die Vermittelung der Großkaufleute und einer Reihe von Kommissionären, müßte der Beauftragte — eventuell in Verbindung mit einem Bankinstitut — die nöthigen Schritte thun.

Nur auf diese Weise wird es möglich sein, den Einfluß der „kosmopolitischen" Großkaufleute zu brechen und gleichzeitig der deutschen Industrie zu einem neuen Aufschwung zu verhelfen sowie tüchtigen Geschäftsleuten die Wege zu ebenen, wenn sie bereit sind, der nationalen Aufgabe, die an sie herantritt, gerecht zu werden. Es kommt nicht darauf an, daß eine kleine Anzahl von Kaufleuten im Auslande ein bedeutendes Vermögen erwirbt und damit dazu beiträgt, die Klassenunterschiede in Deutschland zu vergrößern, sondern darauf, daß die Arbeiter unserer deutschen Fabriken einen dauernden, lohnenden Erwerb finden.

Charles Fink.

Die gelbe Jacke.

Irgend ein müßiger Mann sollte sich einmal die Mühe machen, genau nachzuzählen, wie viele Druckzeilen nur die sogenannten großen Zeitungen im Deutschen Reich seit etwa vierzehn Tagen den auf und bei Korea sich abspielenden Ereignissen gespendet haben. Zwar weiß Niemand noch so recht sicher, was eigentlich am Gelben Meer vorgegangen ist und vorgeht; aber in schwüler Sommerstille ist ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei immer ganz willkommen und die verschmachtenden Abonnenten, denen man doch nicht täglich einen Anarchistenprozeß serviren kann, lassen von den üppigen Schilderungen aus der noch heißeren Tropenwelt sich angenehm wiegen. Diese Schilderungen sind ohne allzu großen Kostenaufwand zu bestreiten: Professor Sievers hat über Asien, Professor Rein hat über Japan geschrieben, auch über China giebt es ganz gute Bücher, Kieperts Karten und die Konversation-Lexika liefern Zahlen, Namen und Daten und für die nöthigen Aktualitäten, wie man so hübsch bei uns sagt, sorgt die liebe englische Presse. So erfahren wir denn täglich zweimal, wie es auf Korea, in China und Japan aussieht, — ist zu sagen: wir erfahren, wie in den Köpfen englischer Berichterstatter die ostasiatischen Vorgänge sich malen, und Chefredakteure, die auf Unbefangenheit halten, lassen sogar das Geschwätz russischer Zeitungmacher fleißig übersetzen. Solche Sommerscherze sind natürlich ohne jeden Werth; den Karnevalskulturstaat Japan lernt man aus Sullivans Mikado immer noch besser als aus den umständlichen Weltgeschichten der Presse kennen und die widrige Schacherpolitik des mit Rücksicht auf die erhebenden Feste von Cowes jetzt wieder eifrig gefeierten Britenreiches wird dadurch nicht erfreulicher oder gar klüger, daß deutsche Nachmittagspolitiker in ergriffener Bewunderung zu ihr emporblicken. Einstweilen haben die unbeschreiblich großartigen Erörterungen über die noch ganz unaufgeklärten Ereignisse in Ostasien nur ein interessantes und unterhaltsames Detail aus Licht gefördert: die Geschichte von der gelben Jacke. In einer tiefgründigen Darstellung chinesischer Zustände — sie ging durch die ganze Presse und stammt gewiß aus einem zuverlässigen Buch — wurde uns mitgetheilt, dem Vicekönig Li-Hung-Tschang sei das Abzeichen der gelben Jacke entzogen worden, „das Symbol der kaiserlichen Gunst und der höchsten Macht." Zwei Tage später wurde die Meldung berichtigt: Li-Hung-Tschang sollte nun plötzlich wieder nicht in Ungnade gefallen sein und des Besitzes der gelben Jacke sich ruhig weiter erfreuen. Noch Vielerlei wird, ehe vernünftige Menschen über den ostasiatischen Krieg urtheilen können, berichtigt werden, aber die Geschichte von der gelben Jacke kann kein Dementi uns mehr rauben; denn Das scheint über jeden Zweifel wirklich festgestellt, daß in China die gelbe Jacke das Symbol der kaiserlichen Gunst und der höchsten Macht ist. Und diese Konstatirung muß die Bewohner des gar nicht himmlischen Deutschen Reiches mit bitterem Neid erfüllen und kann sie lehren, daß selbst von Völkern, die in unserem Sinn kulturell niedrig stehen, mitunter noch Manches zu lernen ist. Ein sichtbares Symbol kaiserlicher Gunst kennen wir leider noch nicht; Portraits und Büsten sind verhältnißmäßig geringfügige Zeichen der Huld und selbst der graue Mantel ist schon zu sehr Gemeingut geworden, als daß er neben der gelben Jacke ernstlich genannt werden könnte. Aus diesem Mangel ergeben sich Mißstände, die gerade jetzt ungewöhnlich lebhaft empfunden werden, weil gerade

jetzt wieder einmal mit gesteigerter Heftigkeit die Frage umstritten wird, wer augenblicklich in der Sonne der kaiserlichen Gunst stolz und froh sich wärmen darf. Die Kulitruppe der Wilhelmstraße ist nämlich mobil gemacht worden, um gegen Herrn Miquel, der waffenlos irgendwo in der Sommerfrische weilt, einen Flankenmarsch auszuführen. Der Angriff ist mit einer brutalen Rücksichtlosigkeit in Szene gesetzt worden, wie sie in der Geschichte civilisirter Staaen vielleicht ohne Beispiel ist und wie sie nur durch das Wuthgefühl einer tötlich verletzten Eitelkeit erklärt werden kann. Beinahe ohne jede Tünche der Höflichkeit, die offiziöses Gesinde sonst einem Minister schuldig ist, wird in dem Blatte des Grafen Caprivi Herr Miquel reklamehafter Selbstverherrlichung beschuldigt und es wird ihm vorgeworfen, er habe gegen den Reichskanzler gewühlt und versucht, in den ihm zugänglichen Blättern sich Verdienste zuschreiben zu lassen, die ihm keineswegs gebührten. Ueber die Anklage ist eigentlich kein Wort zu verlieren. Herr Miquel hat durchaus nicht alle Hoffnungen erfüllt, die auf ihn gesetzt wurden; er hat es versäumt, offen gegen eine Politik zu protestiren, die er nach seiner Ueberzeugung und Einsicht für unheilvoll halten muß, und sich vielfach auf ein Laviren und Kompromittiren beschränkt, das seinem Ansehen nicht gerade förderlich sein konnte; auch als ein schöpferischer Finder neuer Gedanken hat er sich nicht bewährt, sondern als ein außerordentlich begabter Anempfinder, der die Ideen Anderer wundervoll zu verwerthen und auszumünzen versteht. Daran aber ist ernstlich nicht zu zweifeln, daß er an Bildung, an praktischem Verstand und politischem Urtheil seine sämmtlichen Kollegen sehr weit überragt, und der Gedanke, seine Fähigkeiten denen des Grafen Caprivi auch nur zu vergleichen, kann höchstens doch Heiterkeit erregen. Von einer besonders eifrig betriebenen Pressebewegung für Herrn Miquel ist auch niemals Etwas zu merken gewesen; im Gegentheil: die gelesensten Blätter haben den preußischen Finanzminister seit langen Monaten eben so hitzig beschimpft, wie sie in den groteskesten und lächerlichsten Formen den Grafen Caprivi verherrlicht haben, der sich ja überhaupt einer größeren publizistischen Unterstützung erfreut als jemals irgend ein Staatsmann. Merkwürdig und interessant ist das jetzt aufgeführte Schauspiel deshalb nur, weil von beiden Seiten versucht wird, mit dem Schein oder auch mit dem Sein der kaiserlichen Gunst vor der Oeffentlichkeit zu prunken. Die Anhänger des Herrn Miquel erinnern daran, daß der Kaiser den früheren Oberbürgermeister von Frankfurt einst seinen Mann genannt habe; das Gesinde des Reichskanzlers weist triumphirend darauf hin, wie „überaus herzlich“ der große Graf Caprivi in Wilhelmshaven vom Kaiser empfangen und wie ihm sogar gestattet worden sei, mit dem Monarchen zugleich eine Nacht auf dem Panzerschiff Kurfürst Friedrich Wilhelm zu verbringen. Wenn es in dieser Tonart noch eine Weile weiter geht, dann können wir auf die lieblichsten Renommistereien uns gefaßt machen. Bevor wir aber erfahren, nach welcher Richtung die Sonnenuhr der kaiserlichen Gunst weist, wird vielleicht sogar schon über die koreanischen Händel sichere Kunde eingetroffen sein und lange noch wird mancher wackere Bürger des Deutschen Reiches sich nach China sehnen, wo man mit eigenen Augen doch sich die Gewißheit verschaffen könnte, ob Graf Leo von Caprivi oder ob Herr Johannes Miquel augenblicklich die gelbe Jacke trägt.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. August 1894.

Sozialistengesetze.

Neulich feierte die deutsche Sozialdemokratie ein Jubiläum: am siebenten August waren fünfundzwanzig Jahre vergangen, seit in Eisenach die Sozialdemokratische Arbeiterpartei begründet worden war. Das Datum ist nicht allzu wichtig; die Hauptarbeit hatte Lassalle längst vorher schon geleistet, er hatte das Proletariat zu selbständiger Politik aufgerufen und mit seinem Maccabäerungestüm die Massen entflammt, denen das rabbinische Genie Karls Marx immer nur kalt staunende Bewunderung abgelockt hätte. Der Tag von Eisenach brachte nicht die Geburtstunde der Sozialdemokratie, sondern nur den Sieg des Marxismus; aber er gab auch der Partei den Namen und es war natürlich, daß seine Wiederkehr jetzt zu einem stolzen Rückblick auf das gewaltige Wachsen der Arbeiterbewegung den willkommenen Anlaß bot. Wenn Das im Winter geschehen wäre, wo man mit Parlamentsberichten billig die Spalten füllen kann, wahrscheinlich hätten dann die Vertreter der bürgerlichen Parteien sich tot gestellt und die erschallenden Jubelchöre gar nicht beachtet. Nun aber war, der Kalender behauptets wenigstens, der Hochsommer eingekehrt, die Redefabriken standen leer, für die Meldungen aus Korea und Cowes und Bulgarien erlahmte allgemach das Interesse: die Gelegenheit war also günstig, am sozialen Gebresten wieder einmal ein Bischen herumzukuriren. Die Gesellschaft, darüber war man ganz allgemein einig, sollte gestützt und erhalten werden und die Meinungen trennten sich erst vor der Frage nach der Art des Materials, aus dem für die

überaus treffliche Gesellschaft die Stützen gefertigt werden sollten. Das Vertrauen auf die alle Uebel siegreich überwindende Macht des noch immer sogenannten liberalen Gedankens ist nachgerade doch schon etwas erschüttert und so konnte man selbst in leise liberalisirenden Blättern der Ansicht begegnen, jetzt oder nie sei die Zeit erschienen, wo mit rascher Rücksichtlosigkeit versucht werden müsse, gegen das bedrohliche Wachsen der Sozialdemokratie einen Damm aufzurichten. Ein neues Sozialistengesetz, so hieß es, sei dringend nöthig geworden, weil — und nun kamen die Gründe — in romanischen Ländern die Anarchisten wüstes Gelärm verübt und die zaghafte Bourgeoisie in zitternde Angst gejagt hatten. Und überhaupt, auch Fürst Bismarck sei dieser Ansicht, könne es so wie bisher nicht länger weitergehen.

Die Ansicht des Fürsten Bismarck ist unter allen Umständen ernster Beachtung werth, aber sie kann die unabhängigen Geister nicht binden, die in dem großen politischen Künstler auch den irrenden, den immer lernbegierigen und lernfähigen Menschen bewundern und lieben. In seiner langen Laufbahn hat Bismarck von dem Eifer der dienstwilligen Leute niemals einen Nutzen gehabt, die stets bereit waren, auf sein Kommando einzuschwenken und auf die Scheibe zu schießen, die er mit mächtigem Griff vor ihnen aufgestellt hatte, und er würde schon deshalb gewiß es nicht übel nehmen, wenn eine von ihm vertretene Meinung auch von seinen Freunden ehrerbietig abgelehnt werden müßte. Einstweilen ist Das noch nicht nöthig, denn persönlich hat der Fürst sich für ein neues Sozialistengesetz noch nicht engagirt. Er hat es für einen Fehler gehalten, daß vor vier Jahren ohne zwingende Nothwendigkeit auf eine Waffe verzichtet wurde, die ihm zwar nicht mehr besonders wirksam, doch immerhin wie ein heilsames Abschreckungmittel erschien, und er mag wohl geglaubt haben, nach der Beseitigung dieser Schranke würden gewaltsame Zusammenstöße nicht lange zu vermeiden sein. Damals ließ der Gang der Ereignisse sich nicht voraussehen, jähe Entschließungen, wie das Selbstbewußtsein heiter hoffender Jugend sie gern faßt, waren zu erwarten und der tiefste Grund der Befürchtungen des Fürsten Bismarck wird erst offenbar werden, wenn die Geschichte der ersten Monate des Unheilsjahres 1890 geschrieben ist. Inzwischen hat die Macht der Mittelmäßigkeit ihre ausgleichende Wirkung geübt, zu einer Erneuerung des Ausnahmegesetzes liegt einstweilen nicht die geringste Veranlassung

vor und dem historischen Ansehen des Fürsten Bismarck wird der schlimmste Dienst erwiesen, wenn er als ein Mann hingestellt wird, der von kleinlichen Polizeistrafgesetzen allen Ernstes den Sieg über eine Jahrtausende alte Bewegung der Geister erhofft.

Das Jubiläum der Sozialdemokratie hat ja nur eine lokale Bedeutung; der Kampf selbst, den die Feier verherrlichen sollte, ist uralt und auch die Organisirung der Kämpfenden ist unendlich oft schon versucht und für kürzere Zeiträume auch erfolgreich durchgeführt worden. Vom Kommunistenstaat auf Lipara bis zu Platos idealistischer Gesellschaftkritik, zu den in manchem wichtigen Punkt über Lassalle und Louis Blanc weit hinausgehenden Reformvorschlägen des Aristoteles und dem Staatsideal Zenos zeigt die antike Welt fast genau die selben Erscheinungen, die, unter veränderten Wirthschaftverhältnissen, uns heute schrecken, und die Praxagora des Aristophanes hat alle Programme aller sozialistischen Parteien vierhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung schon zusammengefaßt. Als die jerusalemitische Bourgeoisie dann dem Wehklagen der Ebionim ihr Ohr verschloß und den milden Tröster der armen Leute ans Kreuz schlug, da war ihr nationales Schicksal besiegelt und es ward ihr bestimmt, friedlos und heimathlos, als ein degenerirender Geldadel, in die Weite sich zu zerstreuen. Immer wieder, vor und nach Jesus von Nazareth, hat man aber auch versucht, schon hienieden für alle Menschen das Glück zu sichern, und spät erst, als schon die Bourgeoisherrschaft über die volle Schüssel gebot, hat man mit dem Benthamschen Ideal sich abgefunden und, nach dem wundervollen Wort, für die größtmögliche Zahl das größtmögliche Glück nur noch erstrebt. Dabei ist die Frage nach der Herrschaft über die Besitzvertheilung stets eine Machtfrage geblieben, trotz allem Phrasengeklingel, und die im Besitzrecht Wohnenden haben sich immer ängstlich gehütet, von ihren Machtmitteln den Belagernden eines auszuliefern. Erst der Liberalismus war, in seiner ursprünglichen, reinen Gestalt, unklug genug, die furchtbare Waffe des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes freiwillig aus den Händen zu geben. Bismarck fand diese Karte auf seinem Tisch; Oesterreich hatte sie ausgespielt, der damals noch mächtige Heerbann der Liberalen forderte lärmend den Trumpf und der Kanzler glaubte, der Spielgewinn sei des Einsatzes werth. Und doch hatte Lassalle schon, als er den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein ins Leben rief, offen ausgesprochen,

„daß aus dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht alles Weitere sich von selbst ergeben würde.“

Seitdem ist am wichtigsten Punkte die Schlacht entschieden und kein Bemühen wird die Gesellschaft vor der nahenden Kraftprobe schützen. Das Gesetz hat für alle Bestrebungen der Massen die Bahn frei gemacht, auch für die unsinnigsten, und die Erben des Liberalismus können jetzt zusehen, wie weit sie mit der laut gepriesenen Selbsthilfe nun kommen werden. Da allein kann der Staat, so lange er auf der einmal gewonnenen Grundlage beharrt, mit seinen Machtmitteln noch eingreifen, wo das geltende Recht gewaltsam verletzt wird. Das Sozialistengesetz sollte diese Machtmittel erweitern und es hat eine pädagogische Wirkung erreicht; es hat die Führer und die Geführten Resignation gelehrt und ihnen gezeigt, wie schwere persönliche Opfer zu bringen sind, ehe für eine spätere Generation vielleicht von der Festung die weiße Fahne weht. Diese Erkenntniß aber kann keinen Verständigen zu dem Wunsch nach einer Erneuerung des Sozialistengesetzes verlocken. Ein Ausnahmegesetz ist immer der Beweis eines Vertrauens, das man nicht jeder Regirung entgegentragen kann, und es wird nur da nothwendig, wo gewaltthätige Ausbrüche mit den vorhandenen Rechtsmitteln nicht zu verhindern und zu unterdrücken sind.

Davon kann heute ernstlich nicht die Rede sein. Was in Frankreich, Italien und Spanien geschehen ist, braucht uns nicht zu bekümmern und es ist unehrlich, die Schreckensthaten der Anarchisten, die ganz direkt vom radikalen Liberalismus abstammen, ins Schuldbuch der deutschen Sozialdemokratie zu schreiben, die mit den Dynamystikern weder in der Theorie noch in der Praxis die allergeringste Gemeinschaft hat. Die Partei der Herren Bebel und Singer hat in wichtigen Wirthschaftfragen den Caprivismus zum Siege geführt, die Häupter haben vor dem General-Reichskanzler und vor seinem Vertreter in ergebenster Anerkennung sich geneigt und die holde Eintracht der Versöhnungaera ist bisher unliebsam nicht gestört worden. Diesen Gottesfrieden zwischen Frommen und Unfrommen mag man mit einiger Skepsis betrachten, aber er besteht nun einmal und man muß aus ihm auch die Schlußfolgerung ziehen. Was die deutsche Sozialdemokratie heute offiziell erstrebt, Das bleibt durchaus auf dem Boden, der ihr gesetzlich zugesichert ist, und dieses Streben wird vielfach ganz sicher erfolgreich sein. Die Arbeiter werden bessere Lebensbedingungen erreichen,

die Macht der Unternehmer wird zurückgedrängt werden und das Sinken des Zinsfußes wird zwischen den Kapitalisten und dem Proletariat die Kluft noch verengen. Diese Evolution ist unvermeidlich und sie kann Den nur schrecken, der in der kapitalistischen Gesellschaftform die beste aller sozialen Gliederungen sieht. Aber auch Der wird vergeblich sich mühen, mit Polizeichicanen die Entwickelung des Maschinenjahrhunderts aufzuhalten.

Ohne einen harten Zusammenprall wird freilich der Kampf auch diesmal nicht zu Ende gehen; der Tag aber, der ihn uns bringt, wird aller Voraussicht nach dann erst aufdämmern, wenn im Deutschen Reich über die Wahl des nächsten Weges die Entscheidung gefallen ist und wenn die müden Marxisten, die heute mit Papstgewalt dem proletarischen Gewimmel befehlen, vom Platze gewichen sind. Einstweilen weiß im Reich Niemand so recht eigentlich, was der kommende Morgen uns bringen kann, und auf der sozialdemokratischen Partei lastet eine träge Mattigkeit, die selbst von dem Jauchzen und Toben des Bierkrieges nur für kurze Stunden unterbrochen wird. Die alten Führer sind langsam zu behaglichen Kleinbürgern geworden, sie müssen mit der wachsenden Macht der Gewerkschaften und mit der mißtrauischen Kontrolwuth der Genossen schon über Gebühr sich zausen und sie haben keine Lust mehr, in heißem Streit noch Etwas zu wagen; ein stattlicher Stimmzettelhaufen, eine Regirung, die ihnen keine Schwierigkeiten macht und nach ihren positiven Vorschlägen sie niemals neugierig fragt —: Das ist ein Zustand, bei dem sichs schon auskommen läßt. Ob auch die Geführten auf die Länge sich damit damit begnügen werden? Ob auch ihnen der stolze Rückblick auf eine fünfundzwanzigjährige Ruhmesgeschichte allein schon behagt und ob sie nicht endlich einmal fragen werden, was durch die persönlichen und materiellen Opfer für ihr eigenes Wohlergehen denn erlangt worden ist? Es wäre nicht undenkbar, daß sie mit utopischen Hoffnungen sich nicht länger mehr abspeisen lassen und daß sie das gelobte Land endlich sehen wollen, das in den mystischen Nebeln der Prophezeiungen sich noch immer verbirgt. Wer diese Aufklärung des Kampfterrains verzögern und die schon wankende Schaar wieder fest aneinander gliedern will, Der mag für ein neues Sozialistengesetz sich begeistern.

Die schwedisch-norwegische Union.

Die Streitigkeiten, die zwischen den zwei verbündeten Ländern, Schweden und Norwegen, in den letzten Jahren ausgebrochen sind, haben einen Charakter angenommen, der die Aufmerksamkeit auch des Auslandes erregt hat. Wer aber nur die Berichte und Betrachtungen der Tagespresse zur Verfügung hat, Der wird nicht leicht die Verhältnisse, die den Streit verursacht haben, gründlich kennen lernen und eine objektive Darstellung dieser Verhältnisse ist deshalb vielfach vermißt worden. Deshalb habe ich geglaubt, mich der Aufforderung nicht entziehen zu sollen, in dieser Zeitschrift eine solche Darstellung zu versuchen. Die unionellen Verhältnisse der skandinavischen Reiche sind aber so verwickelt, daß es beinahe unmöglich ist, sie in einer kurzen Darstellung begreiflich zu machen. Eben deshalb steigern sich aber auch die Ansprüche an die Unparteilichkeit der Darstellung, und kaum kann Derjenige, der, wie der Verfasser dieser Zeilen, sich, wenn auch nicht als aktiver Kämpfer, mitten im Streite befindet, in dieser Beziehung mehr als die Anerkennung seines guten Willens hoffen.

I.

Durch hundertjährige Kriege sah das einst so mächtige schwedische Reich im Anfange dieses Jahrhunderts seine Stellung mehr und mehr erschüttert. Nachdem im Jahre 1809 Finland verloren gegangen war, begannen die Schweden sich sogar am eigenen Herde bedroht zu fühlen. Freilich würde ein russischer Angriff gegen Schweden selbst dessen geographischer Lage wegen keine leichte Sache sein; so lange aber zwei Völker die skandinavische Halbinsel bewohnten, die so oft feindlich gegen einander standen, lag doch die Gefahr sehr nahe, daß die Schweden gegen einen norwegischen Angriff im Rücken sich zu vertheidigen haben würden, während gleichzeitig die Russen an dem Ufer der Ostsee einen Landgang versuchten.

Es mußte darum der höchste Wunsch der schwedischen Politik werden, Norwegen von Dänemark loszutrennen, um dessen Vereinigung mit Schweden selbst herbeizuführen und dadurch einen Feind in einen Freund und Bundesgenossen umzuwandeln. Nachdem Schweden den französischen Marschall Bernadotte zum Kronprinzen erwählt hatte, bot sich auch die Gelegenheit, diesen Wunsch als praktisches Ziel zu verfolgen. Schweden, dessen Beistand dieses ausgezeichneten Heerführers wegen den gegen Napoleon verbündeten Mächten besonders werthvoll geworden war, ließ sich von diesen als Gegendienst den Erwerb Norwegens versprechen; die schwedischen Truppen zogen gegen Dänemark und durch den Frieden zu Kiel (1814) wurde der dänisch-norwegische König gezwungen, seine Rechte als König von Norwegen dem schwedischen König abzutreten. Dadurch glaubten anfangs die Schweden, das ersehnte Ziel schon erreicht zu haben. Von den Norwegern selbst erwarteten sie keinen Widerstand, theils, weil ein solcher gegen den Beschluß der Großmächte ihnen vergeblich erscheinen mußte, theils, weil sie darauf bauten, daß in der That die neue Ordnung auch für Norwegen selbst ein Vortheil sein und daß Dies den Norwegern einleuchten müsse.

Statt einer Vereinigung mit Dänemark, unter welcher regelmäßig die Interessen Norwegens den damit oft streitenden dänischen geopfert würden,

wurde eine Vereinigung dargeboten mit einem Lande, das durch seine Lage eben das selbe Hauptinteresse haben mußte wie Norwegen selbst: die Vertheidigung der Integrität der skandinavischen Halbinsel. Statt einer Vereinigung unter einer autokratischen Verfassung, wodurch auch die Grenzen zwischen einem selbständigen Reiche und einer Provinz verwischt zu werden drohten, wurde eine Vereinigung dargeboten mit einem Lande, daß, selbst an die Rechte der politischen Freiheit gewöhnt, diese auch seinem Bundesgenossen gönnen würde. In Norwegen herrschte aber nicht die selbe Auffassung. Erstens rief schon der Traktat zu Kiel in sich selbst Unwillen hervor, als eine Verletzung des Völkerrechts. Der Souverain, der Herrscher nur eines Landes ist, kann zweifellos dieses Land nicht rechtsgiltig dem Feinde abtreten, sondern nur selbst abdanken. In diesem Verhältniß kann es aber keinen Unterschied machen, daß der selbe Souverain auch König eines anderen Landes ist, wenn doch diese zwei Länder selbständige Staaten sind. Dies war aber eben die rechtliche Stellung Norwegens und Dänemarks, wenn auch unter der autokratischen Regirungform die Institutionen der beiden Staaten vielfach verschmolzen wären. Noch schwerer aber fiel ins Gewicht das große, durch hundertjährige Kämpfe genährte Mißtrauen, das die Norweger gegen Schweden hegten, das noch mehr durch die großen sozialen Verschiedenheiten der beiden Länder verstärkt wurde und das allerdings die unbestimmten Vorspiegelungen des Kieler Traktats und die Proklamationen des schwedischen Königs nicht zu entkräften geeignet waren.

Es machten sich in Norwegen insofern verschiedene Meinungen geltend, als viele der einsichtvollsten Männer eine Vereinigung mit Schweden wünschten, wenn erst die Garantien der Selbständigkeit und einer wirklich freien Verfassung geschaffen waren, während die Meisten einem Bunde mit dem Nachbarn durchaus abgeneigt waren. Es waren aber alle Norweger insofern der selben Gesinnung, als Niemand die Vereinigung anzuerkennen bereit war, ehe die näheren Bedingungen erst fest und endgiltig verabredet wären. Und als Prinz Christian Friedrich, das Haupt der norwegischen Regirung, selbst an die Spitze des Widerstandes trat, sammelte sich das ganze Volk einhellig unter seine Leitung und erwählte ihn am 17. Mai 1814 zum König, nachdem der zu Eidsvold zusammengerufene Reichstag eine neue konstitutionelle Verfassung ausgearbeitet und angenommen hatte.

Indessen überzeugte bald die entschiedene Sprache der Großmächte, die den Kieler Traktat garantirt hatten, den neuerwählten König von der Aussichtlosigkeit des Widerstandes und er erklärte sich deshalb bereit, der eben erworbenen Krone zu entsagen und die Volksvertretung zusammenzurufen, um mit schwedischen Bevollmächtigten über die Bedingungen der Vereinigung zu verhandeln.

Für Schweden war der unerwartete Widerstand ein sehr unangenehmes Ereigniß. Erstens, weil die Eroberung des Landes in sich selbst schwierig und allerdings mit großen Opfern verbunden sein müßte; zweitens aber, weil durch eine Eroberung überhaupt nicht das Selbe erreicht werden könnte wie durch eine friedliche Durchführung der Vereinigung, ja vielleicht eine solche Eroberung ihre eigene Absicht, die Schaffung eines zuverlässigen Bundesgenossen, vereiteln könnte. Es wurde deshalb ohne erhebliche Schwierigkeit auf der vorhin erwähnten Grundlage ein Vertrag zu Moß abgeschlossen, wodurch der schwedische Kronprinz im Namen des schwedischen Königs das norwegische Verfassungsgesetz anzunehmen versprach, indem er sich verpflichtete, nur solche Veränderungen vorzuschlagen, die durch die Vereinigung erheischt sein würden.

Die zwischen der norwegischen Volksvertretung (dem Storthing) und den schwedischen Kommissarien gepflogenen Unterhandlungen führten bald zu dem beabsichtigten Ergebniß. Nachdem das Storthing am 20. Oktober die Vereinigung im Prinzip beschlossen hatte, wurden die nothwendigen Aenderungen des Verfassungsgesetzes vorgenommen und am 4. November König Karl XIII. von Schweden zum König Norwegens einstimmig gewählt.

Ueber die Natur der auf diese Weise errungenen Vereinigung machte sich auf beiden Seiten nur eine Auffassung geltend. Die Vereinigung sei, so wurde feierlich erklärt, eine „nicht durch Waffen, sondern durch freie Ueberzeugung geschaffene". Die vermeintlichen, aus dem Kieler Traktat folgenden Rechte waren durchaus aufgegeben und dagegen eine neue Grundlage geschaffen worden, die, den beiden Ländern gleich dienlich, auch am Besten den Zweck der Union zu fördern versprach. Schweden hatte sich anfangs auch den Norwegern gegenüber auf die durch den Traktat zugesicherten Rechte berufen; diese waren jedoch schon damals nur schwach betont worden, und nachdem die Vereinigung auf einer anderen Grundlage zu Stande gekommen war, fand die norwegische Weigerung, die Abtretung des Königs Friedrichs des Sechsten anzuerkennen, keinen besseren Vertheidiger als die schwedische Regirung selbst.

„Die Vertreter des norwegischen Volkes", so lauteten die Worte, die sie im folgenden Jahr an den schwedischen Reichstag richtete, „wurden zusammengerufen, um über die Vereinigung der Königreiche zu beschließen. Dem Beispiel der schwedischen Reichsstände folgend, die in einer nie zu vergessenden Sammlung unter drohenden äußeren Verhältnissen doch ohne jede Unschlüssigkeit erst die Grundlagen der neuen Staatsordnung feststellten, als sie sich einen König erwählten, um ihre Freiheit zu vertheidigen und zu fördern*), zeigten sich die Vertreter des norwegischen Reiches ihrer Bestimmung und der Zuversicht ihrer Mitbürger in gleichem Maße würdig. Ohne sich von den Ereignissen überwältigen zu lassen, diese vielmehr nur als eine Einleitung, nicht als eine Bedingung für seinen Beschluß betrachtend, suchte das Storthing des norwegischen Reiches während der Verhandlungen, die mit den Kommissarien Seiner Majestät geführt wurden, gleichzeitig die Freiheit des Volkes, die Würde des Staates, die Rechte der Bürger und die Ehre des Reiches aufrechtzuerhalten."

Und in eben so unzweideutiger Weise wurde anerkannt, daß die Vereinigung auf dem Grundsatze der vollkommenen Gleichheit aufgebaut war: „Seine Königliche Majestät mußte dieser Handlungweise ihr Recht widerfahren lassen. Wenn sich zwei Völker freiwillig der selben Regirung unterwerfen, ist es nothwendig, aufs Sorgfältigste jeden Unterschied in ihrem Verhältniß zum gemeinsamen Regenten zu vermeiden. Sonst zerbricht früher oder später der Bund und das eine Volk wird entweder das andere unterdrücken oder es werden durch ihre gewaltsame Scheidung neue Keime eines verbitternden und für Jahrhunderte entfernenden Zwiespaltes in die Herzen niedergelegt werden. Wenn auch die Zahl der Einwohner in dem einen Reiche bedeutend größer ist, so wird Dies doch durch die vortheilhaftere Lage aufgewogen, die das andere Land in defensiver Beziehung besitzt; und da es die Absicht nicht war und nicht sein konnte, daß das eine Land ein despotisches Recht über die Beschlüsse des anderen ausüben sollte, hat Seine Majestät aus verschiedenen Gründen sich dazu berechtigt

---

*) Eine Anspielung auf die Begebenheiten im Jahre 1809, als nach der Absetzung Gustavs des Vierten Karl XIII. zum König erkoren wurde.

gehalten, den Grundsatz der vollkommenen Gleichheit zwischen den beiden Ländern in Beziehung auf ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten anzuerkennen."

Und was die Regirung so beredt aussprach, fand bei dem Reichstage lebhaften Wiederhall. Auch er bekannte sich unzweideutig zu den selben Prinzipien.

So schien denn die Vereinigung der skandinavischen Länder durch die Besonnenheit der damaligen Staatsmänner glücklich durchgeführt zu sein, und in der That war auch ein Werk geschaffen, das sich haltbarer gezeigt hat als ähnliche Schöpfungen, die anderswo versucht worden sind. Doch litt das Vereinigungwerk schon anfangs an einem Fehler, der, obwohl man durch Verschweigen die Aufmerksamkeit davon abzulenken suchte, sich nicht verhehlen ließ und der durch unverständige Behandlung noch bösartiger geworden ist.

Freilich wurde geredet, als wäre die so unbedingt als politische Nothwendigkeit anerkannte vollkommene Gleichheit auch ausnahmelos gesetzlich durchgeführt. In der thatsächlichen Durchführung wurde allerdings eine so bedeutsame Ausnahme gemacht, daß diese die Regel zu verschlingen drohte. Es wurde angenommen, daß durch die Vereinigung sämmtliche auswärtigen Angelegenheiten gemeinsam geworden waren, sogar solche, die eigentlich nur das eine Land betrafen. Das hatte aber zur Folge nicht eine gemeinsame Behandlung, an der die beiden Länder gleichen Antheil nahmen, sondern: daß sie sämmtlich in das Ressort des schwedischen sogenannten ministeriellen Rathes gezogen wurden, wo sie von dem schwedischen Minister des Aeußeren — in der Regel im Beisein eines anderen schwedischen Ministers — dem König vorgetragen wurden, ohne daß ein einziger Norweger gegenwärtig war. Zwar wurde schon längst diese Ordnung insofern geändert, als der König im Jahre 1835 dem Antrage der norwegischen Regirung zufolge den Beschluß faßte, daß, wenn gemeinschaftliche oder ausschließlich norwegische Angelegenheiten verhandelt würden, auch ein norwegischer Minister anwesend sein sollte Und zwar ist auch die Theilnahme des schwedischen Ministers an der Verhandlung der ausschließlich norwegischen Sachen mehr und mehr zu einer lediglich formellen herabgesetzt. Hiermit hat es auch bis zum heutigen Tage sein Bewenden gehabt. Kein norwegischer Minister braucht an der Vorbereitung der gemeinsamen Sachen Theil genommen zu haben, kein norwegischer Minister steht in selbständiger Berührung mit der diplomatischen Vertretung der beiden Länder und kann durch diese Informationen einholen; und da das im Rathe geführte Protokoll keiner norwegischen Behörde mitgetheilt wird, kann auch kein norwegischer Minister wegen der daselbst gefaßten Beschlüsse zur Verantwortung gezogen werden.

Und nicht allein sind hier seit dem Jahre 1835 keine Aenderungen zur Förderung der Gleichheit gemacht, sondern theils durch die geschichtliche Entwickelung selbst, theils aber auch durch positive Aenderungen, die in der schwedischen Verfassung vorgenommen sind, ist die Ungleichheit noch vergrößert worden. Im Jahre 1814 war der gemeinsame König in der That sein eigener Minister des Aeußeren und der Minister kaum mehr als sein frei erwählter Diener. Ja, der König konnte sogar auswärtige Sachen mit Uebergehung des Ministers ganz nach Belieben, z. B. durch einen Norweger, vorbereiten lassen. Im Laufe der Zeit hat aber Schweden auch auf diesem Gebiete die Grundsätze des Konstitutionalismus mehr und mehr durchgeführt und im Jahre 1885 wurden mehrere förmliche Aenderungen vorgenommen, wodurch diese Entwickelung ihren genügenden Ausdruck fand. Es wurde jetzt auch die Vorbereitung ausschließlich in die Hand des Ministers des Aeußeren gelegt und außerdem bestimmt, daß

die diplomatischen Angelegenheiten in Gegenwart dreier schwedischer Minister, unter ihnen der Konseilpräsident selbst, abgemacht werden sollten. Dadurch wurde beabsichtigt, auch die äußeren Angelegenheiten unter den leitenden Einfluß dieses Ministers zu bringen. In der selben Zeit hat aber auch in Schweden der Parlamentarismus so bedeutende Fortschritte gemacht, daß jetzt die Mitglieder der Regirung viel mehr von der Reichstagsmehrheit als vom Könige bestimmt werden, und selbst das Ministerium des Aeußeren ist zuletzt in den Wirbel der Parteikämpfe hineingezogen worden.

So ist es also das Ergebniß der bisherigen Entwickelung, daß, was die Durchführung des Prinzips der Gleichheit auf diesem Gebiete betrifft, Norwegen während der 80 Jahre der Vereinigung insofern viel verloren hat, als jetzt der Schwerpunkt von der gemeinschaftlichen Institution des Königthums zu einem Mitglied einer schwedischen Parteiregirung verlegt worden ist.

Die Frage ist vielfach aufgeworfen worden, ob auch diese Ordnung gesetzmäßig sei. In der That beobachten die unionellen Urkunden über die Behandlung der diplomatischen Angelegenheiten ein beinahe völliges Stillschweigen, und Dies hat zu sehr verschiedenen Auslegungen Anlaß gegeben. Während Einige, besonders in den jüngsten Zeiten, die derbe und meines Erachtens viel zu dreiste Behauptung aufstellen zu können glauben, daß die eingeführte und jetzt seit 80 Jahren ohne Einspruch befolgte Ordnung sogar gegen das Gesetz streite, wird von Anderen die Meinung verfochten, daß ausdrückliche Bestimmungen hier eben deshalb als entbehrlich erachtet wurden, weil die gemeinschaftliche Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten als selbstverständlich erschien und diese Behandlung in Ermangelung jeder gemeinschaftlichen Behörde nur auf dem eingeschlagenen Wege verwirklicht werden könnte. Zwischen diesen zwei diametral einander entgegengesetzten Meinungen macht aber sich noch eine dritte vermittelnde geltend, die das Stillschweigen so auslegt, daß dadurch verschiedenen Ordnungen und namentlich auch der thatsächlich bestehenden Raum gelassen würde. Es haben sich nach dieser Auffassung die Schöpfer der Vereinigung dagegen gesträubt, eine Ordnung, die dem proklamirten Grundsatze der Gleichheit so schroff widerspreche, gesetzlich anzuerkennen; als es ihnen aber auch nicht möglich war, eine in sich selbst mehr befriedigende zu ersinnen, haben sie diese Aufgabe der Zukunft vermacht und sich damit begnügt, nichts zu thun, was den König daran hindern konnte, das schwedische Auswärtige Amt provisorisch als ein gemeinschaftliches zu benutzen.

Ich glaube kaum, daß es möglich ist, zu sagen, welche von diesen zwei letzten Auffassungen mit den trefflichsten Gründen vertheidigt werden kann. Gewiß aber liegt die volle Beweislast derjenigen Auffassung ob, nach welcher Norwegen trotz aller Erklärungen der vollkommenen Gleichheit sich in den auswärtigen Angelegenheiten der Suprematie Schwedens unwiderruflich unterworfen habe, und dann muß behauptet werden, daß dieser Beweislast nicht Genüge geleistet ist. Allerdings ist die Betrachtung entscheidend, die der vormalige schwedische Minister de Geer, der vor Allen Vertreter der suprematischen Auffassung gewesen ist, mit um so preiswürdigerer Unparteilichkeit in seinen vor Kurzem erschienenen Erinnerungen geltend macht, wenn er schreibt: „Wie sich die Verhältnisse entwickelt haben, kann man indessen nicht länger auf der historischen Grundlage der Vereinigung bauen, sondern muß vor Allem auf die allgemein giltige Rechtsgrundlage achten; und dann kann man kaum leugnen, daß die Norweger Recht haben, was die Realität fast aller ihrer

Behauptungen betrifft. Es ist nicht billig, daß das eine Volk mehr von seiner Selbständigkeit aufopfert als das andere; sonst wird es in höherem oder geringerem Maße ein Vasallenstaat." Muß Dies schon im Allgemeinen gesagt werden, dann ist es gewiß unmöglich, die Wahrheit dieser Betrachtung zu verleugnen, wenn nicht nur die behauptete geschichtliche Grundlage der schwedischen Suprematie als eine mindestens sehr problematische bezeichnet werden kann, sondern auch, wie schon vorhin dargelegt wurde, die geschichtliche Entwickelung selbst diejenigen Voraussetzungen wesentlich verändert oder sogar beseitigt hat, welche dieser behaupteten Grundlage zu Grunde lagen.

Dem prinzipiellen Rechte Norwegens auf eine vollkommen gleiche Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten wurde in den ersten Jahrzehnten auch nicht von schwedischer Seite widersprochen: als das norwegische Storthing im Jahre 1837 durch eine Adresse an den König die Aufmerksamkeit auf einige Punkte gelenkt hatte, wo die Gleichheit nicht durchgeführt worden war, und namentlich auf die unbefriedigende Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten, wurde im Jahre 1839 ein aus vier Schweden und vier Norwegern bestehendes Union-Comité niedergesetzt, dem die Aufgabe ertheilt wurde, einen neuen Vereinigungakt auf Grundlage der der Vereinigung zu Grunde liegenden Prinzipien auszuarbeiten. In dem von dieser Kommission 1844 abgegebenen Entwurf wurde im § 1 als oberster allgemeiner Grundsatz ausgesprochen: „Die Königreiche Norwegen und Schweden, von denen jedes für sich ein freies und selbständiges Reich verbleibt, sollen unter einem König unauflöslich verbunden sein mit gegenseitig gleicher und ebenbürtiger Stellung, wie dieser Vereinigungakt näher bestimmt."

Und was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, wurde vorgeschlagen, daß das Auswärtige Amt ein gemeinsames sein sollte, daß zum Minister des Aeußern sowohl ein Norweger als ein Schwede sollte ernannt werden können, daß der Minister in jedem Falle sowohl von der norwegischen wie von der schwedischen Volksvertretung sollte zur Verantwortung gezogen werden können und daß dann das Gericht zu gleichen Theilen aus Norwegern und Schweden zusammengesetzt werden sollte.

Und in der Begründung dieser Vorschläge wurde von der Kommission einstimmig ausgesprochen, daß sie sich nicht zu der geringsten Abweichung von denjenigen Grundsätzen veranlaßt gefunden hätte, die in dem ursprünglichen Unionvertrage enthalten seien.

Die damalige schwedische Regirung erhob gegen die Grundsätze des Entwurfes keine Einwände. Im Jahre 1848 wurde aber die Einbringung des Entwurfes in die Volksvertretungen ausgesetzt, indem man sich darauf berief, daß der damals zusammentretende schwedische Reichstag so viele bedeutende Vorschläge zu verhandeln habe, daß ihm die Zeit fehlen müsse, auch die Unionverhältnisse zu behandeln. Und damit war in der That der Entwurf, der nicht einmal veröffentlicht wurde, begraben. Die Norweger, die vielleicht Bedenken gegen die vielen Bestimmungen über das Kriegswesen hegten, schienen selbst die Sache zu vergessen, und dann konnte kaum den Schweden ein größerer Eifer, der Alleinherrschaft über die auswärtigen Angelegenheiten zu entsagen, zugemuthet werden. So ruhte die ganze Frage bis zum Jahre 1860, wo sie aber unter Verhältnissen wieder aufgenommen wurde, die klar zeigten, wie thöricht es gehandelt war, nicht die Streitfrage zu beseitigen, ehe noch der Streit ausgebrochen war.

Im Jahre 1857 wurden Vorschläge, einen gegenseitigen Vollzug der Urtheile und die nähere Ordnung der Handels-, Zoll- und Seefahrtverhältnisse

betreffend, den beiden Volksvertretungen vom Könige vorgelegt, von dem norwegischen Storthing aber verworfen. In Schweden, wo man dies Ergebniß als eine Kundgebung nicht allein des Mißtrauens, sondern auch der Abneigung gegen alle gegenseitige Annäherung auffaßte, fühlte man sich dadurch nicht nur enttäuscht, sondern auch beleidigt; und dies Gefühl sollte bald einen verhängnißvollen Ausdruck finden.

Nach dem norwegischen Verfassungsgesetz konnte der König zum Vorsitzenden der in Norwegen in seiner Abwesenheit tagenden Regirung (Statthalter) sowohl einen Schweden als einen Norweger ernennen. Dies Amt, das den Norwegern schon seines Namens wegen bald verhaßt wurde, hatte aber seit 1829 nie ein Schwede innegehabt. Als im Jahre 1859 Karl XV. König geworden war, wurde von diesem — mit Beistimmung schwedischer Rathgeber — der königliche Beifall zu einem Beschluß in Aussicht gestellt, wodurch das Statthalteramt aufgehoben werden sollte, und im Vertrauen auf dieses Versprechen wurde im selben Jahr ein solcher Beschluß vom Storthing gefaßt.

Als aber Dies dem versammelten Schwedischen Reichstag bekannt wurde, erhob er dagegen einen heftigen Einspruch und es wurde behauptet, daß das Statthalteramt nicht ohne Zustimmung der Schweden abgeschafft werden könne. Freilich erwähnt der Union-Akt (Rigsakt) selbst dieses Amt nicht, aber auch diejenigen nur in dem norwegischen Verfassungsgesetze enthaltenen Bestimmungen, die 1814 Gegenstand der Verhandlung mit den schwedischen Kommissarien gewesen, und vor allen diejenigen, die der Vereinigung wegen aufgenommen waren, seien als kontraktmäßig festgestellte Bedingungen aufzufassen. Als auch die schwedische Regirung dieser Ansicht, die, freilich von einer kleinen beherzten Minorität lebhaft bestritten, jedoch von der überwiegenden Mehrheit des Reichstags mit größter Entschiedenheit geltend gemacht wurde, beipflichten zu müssen glaubte, sah der König sich genöthigt, dem Beschlusse des norwegischen Storthing seine Sanktion zu verweigern (1860).

Hierdurch war, wie es sich nur zu deutlich gezeigt hat, das unionelle Verhältniß in eine neue Phase eingetreten. Man irrt indessen gewiß, wenn man glaubt, daß das Wesentliche dieser neuen Phase eine veränderte juridische Auffassung sei. Es muß zugestanden werden, daß die juridische Stellung des norwegischen Verfassungsgesetzes keine ganz unzweideutige ist. Anfangs waren unleugbar die unionellen Bestimmungen darin enthalten, und obwohl man im Jahre 1815 eine selbständige Vereinigungurkunde zu Stande brachte, wurden doch nicht alle diejenigen Bestimmungen des Verfassungsgesetzes, die auf die Vereinigung Rücksicht nahmen, in diese Urkunde übergeführt und es konnte darum nicht als offenbar falsch die Behauptung abgewiesen werden, daß diese Urkunde keine vollständige sei, daß denjenigen im Verfassungsgesetze enthaltenen, nicht aber in den besonderen Vereinigungakt aufgenommenen Bestimmungen, die anfangs als Vereinigungbedingungen aufzufassen waren, auch fortan dieser Charakter beigelegt werden müsse.

Die Bedeutung der neuen Phase lag nicht so sehr in einer neuen Auffassung der bestehenden Rechtsverhältnisse wie in einer neuen Gesinnung. Die Zeit der Staatsmänner hört auf und diejenige der Advokaten und der Juristerei fängt an. Man hatte bisher erst danach gefragt, was für die Vereinigung förderlich sei; jetzt wurde die erste Frage, welche Rechte kraft der Vereinigung das eine Land gegen das andere beanspruchen könne.

Auch jetzt wurde freilich die prinzipielle Gleichheit anerkannt, aber eine

neue Auslegung dieser Gleichheit geltend gemacht, da behauptet wurde, daß der Gleichheit Genüge geleistet sei, wenn in der Entscheidung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten Norwegen ein Antheil zuerkannt würde, der im Verhältniß zu seiner Stärke und seinen finanziellen Beiträgen stände. Insbesondere über die Ordnung der diplomatischen Angelegenheiten äußerte sich der Minister de Geer sehr bündig so: „Da Norwegen für diese gemeinschaftlichen Angelegenheiten nicht größere Ausgaben übernimmt als im Verhältniß zu seiner Bevölkerung, müssen die Forderungen der Gerechtigkeit erfüllt sein, wenn — mit freiem Zutritt seiner Söhne zu den auswärtigen Gesandtschaften und den Räumen des Auswärtigen Ministeriums — in dem ministeriellen Rathe seinem Staatsminister nebst dem Minister des Aeußeren und einem anderen schwedischen Rathgeber das Recht der Anwesenheit zugestanden ist."

So wurde die ältere Auffassung, die 1815 die schwedische Regirung so unverhohlen ausgesprochen hatte und die auch die schwedischen Mitglieder des Union-Comités ohne jeden Vorbehalt anerkannt hatten, schroff geleugnet.

Auf dieser Grundlage wurde aber von Schweden eine neue Revision des Vereinigungaktes gefordert und der schon seit 1844 vorliegende Entwurf einfach als verfehlt zur Seite geschoben. Obgleich man in Norwegen nicht den Zeitpunkt für die Einleitung neuer Verhandlungen günstig fand, glaubte man, sich ihnen doch nicht entziehen zu sollen, nachdem im Jahre 1862 durch ein königliches Diktamen festgestellt worden war, daß die Revision nicht nur die prinzipielle Gleichheit, „die die Grundlage einer Vereinigung zwischen zwei freien und selbständigen Völkern bilden muß," aufrecht zu erhalten, sondern auch Verbesserungen zu versuchen habe in den Richtungen, wo voller Schutz der Interessen des einen oder des anderen der beiden Völker nicht jetzt vorhanden wäre.

1865 wurde sodann eine neue Kommission niedergesetzt, die 1867 einen Entwurf vorlegte. In diesem waren freilich verschiedene konstitutionelle Garantien in Beziehung auf die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten auch für Norwegen geschaffen, das bestehende Verhältniß, daß deren Leitung einem ausschließlich schwedischen Minister anheimfiel, aber beibehalten und ausdrücklich anerkannt. Sowohl aus diesem wie aus verschiedenen anderen Gründen wurde aber der Entwurf, der von dem König den beiden Volksvertretungen vorgelegt worden war, von dem norwegischen Storthing mit großer Majorität verworfen (1871).

So blieb denn Alles beim Alten. Indessen muß doch hervorgehoben werden, daß man auch in Norwegen Dies als kein großes Uebel aufgefaßt zu haben scheint. In der That glaubte man damals nicht, die schwedische Leitung der auswärtigen Angelegenheiten bemängeln zu brauchen, und es machten sich keine großen Bedenken dagegen geltend, diese Leitung noch weiter als eine provisorische beizubehalten. Als dann gleich nach dem Regirungantritt des Königs Oscar des Zweiten durch Entgegenkommen von Seiten der schwedischen Regirung das Statthalteramt abgeschafft wurde, beruhigten sich die Gemüther und unter den inneren Kämpfen, die sich dann in Norwegen aller Gedanken bemächtigten, wurde es beinahe vergessen, daß auch das unionelle Verhältniß an Zündstoffen reich war, die eines Tages nur um so gewaltsamer auflodern konnten, je mehr die innere Entwickelung der beiden Länder die Bedeutung der einzigen unionellen Institution, des Königthums, beeinträchtigt hatte.

Christiania. Reichsanwalt Dr. B. Getz.

Charles Darwin und die Ethik.

Die direkte Anregung für seine Theorie der natürlichen Auslese und Zuchtwahl ist Darwin nicht von den Naturwissenschaften, sondern von der Soziologie gekommen. Cobbens großer Vorläufer Malthus war es, der mit seiner sozialökonomischen Weisheit Darwins Denken befruchtete. Im Mittelpunkt von Malthus' Lehre steht die Thatsache des fortwährenden Ueberschießens der Zahl der Esser über den Nahrungspielraum. Es werden mehr Menschen und mehr Antilopen geboren, als die vorhandene Nahrung erhalten kann, und da die Antilopen ihre Nahrungmenge gar nicht und die Menschen sie nur sehr langsam vermehren können, so müssen in früher Jugend viele Menschen und Antilopen sterben, und nur so viele können groß werden, wie Nahrung finden. So viel erhielt Darwin von Malthus; aber nun gehen die Wege auch bereits auseinander.

Malthus lebte in der Zeit der allgemeinen Menschenrechte. Der soziale Hintergrund von Rousseaus Lehre war der Ruf nach Beseitigung der erblichen Vorrechte zweier Stände gewesen. Aber die ideale Formel, in die sich jener Ruf kleidete, leugnete nicht blos jene erblichen Vorrechte, sondern ganz allgemein das Vorhandensein bedeutender Menschen, die über den Durchschnitt hervorragen. Sie dekretirte: alle Menschen sind gleich. Das stellt nun zwar kein naturgesetzmäßiges Faktum dar, sondern kann nur bedeuten: wir Demokraten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wollen den großen, den Ausnahmemenschen ihre Vorzüge nicht mehr anrechnen und eben so wenig den Krüppeln und sonstigen Schadhaften ihre Mängel, sondern wollen uns stellen, als seien sie alle Durchschnitt und auch demgemäß zu behandeln. Aber die Zeit ist sich über diesen Unterschied nicht klar; ihr wird der Satz von der Gleichheit aller Menschen zum Dogma.

So entsteht eine Auffassung und entstehen Einrichtungen wie das allgemeine Wahlrecht, die im Grunde auf einer Fiktion ruhen, und auf einer verhängnißvollen. Da das Bewußtsein jeder Zeit sich aber immer weit mehr auf das Bewußtsein der ihr vorausgehenden gründet als auf direkte Beobachtung der Wirklichkeit, und da jeder Mensch Das für Wirklichkeit hält, was er denkt, so meinen die Menschen schließlich, alle Menschen seien wirklich gleich, hätten gleiche Rechte, obwohl sie recht gut wissen könnten, daß sie nicht gleiche Pflichten haben können. Auch Malthus, der sonst geistig so Selbständige, stand in dieses Dogmas Banne. Es war ihm von vorn herein gewiß, daß alle Menschen für die Menschheit gleichwerthig seien, und die noch Ungeborenen mindestens potentiell. Da einmal eine Anzahl sterben muß, so ist es ganz gleich, welche, und um das häßliche

Sterben zu vermeiden, ist es besser, jene Todeskandidaten werden gar nicht erst geboren, sondern bleiben sogar ungezeugt. Geschlechtliche Enthaltsamkeit also ist das soziale Allheilmittel.

Darwin war auch Demokrat und stand in seinen sozialökonomischen Anschauungen denen von Malthus sein Leben lang sehr nahe. Aber für die exakte Forschung war ihm das Gleichheitdogma doch nicht heilig genug. Wenn all die Jungen einer Art, all die Keime, die von einer Pflanze stammen, wirklich gleich sind, für die Art, für die Entwickelung (Darwin übernahm den Begriff der Entwickelung ja fertig, während Malthus ihn noch nicht kannte), — wie kommt es denn da, daß die Einen zu Grunde gehen und die Anderen überleben? Sicher spielen dabei die äußeren Verhältnisse, spielt die Umwelt dabei eine ganz bedeutsame Rolle. An zwei Bächen blühen und sprossen Hunderte von Geschlechtern Butterblumen. Da sucht sich der eine Bach bei Gelegenheit einer Hochfluth ein anderes Bett und all die Blumen an seinem früheren Lauf sind nun dem um sich greifenden Gras nicht mehr gewachsen. Sie verkümmern bei seinem Andrängen; all ihre bisherige Lebenskraft vermag sie dagegen nicht zu schützen. Aber Alles erklärt die Umwelt doch nicht. Von einer Menge Pflanzen der selben Art, die unter gleichen Daseinsbedingungen stehen, überwuchern die einen die andern. Der Grund dafür muß in ihnen selbst liegen. Und er liegt in ihnen. Sie sind bei der Entstehung ihrer Keime am Besten weggekommen, sie haben, unter besonders günstigen Bedingungen als Samen am Stengel reifend, schon in das Samenkorn, das dann aus dem Boden wuchs, mehr Kraft mitbekommen als andere, denen bei ihrer Samenentstehung weniger Saft aus der Mutterpflanze zufloß. Die Keime sind also nicht gleichwerthig für die Entwickelung. Malthus, Darwin und Spencer sind darin einig, daß selbst bei der minimalsten Zunahmerate ein Wettbewerb zwischen den einzelnen Individuen der selben Art mit Nothwendigkeit eintreten **muß**. Darwin fügt dieser Erkenntniß den Satz an, daß unter ihnen die den Daseinsbedingungen am Besten Angepaßten überleben. Die Anderen gehen im Wettbewerb um die Daseinsmittel zu Grunde. Das ist natürliche Auslese. Dieses Prinzip wird in der Thierwelt noch verstärkt durch die geschlechtliche Auslese oder Zuchtwahl, nach der häufig dasjenige Männchen zur Begattung mit dem allbegehrten Weibchen kommt das sich im Kampf um Leben und Tod als das Stärkste erwiesen hat.

Malthus hatte vorwiegend von der Menschenwelt gesprochen. Darwin hatte seine Erkenntniß vornehmlich auf die Thier- und Pflanzenwelt angewendet. Sollte er sie auf diese beschränken, oder war nicht schon durch jenen Punkt, von dem seine ganze naturphilosophische Spekulation ausging von vorn herein die Versuchung gegeben, an Dem, was sich in der Lebewelt

sonst als Thatsache erwiesen hatte, nun wiederum den Menschen zu messen und als großes sittliches Gesetz die Auslese der Tüchtigsten und die Ausscheidung der Untüchtigsten zu proklamiren? Denn da die Menschen einander nun einmal doch nicht gleich waren, so stand Dem kein Hinderniß im Wege. Heute liegt dieser Gedankengang klar vor unseren Augen. Was sollte uns bestimmen, mitten in jener Schlußkette Halt zu machen und den Menschen, der, wie wir heute wissen, doch nur ein Lebewesen ist wie die anderen, von jenem Gesetz auszunehmen? Und doch ist diese Schlußkette nur zu Stande gekommen durch die angestrengteste Geistesarbeit einer ganzen Generation. Volle dreißig Jahre hat es gedauert, bis sie sich in einem einzigen Kopfe so weit gefestigt hatte, daß sie klaren Ausdruck fand. Der Weltanschauung-Geschichte der Zukunft wird für die Jahre 1859 bis 1887 wahrscheinlich das Suchen nach diesem Gedanken das bezeichnendste Merkmal sein.

Es hat eine Zeit gegeben, in der die Ethiker der alten Schule erklärt haben, die Entwickelunglehre habe mit der Ethik nichts zu thun und die Ethik gehöre einer weit höheren Region an. Dann hat es geheißen, selbst auf dem ethischen Gebiete möge es eine Entwickelung geben, aber diese habe keinerlei Bedeutung, denn das Ewig-Sittliche und Allgemein-Menschliche sei dem Menschen unverbrüchlich als Ideal eingeboren. Dann erst hat die Einwirkung der Entwickelunglehre auf die Ethik begonnen.

Es ist eine wunderbare Erscheinung. Wie die Denker zweier Kulturvölker sich an die Arbeit machen in heller Begeisterung darüber, daß sie endlich, endlich ein Mittel gefunden zu haben glauben, um die Sittlichkeit, die überlieferte Sittlichkeit der Gegenwart, der der Kirchenglaube keine Stütze mehr zu bieten vermag, fest auf die Wissenschaft zu gründen; wie man es als ganz selbstverständlich betrachtet, daß die neue große Entdeckung die herkömmliche Sittlichkeit, die man für die Sittlichkeit schlechthin hielt, nur stützen könne; wie ihr Entdecker selbst Das als ihren Vorzug hinstellt, wie sich dann allmählich eine gezwungenere Auslegung der Kardinalsätze aller organischen Entwickelung nöthig macht; wie ein bedeutender Philosoph sie alle schlankweg verdreht, um sie auf Das anwenden zu können, was er sich als die künftige ethische Entwickelung der Menschheit vorstellt; wie ein anderer Ethiker eine ganze Reihe alter ethischer Gebote darwinistisch umbildet, und ein Naturforscher, Darwins Rivale, endlich das Gesetz der Auslese, wiewohl höchst gemildert und eingeschränkt, auf die menschliche Gesellschaft anwendet, während Andere erklären, mit der Kultur trete ein neuer Faktor in die Entwickelung der Menschheit ein, der die Naturgesetze außer Kraft setze; wie der größte systematische Philosoph der Zeit an all diesen Keimen achtlos vorüber geht und im Kulturfortschritt allein den weiteren Menschheitfortschritt sehen will; wie die kühnsten Gedankenbrücken geschlagen

werden, Bogenbrücken, Hängebrücken, fliegende Brücken; wie das Denken immer nur zwei Punkte sieht: hüben die Thatsachen der Entwickelunglehre, drüben die Forderungen der christlich-demokratischen Ethik; wie man nur daran denkt, die Beiden zu verbinden, ohne sich die Frage vorzulegen, ob Das überhaupt möglich ist; wie man es immer wieder versucht, es dann auf ein engeres, ein immer engeres Feld einschränkt, entschlossen, es doch nicht ganz aufzugeben; wie trotzdem das Bewußtsein der Unmöglichkeit leise aufdämmert und die Versuchenden immer mehr entmuthigt; wie sich daran langsam, ganz langsam, die Entdeckung emporbildet, daß die Entwickelunglehre doch zu etwas ganz Anderem hinführe, und wie der Denker, der das neue Ideal in seiner Schärfe und Reinheit endlich findet, trunken von seiner Entdeckung, ganz unbewußt, daß es nun vor Allem gelte, aus diesem neuen Ziel des Sittlichen im Menschen Normen für das Leben zu gewinnen, berauscht von seinem neuen Ideal ein dickes Buch schreibt, ein Buch in vier Theilen, in dem er die Herrlichkeit des neuen Ideals predigt, und immer wieder seine Herrlichkeit, wie er sich an dem Klang eines Satzes entzückt: „Ich aber lehre Euch den Uebermenschen" —: das Alles ist sicherlich eines der wunderbarsten Kapitel in der ganzen menschlichen Geistesgeschichte.

Wie die Natur in ihren Bildungen immer erst alle vorhandenen Möglichkeiten erschöpft, ehe sie das Wesen schafft, das sich als den Daseinsbedingungen am Besten angepaßt erweist, so ists auch im Geistesleben der Menschheit. Ehe aus einem Satze eine unmittelbare Folgerung gezogen wird, die seine geradlinige Fortsetzung, seine direkte Anwendung ist, da werden erst alle Irrthumsmöglichkeiten erschöpft, und erst nachdem jede von diesen eine Weile als ein Triumph des Geistes gegolten hat, zeigt sichs, daß sie alle falsch waren, daß das Ziel ein anderes war, ein einfacheres, und nun wundert sich Jedermann, wie es nur möglich war, daß er das nicht zuerst gleich gesehen hat.

Das Sträuben gegen die Anerkenntniß der natürlichen Auslese unter den Menschen von heute, das sich zwei volle Jahrzehnte durch erhalten hat, hat etwas unendlich Komisches und ist nicht gerade besonders schmeichelhaft für die logischen Fähigkeiten der heutigen Kulturmenschenköpfe. Unglaublich! Bald hat die natürliche Auslese in der Menschheit nicht mehr in Wirksamkeit sein sollen, weil sie durch eine „natürliche Auslese der Ideen" abgelöst worden sein sollte. Bald sollten wohl noch die Gesellschaftformen der Auslese unterliegen, aber eben darum die Individuen nicht mehr. Erst Williams sagt 1893 entschlossen: „Die natürliche Auslese wirkt hinsichtlich der Zelle, des Individuums und all der verschiedenen sozialen Einheiten, zu denen sich Menschen zusammenthun, in ihrer Vielheit der Beziehungen. Sie hört nicht auf, auf die Individuen zu wirken, weil sie eben so auf soziale Organi-

sationen wirkt, so wenig wie sie aufhört, auf Zellen zu wirken, weil sie auf Organismen als Ganzes wirkt."

Es hat auch nicht an Leuten gefehlt, die den Spieß umgedreht haben. Was sich der ethische Forscher in seinem geistigen Schaffen klar zu machen nicht vermochte, Das hat mit sicherer Witterung, daß hier dem Glauben eine Gefahr drohe, der protestantische Pfarrer empfunden. Aus der Thatsache, daß die Prinzipien des Darwinismus der christlichen Ethik zuwiderlaufen, hat man dort sofort geschlossen, jene Prinzipien müßten falsch sein. Und der Riese des Liberalismus, Rudolf Virchow, hat sich nicht geschämt, diesen Satz in der Form nachzusprechen, der Darwinismus sei schon darum verwerflich, weil er zur Sozialdemokratie führe. Bebel hat diesen Wink nicht unbeachtet gelassen und sich den Ausspruch geleistet, der Darwinismus sei eine eminent demokratische Wissenschaft. Die herrschenden sittlichen Anschauungen als Argument gegen die Richtigkeit einer neuen Entdeckung! Das erinnert ja beinahe an die Berufung auf den gesunden Menschenverstand gegenüber der frechen Erfindung, daß die Erde sich um die Sonne drehe, oder an noch einen anderen denkwürdigen Vorgang. Wenn der Inhalt des Gesichtsfeldes im Fernrohr dem Aristoteles widerspricht, dann ist immer zunächst das Fernrohr im Unrecht, und es bedarf eines gewaltigen geistigen Fortschritts, um endlich den Aristoteles ins Unrecht zu setzen.

„Die Naturforschung kümmert sich nicht und hat sich nicht zu kümmern um die ethische Tragweite ihrer Entdeckungen", sagt Bartholomäus von Carneri in seinem ausgezeichnetsten Buche „Sittlichkeit und Darwinismus", „ihre ganze Thätigkeit ist darauf gerichtet, in den Reichen der Natur dem Wahren nachzuforschen und jede gefundene Wahrheit zu verkünden, öffentlich der Wissenschaft, dieser werthvollen Schatzkammer der Menschheit, sie zu übergeben." Gerade umgekehrt ist also zu argumentiren. Wenn sich die ethischen Anschauungen der Gegenwart nicht mit dem gesicherten Wissen auf wissenschaftlichem Gebiete vereinen lassen, dann müssen diese geändert werden, aber nicht jenes. Die Erkenntniß einer Unvereinbarkeit reift denn auch, und damit vollzieht sich in der wissenschaftlichen Ethik eine Spaltung. Die Kirchenethik wirft das neue Wissen, mit dem sie schon bedenklich zu liebäugeln begonnen hat, entschlossen weg; während das konsequente Denken bei dem Schlusse anlangt, daß jene Ideale falsche Ideale sind, daß sie durch neue, aus jenem gesicherten Wissen abgeleitete, ersetzt werden müssen.

Die Naturforschung hat aus ihren Entdeckungen seit einem Jahrhundert bereits ein neues Weltbild aufgebaut, vor dem das alte mythologische Weltgebäude verblichen ist. Eine Weltanschauung aber ist nicht vollständig ohne Normen für das menschliche Handeln, ohne eine Ethik. Ob die moderne christlich-humanistisch-demokratische Ethik sich ohne Weiteres

mit dem Weltbilde, das die Naturforschung entworfen hat, vertragen würde, war nicht vorauszusehen. Thatsächlich bedeuten die verschiedenen ethischen Systeme, die den Darwinismus berücksichtigen, zunächst eine Antwort auf diese Frage, und zwar eine sehr wechselnde oder vielmehr sich langsam in der selben Richtung verändernde. Aus dem entschiedenen Ja wird ein entschiedener Zweifel und dann ein entschiedenes Nein. Darwin sagte Ja, Nietzsche sagt Nein. Von Darwin bis zu Nietzsche reicht das Stück moderner Geistesgeschichte, das sich mit diesem Problem beschäftigt. Obgleich schon vorher einzelne Bausteine dazu geliefert worden sind, so beginnt doch erst jenseits von Friedrich Nietzsche die Zeit des Ausbauens dieses Ja, die vermuthlich noch ein Menschenalter, vielleicht noch das ganze zwanzigste Jahrhundert, währen, vielleicht auch nie zu Ende gehen wird.

Apriorische sittliche Normen, d. h. solche, die wie unsere Triebe in unserer Organisation ausgesprochen lägen, giebt es nicht, und die Geschichte der sittlichen Anschauungen — die übrigens ganz und gar nicht identisch ist mit der Geschichte der wissenschaftlichen Ethik, einer nicht gerade rühmlichen Geschichte — zeigt, daß jede denkbare menschliche Handlung als sittlich gelten kann: das Menschenfressen, die Prostitution und die Lüge. In vergangenen Jahrhunderten hielten die Menschen ihre sittlichen Normen für Gebote ihrer Gottheiten und gaben ihnen dadurch stärkere Autorität. Die Frage, warum eine Handlung sittlicher sei als die andere, wurde damit beantwortet, daß ein Gott sie geboten habe. Der moderne Mensch, der sich mit dieser Antwort nicht mehr bescheidet, hat genau soviel Recht wie der Mensch von ehedem, diese Frage zu stellen. Wenn das Sittliche vor dem Denken bestehen soll, dann muß dem sittlich Guten sein Werth ohne Streifzüge in das Uebersinnliche gegründet werden. Die Schranken, welche die sittliche Zeitanschauung dem Handeln des Menschen zieht, sind in mancher Hinsicht ganz wesentlich engere als vor 10,000, vor 1000 und 100 Jahren, und in anderen Punkten wieder weitere. Jedes in das geistige Leben neu eintretende Prinzip vermag die überlieferten Formen des Sittlichen zu erschüttern. So hat das Christenthum und der Humanismus tief auf die Sittlichkeit der germanischen Stämme eingewirkt. Die geltende Moral muß neue, naturwissenschaftlich haltbare sittliche Ziele empfangen und aus diesen Zielen muß sich wieder eine hundertfache Umbildung einzelner sittlicher Gebote der Gegenwart ergeben. Wenn die geltende Moral keine Begründung erfahren kann, die den denkenden Köpfen genügt, wenn der Versuch, ihr eine solche zu geben, nur das Ergebniß hat, daß sie als von den Zielen, die der Lauf ihrer natürlichen Entwickelung der Menschheit setzt, abführend erkannt wird, dann muß sie bedingunglos fallen, und zwar um so rascherer und sicherer, je einfacher sich aus den durch die Naturwissenschaft aufgezeigten Ent-

wickelungzielen der Menschheit neue sittliche Gebote erkennen lassen, die durch ihre eigene Wucht und Erhabenheit binnen Kurzem das Eigenthum des Gewissens der Gegenwart werden.

Es ist ein großes Glück für die Kulturmenschheit, daß die Entdeckung der Entwickelung durch natürliche Auslese im Wettbewerb um die Daseinsmittel noch rechtzeitig in die Welt trat, ehe man die vollen praktischen Folgen aus dem Ideal des Liberalismus, dem Ideal der allgemeinen Menschengleichheit, gezogen hatte. So ist der Schaden, den dieses Idea angerichtet hat, wenigstens nur ein theilweise wirklicher. Vor weiterem Schaden dadurch aber kann nur die Entwickelunglehre die Menschheit bewahren. Eins aber ist klar, und darüber muß man sich gar keiner Täuschung hingeben: der größte Stein, der dem Siegeszuge einer auf den Darwinismus gegründeten Sozialökonomie und Ethik im Wege liegt, ist die Thatsache, daß sie der herrschenden Demokratie, dem Liberalismus, der in Cobdens Lehre auf der Spitze seiner Entwickelung steht, klar und bündig zuwiderläuft. Mit dem Königthum von Gottes Gnaden verträgt sie sich noch immer eher als mit dem allgemeinen Stimmrecht, mit der Heroenanbetung noch immer eher als mit dem Massenkultus, mit dem Individualismus noch immer eher als mit der Sozialdemokratie.

Das Wort „Entwickelung-Ethik" ist nicht eindeutig. Noch ist nicht in allen Volksschichten, noch nicht bei allen Völkern, völlig die Anschauung überwunden, die sittlichen Gebote seien den Menschen von einer außermenschlichen Macht zudiktirt worden. So lange diese Auffassung noch nicht völlig ausgetilgt ist, wird auch die Wiederholung des Satzes ihr Recht haben, daß alle Ethik sich entwickelt habe so gut wie die modernen Produktionzustände oder die Kenntniß der Sternenbahnen, und die Entwickelung-Ethik wird den Gegensatz zur mythologischen Ethik bilden. Mit der Entwickelunglehre oder Evolutiontheorie Darwins und Häckels hat diese Bezeichnung aber doch nichts zu thun.

Seit das Gesammtgebäude des naturwissenschaftlichen Wissens durch die Idee der Entwickelung des organischen Lebens wohl seinen endgiltigen Stil erhalten hat, erscheint auch das psychologische Leben des Menschen in einem ganz neuen Lichte. Die Biologie und speziell die Anthropogenie haben der Psychologie neues Leben eingehaucht. Alle Zweckbegriffe in ihr sind, wenn auch noch nicht ausgestorben, so doch in stetigem Rückzug begriffen, und die Vergleichung des menschlichen Willens mit dem Thierwillen, des menschlichen Handelns mit dem Handeln des Thieres, hat tiefer in das Verständniß des Wollens und Thuns des Menschen eingeführt. Die Verneinung der Willensfreiheit, an die die mythologische Ethik glaubte, die Verneinung der Verantwortlichkeit des Verbrechers, auf die sich grausame

Strafen, wie Verstümmelungen, gründeten, sind die direkten Folgen des Eindringens der Entwickelunglehre in die Grundprobleme der Ethik gewesen.

Aus der Lehre, daß alle Menschen eines Gottes Kinder und vor ihm gleich sind, ist in letzter Linie das Ideal des Humanismus und des Sozialismus erwachsen, daß alle Menschen das gleiche Daseinsrecht, den gleichen Daseinswerth, haben, und dieses Ideal hat das Handeln im letzten und in diesem Jahrhundert ganz wesentlich beeinflußt. Mit der Entwickelunglehre ist dieses Ideal unvereinbar. Sie muß mit ihm brechen, sobald sie sich ihrer unmittelbarsten Folgerungen bewußt wird. Sie kennt Tüchtige und Untüchtige, Gesunde und Kranke, Genies und Atavisten. An die Stelle des Wohles aller Menschen, die heute auf der Erde wohnen, muß ihr eine glänzende Zukunft der am höchsten entwickelten Rasse treten. Und wie Humanismus und Sozialismus versucht haben, aus der Gleichberechtigung aller Menschen Normen für das individuelle Handeln abzuleiten, so wird eine Ethik, die völlig auf dem Boden der Entwickelunglehre steht, das Gleiche mit ihrem Ideal der Rassenzukunft zu thun versuchen. Eine solche Ethik aber ist im höchsten Sinne Entwickelung-Ethik.

Karl Darwin ist ganz klar darüber gewesen, daß die von ihm begründete Entwickelunglehre einen vollständigen Umschwung in der allgemeinen Weltanschauung, nach ihrer theoretischen wie nach ihrer ethischen Seite hin, hervorrufen müsse. In seinen eigenen Werken ist Das allerdings nicht unbedingt klar ausgesprochen; aber gegen das Ende seines Lebens hin tritt es doch immer mehr hervor. Ein noch weit beredteres Zeugniß legen seine Briefe dafür ab. Sie liefern ferner den direkten Beweis, daß es nur weise — vielleicht etwas zu weit getriebene — Vorsicht war, die ihn mit jenen Ueberzeugungen zurückhalten ließ. Auch seine Aeußerungen außerhalb seiner Werke lassen in dieser Hinsicht noch eine umfangreiche Gradabstufung zu und wir dürfen sicherlich annehmen, daß er auch in den radikalsten von ihnen noch nicht sein letztes Wort gesagt habe.

In einer der letzten Unterhaltungen, die Alfred Russell Wallace mit Darwin hatte, hat sich dieser sehr wenig hoffnungvoll über die Zukunft der Menschheit ausgesprochen, und zwar auf Grund der Beobachtung, daß in unserer modernen Civilisation eine natürliche Auslese nicht zu Stande komme und die Tüchtigsten nicht überlebten. Er begründete Das damit, daß er die Sieger im Kampf ums Geld, die sich mit eiserner Energie emporschwingen und, durch nichts entmuthigt, sich der Möglichkeit, Alles zu verlieren, wiederholt aussetzen, bis ihnen endlich eine hohe Risikoprämie zufällt, für die nicht Besten und Klügsten erklärte und darauf hinwies, daß sich unsere Bevölkerung in jeder Generation in stärkerem Maße aus den unteren Ständen rekrutire. Durch jene eiserne Selbstzucht und die unge=

heure Konzentration ihrer Geisteskräfte auf ihren Gegenstand erweisen sich jene Männer aber doch als die den Daseinsmitteln am Besten Angepaßten, als die Tüchtigsten, hinter denen z. B. der Gelehrte mit seiner geringen Befähigung, sich geltend zu machen, weit zurücksteht.

Allerdings weist die moderne Civilisation mehrere Züge auf, die einer Auslese des Leistungfähigsten direkt entgegenwirken. Vor Allem das herrschende Erbrecht, das dem Sohne des Reichen sein Fortkommen und seine Fortpflanzung sichert, auch wenn er ein noch so lüderlicher Lump ist, und sodann die systematische Erhaltung aller Kranken und Schwachen und die Gewährung der Eheerlaubniß an sie. Ganz vermag unsere Kultur die Auslese aber dennoch nicht zu neutralisiren. Trotz unserer Erbeinrichtungen schwingen sich unausgesetzt ganze Familien Leistungfähiger, in der Regel allerdings erst im Laufe mehrerer Generationen, in die oberen Stände empor: Das ist ein Beweis für das Vorhandensein einer Auslese, aber nicht, wie Darwin meint, ein Beweis dagegen. Darwin kommt zu seinen beiden seltsamen Behauptungen durch eine seltsame Verwechselung, an der er freilich nicht selbst schuldig ist, sondern die er von Herbert Spencer übernommen hat, durch den sie in die gesammte moderne Ethik eingeführt worden ist, soweit diese in ihren Methoden zur Versittlichung der Menschheit die Entwickelunglehre heranzieht. An die Stelle des Naturtüchtigsten setzt Darwin unbewußt den den herrschenden sittlichen Idealen am meisten Entsprechenden, und kommt dadurch, da der Träger jener christlichen Eigenschaften der Demuth und Selbstverleugnung gewöhnlich ein höchst minderwerthiges Exemplar für den Daseinskampf ist, zu dem Schlusse, daß die Tüchtigsten im Kampf ums Geld nicht überlebten. Den selben Fehler begeht Darwin in einem anderen Ausblick auf die Zukunft unserer Rasse: „Wenn ich auf kommende Generationen schaue", sagt er, „so ist nicht zu fürchten, die Heerdeninstinkte möchten schwächer werden, und wir können erwarten, daß das tugendhafte Leben zunehmen wird, indem es sich vielleicht sogar durch Vererbung fixirt. In diesem Falle wird der Streit zwischen unseren höheren und niedrigeren Motiven an Schärfe verlieren, und die Tugend wird triumphiren." Andererseits sagt er wieder: „Unter den civilisirten Völkern thut die natürliche Auslese, soweit der fortgeschrittene Stand der Sittlichkeit und die größer gewordene Zahl durchschnittlich guter Menschen in Betracht kommt, nur wenig, obgleich die sozialen Grundtriebe ursprünglich durch sie erworben worden sind". Wenn die Behauptung, daß ein Mann wie Darwin den Zwiespalt gesehen habe, noch eines Beweises bedürfte, so wäre er durch diese beiden Aeußerungen erbracht. Darwin hat demnach gewußt daß die Kultureinrichtungen im Ganzen den Ausleseprozeß der physisch Tüchtigsten beeinträchtigen.

An keiner Stelle seiner Werke befaßt sich Darwin ganz direkt mit diesem Problem. Er ist ihm offenbar bewußt aus dem Wege gegangen, weil er nicht ohne Grund fürchtete, damit Anstoß zu erregen. Das beweisen manche Seitenbeobachtungen und Seitenerwägungen, die doch wohl eine bestimmte Anschauung über die Hauptfrage voraussetzen. Der Befürchtung, die er seinem Freunde Wallace gegenüber äußerte, widerspricht er freilich mehrfach; aber in dieser Befürchtung hat er doch auch noch keinen Sporn zu sozialökonomischen Reformvorschlägen gefunden.

Noch völlig außerhalb des Gedankens an die Möglichkeit stehend, gerade in der Entwickelunglehre den schärfsten Richter der heutigen Zustände der civilisirten Gesellschaft zu finden, sucht Darwin diese hie und da mit vagen allgemeinen Möglichkeiten, für die er keine Beweise zu erbringen vermag, zu rechtfertigen. Williams faßt zehn Seiten von Darwins Ausführungen so zusammen: „Obgleich im Kriegszustande, wo der Muth für das Dasein des Stammes besonders nothwendig ist, die Tapfersten in größerer Anzahl zu Grunde gehen müssen als die Anderen und das Ueberdauern der Untüchtigsten damit gesichert zu sein scheint, so kann doch der Einfluß ihrer Tapferkeit auf die Anderen weit mehr Gutes thun als die Erzeugung einer Nachkommenschaft, die ihre Tapferkeit erbt. Eben so ist das Mitleid, obgleich es die moderne Gesellschaft veranlaßt, die Schwachen zu erhalten, doch insofern nützlich, als es die Theilnahme fördert. So hat auch der Reichthum, der Muße für geistige Arbeit giebt und die Wahlmöglichkeit bei der Heirath erweitert, schließlich die Tendenz, direkt oder indirekt die moralisch Tüchtigsten zu erhalten.“ Mit derartigen Ausführungen, in denen plötzlich „der Einfluß der Tapferkeit auf die Anderen“ mehr als Ersatz für die Tötung der Tapfersten bieten soll, in denen die „moralisch Tüchtigsten“ (die meist die physisch Untüchtigsten sind) für die physisch Tüchtigsten, um die es sich einzig handelt, substituirt werden, in denen plötzlich nicht mehr die Hebung der Gattung, sondern die Hebung der Theilnahme fungirt, hat, Das ist nicht zu leugnen, Darwin wiederum die abschüssige Bahn der Taschenspielerphilosophie Spencers betreten, mit der erst Williams in seinem Buche über Entwickelung-Ethik abgerechnet hat.

An einer anderen Stelle sagt Darwin, die Leistungen des menschenfreundlichen und geistig bedeutenden Mannes für sein Volk könne eben so bedeutsam für dessen Wohl und die Entscheidung seines Sieges im Daseinskampf sein wie die Erzeugung von Nachkommen. Dem liegt sicher etwas Wahres zu Grunde; im Ganzen aber kommt heute eine Erfindung und Entdeckung nicht dem eigenen Volke, sondern fast sofort der ganzen Kulturmenschheit zu Gute. Jede neue geistige Errungenschaft wird sofort über die Volksgrenze hinausgetragen, während der Schatz der eigenen Nachkommen sich einem Stamme

nicht in gleicher Weise entfremden läßt. In ganz der selben Richtung bewegt sich ein anderes unnaturwissenschaftliches Argument, Trübsinn neige oft zum Selbstmord, Heftigkeit, Streitsucht zu blutigem Ausgang, Unmäßigkeit zur Untergrabung des eigenen Lebens, Lasterhaftigkeit zu Krankheit und Unfruchtbarkeit, so daß eine gewisse Ausscheidung der am Schlechtesten Angelegten entstehe. Für gewisse krankhafte Extreme ist Das natürlich richtig, aber in den meisten Schichten der Gesellschaft führen Heftigkeit und Streitsucht heute nicht mehr zu blutigem Ausgang, und Unmäßigkeit führt erst dann zu selbstverschuldetem Tode, wenn sie längst eine große Nachkommenschaft erzeugt und sich auf diese übertragen haben kann. Mit vielen Krankheiten, wie Schwindsucht, mit manchen Arten des Wahnsinns, ist eine gesteigerte Geschlechtslust verbunden, die also eher die entgegengesetzte Tendenz hat.

Statt die Frage zu untersuchen, wie sich in allen Einzelnheiten Kultur und Civilisation der Hebung der menschlichen Gattung gegenüberstellten, hat sich Darwin darauf beschränkt, die Entstehung der heute gepriesenen Tugenden des Mitleids, der Nächstenliebe, der Aufrichtigkeit zu verfolgen. Das ist nun zwar ebenfalls interessant, hat aber, verglichen mit jener praktischen Fundamentalfrage, nur einen sehr theoretischen Werth: „Wenn zwei Stämme Urmenschen, in dem selben Lande lebend, mit einander in Wettbewerb traten, so mußte unter sonst gleichen Umständen derjenige Stamm, welcher die größte Anzahl muthiger, theilnahmvoller und aufrichtiger Mitglieder hatte, die immer bereit waren, sich wechselseitig vor Gefahr zu warnen, einander zu helfen und einander zu schützen, besser gedeihen und den anderen besiegen. . . . . Selbstsüchtige und streitsüchtige Menschen werden sich nicht zusammenschließen, und ohne Zusammenschluß ist nichts auszurichten. Ein an den entgegengesetzten Eigenschaften reicher Stamm mußte sich ausbreiten und über andere Stämme siegreich sein. Im Laufe der Zeit aber mußte er, nach der gesammten Völkergeschichte zu schließen, von einem noch höher darin begabten Stamme über den Haufen geworfen werden. So mußten die sozialen und sittlichen Eigenschaften die Tendenz bekommen, langsam vorwärts zu rücken und sich über die Erde auszubreiten." Das klingt recht einleuchtend; aber trotzdem ist der Hauptpunkt darin übersehen, daß nämlich die Ausbreitung der allgemeinen Theilnahme und Aufrichtigkeit unzertrennlich an eine Abnahme der kriegerischen Individualtugenden gebunden ist und daß dieser nahe Zusammenschluß großer Massen einer kleineren Schaar besserer Krieger nicht nur nicht überlegen ist, sondern ihr stets unterliegt. Beweis: die Besiegung der großen wohlorganisirten Perserheere durch die uneinigen Griechen, der gut disziplinirten Römerheere durch die Germanenhorden u. s. w. Außerdem

begeht Darwin den Fehler, das Mitgefühl und seine Ausbildung in eine viel zu frühe Periode hinaufzusetzen, während es doch nach dem heutigen Stande der Forschung eine ganz moderne Entwickelung ist.

Die Natur kennt keine bewußten Zwecke, keine bewußten Ziele. Erst der Mensch als denkendes Wesen setzt sich solche, ja er setzt auch der Menschheit ein Ziel in seinem Ideal. Nach der herrschenden Anschauung besteht dieses Ideal entweder in der Civilisation oder Kultur oder (was manchmal mit diesem Ausdruck identifizirt wird) in einem sozialen Zustand, in dem alle Menschen ihr gutes Auskommen haben und sich lieben. Was ist Kultur? fragte Rousseau und so fragt auch Nietzsche. Wir antworten darauf: jener Anhäufungprozeß geistiger und materieller Güter, der dem heutigen Leben seine Formen gegeben hat, ohne darum dem Menschenwesen neue Fähigkeiten anzuzüchten, oder es auf eine höhere Kraft- und Organisationstufe zu heben, ja der in mancher Hinsicht, wie in Bezug auf Lebensbehagen, Gesicht, Gehör, in Folge der Sistirung der natürlichen Auslese aus religiösem Vorurtheil vielleicht sogar eine Schwächung des Durchschnittsmenschen hervorgerufen hat. Ist dieses „Ziel der Kultur“ aber mit dem Ziele identisch, bei dem der Entwickelungprozeß ohne Eintritt der „Kultur“ angelangt sein würde, d. h. ohne daß sich der Mensch die Fähigkeit erworben hätte, die geistigen Resultate seiner Thätigkeit und schließlich auch die Methoden zu ihrer Gewinnung mittels einer außerhalb des Zeugungprozesses sich vollziehenden Tradition fortzupflanzen? Wenn von einem „Ziel“ der Entwickelung die Rede ist, so soll Das natürlich nicht heißen, daß die Natur ein denkendes Wesen sei und einen bestimmten Plan verfolge, den sie im Laufe der Jahrtausende durch bestimmte gewählte Mittel zur Verwirklichung führe, sondern es heißt nur: die in der Vergangenheit beobachteten Kräfte, die erfahrungmäßig in der menschlichen Entwickelung wirksam gewesen sind und sie auf eine so hohe Stufe gehoben haben, haben bisher diesen Erfolg gehabt. Wenn sie, wie uns der Augenschein lehrt, noch fortbestehen, so ist anzunehmen, daß auch ihr Erfolg derselbe sein wird. Diesen Erfolg, den wir durch Wahrscheinlichkeitschlüsse so ziemlich sicher voraus sagen können, nennen wir unter einem menschlichen Bilde das Ziel der Entwickelung.

In diesem Sinne ist das Ziel der Entwickelung die Hebung und Herrlichergestaltung der menschlichen Rasse. Und nichts Anderes kann auch das letzte sittliche Ideal sein. Mit Aufstellung jedes anderen Ideals tritt der Mensch außerhalb der natürlichen Entwickelung und lehnt sich gegen die Natur auf. Giebt es auch keine sittlichen Normen, die uns eingeboren sind wie unsere Triebe, so giebt es doch dieses sittliche Ideal, das das Fortschreiten der Naturerkenntniß uns hat enthüllen müssen, und aus ihm

lassen sich leicht klare und einfache Normen für das menschliche Handeln gewinnen. Von der Familie zum Stamme, vom Stamme zum Volke, vom Volke zu des Glaubens Genossen, zu den Kulturnationen, von den Kulturvölkern zur Menschheit —: Das ist die Entwickelung des ethischen Gesichtskreises bis heute in kurzen Zügen gewesen. Eine weitere Erweiterung dieses Kreises scheint auf den ersten Blick nicht mehr möglich, und doch ist sie es: von den heute lebenden Gliedern der Menschheit, zu den ungezählten Tausenden von Millionen der Zukunft. Das ist heute nach menschlichem Ermessen der letzte und höchste Schritt. Wer die Interessen der kommenden Generation über die der gehenden stellt, Dem gebührt schon heute nach den herrschenden Anschauungen höhere Achtung. Das Elternpaar, das schwitzt und sich plagt, um die Kinder zu tüchtigen Menschen zu erziehen, die sich dereinst auf höherer Gesellschaftstufe ihr Brot erwerben, steht sittlich höher als das andere, das den eigenen Verdienst selbst verbraucht. Und was vom Kleinen gilt, sollte nicht vom Großen gelten?

Eine Handlung, die dem Wohle der Rasse, der Höherentwickelung des Typus Mensch entgegen ist, kann nicht mehr als sittlich gelten, und wenn sie von allen bisherigen Ethiken der Menschheit für sittlich gepriesen würde und das oberste Gebot der christlichen Sittenlehre darstellte. Wenn die Ehe mit einem siechen Weibe sieche Krüppel erzeugt, dann ist sie eine fluchwürdige Handlung, ein unsittlicher Akt, und wenn die herrschende Ethik sie zehnmal als eine heroische That altruistischen Opfermuthes preist. Was künftig noch sittlich heißen soll, darf dem Rassenwohle nicht zuwiderlaufen, und die normalen Handlungen, die es fördern, werden künftig als in besonders hohem Grade sittlich zu gelten haben.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Wandlungen der Maltechnik.

Die Geschichte der Kunst ist eine Geschichte der Revolutionen, und von diesen ist kaum eine interessanter als die der Maltechnik. Als in van Eycks Tagen das Oel als Malmittel entdeckt wurde, eröffneten sich neue Möglichkeiten in der Ausführung, die noch heute nicht ihre volle Entwickelung gefunden haben. Mit Oel als Mittel ließ sich die Farbe entweder so durchscheinend auftragen, daß sie nur den Grund leise modifizirte, oder so dick, daß sie ihn völlig verdeckte, und weitere Wirkungen ließen sich erzielen durch Mischung dieses dichten und dünnen Auftragens. Aber nicht nur eine größere Fülle und Leuchtkraft des Kolorits war zu gewinnen, sondern es stand damit auch eine ganz beträchtlich größere Stufenfolge von Farben-

tönen als bisher dem Maler zu Gebote; denn durch stärkeres Auftragen ließen sich dunklere Töne hervorbringen als zuvor, während andererseits das Impastiren oder Untermalen, zu dem sich Oelfarben so willig gebrauchen lassen, dem Künstler gestattete, hellere Lichter zu erzeugen, als es mit anderen Mitteln möglich gewesen war. Außerdem wurde nicht nur die Möglichkeit gegeben, mit durchscheinender Farbe dünn zu malen und durch Glaciren die dunklen, dick aufgetragenen Stellen weiter zu variiren, sondern die dunklen Farben ließen sich auch selbst dünn auftragen in der Form des „scumbling", um einen nebelhaften, unbestimmten Eindruck zu erzeugen, der manche besonders schöne Natureffekte genau wiedergab, zum großen Gewinn für die Luftperspektive und zur großen Förderung des Künstlers, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, durch Vermehrung der verfügbaren Mittel Flächen besser zu veranschaulichen.

Die Möglichkeit, die Farbe in verschiedenen Dickegraden aufzutragen, vermehrte die Malweisen noch in anderer Richtung; denn während sie in dünnem Auftrage glatte Oberflächen mit großer Genauigkeit wiederzugeben vermochte, waren durch dicken Auftrag mittels des Palettenmessers rauhe und felsige Oberflächen mit gleicher Treue darstellbar. Und dieses dicke Oberflächenbild ließ sich durch Anwendung dicker Schweinsberstenpinsel noch weiter variiren. Diese ließen den Eindruck des Haares auf der dicken Farbe und vermochten so, je nach der Richtung, in der sie geführt wurden, und je nach der Behandlungweise, die verschiedenartigsten Oberflächen in einer bis dahin unbekannten Weise darzustellen.

Anfänglich galten Glätte der Fläche des ganzen Bildes, genaue Nachahmung des gemalten Gegenstandes und technische Sorgfalt, für unbedingt erforderlich und sie scheinen mindestens eben so sehr erstrebt worden zu sein wie irgend welche anderen Züge. Um Das ganz zu verstehen, müssen wir bedenken, daß es damals nicht nur die Aufgabe des Malers war, Bilder zu schaffen, sondern Bemalungen jeder Art vorzunehmen, von der Kutsche bis zu den Torten, die vielleicht nachher auf der Tafel seines Beschützers erscheinen sollten.

Die lange Reihe der Meisterwerke aus der vlämischen, holländischen, italienischen Schule u. s. w. sind Zeugen für die Ausdehnung und Zeitdauer, in welcher diese Anschauungen ungestört herrschten, und die Wunder der Naturnachahmung, die unter ihrer Herrschaft entstanden, sind im höchsten Grade interessant; aber als mit dem Fortschritt der Malerei ein genialer Künstler nach dem anderen zu genaueren Vorstellungen von dem Wesen der Bildkunst gelangte, kam man zu der Einsicht, daß Glätte und die Illusion der Wirklichkeit weckende Nachahmung keineswegs wesentlich sind für das höchste Kunstwerk, bis es sich dann in den wunderbaren Schöpfungen

Rembrandts und Velasquez' zeigte, daß Kunst ersten Ranges sich sehr wohl mit rauher Oberfläche des Bildes und einer sichtlichen Grobheit der Behandlung vertrug, die einen gewissen Abstand zwischen dem Bilde und dem Auge des Beschauers erforderte, wenn dieser dessen ausgesuchte Schönheit schätzen lernen sollte.

Die Art, wie diese Meister und andere große Maler (wie Rubens und Frans Hals) mit den Farben umgingen, zeigte der Welt die Fähigkeiten der Oelmalerei, und jetzt wissen wir, daß ein dickes Auftragen des Farbstoffes eine größere Leuchtkraft erzeugt, als sich durch irgend einen Prozeß des dünnen Farbeauftragens erreichen läßt, — eine Thatsache, für die die Werke der Freilichtmaler einen einzigen großen Beweis bilden.

Die Nachahmung der Naturgegenstände wurde in den Werken der frühen Meister so weit getrieben, daß jeder Theil des Bildes bis in die kleinsten Einzelnheiten ausgeführt wurde, mit einer Treue, die sich nur noch durch die Photographie übertreffen ließ. Kein Aufwand von Details schien ihnen genug. So finden wir, daß van Eyck auf einem seiner Bilder in der Englischen Nationalgalerie nicht nur die Szene selbst darstellt, sondern auch noch einen Hohlspiegel einführt, der an der Wand hängt und die Möglichkeit bietet, zu zeigen, was sonst der Natur der Sache nach hätte unsichtbar bleiben müssen. Und daß selbst Das ihm noch nicht genügte, scheint aus der Aufschrift seiner Bilder hervorzugehen: „Alles, was ich kann, nicht Alles, was ich möchte".

Denners wohlbekanntes Bild im Louvre, auf dem die kleinen Härchen und Male der Haut sämmtlich angedeutet sind nebst der Wiederspiegelung Dessen, was im Zimmer vorgeht, im Augapfel, ist ein anderes Beispiel unter den Hunderten, die es giebt.

Von dieser Auffassung ist das moderne Empfinden durch eine gewaltige Kluft getrennt. Manche Künstler von heute sind sogar der Meinung, da ein Bild nur eine Handlung und sogar von dieser nur einen einzigen Augenblick darstellen könne, dürfe es auch nur so viel wiedergeben, wie man mit einem einzigen Blick aufnehmen könne. Wenn Dem aber so ist, argumentiren sie weiter, so kann der gleiche Grad von Vollendung in allen Theilen des Bildes keine treue Wiedergabe des Eindrucks sein, den man mit jenem einen Blick erhalten hat. Nur ein einziger Punkt des Gesichtsfeldes, und zwar derjenige, welcher in die centrale Gesichtslinie fällt, ist deutlich zu sehen, und um einen Gegenstand mit der Deutlichkeit zu erblicken, die allenthalben durch die typischen holländischen Bilder geht, würde es folglich nöthig sein, nach einander die einzelnen Theile des Bildes in die centrale Gesichtslinie zu rücken, und Das wäre wieder mit einem einzigen Blicke unvereinbar. Wie nach dieser Theorie zu erwarten

war, stellen denn auch die Bilder dieser Künstler immer einen Gegenstand oder einen Theil eines solchen in hoher Vollendung dar, während die übrigen Theile entsprechend ihrer Stellung zu dem Hauptgegenstand des Bildes sich durch eine größere oder geringere Undeutlichkeit und Verschwommenheit kennzeichnen. So wird die Aufmerksamkeit des Beschauers auf den Hauptgegenstand konzentrirt und damit einer der Zwecke erreicht, denen Rembrandt durch seine Licht- und Schattenvertheilung gerecht wurde. Er konzentrirte sein helles Licht auf die Hauptgruppe und überschleierte alles Andere mit dem Dunkel, in das er das ganze Bild tauchte.

Daneben giebt es aber heutzutage noch andere Theorien, die alle einen deutlichen Einfluß auf die modernen Malweisen gehabt haben und die der ernste Betrachter moderner Bilder sich deshalb gegenwärtig halten muß. Eine von diesen ist, daß die wichtigste Seite eines Bildes seine Eigenschaft als eine Schmuckfläche ist und daß deshalb die enge Nachahmung der Erscheinungformen von Naturgegenständen nicht nur unnöthig, sondern sogar nachtheilig wirkt. Gewisse Maler treiben die Sache so weit, daß sie geradezu jede Luftperspektive ausschließen, mit der Begründung, sie zerstöre die unbedingt nöthige Ebenheit des Bildes. Damit wird die Nachahmungtreue dem dekorativen Zwecke des Bildes vollständig untergeordnet, und zwar oft in solchem Maße, daß es nicht immer ganz leicht ist, einen anderen Zweck zu entdecken.

Bei Werken, die auf Grund solcher Ueberzeugungen geschaffen werden, wird natürlich keinerlei Versuch gemacht, die Mittel zu verbergen, die angewandt werden, um den Zweck zu erreichen; und wenn größere Leuchtkraft oder Sättigung der Farben oder der Struktur der Oberfläche durch starkes Farbenauftragen oder andere technische Mittel erreicht werden sollen, dann werden diese ohne Bedenken angewandt, und zwar oft in einer Weise, die das Publikum im höchsten Maße konfus macht. Eins von diesen, das dem Laien unerklärlich erscheint, ist ein Mittel, das einige Vertreter der jüngeren Schule zum Zwecke der Vergrößerung der Leuchtkraft und der Erhöhung des Glanzes des Kolorits in Anwendung gebracht haben.

Die Wissenschaft hat uns gezeigt, daß fast alle Gegenstände die Eigenschaft haben, die Lichtstrahlen, die auf sie fallen, in verschiedenen Verhältnissen zu reflektiren, so das weiße Licht zu zerstreuen und Farbenempfindungen hervorzurufen. Ein sogenannter rother Gegenstand besitzt somit die Eigenschaft, eine viel größere Menge rother Strahlen zu reflektiren als andere, ein grüner Gegenstand reflektirt mehr grüne Strahlen u. s. w. Gleichzeitig reflektiren alle Gegenstände eine gewisse Anzahl der anderen bunten Strahlen neben denen der vorherrschenden Farbe, und die Farbenempfindung, die das Auge hat, ist das Ergebniß der Mischung der ver-

schiedenen reflektirten Strahlen auf der Netzhaut. Die älteren Maler und noch immer die meisten der Maler von heute ahmen die Farbe der Objekte nach, indem sie Farbstoffe kombiniren, die sich den Regenbogenfarben nähern, und zwar so lange, bis ihre Mischung Färbungen aufweist, die denen der zu malenden Gegenstände ähnlich sind. Um Grün zu erzeugen, werden ein blauer und ein gelber Farbstoff gemischt, bis die grüne Farbe erscheint. Andere Farben werden in gleicher Weise nachgeahmt durch Mischung von zwei, drei oder mehr Farbstoffen, ganz nach den Umständen. Die Wissenschaft hat uns aber auch gezeigt, daß sich auf anderem Wege noch lebendigere Farbeneindrücke erzielen lassen. Anstatt den blauen und den gelben Farbstoff mit einander zu mischen, wird eine Kreisscheibe halb blau und halb gelb kolorirt. Wenn die Kreisscheibe auf einer Spitze rasch umgedreht wird, so ist die Wirkung des abwechselnden Erscheinens der blauen und gelben Fläche vor dem Auge die Mischung der Farbenempfindungen auf der Netzhaut, und man sieht ein viel lebhafteres Grün, als sich durch Mischung der Farbstoffe selbst erreichen läßt. Somit war es klar, daß, wenn sich ein Mittel finden ließ, auf dem Bilde eine bestimmte Farbe dadurch zu erzeugen, daß man die Farben einzeln auftrug und ihre Strahlen sich nur auf der Netzhaut mischen ließ, statt die Farbstoffe selbst zu mischen, ein viel lebendigerer und leuchtkräftigerer Eindruck sich erzielen lassen mußte.

Die Praxis einiger Aquarellmaler wie Turner und Lewis hatte gezeigt, daß sich Dies erreichen ließ, wenn man minimale Mengen von Regenbogenfarben dicht neben einander auftrug. Der Eindruck von Grün z. B. ließ sich erzeugen, indem man kleine Dosen Blau in die Zwischenräume eines Netzwerks von Gelb eintrug und umgekehrt. Eben so war es mit den übrigen Farben. Aber diese Malmethode hatte den großen Nachtheil, daß sie zur Erreichung des erwünschten Zieles sehr minutiöses Arbeiten erforderlich machte. Die jüngere Generation beschloß dagegen, wenn möglich, diesen Grundsatz in größerem Stile anzuwenden, und setzte statt der minimalen Dosen tüchtige Kleckse der Regenbogenfarben neben einander. Das naturgemäße Ergebniß dieser Vereinfachung der Technik war, daß nunmehr das Bild aus einer beträchtlichen Entfernung betrachtet werden mußte, ehe sich die Farben in den gewünschten Kombinationen darboten. Gesehen von einem Standpunkt, wie man ihn bisher bei der Betrachtung von Bildern gewöhnt gewesen war, zeigten sich diese neuen Gemälde nur als Farbenkleckse, die allem Anschein nach völlig unverständlich waren. Wenn diese Bilder jedoch wirklich aus der Entfernung gesehen werden, für die sie der Künstler bestimmt hatte, dann zeigt es sich auch, daß durch das neue System der Farbengebung eine überraschende Intensität und Lebhaftigkeit erreicht

werden kann, wie sie früher bei der künstlerischen Arbeit nahezu unbekannt war. Die Mehrzahl des Publikums jedoch hat eine Liebhaberei für das nahe Begucken jeden Bildes oder weiß nicht, daß diese Bilder bestimmt waren für das Anschauen aus der Entfernung; damit ist sie von dem Verstehen der Bilder, die auf diesen Grundsätzen aufgebaut sind, und von der Freude an ihnen fast völlig ausgeschlossen und wird wahrscheinlich noch so lange fortfahren, auch die besten von ihnen zu verabscheuen, bis die Kenntniß, wie man sie sich ansehen muß, allgemeiner geworden ist.

Es ist den modernen Malern, z. B. dem Franzosen Raffaelli, nicht unbekannt geblieben, daß sich Pastellfarben zusammen mit Oel- und Aquarellfarben auf einem Bilde verwenden lassen, und sie haben von jedem Mittel Gebrauch gemacht, das ihre Zwecke zu fördern versprach. Diese Künstler meinen, es sei die Aufgabe der Kunst, der Schönheit zum Ausdruck zu verhelfen. Schönheit, sagen sie, hat so viele Seiten, daß ihre vollständige Darstellung durch eine einzige Kunstart unmöglich ist Nur die Seite sollte daher von einer bestimmten Kunstart zum Ziel genommen werden, für deren Darstellung sich diese ganz besonders eignet. Die Musik soll eine Zusammenstellung schöner Töne sein und einzig Dies. Die Skulptur hat einzig schöne Formen darzustellen. Eben so sollte sich die Malerei an die Wiedergabe schöner Farben halten und die Form der Skulptur überlassen und eben so alle Annäherungversuche, Ideen darzustellen, als Einfälle in das Reich der Literatur meiden.

Wenn man sich die technische Umwälzung, die sich gegenwärtig in der Malerei vollzieht, und die Theorien, auf die sie sich gründet, vor Augen hält, so erhebt sich naturgemäß eine Frage: wird die Methode, die sich so entwickelt hat, aller Wahrscheinlichkeit nach leben und einen eben so mächtigen Einfluß auf die Malerei der Zukunft ausüben wie die von Rembrandt und Velasquez, oder stellt sie einzig ein Uebergangsstadium dar, durch das die Kunst von heute geht? Da wir Alle in der Zeit leben, welche diese Bilder schafft, und somit naturgemäß in den Geist der Zeit eingetaucht sind, der auch die Schöpfer dieser Bilder bewegt, so ist es unmöglich für uns, die Frage aus genügender Entfernung zu würdigen und unseren Geist der Voraussetzungen, die unserer Zeit eigen sind, zu entkleiden, um ganz unabhängig darüber urtheilen zu können. Aber vielleicht wird diese Revolution, die gleich ihren Vorgängerinnen durch den Enthusiasmus ihrer Anhänger zum Extrem geführt worden ist, trotzdem, wenn die Zeit die Welt über den Werth der Theorien, die dieser neuen Technik zu Grunde lagen, aufgeklärt hat, mit ihren Ergebnissen einen Gewinn für die Kunst bedeuten.

London. Albert Laundy,
Professor der Kunstgeschichte am Bedford-College.

Die Entartung der Rechtswissenschaft.

Das verflossene Jahr hat uns eine Großthat ohne Gleichen gebracht. Ein geistvoller Mann voll Mark und Sittlichkeit hat, gestützt auf Lombrosos untrügliche Methode, in zwei dicken Büchern der staunenden Welt den schlagenden Nachweis von der „Entartung“ moderner Kunst und modernen Schriftthums geliefert. Mit dem ganzen Rüstzeug wirklich wissenschaftlicher Kritik ausgerüstet — so sagt er wenigstens selbst und also müssen wir es ihm glauben —, hat jener erbarmunglose Anatom seine sezirende Heilsthat zu Nutz und Frommen der Menschheit verrichtet. Und wer will dem muthigen Kämpfer das Recht dazu wehren? Kommt ja doch für die Entscheidung der Frage, ob Etwas entartet ist oder nicht, Alles darauf an, was man als die Norm ansieht, von der aus man die betreffende Erscheinung beurtheilt. Ist diese Norm eine niedrige, so kann die Bezeichnung als Entartung leicht zum schönsten Ehrentitel werden. Aber der Maßstab, den Herr Nordau seinem Scharfrichteramt zu Grunde legt, ist fürwahr ein unanfechtbarer. Er trägt zwar recht deutlich die Züge des ödesten Banausenthums, die Zeichen der sterilsten Philisterei an der Stirn, aber um so besser, auf um so stärkeren Anklang kann das heilsame Buch rechnen. Was Wunder, wenn, von diesem erhabenen Standpunkt aus angesehen, jede den guten, lieben Pöbel himmelweit überragende stolze Persönlichkeit, ja jeder Mensch von auch nur ein wenig stark individueller Prägung als entartet erscheinen muß? Sie alle, zu denen eine kritiklose, leicht entflammte Jugend so lange gläubig aufgeblickt hat, stehen in ihrer ganzen grinsenden Nacktheit vor uns da, nachdem Nordaus kräftige Hand den letzten Fetzen ihres fadenscheinigen Gewandes ihnen schonunglos von den dürren Gliedern heruntergerissen hat. Jetzt wissen wir es und werden es niemals wieder vergessen, daß jene Geisteskrüppel „die selben Züge aufweisen wie diejenigen Mitglieder der nämlichen anthropologischen Familie, die ihre ungesunden Triebe mit dem Messer des Meuchelmörders oder der Patrone des Dynamitgesellen statt mit der Feder oder dem Pinsel befriedigen.“ Einer dieser moralisch Schwachsinnigen und Verrückten, und meines Erachtens einer der gefährlichsten von Allen, Henrik Ibsen, hat diesen von Nordau hier mit größtem Scharfsinn entdeckten Zusammenhang zwischen den Dynamitbolden und den modernen Vertretern angeblicher Kunst und Wissenschaft in einer schwachen Stunde einmal selbst verrathen. In einem seiner Gedichte finden sich die Verse:

> Schlachtsteine zu rücken, kann mich nicht erlaben.
> Stürzt um das Spiel, dann sollt ihr mich haben.
> Ihr sorgt für den Wasserschwall einst in der Welt,
> Ich lege Torpedos, daß die Arche zerschellt.

Herr Nordau hat es leider unterlassen, diese Worte in ihrer ganzen Gemeingefährlichkeit für den friedlichen, ruhigen Bürgersmann zu brandmarken. Aber abgesehen von diesem einen Versäumniß ist die Schilderung Ibsens als vortrefflich gelungen zu bezeichnen. Zum Greifen deutlich steht dieser von einer

dreisten Trabantenbande als Weltdichter des ausgehenden Jahrhunderts gefeierte Mann vor uns da in seiner ganzen inneren Verlogenheit, in seiner „an die Gesittung der Liberia-Neger" erinnernden Unwissenschaftlichkeit, in seinem gehirnerweichten Mystizismus, in seinem ichsüchtigen Anarchismus.

Und da wir gerade beim Anarchismus sind, können wir auch gleich zu einem anderen Gebiete, zum Strafrecht, übergehen und sehen, wie weit auch hier das Gift der Entartung schon um sich gefressen hat.

Welches ist zunächst hier die alleinseligmachende Norm, deren Nichtbefolgung den unerbittlichen Bannfluch der Hohenpriester des Rechts unweigerlich nach sich zieht? Wir brauchen nicht lange zu suchen. Iherings Seelenführer, der den träumenden Professor in den juristischen Begriffshimmel geleitet, sagt sie uns in dem köstlichen, geistsprühenden Buche: „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz." Der Maßstab ist die aprioristische, logische Konstruktion, die Herrschaft der abstrakten Gedanken und reinen Begriffe, die, unabhängig von der realen Welt, sich aus sich selber heraus gebildet haben und die darum jede Berührung mit dem diesseitigen Leben scheuen. Als der Art gemäß können wir deshalb nur die Rechtsbeflissenen gelten lassen, denen ein gütiges Geschick die beneidenswerthe Gabe verliehen hat, ein Rechtsinstitut ohne Anschauung seiner realen praktischen Bedeutung ganz aus den Quellen zu begreifen oder aus dem Begriff heraus möglichst gekünstelt aufzubauen. Der normale Jurist muß von dem unerschütterlichen Glauben an den Werth doktrinärer Prinzipien fest durchdrungen sein, fern davon, deren praktische Folgen auch nur eines Blickes zu würdigen. Alles, was dem Rechtsgedanken vom wirklichen Leben, vom Interesse an der Gegenwart und ihren Bedürfnissen anhaftet, Das muß als werthlos abgestreift, als entartet bei Seite geschoben werden, gleichsam als ob die Jurisprudenz einen Bestandtheil der Mathematik bildete, als ob ihr einziges Streben sein dürfe, korrekt mit Begriffen rechnen zu lernen. Nur solche Männer, die es hierin zu einem unübertrefflichen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, findet Ihering denn auch als vollwerthige Mitglieder des Begriffshimmels vor. „Professoren sieht er da und Mitglieder aus unsern Reichstagen und Abgeordnetenhäusern, die sich Gottlob trotz Bismarck und der Gründung des Deutschen Reiches in dem Glauben, daß die Welt nach abstrakten Prinzipien regirt werden müsse, nicht haben irre machen lassen".

Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß die Zahl dieser auf den Höhen der Spekulation wandelnden, in dem von keinem Erdenstaub beschwerten Reich überfeiner, niemals faßbarer Konstruktionen sich tummelnden Juristen bedauerlicherweise an Zahl zusehends mehr abnimmt. Und noch betrübender ist die in der jüngsten Gegenwart immer deutlicher zu Tage tretende Erscheinung, daß es nicht einmal die Praktiker mehr sind, sondern gerade die Professoren, die bei Prüfung eines jeden Rechtssatzes ihr Hauptaugenmerk auf dessen praktische Anwendbarkeit richten, obwohl ihr erhabener Beruf sie doch am Meisten davor schützen sollte, die „reine Geistigkeit" mit den Niederungen der gemeinen Wirklichkeit zu vertauschen. Erinnert sei nur an die jedes theoretisirende Gemüth entsetzenden Worte Iherings: „Die Spekulation fängt da an, wo der gesunde Menschenverstand aufhört; um sich ihr widmen zu können, muß man entweder nie Verstand gehabt oder ihn verloren haben." Mit wie einzig dastehendem Scharfsinn hat dieser Gelehrte die lebendige und nur darum ewige Bedeutung des römischen Rechts erfaßt, mit welcher Anschaulichkeit hat er zur Darstellung gebracht, wie wir dieses für die Anforderungen unserer Zeit nutzbar und lebenspendend

machen können, anstatt uns immer nur bei minderwerthigen antiquarischen Betrachtungen aufzuhalten! Und ist es noch nöthig, die Herren Dernburg und Gierke, Menger und noch manche Andere zu nennen und auf die zahlreichen, gerade von Professoren verfaßten, einschneidenden, von rücksichtlosester Jugendkraft erfüllten Angriffe gegen den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs hinzuweisen, die sich sämmtlich in dem einen Ziele treffen, das neue selbsterlebte Leben in seiner vollen Eigenart lebendig zu erfassen und hierauf die Rechtssätze zuzuschneiden? Aehnlich liegt die Sache im Strafrecht. Auch hier sind es drei Professoren gewesen, die mit kräftigem Weckruf den wohlverdienten Schlaf dieser Wissenschaft unterbrochen haben und die kein Bedenken trugen, die Führung der „Entarteten“ zu übernehmen. Unter dem Namen einer „internationalen kriminalistischen Vereinigung“ haben diese in ihrer radikalen Neuerungwuth, in ihrem unbequemen Schaffensdrang, sich zusammengeschaart und willig folgen sie dem Banner, das ein deutscher, ein belgischer und ein holländischer Professor mit ungestümem Drange ins reale Leben als Symbol des Strafrechts des zwanzigsten Jahrhunderts aufgepflanzt haben. Schaudernd wenden wir unsere Blicke ab von solchem ernster Wissenschaftlichkeit ungemäßen Treiben und sehen zurück mit tiefer Wehmuth auf jene Dezennien, in denen das Strafrecht, ganz im Banne der Hegelschen Schule, die praktische Nothdurft des Alltagslebens vornehm ignoriren durfte, in denen es als kräftigster Beweis der Zugehörigkeit zur Zunft gelten konnte, bis in die tiefsten Tiefen spitzfindiger theoretischer Untersuchungen hinabzutauchen, mochte über solche Gelehrsamkeit auch das Verbrecherthum sich vermehren und die sittliche Verwahrlosung erschreckend anwachsen. Um derartige Kleinigkeiten kümmerte man sich mit Recht blutwenig, dazu ließen die viel wichtigeren unaufhörlichen Kontroversen und die unerschöpflichen Finessen wahrlich keine hinreichende Muße. Und so konnte man bald das erbauliche Schauspiel erleben, daß auf der ganzen Linie der Formalismus triumphirte, daß ein haarscharfes Scheiden nach Kriterien gelang, das in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen des Lebens auch nicht die geringste Grundlage hatte. Fein säuberlich wurde da eine bei Todesstrafe nicht zu überschreitende Grenzlinie gezogen zwischen der Prävention und der Repression, zwischen der Verhütung des Verbrechens und seiner Unterdrückung. Von der Sozialpolitik zum Strafrecht führte keine Brücke. Auf seinem weltentrückten Throne saß der strafende Richter und sprach im Namen der vergeltenden Gerechtigkeit das Urtheil aus, daß die einzelne, ihm im gegebenen Falle zur Beurtheilung unterbreitete That ihrem zufälligen Erfolge nach verdiente. Fiat justitia, pereat mundus oder auf gut Deutsch gesagt: Jagen wir nur muthig dem dürren Gespenst der nirgendwo existirenden, abstrakten, gerechten Vergeltung nach, strafen wir weiter auf Grund eines von allen Thatsachen der Erfahrung absehenden metaphysischen Schuldbegriffs Kinder und Jugendliche, auch wenn wir uns bewußt sind, daß sie für die Wirkung der Strafe noch nicht zugänglich sein können, auch wenn wir klar sehen, daß wir die heranwachsende Jugend für immer verderben. Und weiter: Hüten wir uns aber auch, für Erwachsene die Strafe des Zieles bewußter anzuwenden und sie mit ernsterem Inhalt zu erfüllen, indem Art und Maß der Strafe in erster Linie nach der Persönlichkeit des Schuldigen und nicht mehr nach dem objektiven Werth der That bestimmt wird. Gewiß, es soll nicht verkannt werden: manches Bestechende hat die Lehre von der Individualisirung der Strafe und von dem sieghaften Durchleuchten des Zweckgedankens, wie in allen

menschlichen Dingen, so auch im Recht. Allein lassen wir uns von dem glänzenden Schein nicht blenden. Denn im Hintergrunde schlummern unausgesprochen die schrecklichsten Dinge: Determinismus und Sozialpolitik, die sich heute nur noch nicht offen ans Tageslicht wagen. Entschließt man sich wirklich erst einmal dazu, durch die Strafe nachhaltig auf die einzelnen verbrecherischen Individuen einwirken zu wollen zu ihrem Heile und zum Wohl der Gesammtheit, dann ist man unrettbar der grundstürzenden Theorie von der Willensunfreiheit verfallen, dann zwingt uns die unbequeme Logik zu dem unabweisbaren Schlusse, daß auf die Wirksamkeit der Strafe mit einiger Sicherheit gerade nur deshalb gezählt werden kann, weil wir anzunehmen berechtigt sind, der menschliche Wille werde nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung durch Vorstellungen mit Regelmäßigkeit bestimmt. Der Determinismus aber bedeutet den Untergang des Strafrechts in seiner bisherigen und also normalen Gestaltung. Seine Würde und Kraft ist abhängig von der Annahme der subjektiven Verschuldung, als deren unerläßliche Voraussetzung wiederum das Dogma von der Willensfreiheit erscheint. Daher verzichten wir lieber von vorn herein auf den gefährlichen Versuch, das Kriminalrecht in Einklang zu bringen mit den empirisch gegebenen Thatsachen und damit beizutragen zu einer Gesundung unserer dem Leben entfremdeten, in rein abstrakter Gedankenarbeit befangenen Strafrechtswissenschaft.

Aber noch eine zweite Gefahr liegt nahe, wenn wir uns in kühner Vermessenheit von dem seit Jahrhunderten in immer neuen Wendungen wiederholten Formelkram der altgewohnten Begriffsjurisprudenz abwenden sollten: unklares Zusammenwerfen des Strafrechts mit den gewaltigen sozialpolitischen Aufgaben des Staates würde die nothwendige Folge sein. Dringen wir tiefer ein in die Ursachen der Strafthat, stellen wir die Quellen des Verbrechens fest, suchen wir zu ermitteln, wie viel von den Eltern ererbt, was durch schlechte Erziehung und was von der ganzen Gesellschaft bei dem Verbrecher vernachlässigt wurde, dann wird man mit Nothwendigkeit zu der Erkenntniß geführt, daß es nicht blos erwünschter, sondern in zahllosen Fällen auch möglich sein wird, das Verbrechen da zu verhüten, wo man sich bisher kühl bis ans Herz hinan darauf beschränkt hat, das begangene zu bestrafen, und daß zur Lösung dieser bedeutsamen, der besten Arbeit nicht unwerthen Aufgabe auch der Strafrichter seinen bescheidenen Antheil beitragen kann. Auch er nämlich kann theilnehmen an den großen, auf das Wohlergehen des gesammten Volkes und die friedliche Entwickelung der Gesellschaft gerichteten weitausschauenden Bestrebungen. Man lese nur einmal bei Taine die glänzende, so überaus beredte Schilderung nach, wie gerade aus den durch eine verkehrte, im Buchstabengeist verknöcherte Strafrechtspflege sozial deklassirt gewordenen Individuen später die widerlichsten Stützen der Schreckensherrschaft entstanden sind. Hüten wir uns, daß es uns nicht ähnlich ergehe, sorgen wir bei Zeiten dafür, daß auch das Kriminalrecht Bausteine liefere zu dem Werke sozial ausgleichender Gerechtigkeit, daß es nicht länger sich lediglich mit dem Herumkuriren an Symptomen befasse, daß es vielmehr innerhalb der ihm durch die Eigenthümlichkeiten seiner Natur gezogenen Grenzen die sozialen Krankheiterscheinungen selbst beseitigen helfe!

Doch halt! Haben wir da bei Aufstellung dieser Forderung nicht selber von dem Gifte der Entartung getrunken? Ganz gewiß. Wenn wirklich das Strafrecht sich von den ungesunden juristischen Düfteleien lossagen und sich anstatt Dessen ganz und gar mit volksfreundlichen Gedanken erfüllen und den soziologi-

schen Aufgaben Eingang in sein Gebiet verschaffen sollte, dann fällt ja die starre Unterscheidung zwischen der Justiz und der Verwaltung, zwischen dem Recht und der Polizei, zwischen dem Richter und dem Erzieher, wenigstens bis zu einem gewissen Grade fort, dann läßt sich die mit kalt rechnender Logik gezogene Grenze mit mathematischer Sicherheit nicht mehr völlig aufrechterhalten. Zwar könnte ein Einfältiger meinen, daß es sich hier überall lediglich um selbsterfundene Begriffe handle, um gedankliche Schöpfungen des abstrahirenden Verstandes, die Berechtigung nur so lange haben, wie sie in den wirklichen Verhältnissen des Lebens wohlbegründet sind, und eine Aenderung erheischen, sobald diese eine Wandlung erfahren. Und auffordern wird uns solch' ein hartgesottener Realist, bestimmte Erscheinungen nicht länger deshalb zu negiren, weil sie sich juristisch nicht konstruiren lassen, weil der unfehlbare Begriff dem wechselnden Inhalte des Lebens nicht gerecht zu werden vermag.

Wahrlich, von solchen materialistischen Lehren aber wollen wir uns nicht aus unserer behaglichen Ruhe verdrängen lassen, wir wenden uns von ihnen ab, umgürtet mit dem ganzen Selbstgefühl, das doktrinärer Hochmuth nur immer verleihen kann. In dem stolzen Bewußtsein, daß die vergangenen Jahrhunderte hinlänglich genug auch für uns gearbeitet haben, ziehen wir weiter die Nachtmütze des bonus pater familias bis tief über die Ohren, unbekümmert darum, ob wir nicht in unserer bleiernen Ruhe vielleicht auch den Sonnenaufgang des kommenden Tages darüber verschlafen sollten. Bleiben wir völlig fest in dieser Ansicht, dann werden wir auch dem Sirenengesang des Herrn von Liszt siegreich widerstehen können, aber sicherlich auch nur dann. Denn schon die geringste Beeinflussung von dessen wissensdurstigem, schaffenskräftigem, jugendmuthigem Realismus, die bloße Erinnerung an Das, was draußen vorgeht in der gemeinen häßlichen Wirklichkeit, das leiseste Hinhorchen auf den warmen Pulsschlag der Nation sind totbringende Gaben für unser eiskaltes, versteinertes begriffliches Gebäude, sie nehmen Selbstgefälligkeit, Zweifelsfreiheit und Unfehlbarkeitglauben, die nun einmal zum dogmatischen Wohlgefühl und zur wissenschaftlichen Gesundheit unbedingt nothwendig sind.

Wir wollen diese aus reicher Erfahrung geschöpfte Behauptung zum Schlusse nun noch mit wenigen Beispielen belegen, um damit eine weithin sichtbare Warnungtafel vor dem abschüssigen, Verderben bringenden Wege der Entartung für alle kommenden Generationen aufzurichten. Nehmen wir den Fall, wie würfen auch nur einen Blick in die Tabelle der Statistik wie würdigten auch nur ein ganz klein Wenig die Thatsachen des praktischen Lebens der Beachtung, dann nahte auch schon der erste Bote des heraufbeschworenen Realismus, um sofort die Tragödie des alten Strafrechts einzuleiten. Denn es würde dann auch dem blödesten Auge klar werden müssen, wie die in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle in Deutschland zur Anwendung gebrachte kurzzeitige Freiheitstrafe die davon betroffenen Unglücklichen mit Nothwendigkeit gleichsam zu von Staats wegen ernannten katilinarischen Existenzen macht, und die Beseitigung oder wenigstens sachgemäße Einschränkung dieses wie ein Stück fossilen Alterthums in das frische Leben unserer Tage hineinragenden Strafinstrumentes würde die nothwendige Folge sein, — ein Zustand, so grauenerregend, daß man ihn kaum auszudenken wagt. Wir würden dann künftighin einer Strafart entbehren müssen, die nicht nur völlig zwecklos, sondern im höchsten Grade gefährlich ist, die, wie alle Sachkundigen anerkennen, das Verbrechen geradezu fördert, die schädlicher wirkt als die völlige Straflosigkeit der

betreffenden Handlung, — ein Eingriff in das geheiligte Prinzip der vergeltenden Gerechtigkeit, wie er sich verdammenswerther gar nicht vorstellen läßt.

Oder gesetzt, das Strafrecht würde sich in unbegreiflicher Verblendung zur Anerkennung des Satzes entschließen wollen, daß die Strafe so lange zur völligen Wirkungslosigkeit verurtheilt sein muß, wie uns nicht der Gedanke in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß den Gegenstand der Bestrafung individuelle Menschen bilden wegen ihrer durch die That bewiesenen feindlichen Stellung zur Rechtsordnung, nicht aber bestimmte Handlungen oder der abstrakte juristische Begriff. Was würde die Folge hiervon sein? Wir wären sofort gezwungen, da, wo wir bisher sehr gut und sehr bequem mit einfachen, klaren, wenn auch unwahren, erkältenden und abgestorbenen Formeln ausgekommen sind, uns in ein äußerst komplizirtes, zusammengesetztes Räderwerk, in das feine Seelenleben des Menschen, zu vertiefen, um zu einer sicheren kriminalpsychologischen Würdigung der individuellen psychischen Faktoren des Verbrechens zu gelangen und damit in der klar erkannten körperlichen und geistigen Eigenart des Thäters den Schlüssel zu seinen Thaten zu finden. In dieser Weise aber weiter und vor Allem tiefer zu graben, davor werden wir uns wohlweislich hüten. Denn die sich hier ergebenden, äußerst subtilen, oft auf des Messers Scheide stehenden Unterscheidungen — wie Affekts- und Leidenschaftverbrechen, Besserungfähige und Unverbesserliche, Gelegenheit- und Gewohnheitverbrecher u. s. w. — zur größtmöglichsten wissenschaftlichen Klärung zu bringen, erfordert gar große Mühe. Hier gilt es nicht blos, zuzulernen, was an sich schon unangenehm ist, sondern auch manchen unnützen Ballast zu vergessen, was noch unangenehmer ist. Mit einer besonders auf die Jugend leider fast suggestiv wirkenden Kraft haben uns die Gründer der internationalen kriminalistischen Vereinigung ein verlockendes Bild von dem Strafrecht der Zukunft vorgezaubert und uns gezeigt, wie man dort nicht mehr danach suchen wird, eine oft erdrückende Zahl verschiedener Strafdrohungen, alle abgestuft nach der objektiven Schwere der That, aufzustellen, sondern wie man die Strafzumessungfrage mit einem Schlage viel einfacher und viel wirksamer lösen kann, sobald man nur sich entschließt, das Studium der Individuen einmal gründlich in Angriff zu nehmen. Die Frage, ob die einzelne verbrecherische Handlung dem ganzen Charakter des Individuums entspricht, ob jede Möglichkeit auf Ueberwindung der antisozialen Gesinnungen ausgeschlossen ist, ob der Thäter, wenn er in Freiheit gesetzt ist, seiner ganzen Anlage nach zu neuen Verbrechen schreiten muß oder ob wir es in dem bestimmten Falle mit einer nur gelegentlichen, episodischen, nicht zuständlichen Abirrung von der Rechtsordnung zu thun haben: diese Frage soll in ihrer beherrschenden Bedeutung den ganzen erdrückenden Wust von den schwereren und leichteren Qualifikationen desselben Verbrechens als werthlose Spielerei zum alten Eisen wandern lassen. Man sieht also auch hier, wie schon der geringste Schritt vom Wege der altehrwürdigen Ueberlieferungen, wie schon der leiseste Versuch eines Ringens nach neuen Wahrheiten in seinen Konsequenzen sofort zu den schärfsten Eingriffen in das ganze System der Strafdrohungen führt.

Daher heißt unsere Losung: Principiis obsta! Hie scharf ausgebildete, lebensfremde Begriffsdogmatik, dort sozialpolitischer Firlefanz oder, wie man auch sagen kann: ernsteste Berücksichtigung der großen Probleme unserer Zeit, — die zu treffende Wahl kann für Nichtentartete nicht zweifelhaft sein. * *

Anton Rubinstein.

Rubinsteins Publikum!

Da standen sie alle, die Musiker, denen die Musik meist nur ein Vorwand zur Existenz, zum Erwerb und Dilettantismus ist, und gafften, und sahen nicht, was sie sahen, und hörten nicht, was sie hörten. Am Klavier aber saß Anton Rubinstein und sang und redete in Tönen. Und ich ward wehmüthig. Ist es, dachte ich, denn unmöglich, sein Bedeutendstes, aber Flüchtigstes irgend einzufangen, daß es über das Grab einer Sekunde oder Minute dauere und künftigen Geschlechtern sich noch künde? Sollten armsälige Worte, geschrieben oder geredet, einzig das Gefäß sein dieser Unsterblichkeit, die so bald vorüberrauscht? Und wessen Worte sollten es sein? Sollten nicht vielmehr Musikerseelen, schöne, vernünftige, empfängliche und leicht wiedergebende, diese Unsterblichkeit fortwellen, von Geschlecht zu Geschlecht? Aber wo bleiben nur Diejenigen, die wirklich sehen, was sie sehen, und hören, was sie hören?

Der Abend und seine Herrlichkeiten waren zu Ende, und da ich den einen und anderen Musiker in Fanatismus dunkel aufgelöst sah, fragte ich den Einen und den Anderen, was er doch an Rubinstein erlebt habe? Und sie antworteten Alle, ... ach nein, sie stöhnten, stotterten, und brachten nichts heraus, und nur mit possirlichstem Affensinn kletterten sie auf den dümmsten Superlativen herum, die ja in ihrem Positiv gar nichts bedeuteten, und so wußte denn Keiner, was er erlebte. Und das übrige Publikum? Kunstfremde Seelen, sogenannte „Laien", die noch weniger als jene Musikanten erleben.

Rubinsteins Publikum!

Und das selbe Publikum, das noch nicht reif ist für eines Geringeren Kunst, ist nun unverzeihlich anmaßend, sich gar für getäuscht zu halten, wenn Rubinstein keinen Chopin, keinen Beethoven spielt und nur für sich selbst seine Thaten einsetzt!

Es stellt sich heraus, daß, ausgenommen ganz Wenige, Einzelne, die ich dann Ehrenmitglieder des Publikums zu nennen pflege, doch Niemand mehr Rubinstein begreift, ob er nun Beethoven oder sich selbst spielt, und in keinem Fall den produktiven Kern seiner reproduzirenden Allmacht auffängt. Es ist ihnen Allen Rubinstein überhaupt nur eine Sensation des Gefühls, die noch unter seinem lebendig treibenden Einfluß zu den kolossalsten Schwingungen sehr rasch emporschnellt, dem Einfluß aber entzogen, allmählich mehr und mehr verblaßt, bis endlich nach Jahren auf den Trümmern dieser Sensationen nichts bleibt als nur eine verschwommene Erinnerung an jenes ganz Poseidonartige in Rubinstein, an den geheimnißvollen Zusammenklang zwischen seiner seelischen Art und den herrlich eigenartigen Gesichtszügen, in denen jene, allen Augen gleichsam faßbar, fühlbar wird, an die Ungeschminktheit des Spiels, an die volle, nackte Robustheit der Laune, an das Etwas, das in Tönen sich geberdete, ganz so wie sonst Menschen in Worten und Thaten. Viele meinen, Das wäre genug, es habe in der That das große Publikum von Rubinstein nichts mehr abzuziehen als eben das mit unbestimmten Dingen angefüllte Resultat und es sei schließlich die große Sturmwoge der Sensation doch auch des Er-

lebens und des Geldes werth. Dagegen habe ich nun freilich nichts einzuwenden, nur aber zu bemerken, daß die unerhörte Ausbreitung des Klavierspiels in allen Welten und Schichten doch noch einen reiferen Standpunkt, eine bewußtere Art, Rubinstein zu hören, eingeben sollte, und ich mache den ganzen Jammer der heutigen öffentlichen und privaten musikalischen Erziehung dafür verantwortlich, daß zu dem Genusse einer Rubinsteinschen Leistung nur die Sinne, die hohlen, abkommandirt werden, und der Verstand, der die Sinne ja klug macht, zum Schweigen gebracht werden muß. Eines Tages mußte sich Rubinstein etwa sagen: „Soll ich dem Publikum immer nur Beethoven, Chopin und ihresgleichen vorspielen und mich selbst in Bescheidenheit versäumen? Was nützt es denn dem Publikum? Es ist Zeit, daß ich mir selbst helfe, denn ich allein vermag es.“ Seitdem spielt er Eigenes, mit einer Beharrlichkeit, die ihn hoch ehrt. Es soll und muß so sein — und es ist gut, daß es so ist. Das Publikum beklagt sich zwar still, stürmt aber um so lauter zu den Kassen hin, und am Abend gar klatscht es wie wüthend, von allen Sensationen besessen. Und nur, wenn es den Saal verläßt und an das theuere Geld zurückdenkt, das es irgend einem Armen-Institut zugeführt hat, um den Preis von Rubinsteins Kompositionen, dann bedauert es wieder, daß es nicht die Macht hat, den Künstler durch Geld zu . . . prostituiren. „Ach, hätte er lieber Beethoven gespielt!“ heißt es dann allgemein. Als ob das große Publikum den Rubinstein im Beethoven, den Beethoven im Rubinstein oder irgend Einen von Beiden je verstehen würde! Rubinstein selbst aber weiß von der Anmaßung des Publikums und spielt darum erstens nur noch zu wohlthätigen Zwecken, und zweitens weist er standhaft jeden Applaus zurück, den das händeklappernde Publikum für ihn stets bereit hält. Er mag sich nicht erniedrigen lassen durch die aufdringliche Liebenswürdigkeit eines Publikums, dem das Bewußteste einzig das tobende Händegeklatsche ist, und erstickt ganz eigensinnig jeden Applaus schon im Keim.

Man spricht sehr viel davon, daß Rubinsteins Gedächtniß seniler werde, und gar Viele gehen so weit, partielle Gedächtnißverfinsterungen anzunehmen. Man vergißt aber dabei, daß Rubinstein, dem sonst großen Seher, der Verkehr mit den leibhaftigen Noten, den gedruckten, durch den argen Zustand seiner Sehkraft unterbunden wurde. So wie hieraus einerseits gar leicht zu erklären ist, wie nun die großen Schätze, die er in seine Seele versenkt hat, von ihrer äußeren Erscheinung, den Noten nämlich, ganz losgelöst, abstrahirt, immer tiefer in die Seele sich graben und so vollständiger neu-eigenes Eigenthum des Künstlers werden mußten, worüber er nun nach eigener Lust, nach eigenem Zustand schaltet, so darf andererseits die wohlthätige Wirkung, die in der leibhaftigen Anschauung der gedruckten Noten ohne Zweifel liegt, nicht unterschätzt werden, und um diese Wohlthat des Auges ist Rubinstein heute leider ärmer. Der feinsinnige und feinsehende Robert Schumann schreibt sogar: „Ueberdies, scheint mir, hat jeder Komponist seine eigenthümlichen Notengestaltungen für das Auge: Beethoven sieht anders aus auf dem Papier als Mozart, etwa wie Jean Paulsche Prosa anders als Goethesche.“ Man sieht auf dem Papier, zwischen den Noten, Dasjenige, was ich mit Plutarchs wunderschönem Ausdruck „die stumme Unterweisung“ nennen möchte, und den Noten gegenüber fühlt man deutlicher denn sonst, daß man einem fremden Geist Dienste zu leisten hat.

Rubinstein hätte übrigens noch früher damit anfangen sollen, so viel wie möglich sich der Mitwelt einzuprägen, — nicht etwa darum, weil seine Reproduktionkraft bereits an die Grenzen geht, wie man meint; noch vor zwei

Jahren habe ich ihn den Chopinschesten Chopin spielen gehört, so wie ihn kein Zweiter mehr spielen wird, und es ist mir Rubinstein heute trotz Allem der Selbe geblieben, der er war, eine ganz große Natur, eine Urfülle der Natur —, nein, sondern einfach darum, weil er ein Recht darauf hat, seine Erfindung selbst hoch zu schätzen und von Anderen auch hoch schätzen zu lassen. Er ist vor Allem Einer, der keine listige Kunst macht, und Das thut heute wohl, wo so Viele der Berühmten nur mit List, ohne Trieb, ihre Kunst ersinnen. Bülow schrieb sogar einmal: „Rubinsteins Stil ist Beethovenscher als der Mendelssohnsche, durchsichtiger als der Schumannsche, geschmackvoller und tiefer als der Hillersche, relictis caeteris.“ In jedem seiner Werke findet man, woran man sich groß erbaut, und nur, um es gleich und kurz zu sagen, ereignet es sich seltener, daß man das ganze Werk entlang so groß erbaut ist. Unter die größten, erhabensten Gedanken, wo man dann Rubinstein für einen der stolzesten Nebenflüsse Beethovens zu halten geneigt ist, mischt sich Kleinliches, allzu Kleinliches, das schier gegen jene Gewalt zeugt. Ungleichmäßigkeit des Ideenniveaus heißt Rubinsteins Hauptübel. Er hat aber eigenen Stil und Eigenart, und schon darum sollten wir ihn schätzen in einer Zeit, wo es gar so wenig schön aufgeblühte, breitstromige Eigenarten giebt. Uebrigens ist Rubinsteins seelische Gewandtheit eine ganz enorme, mit der er sich in alle Formen biegt, die die Musik bis heute geprägt hat. Er ist überall dort, wo die Musik schon ihr Wort gesprochen hat, in der Oper, im Oratorium, in der Kammer- und Solo-Musik. Und es freut mich sehr, daß bald sein idealer Wunsch in Bremen in Erfüllung geht und seine geistlichen Opern eine Ruhestätte finden.

Publikum und Kritik stellen sich gegenüber seinen Oratorien auf einen „modernen“ Standpunkt, sie sagen, es mangle einem „Modernen“ die allererste Voraussetzung für die Adaptation des Alten oder Neuen Testamentes als Sujet, nämlich die naive Gläubigkeit, die sozusagen passive Frömigkeit, ohne die das Wort ja nur das Leben einer Dekoration hat. Aber es lebt in einem poetischen Gemüth immer noch der „künstlerische“ Glaube an Das, was die Bibel erzählt, und dieser Glaube genügt allein, um das heilige Wort, das heiligste historische Gedicht, musikalisch leben und schwingen zu machen. Warum sollte also ein „Moderner“ mit einer eigenen Poesie in die Poesie jener gewaltigen und lieblichen Stimmungen nicht hinein und hinabschauen können?

Aber Das allein ist wahr, daß nur Poesie die Poesie findet und sie in sich wiederspiegelt. Rubinstein hat die Fähigkeit, die Poesie der Bibel einzuathmen, und darum durfte er seine Oratorien schreiben.

Neulich erst rollte sich in Paris der große Erfolg des Malers James Tissot ab, der in Hunderten von Aquarellen jedes Einzelne und Einzelnste der Christuspassion dargestellt hat. Wenn mir auch, wegen mangelnder eigener Anschauung, nicht ganz klar ist, ob da nicht etwa mit ein ins Malerische übersetzter Triumph der Zolaschen Kunstanschauung vorliegt, bin ich dennoch gezwungen, aus dem Erfolge auf die Macht des Stoffes und der daran sich schließenden Kunst jedenfalls zu schließen. Und ich denke, die Macht wird ewig bestehen.

Ein Anderes ist aber die Frage nach dem musikalischen Stil, den die Bibel zu verlangen scheint und den die vergangenen großen Bibelkomponisten ihr auch gezollt haben. Die Bibelsprache ist ureinfach, und aus dieser Einfachheit zimmert sie oft das Grandioseste, das heute die kunstvollsten Worte nicht mehr erreichen, trotz kühnsten Bildungen und Verschlingungen. Da heißt es z. B. von Gott, er „tastet den Menschen an“ — wie ohnmacht-menschlich, dünn ist nur

das Wort „antasten“, wie unheimlich groß schwillt es aber an, so es Gott zugedacht wird. Und so wächst dort jedes alltägliche, kleine Wort zur Höhe des Vorganges, der göttlichen Natur. Das ist das Geheimniß der Bibelsprache. Die Alten fühlten es, und das Walten der Geschichte fügte es, daß sie, auf dem Boden heißer Religiosität stehend, eine herrlich elementare, eindringliche, fast leidenschaftlose, wenn auch bewegte, langathmende, gut und ausdauernd schildernde, zum Majestätischen und Prachtvollen wie zu männlich demuthvoller Lyrik gleich gut neigende Musiksprache zur Verfügung hatten. Die Musik von damals hatte von selbst, wie wahlverwandt, dem Stoff sich zugeneigt, und im Großen und Ganzen ist ja der Stil für die Oratorien nicht erst eigens erfunden worden, so etwa, wie später einmal Beethoven z. B. in den letzten Kammermusikwerken von Grund aus einen neuen Kammerstil oder Wagner einen neuen Opernstil erdachte. Die heutige Musik aber? Anscheinend dem Bibelstil widersprechend, weil eine allzu „künstliche Kunst“, um mit Wagner zu sprechen, innen wie zerbröckelnd, in jedem Atom noch schillernd, hervortretend, anmaßend, nur mit Gewalt nach einer ruhigen Größe sich reckend, aber voll der menschlichsten Accente und Launen und Stimmungen, scheint mir diese Musik dennoch die Bibelpoesie ausdrücken zu können. Und jede andere Musik die noch kommen wird, wird eben so gut wiederum die Fähigkeit in sich fühlen, mit ihren eigenen, immer anderen Mitteln jene Poesie singen und klingen zu machen. In jedem Fall bleibt das Wagniß, an die Bibel heranzutreten, eine schöne Kraftprobe der Musik und des Künstlers.

Und unter den heutigen Komponisten, Brahms ausgenommen, ist Rubinstein doch fast der Einzige, dessen Individualität noch Raum hat für das Einfache und Einfach-Große, in dessen Seele deutlich der großartige Hintergrund nationaler Eigenart durchblickt; und Das ist sicher: wer einmal die Einfachheit kennt und ihre tiefen Geheimnisse, fügt sich gern, vernünftig ergeben, ihren Geboten und siegt gegen Jedermann. Freilich kehrt das organische Uebel in Rubinsteins Schaffen, das ich einmal „Mangel an Permanenz der Größe“ genannt habe, in den Oratorien wieder und erzeugt so eine ungleichmäßige Wirkung. Nun, da frage ich allen Ernstes: Wie Viele empfangen denn heute noch von Haendels Oratorien gleichmäßigen Eindruck, und sind nicht für die Meisten deren meiste Partien bereits verdorrte, abgestorbene Musik? Wir leben nicht mehr im Zeitalter einer ehrlichen Polyphonie, unsere Musik pflegt heute vorwiegend andere Elemente und man kommt sich geradezu wie eine musikalische Amphibie vor, wenn man im flüssigen Wasser des Chromatischen, Harmonischen und auf dem festen Land der Polyphonie zu Hause ist, wo die herrlichsten Fugen-Cyklopenarbeiten zu erleben sind. Und das große Publikum ist am Allerwenigsten eine solche Amphibie und empfängt darum von Haendel und Bach einen ungleichmäßigen Eindruck (es sollte freilich und könnte besser werden!). Darum aber ist es auch billig, wenngleich aus anderen, im Komponisten liegenden organischen Gründen Ungleichmäßigkeit des Eindrucks von vorn herein feststeht, daß Werk eines modernen Meisters vorzuführen, der mit den Schönheiten und der Hoheit des Stoffes nach den Kräften seiner Musik und seines Talentes ehrlich ringt.

Ja, hätte Rubinstein nicht den Fehler, an dem er doch leidet, — wer weiß, ob er nicht neben Beethoven sich irgendwo in der Geschichte aufgepflanzt und so der kommenden Jahrhunderte geharrt hätte!

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Das neue Irrenhaus.

Ich kenn' für Tolle ein großes Haus
Mit vielen, vielen Zellen.
Aus jeder schreit ein Narr heraus,
Auch mehr in leichteren Fällen.

Das Haus ist stattlich, hell und weit,
Mit allem Komfort versehen,
Man spürt Zugluft moderner Zeit
Die Korridore durchwehen.
Elektrisches Licht leuchtet hier hell,
Hier kommen die Tollen und wandern,
Hier wird die kaum verlassene Zell'
Noch warm besetzt mit dem Andern.
Kein Spleen von einigem Ansehn fehlt,
In den sich Menschen verrannten,
Und jeder Sparren, der Hirne quält,
Besitzt hier Repräsentanten.
Im Ganzen sind sie ohne Gefahr,
Die Tobsucht ist sehr selten;
Sie suchen ehrlich ihr Honorar
Mit Phrasen, die heute was gelten.

Nicht Narren von Anno dazumal
Sinds, die sich drinnen quälen,
Nicht Werther-Schwärmer in Lotten-Qual,
Byronisch zerrissene Seelen.
Wir sind auch in der Verrücktheit modern,
Uns schmerzen tiefre Probleme;
Das Sentimentale liegt uns fern
Wie Handwerksinnung-Embleme.
Uns machte Friedrich Nietzsche verrückt, —
O übermenschliche Qualen!
Wir sind vom Jahrhundertende beglückt,
Die Welt damit schwarz zu malen.
Jahrhundertende! Was lohnt sich noch,
Vor Thorschluß anzufangen?

Die Welt ist nur ein schwarzes Loch,
Naivität gehangen!
Gefühl, Appetit und Dogma pfutch,
Nur Dirnenbrunst und Grübeln,
Bald kommt der große Weltenputsch,
Erlöst von allen Uebeln. —

Hört Ihr's? So singt's im Irrenhaus
Aus all den vielen Zellen.
Aus jeder schaut ein Narr heraus
Und tönen Narrenschellen.
Das prophezeit und kreischt und schreit,
S'ist nicht gesund zu bleiben.
Verhält man 's Ohr, du liebe Zeit —
Aug' zu! — die Kerle schreiben!

Doch daß sich Niemand schadenfroh
Gesundheitprotzig spreite,
Ja, kratzt Euch nur, Euch beißt der Floh
Genau wie jene Leute.
Die Ihr zu stark im Fette seid
Und niemals krank gewesen,
Euch wünsche ich das schlimmste Leid:
Moderne Bücher zu lesen.
Und wenn Ihr dann mit wildem Fluch,
Vom Stil gepeinigt, stöhnet
Und phrasenlieblich aus dem Buch
Hell jedes Wort Euch höhnet,
Und wie Ihr sucht und wie Ihr giert,
Am Heilquell zu genesen,
Nur selbstbewußter Wahnsinn stiert:
Dann seid Ihr moderne Wesen.
Hängt Dir Moderne zum Hals heraus,
Stimmt Decadence Dich bleicher,
Dann ist das große Irrenhaus
Um einen Narren reicher.

Zürich. H. Rostock.

Der Mann ohne Nase.

Vor einigen Wochen, als ich ganz ahnungslos wie gewöhnlich die „Zukunft“ las, bekam ich plötzlich einen furchtbaren Schreck. Verfall, wohin man blickt! Und so sehr ist unser Auge und Gefühl schon daran gewöhnt, überall nur halbe Menschen zu sehen, daß es uns gar nicht aufgefallen ist, daß ein zahlreicher Stand, daß ungefähr dreitausend Männer sich unter uns befinden, mit uns essen und trinken, geschäftlich und gesellschaftlich mit uns verkehren, die sämmtlich keine Nase haben. Aber zu rechter Zeit noch ist uns ein Retter in der Noth erschienen, der mit unerbittlicher Konsequenz die Fackel der Aufklärung schwingt und grelles Licht fallen läßt über diese verstümmelten Menschen und über den Schaden, den sie unserem deutschen Volke an seinem geistigen Gute verursachen.

Frau Laura Marholm-Hansson hat in Nr. 92 der „Zukunft“ ihr Urtheil über die deutschen Verleger abgegeben. Ein mit den Verhältnissen Vertrauter dürfte dieses Urtheil, das sich auf eine Reihe von Briefen stützt, von denen der Absender, der eigentliche Inhalt und der Empfänger in der zartfühlendsten Weise verschwiegen sind, vielleicht voreilig nennen. Wer trägt die Schuld an der schlechten Lektüre? Der Schriftsteller, der sie verfaßt? Gott bewahre, nur der Verleger, der für schlechte Manuskripte wenig oder nichts zu bezahlen braucht, während gute Arbeit natürlich auch gut honorirt werden muß. So drucken deutsche Verleger mit Vorliebe die Werke Schillers, weil diese eben gar kein Honorar kosten, und gerade mit diesem Beispiel werde ich beweisen, wie Recht Frau Marholm hat, wenn sie von dem verderblichen Einfluß der bis jetzt vertriebenen Literatur spricht. Ich war ungefähr zwölf Jahre alt, als ich heimlich neben Coopers Lederstrumpf auch einmal Schillers Räuber las, und — es stand fest bei mir, ich müßte Räuberhauptmann werden. Nur der Größe meiner Schulaufgaben und den zu kleinen Wäldern meiner Heimath habe ich es zu verdanken, daß ich diesen Lebensberuf verfehlt habe. Aber ist es unter solchen Umständen nicht allzu begreiflich und hoch anzuerkennen, wenn eine Frau für Alle einmal kräftig ins Tuthorn stößt, um die schlafenden Gemüther zu erwecken und um Alle zusammenzurufen gegen den gewissenlosen Verleger, der aus reiner Profitwuth die Gemüther von 50 Millionen Menschen vergiftet?

50 Millionen Seelen! Allerdings sind unter den 50 Millionen Einwohnern von Deutschland einige Tausend Kinder mit inbegriffen, ferner einige Tausend Leute, die, Gott seis geklagt, überhaupt kein Buch lesen und endlich so und so viele Tausend Schriftstellerinnen und Schriftsteller, denen doch sicherlich auch das schlechteste Buch nichts an ihrem Seelenheile schaden kann, sondern höchstens an dem Absatze ihrer eigenen Musenkinder. Und dahin scheint mir, offen gestanden, auch der Nothschrei zu zielen. Der ganze Aufsatz war ja wohl nur ein Ruf der „Modernen“ nach zahlreicheren oder nach besser zahlenden Verlegern. Ein Urtheil über die neuere Dichtung gehört nicht hierher, aber wohl begreiflich ist es, wenn die theilweise bereits ergrauten belletristischen Verleger einen gewissen Widerwillen gegen diese Erscheinung haben, die da wild und un-

gestüm aus dem Sumpfe herausgesprungen kommt und recht mangelhaft bekleidet ist, so daß man manche menschliche Blöße entdecken kann, während doch in ihrer Jugend- und Manneszeit Alles hübsch säuberlich im Gesellschaftanzuge vor die Zuschauer trat und das Herz, wenn dessen Zuckungen einmal gezeigt wurden, immer noch sorgfältig mit Hemd, Weste und Rock bedeckt wurde. Gerade dieses ablehnende Verhalten einem großen Theile der modernen Literatur gegenüber ist ein Beweis dafür, daß der deutsche Verleger eine literarische Meinung besitzt und daß ihm Vieles zu schlecht ist für sein deutsches Volk. Allerdings, so weit wie französische Verleger haben wir es noch nicht gebracht, eine solche Sintfluth von pikanten Romanen, von Ehebruchsdramen ꝛc. wie in Frankreich ist dem deutschen Büchermarkte fremd. Auch so weit wie die rühmlichst erwähnten nordischen Verleger haben wir Deutschen es noch nicht gebracht. Arne Garborg ist thatsächlich fast verhungert. Seine Briefe aus Kolbotten lassen wenig merken von dem nordischen Verlegeredelsinn. Und so weit wie die nordamerikanischen Verleger haben wir es erst recht noch nicht gebracht. Diese Verleger haben einen so herrlich entwickelten Geschäftsgeist, daß sie mit der größten Gewissenlosigkeit unsere bedeutendsten Autoren nachdrucken, ohne dem Verleger oder Verfasser die geringste Entschädigung zu zahlen, und daß sie alle ihre langen Finger weit von sich strecken, wenn ein auf wirkliche Gegenseitigkeit beruhendes Gesetz zum Schutze des geistigen Eigenthums gegeben werden soll. Alle diese edlen Eigenschaften fehlen den deutschen Verlegern, — und dazu fehlt ihnen auch noch die feine Nase, mit der die ausländischen Verlagsbuchhändler ein Talent unter den vielen unbedeutenden Schriftstellern wittern, ein Talent, das sie dann stützen und halten, bis es sich durchgerungen hat. Hat denn der deutsche Verleger noch nie einen Schriftsteller „durchgedrückt"? Ich erinnere nur an Rosegger, der nach seinen eigenen Erzählungen seinem Verleger Viel verdankt. Und wie diesem, so geht es noch manchem Schriftsteller, doch haben leider nur wenige den Freimuth, Das offen einzugestehen.

Stellen wir nun auch einmal die Armuth des geistig Schaffenden dem Reichthum des mit der geistigen Waare Handelnden, also des Buchhändlers, gegenüber. Betrachten wir die glänzenden Geschäfte des Verlegers und seine geringen Ausgaben also einmal an dem Schicksal eines neuen Verlagswerkes.

Hat da ein Schriftsteller einen Roman geschrieben; er hat sein tiefstes Empfinden, sein bestes Können dabei verwandt; er hat keine Kosten, keine Studien, keine Mühen gescheut, um das Kind seiner Muse in jeder Beziehung vortrefflich und anmuthend zu gestalten, und nun eilt er zu einem Verleger, damit dieser dem Manuskript Leben einhauchen, nämlich: es drucken und versenden möge, auf daß der Verfasser unsterblichen Ruhm ernte, womöglich aber auch — eine nicht zu kleine Summe in baar. Das ist ihm durchaus nicht übel zu nehmen, denn der Schriftsteller muß so gut essen und trinken wie der Verleger. Und dieser? Nota bene, wenn er ein Deutscher ist? Er will das Manuskript prüfen und sagt, oder besser er schreibt — damit Frau Marholms Briefsammlung vervollständigt wird — „... ich werde mich mit möglichster Beschleunigung über die eventuelle Annahme des Werkes schlüssig machen und Ihnen dann umgehend Bescheid zukommen lassen." Ganz im Vertrauen will ich verrathen, daß nun sogar in vielen Fällen der Verleger — Das heißt: wahrscheinlich nur der deutsche Verleger — den nächsten Sonntag abwartet, sich eine Cigarre ansteckt, die ihm die verkauften Autoren und das verrathene

Publikum natürlich bezahlen müssen, und daß er dann erst mit Censorenstrenge das Manuskript durchliest. Nun fehlt ihm allerdings die feine Nase; dafür kultivirt er desto eifriger einen anderen Theil seines Kopfes, das Gehirn, das bei ihm ausschließlich der Sitz des Geschäftsgeistes ist. Ein Beweis, wie sehr dieser Geist den Verlagsbuchhändler auf die Höhe goldstrotzender Geldsäcke erhebt und dabei den Schriftsteller in den Sumpf materiellen Elends, ja in den Hungertod treibt, ein Beweis dafür ist die Menge unermeßlich reicher Verleger und die verschwindend kleine Zahl von Frauen und Männern, die sich, nach Kürschners Literaturkalender, in Deutschland durch ihre Feder ernähren. Aber selbst die eigene, peinlich genaue Prüfung genügt dem vorsichtigen Geschäftsmanne noch nicht und er geht — schmählicherweise — hin und sendet das Manuskript einem befreundeten Gelehrten zur gründlichen Durchsicht. Wie dumm! Anstatt mit beiden Händen zuzugreifen, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, sich einen geachteten Namen in der Geschäftswelt zu machen, Geld zu verdienen und gleichzeitig die treue Freundschaft eines Autors, überläßt er die Entscheidung womöglich einem Konkurrenten des Verfassers.

Der Verleger hat sich entschlossen, das Werk anzunehmen, obwohl bei der Hochfluth, die den literarischen Markt mit Romanen überschwemmt, und bei der geringen Kauflust des deutschen Publikums der Erfolg mehr als zweifelhaft ist. Der Autor erscheint, um mit ihm die Einzelnheiten des Verlagsvertrages näher zu besprechen. Deutschland besitzt ungefähr 50 000 000 Bewohner, von denen der bei Weitem größte Theil lesen kann und auch gern liest. Es ist also gar kein Zweifel, daß das Werk Absatz findet. „Natürlich ist es mein besonderer Wunsch, daß mein Erstlingswerk möglichst weit verbreitet wird, auch wenn ich dadurch etwas weniger verdiene. Also lassen Sie wohl mindestens 2000 Exemplare drucken und statten sie recht glänzend aus, aber dabei doch billig. Ich möchte auch dem weniger Bemittelten eine wirklich gute geistige Nahrung zugänglich machen". So ungefähr heißt den Autor sein gutes Herz reden.

Und der Verleger, immer natürlich der deutsche? Da sitzt dieser Mann, hat in Blatt Papier vor sich und rechnet in der prosaischsten Weise von der Welt:

Es kosten 1000 Exemplare, sage und schreibe nur eintausend, à 20 Bogen:
An Papier für das Werk . . . .
„ „ „ den Umschlag . . . .
„ Satz, Druck und Korrektur . . . .
„ Buchbinderarbeiten . . . .
„ Inseraten und sonstigen speziellen Vertriebsunkosten .

je so und so viel Mark. Verluste, besonders Zinsverluste, allgemeine Geschäftsunkosten u. s. w., werden nicht gerechnet. Dafür gehen aber auch sofort nach Erscheinen weg: 50 Freiexemplare für den Verfasser, 80 Rezensionexemplare und dann im Laufe des Jahres, bei umfassender Versendung, hoffen wir: 300 bis 400 Exemplare durch Verkauf.

Das Honorar? Bei dieser Frage zuckt der Verleger nervös mit den Schultern — fast alle Buchhändler sind nervös, wahrscheinlich in Folge ihres guten Lebens —. „Bei einem Erstlingswerk schönwissenschaftlicher Literatur kann ich unmöglich die Druckkosten allein tragen." Entrüstet geht der Schriftsteller fort, um noch bei einer Reihe von Verlegern die betrübende Erfahrung zu machen, daß ihnen die Nase fehlt, wofür sie freilich ein Uebermaß von Vor-

sicht, Profitwuth und Herzlosigkeit besitzen. Aber endlich findet er einen jungen Verleger, der durch Aufnahme eines guten Werkes seinem Verlage einen Namen machen will. Dieser gewährt dem Verfasser ein Honorar von 150 Reichsmark, — einen Lohn also, der weit hinter dem zurückbleibt, den ein Maurer in derselben Zeit verdient, die der unglückliche Verfasser bis zur endgiltigen Fertigstellung seines Romanes gebraucht hat.

Das Manuskript wird der Druckerei übersandt, nachdem durch eine Reihe von Briefen die Wahl des Papieres und der Lettern getroffen ist. Die erste Korrektur kommt, an der glücklicherweise textlich nichts mehr, sondern nur falsch Gedrucktes verändert wird. Nichtsdestoweniger berechnet der Drucker die nöthige Zeit zum Umändern des Satzes mit der liebevollsten Genauigkeit. Bald kommt die zweite Korrektur und endlich auch der mächtige Ballen, der das fertige Verlagswerk in sich birgt.

Unterdessen hat der Verleger die bedeutendsten Zeitungen ausgeschrieben, denen er ein Rezensionexemplar zuschicken will, wobei es sich herausstellt, daß er anstatt der vorgesehenen achtzig Exemplare mindestens deren hundert braucht, bis er einen Brief von dem Verfasser erhält, der ihm auch noch zehn bis zwanzig Blätter angiebt, die unbedingt ein Exemplar erhalten müssen, und bis er dann später von so und so vielen Rezensenten und Redaktionen eine Aufforderung erhält, ihnen das Buch zur Besprechung einzusenden; eine Bitte, die er in den meisten Fällen erfüllt. Das eine Blatt bespricht nun das Werk so kurz, daß sich Niemand ein Urtheil danach bilden kann, ein anderes Blatt aber so ausführlich, daß Viele das Buch jetzt gar nicht mehr lesen wollen, zumal es schon einer ziemlichen Verdauungskraft bedarf, um das täglich von den Zeitungen Dargebrachte zu verarbeiten. Ein Theil von diesen Rezensionexemplaren wird nun gar noch an die Leihbibliotheken und Antiquare verkauft und damit werden dem Verleger wieder so und so viele Abnehmer entzogen. Ja, würde sich der Verleger nicht durch Beschneiden oder Abstempeln derartig verschenkter Exemplare schützen, so erhielte er sicher von so und so vielen Sortimentsbuchhandlungen manches Rezensionexemplar berechnet zurück.

Nun liest irgend ein Schriftsteller eine günstige Kritik des Romans. „Zwei Mark. Hm, viel Geld, dafür bekomme ich schon sieben echte Münchner. Ich will doch erst einmal an den Verfasser schreiben.“ Bald ist eine liebenswürdige Karte bei dem Autor und dieser ist bald bei dem Verleger, um „nur noch ein“ Freiexemplar zu erhalten und gleich wegsenden zu lassen. Was thut nun der deutsche Verleger, wenigstens in vielen Fällen? — Er geht hin und belastet dem Autor das weggesandte Buch mit dem Buchhändler-Nettopreis und womöglich auch noch mit dem Porto.

In nachdrücklicher Weise folgt die Ankündigung in den Organen der Buchhändler und in den Tageszeitungen so und so oft, womöglich mit Beifügung einiger Kritiken, wenn die betreffenden Redaktionen überhaupt ein Belegexemplar eingesandt haben, was in den wenigsten Fällen geschieht. Es gehören nämlich auch Zeitungverleger zu der Klasse von Verlegern, sind also bar aller edleren menschlichen Gefühle. Wunderbarerweise werden nun wirklich Hunderte von Exemplaren bestellt, und zwar — in Kommission. Das heißt mit anderen Worten: bei der Abrechnung im nächsten Jahre werden die meisten davon „zur Verfügung gestellt“, sie bleiben also auf dem Lager des Sortimenters und werden nicht bezahlt. Ein kleinerer Theil kommt zurück und

ein noch viel kleinerer Theil wird bezahlt. Erscheint ein Buch z. B. im Januar, so kann es 14—16 Monate dauern, bis der Verleger Geld, wenigstens für einen Theil des Versandten, erhält, denn die Anzahl der baar verlangten Exemplare ist gewöhnlich nicht groß, falls der Autor nicht gerade sehr beliebt ist, und auch diese Exemplare werden unter allen möglichen Entschuldigungsgründen noch zurückgesandt. Solche zurückgekommenen Bücher nennt man Krebse, und wenn ein Schriftsteller einmal in die Lagerräume von Verlagsbuchhandlungen kommt, dann kann er diese Krebse in unheimlich großer Menge aufgestapelt liegen sehen. Diese Krebse sind auch der Grund, der den Verleger dazu zwingt, den Absatz seines Verlages gerade im Jahre des Erscheinens zu suchen, denn bei neun Zehnteln aller belletristischen Neuigkeiten ist die Nachfrage nach Beendigung der verlegerischen Reklame vorüber. Ein Werk verdrängt eben das andere. Das neuere ist der Feind des neuen.

Auch von Briefen an hochbedeutende Autoren hat Frau Marholm gesprochen. Aber auch in der deutschen Verlegerwelt giebt es eine Konkurrenz, auch unter den deutschen Verlegern ist jeder bemüht, jeden nur irgendwie zu packenden guten Schriftsteller für sich zu gewinnen. Der Autor aber besitzt angeblich so wenig Geschäftssinn, daß er sich Das gar nicht zu Nutze macht, und selbst die berühmtesten Schriftsteller verlangen nur ein ganz mäßiges Honorar und überlassen den bedeutenden Verdienst dem Verleger. Hat zum Beispiel der Verfasser für die erste Auflage tausend Mark erhalten, so verlangt er für die zweite und für alle etwa noch folgenden meistens gar nichts mehr. Das heimst Alles der Mann ohne Nase ein.

Den deutschen Dichtern und Schriftstellern ist es wirklich meistens schlecht gegangen und geht es auch heutzutage materiell recht schlecht. Diesen Vorwurf muß man thatsächlich erheben, aber nicht dem deutschen Verleger gegenüber, der selbst Mitleider ist, sondern dem deutschen Volke gegenüber. Gewiß, der Deutsche liest ganz gern, aber gewöhnlich nur solche Bücher, die er geschenkt oder geliehen bekommt. Da wäre ein Hebel zur Besserung einzusetzen, und vielleicht betheiligt sich Frau Marholm an der kürzlich vom Herrn Verlagsbuchhändler Peter Hobbing vorgeschlagenen Verbreitung von Schicklichkeitregeln wie die nachstehenden: „Es schickt sich nicht, seiner Tochter eine Ausstattung für fünfzigtausend Mark mitzugeben und den Bücherschrank dabei zu vergessen. Es schickt sich nicht, eine Papierscheere zum Abschneiden von Coupons, und kein Papiermesser zum Aufschneiden von Büchern zu haben" u. s. w.

Es wird, nach allen Berichten, in Frankreich, England und Nord-Amerika mehr gelesen als in Deutschland, dem Lande der Denker. Ich glaube fast, dieses Beiwort gebührt dem Deutschen nicht mehr, denn gerade ein denkender Leser, sollte man meinen, muß immer mehr, immer weiter lesen; er mag zu einer wie immer gearteten Weltanschauung kommen: er wird stets das Bedürfniß fühlen, die Gedanken Anderer mit seinen eigenen zu vergleichen. Aber gerade der größte Theil aller Deutschen liest nur, um die Zeit totzuschlagen, oder weil er sonst gerade nichts Besseres zu thun hat. Hoffen wir, daß das deutsche Volk wirklich lesen lernt, dann lernt es wohl auch begreifen, was es seinen Dichtern und Schriftstellern schuldig ist, und dann wird es Beiden besser gehen: den armen Schriftstellern und uns nicht immer viel reicheren Verlegern.

Kiel. Julius Eichenberg.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. August 1894.

Herbstparade.

Vom Tempelhofer Feld durch die Friedrichstraße zum Schloß marschirt alljährlich einmal im Herbst das Corps der preußischen Garden. Ein schönes Schauspiel, an dem mit dem Berliner auch der Fremde sich freut und bei dem man fast völlig vergißt, daß es leider noch immer auch Civilisten giebt. Vom frühen Morgen an sind in weitem Kreise ringsum die Straßen gesperrt, ein reisiges Volk von Schutzleuten zu Fuß und zu Pferde hemmt den Wagenverkehr und wer einen eiligen Weg hat, Der mag sich wahren; die belebtesten Theile der Hauptstadt sind auf Umwegen nur zu erreichen und die Reisenden mögen sich sputen, die Kunden mögen warten und die Kranken sich gedulden, denn heute ruht der Verkehr, in dessen Zeichen die Welt nun doch stehen soll. Dafür aber entschädigt der stattliche Aufzug, die straffe Haltung der Truppe, ihr rhythmisch sicherer Tritt, die frische Miene der Mannschaft und die oft nur allzu zierliche Eleganz der Offiziere —: ein stolzer Anblick, der das Herz des Patrioten höher schlagen läßt und in dem Ausländer beinahe neidische Regungen weckt. Das glänzende Gewimmel, das vorn den Kriegsherrn umringt, die im Schmuck der Tressen und Orden erstrahlende Schaar mit dem Helmbusch und den flatternden Federn, sieht man wohl auch anderswo; aber das Truppenmaterial kann noch immer kein Anderer uns nachmachen und die Freude darüber schwingt auch in den Massen, die auf beiden Seiten das Corps begleiten, vom Tempelhofer Feld durch die Friedrichstraße bis zum Schloß. Es sind vielfach recht unheimliche Gestalten, wüste

Gesellen mit hohen Mützen und flackerndem Blick, Kerle, die beim Barrikadenbau gleich mitthäten und die sicher gern sofort irgend eine Carmagnole heulten, wenn nur das Zeichen gegeben wäre. Jetzt aber schieben sie ziemlich gesittet sich vorwärts, unwillkürlich bequemt ihr Tritt sich dem Takt der Spielleute an und sie pfeifen die Weisen flotter Soldatenmärsche. So wirkt die sichere Disziplin und das dumpfe Empfinden eines Unabänderlichen selbst auf das Lumpenproletariat, auf die schwärzliche Schaar, die vor dem Eisengitter der bürgerlichen Gesellschaft ingrimmig sonst schwielige Fäuste ballt. Die erdrückende Mehrzahl der Paradegaffer hat sozialdemokratisch gewählt und damit gegen die Monarchie demonstrirt; vor der festen Gliederung einer unerschütterten Institution aber verstummt ihr murrender Groll, sie brüllen unbewußt fast ihr Hurrah und die Reporter können den stehenden Satz noch einmal verwerthen: „An der Spitze der Truppen begab sich der Kaiser dann in das Schloß, viel und lebhaft begrüßt von der tausendköpfigen Menge."

An der Spitze der deutschen Politik waltet ein General, der den Paraden mitunter beizuwohnen pflegt und der, wie jeder brave Staatsbürger annehmen muß, auch klug genug ist, aus der vom Pferde herab gewonnenen Erfahrung lernen zu können. Leider fehlt aber auf dem Felde, wo er kommandirt, noch immer der sichere Tritt, die Einheit in der Entschließung und die feste Gliederung einer unerschütterten Institution. Wenn draußen bei Tempelhof ein Befehlshaber den anderen verdächtigte, wenn dem Kriegsherrn, der unter der Einsamen Pappel mit kritischem Blick den Vorgängen folgt, ein trügendes Scheingefecht vorgeführt würde, dann hielte der General von Caprivi als guter Soldat sich gewiß für verpflichtet, von dem Unfug den Schleier zu ziehen und auf die Gefährlichkeit solchen Treibens rechtzeitig hinzuweisen. Vielleicht ergäbe sichs dann, daß entweder das Kommando nicht in den richtigen Händen liegt oder im Organismus des Corps sonst irgend Etwas nicht in der Ordnung ist. Da der General von Caprivi nun Kanzler des Deutschen Reiches geworden ist und da — man weiß nicht recht, ob auf seine Weisung oder auch nur nach seinem Wunsch — die Sitte der politischen Herbstparaden sich bei uns einzubürgern beginnt, darf er nicht finster dazu blicken, wenn an seiner Stelle minder Berufene die ärgerliche Pflicht des Warners auf sich nehmen und auf die tausendköpfige Menge weisen,

die mit ganz anderen Empfindungen dem Schauspiel zusieht, als man vom Tempelhofer Feld durch die Friedrichstraße bis zum Schloß sie beobachten kann: mit mürrischen, ungeduldigen Mienen und mit dem boshaften Schmunzeln eines kaum noch verborgenen Hohnes.

Die Paraden sind eingeführt worden, damit zu bestimmten Zeiten der Kriegsherr die Garnison besichtigen, damit er die Leistungen der Truppenführer kritisiren und die Würdigen mit Auszeichnungen belohnen kann. Für einen in militärischer Gewöhnung aufgewachsenen Politiker konnte der Gedanke nahe liegen, auch auf seinem engeren Gebiet der bewährten Sitte der Herbstparaden Raum zu verschaffen und an einem bestimmten Tage so dem Kriegsherrn, der zugleich der höchste Repräsentant des Reiches ist, die Ergebnisse des letzten Zeitabschnittes vorüberzuführen. In jedem Sommer geht der Kaiser auf lange dauernde Reisen, und wenn er von fern auch die wichtigsten Bestimmungen trifft und über den Gang der Geschäfte sich sorgfältig unterrichten läßt, ist es ihm doch, bei allem Bemühen, nicht möglich, die einzelnen Vorgänge bis ins Detail zu verfolgen. Irgend ein besonders gewitzter Mann — es braucht durchaus nicht der militärische Kanzler zu sein — hat nun den schlauen Einfall gehabt, dem heimkehrenden Monarchen eine gedrängte Uebersicht aller Ereignisse und Stimmungen vorzuführen, die inzwischen — wirklich oder angeblich — eingetreten und entstanden sind. Der Vater des Gedankens ist unbekannt; aber wir haben die erste politische Herbstparade eben erlebt und ein flüchtiger Blick auf den Vorbeimarsch kann am Ende lohnend sein.

Die Sache begann mit dem plumpen und rohen Vorstoß gegen Herrn Miquel. In dem Blatte, das dem Kaiser täglich in Berlin vorgelegt wird und das aus den verschwiegenen Nachbarhäusern in der Wilhelmstraße die Weisung erhält, wurde der preußische Finanzminister als ein Mann verdächtigt, der die überschwänglichste Selbstverherrlichung treibt, der gegen den Kanzler und die Einheit der Regirung wühlt und von seinen Reklamefabrikanten sich Verdienste zuschreiben läßt, die ihm gar nicht gebühren. Wer gläubig diese Artikel las, Der mußte annehmen, Herr Miquel sei aller Uebel bösartiger Erzeuger und im Kastanienwäldchen sei die Stelle entdeckt, von der aus immer die Hemmung sich zwischen die Räder der Reichsmaschine klemmt; Das hatten die Vermummten vom offiziösen Gesinde, die im Tarnhelm des demokratischen Freisinns fechten, schon lange be-

hauptet und nun wurde ohne Scheu und Scham ganz offen erklärt, nur von gedungenen Söldnern werde der Finanzminister gepriesen. Aber die Gläubigen sind rar geworden und die nette Geschichte klang ein Bischen nach Kolportage; in der Presse wird doch mit niemals erhörtem Geräusch unentwegt für den Kanzler das Becken gerührt und Herr Miquel, der an Klugheit und Bildung seine sämmtlichen Kollegen sehr weit überragt, wird im Allgemeinen recht unfreundlich behandelt. Und nun erinnerte man sich auch wieder, daß Herr Miquel erst Minister geworden war, als Herr Jenke aus Essen die Berufung auf diesen Posten abgelehnt hatte, daß er genöthigt wurde, mit Herrn Ahlwardt sich herumzubalgen, und daß für seine Steuerprojekte der erste Vertreter der sogenannten Reichsregirung öffentlich wenigstens sich niemals erwärmte. Der Gegensatz zwischen den Herren Miquel und Caprivi — sehr viel deutlicher noch würde der Name des Freiherrn von Marschall ihn bezeichnen — ist nicht erst seit vorgestern bekannt und man hat auch erfahren, daß im Auswärtigen Amt für innere Angelegenheiten mitunter ein äußerst lebhaftes Interesse sich regt. Jeder Verdacht aber konnte den Glanz des Vorbeimarsches gefährden; und so wurde sacht denn zurückgepfiffen und feierlich erklärt, den Angriff habe im Uebermuth und auf eigene Faust Pindters seliger Erbe verübt. Natürlich glaubt Das kein halbwegs verständiger Mensch, denn so blitzdumm ist am Ende doch ein ergrauter Preßfechter nicht, daß er gleich anfangs die behagliche Stellung riskirt, wenn er nicht ganz sicher weiß, daß er einem sehr wichtigen Herrn damit einen Dienst leistet, der nicht unbelohnt bleiben wird. Aber das derbe Geplänkel hatte doch seine Wirkung gethan und nur die Nachdenklichen unter den Betrachtern begannen, zu überlegen, ob Herr Miquel nun den Muth zu einem Entschlusse finden und ob beim Rückmarsch nicht in der Suite des Kriegsherrn vielleicht ein Mann fehlen würde.

Das zweite Treffen sollte gleich folgen. Im Innern, Das war gezeigt worden, ist Herr Miquel der Hemmschuh; und auch auf die Unbequemlichkeit war bereits hingewiesen, Arm in Arm mit einem Minister, der als ein wüthiger Kommunist einst Bauernaufstände organisiren wollte, die Feinde der bürgerlichen Gesellschaft jetzt zu bekämpfen. Nun mußte in dem Gebiet, das Herrn Miquel versperrt ist, noch die sonnige Heiterkeit eines hellen Sommerfriedens sich enthüllen und offenbar mußte werden, wie im Ausland die Liebe zum Deutschen

Reich mächtig erstarkt und gewachsen ist. Die Gelegenheit war besonders günstig; seit er die Hauptstadt verließ, hat der Kaiser den Franzosen mancherlei Aufmerksamkeiten erwiesen: er hat Carnots Wittwe in herzlichen Worten sein Beileid ausgedrückt, zwei Spione begnadigt und schließlich der Dame Eugenie in England einen Besuch abgestattet, — der Frau, die am Ende eines lüderlichen Abenteurerlebens sich damit amusirt hat, zwei Völker in einen Krieg zu verhetzen. Dieser Besuch, den Niemand zu beurtheilen, Niemand zu richten hat, mußte politisch ausgemünzt werden; und da der geschwätzige Herr Jules Simon, der das deutsche Volk für eine auf Kommando begeisterte und entrüstete Heerde zu halten scheint, dem Deutschen Kaiser eben einige — verletzend erstaunte — Anerkennung gespendet hat, mußte man sich an die Arbeit machen und beweisen, daß uns gelungen ist, was dem verhaßten Bismarck niemals gelang: die Versöhnung mit Frankreich. Zwar hat in den letzten Wochen erst sich eine gambettistische Liga gebildet, die für die Rückeroberung der verlorenen Provinzen die Möglichkeit schaffen will; zwar hat unter Beifallsgeheul Herr Paul de Cassagnac eben erklärt, die französischen Grenzsoldaten hätten ihre Hände besudelt, da sie mit den deutschen Kameraden den Handschlag tauschten; zwar sind für jede Anerkennung zehn Verhöhnungen des Deutschen Kaisers in der Pariser Presse zu finden, — einerlei: am Tage der Besichtigung macht der herrliche Sonnenschein sich doch schön und das Greinen der Nörgler, die auch diesen Triumph bekritteln und vor allzu beflissenem Eifer warnen, wird von lautem Paradelärm übertönt. Die Klänge des Präsentirmarsches erschallen, die Trommeln rasseln und in festem Tritt zieht die glänzende Truppe an dem obersten Kriegsherrn vorbei.

Der hält, hoch zu Roß, an der Einsamen Pappel und die Menge, die fern bleiben muß, ahnt nicht, was er denkt und empfindet. Mancher ist wohl darunter, der gern vorspringen und an den Kaiser sich drängen möchte, um ihm zu sagen, daß ihm ein trügendes Scheinspiel vorgeführt wird, das von der Hintertreppe vielleicht kleine Kandidaten geschickt arrangirt haben, Schmeichler und Streber und Beutehascher. Aber die Kette der Schutzleute ist fest gefügt, der Fürwitzige findet zum Durchschlüpfen keine Lücke, die Parade geht weiter und die Auszeichnungen werden im Reichsanzeiger dann bekannt gemacht.

Die Reform des Strafprozesses.

Motto: „Meine Herren, ich meine, wir hätten im Deutschen Reiche schon mehr als hinreichende Gelegenheit, eingesperrt zu werden —“ (Reichensperger im Reichstage 6. 3. 74.)

Der Bundesrath bietet in dem Entwurf eines Gesetzes zur Revision des Strafprozesses eine reichlich gefüllte Schüssel. Nicht weniger als etwa 15 Paragraphen des Gerichtsverfassunggesetzes und etwa 70 Paragraphen der Strafprozeßordnung sollen theils verändert, theils ergänzt, ausgeschieden oder neu hinzugefügt werden. Von den vorgeschlagenen Neuerungen sind die Einführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern und die Entschädigung unschuldig Verurtheilter populäre Forderungen, denen der Reichstag in früheren Legislaturperioden wiederholt durch beifällig aufgenommene Initiativanträge entgegengekommen ist. Während der Entwurf diesen Wünschen Rechnung trägt, hat er aber andererseits eine Reihe von Vorschlägen wieder aufgenommen, die bereits im Jahre 1885 dem Reichstage vorgelegt worden sind, aber unerledigt blieben und die, schon damals nicht Appetit reizend, durch die Aufwärmung an Schmackhaftigkeit nicht gewonnen haben. Nur von dem ungeschickten Beginnen, an der traditionellen Zusammensetzung der Schwurgerichte zu rütteln, ist auch die Regirung zurückgekommen. — Eine detaillirte Kritik des Entwurfes erfordert eine Arbeit großen Umfanges, vieles Für und Wider ist auch bereits usque ad nauseam vorgebracht worden; hier soll in einigen Zügen nur das Wesentlichste gekennzeichnet und erwogen werden, welches Interesse die breite Masse des Volkes an den vorgeschlagenen Aenderungen nehmen kann, denn „der gemeine Mann, und nicht der Vornehme, ist der Thon, welchen der peinliche Töpfer verarbeitet“, wie der sächsische Hofrath und Professor Hommel vor ungefähr einem Jahrhundert in seinen Noten zu Beccaria weislich bemerkt hat. Was hat nun das Volk von der Einführung der Berufung im Sinne des Entwurfes zu erwarten? An Stelle der jetzt mit fünf Richtern besetzten Strafkammern sollen drei Richter in erster Instanz entscheiden, in zweiter Instanz ein Oberlandesgerichtssenat von fünf Richtern und für die vom Sitze des Oberlandesgerichts entfernteren Landgerichte ein bei diesen gebildeter Strafsenat. Ist Dies wirklich ein Vortheil? Der Verminderung der Richterzahl in erster Instanz allerdings wird Niemand eine Thräne nachweinen, nachdem seit dem Bestehen der Justizgesetze die Erfahrung gemacht worden ist, daß die aus fünf Richtern gebildeten Kollegien der Strafkammern gegenüber den aus drei Richtern gebildeten Kollegien der Civilkammern einen Vorrang der Gesammtleistung nirgends zu erzielen vermocht haben, ja, daß die Urtheile der Strafkammern

an wissenschaftlichem Werth und thatsächlicher Beherrschung des Stofflichen hinter den Urtheilen der Civilkammern oft beträchtlich zurückgeblieben sind. Dagegen ist die Vervielfältigung der Instanzen an und für sich eine eminente Benachtheiligung des Unbemittelten, da die Kosten sich entsprechend erhöhen. Muß heute schon die Mehrzahl der unbemittelten Angeklagten den Vertheidiger entbehren, so wird sich dieses Dilemma noch vergrößern und auch den zahlungfähigen Angeklagten wird die doppelte Kostenlast drücken. Gerade vor dem Berufunggerichte wird der Angeklagte des Vertheidigers aber besonders bedürfen, denn: „Der ältere Jurist wird durch die Gewohnheit pessimistisch angehaucht und sieht in jedem Angeklagten schon von vorn herein den Schuldigen", sagt der Reichsgerichtsrath Stenglein (Wider die Berufung). Eben so wachsen die Gerichtskosten und die Auslagen an Zeugen und Sachverständige. Ferner wird zum großen Nachtheil des Angeklagten der schon sehr langsame Prozeßlauf noch mehr verschleppt. Endlich giebt die doppelte Aburtheilung aber überhaupt keine Garantien einer besseren Entscheidung, denn leider soll der Umfang der Beweisaufnahme vom richterlichen Ermessen abhängig gemacht werden, — eine Bestimmung, von der zweifellos zur Bewältigung der gerichtlichen Arbeit in beiden Instanzen reichlichster Gebrauch gemacht werden wird, nicht sowohl gegenüber Belastunganträgen der Staatsanwaltschaft als Entlastunganträgen des Angeklagten. Vieles wird als irrelevant abgeschnitten werden, was schließlich den Ausgang der Sache dennoch beeinflußt haben würde. Vollends wird die zweite Instanz in sehr vielen Fällen abhängig sein von der Protokollirung der Zeugenaussagen in erster Instanz, die ohne mögliche Kontrole der vernommenen Personen selbst in die Hände eines gleichgiltigen Schreibers oder eines ungeübten Referendars gelegt ist. Ein Stenogramm ist der Strafprozeßordnung noch immer unbekannt.

Gegenüber diesen zweifelhaften Segnungen der Berufung will der Entwurf noch mit verschiedenen Kautelen der Vertheidigung aufräumen und verschlechtert somit allgemein die Lage des Angeklagten.

Das Vorverfahren scheidet sich in das vom Staatsanwalt, eventuell unter Beistand des Amtsrichters, geleitete Ermittelungverfahren und die in schwereren Fällen eintretende gerichtliche Voruntersuchung. — Hier ist nicht der Ort, Vorschläge einer Radikalkur an dem bestehenden Vorverfahren zu machen; thatsächlich ist es der Reform sehr bedürftig und alle Rechtsschutzgarantien der Strafprozeßordnung sind so lange ungenügend, wie in der Praxis die für die Hauptverhandlung vom Gesetz perhorreszirten polizeilichen Vernehmungprotokolle mit ihrer fast durchgängigen Tendenz, den Angeschuldigten zu belasten, trotz der bedenklichen Quellen ihrer Entstehung das Rückgrat des Verfahrens bilden, während der Amtsrichter im Er

mittelungverfahren nur Staffage ist und der Untersuchungrichter — bei dem tiefen Verfall der Kunst des Inquirenten in Deutschland, der mäßigen Beliebtheit dieser Stelle unter den Richtern selbst, der Abhängigkeit von der Staatsanwaltschaft und der übermäßigen Geschäftslast, sowie aus anderen Gründen — nur zu häufig schablonenhaft arbeitet, eben so wie die Kammer, die den nahezu berüchtigt gewordenen Eröffnungbeschluß nach Beendigung des Vorverfahrens und nach Vorlage der Anklageschrift abgiebt. In der Voruntersuchung namentlich wäre es für den Angeklagten immerhin von Wichtigkeit, aktiv eingreifen zu können. Damit ist es allerdings nach der Strafprozeßordnung sehr mangelhaft bestellt. Weder hat der Angeklagte einen Einfluß auf die Maßnahmen des Untersuchungrichters noch auch nur exakte Kenntniß des gegen ihn in Angriff genommenen Untersuchungmaterials. Während die Staatsanwaltschaft sich jederzeit vom Stande der Voruntersuchung überzeugen und ihr geeignet scheinende Anträge stellen kann, fehlt dem Angeklagten diese wichtige Befugniß; auch der Vertheidiger hat nur Scheinrechte und nicht einmal das Recht der Akteneinsicht, so daß er je nach dem Grade seines Ahnungvermögens Anträge auf Gerathewohl stellen oder mit verschränkten Armen monatelang Untersuchungen zusehen muß, die vielfach durch rechtzeitige Abwehrmaßnahmen mit einem Schlage erledigt werden könnten. Unterdessen mag der in Untersuchunghaft befindliche Beschuldigte alle Leiden der Freiheitentziehung und der Ungewißheit seines Looses kosten, er mag die Anlage zu schleichender Krankheit davon tragen oder die schon vorhandene Anlage zum gefährlichen Krankheitausbruch entwickeln, sein Geschäft mag zu Grunde gehen, oder seine Stellung anderweitig besetzt werden —: qu' est-ce qu' un homme et un homme du peuple? Wenn vor hundert Jahren Servan, avocat-général au Parlement de Grenoble, die damalige Untersuchunghaft als „question prolongée", als Dauertortur, brandmarkte, so rechtfertigt die gegenwärtige Struktur der Voruntersuchung wohl die Anwendung des selben Ausdrucks. Aber wie sehr ist uns jene leidenschaftliche Sensibilität gegenüber den Leiden der Schwächeren wieder abhanden gekommen, wie sie in den Worten des selben Servan vibrirt: Nos loix, nos usages actuels sont tels que ces portes infernales de nos prisons s'ouvrent plus souvent que celles de nos spectacles . . . . . . qui s'en inquiète? Cependant, quand la porte d'un cachot crie sur ses gonds, toute la société devroit l'entendre et l'écouter. Weit entfernt, durch Einräumung zweckmäßiger Vertheidigungrechte die Voruntersuchung zu verbessern, sie abzukürzen und zweifelhaften Anklagen vorzubeugen, schlägt der Entwurf lediglich vor, den Angeklagten des Antrages auf Voruntersuchung von seiner Seite zu berauben, und verräth damit einen dem Angeklagten um so feindseligeren Standpunkt, als gleich-

zeitig vorgeschlagen wird, die für das Ermittelungverfahren gesetzlich bestimmte Längstdauer der Untersuchunghaft (in der Voruntersuchung ist die Untersuchunghaft zeitlich unbegrenzt) zu erhöhen und die Verhaftgründe zu vermehren. Und dennoch sind die Fälle lange und unschuldig erlittener Untersuchunghaft bereits jetzt die schlimmsten Seiten unseres Verfahrens. Die Verhaftungen sind sehr zahlreich und die Dauer erstreckt sich auf Monate. Die Untersuchunghaft wegen Fluchtverdachts trifft den Angehörigen der unteren Volksklassen um so eher, als er keine Sicherheit zu bestellen vermag und Derjenige, der nichts zu verlieren hat, leichter fluchtverdächtig erscheint als der Besitzende. Mit der Untersuchunghaft wegen „Kollusiongefahr" (wenn Thatsachen vorliegen „aus denen zu schließen ist, daß der Angeschuldigte Spuren der That vernichten oder daß er Zeugen oder Mitschuldige zu einer falschen Aussage, oder Zeugen dazu verleiten werde, sich der Zeugnißpflicht zu entziehen") wird vielfach von ungeschickten Händen Mißbrauch getrieben. Die Untersuchunghaft mit ihren schweren moralischen und wirthschaftlichen Folgen für den Betroffenen stellt sich aber als eine solche Summe von Uebeln dar, daß sie thatsächlich als Strafe wirkt. Nöthig wäre demnach Einschränkung der Untersuchunghaft: der Entwurf ist für Erweiterung. Verhaftung soll fortan statthaft sein bei dringendem Thatverdacht auch schon dann, „wenn Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß der Angeschuldigte seine Freiheit zur Begehung neuer strafbarer Handlungen mißbrauchen werde." Damit wird denn kurz und bündig die gemeingefährliche Gesinnung unter Verdachtstrafe gestellt — selbstverständlich mit einbegriffen die politisch-destruktive —, und damit ist bei geeigneter Bethätigung der edlen Gesinnungriecherei eine gar nicht zu unterschätzende Fortifikation auf dem Boden des „gemeinen Rechtes" selbst gewonnen, von der aus die Geschütze gegen die proletarischen Angriffslinien gerichtet werden mögen. Die Motive des Entwurfes schweigen über die Begründung des Vorschlages.

Als gefährliche Verschlechterung des Verfahrens sind ferner zu signalisiren die veränderten Bestimmungen über die Beeidigung der Zeugen. Diese soll nicht, wie bisher die Regel war, in der Hauptverhandlung, sondern schon bei der ersten Vernehmung, also meistentheils im Vorverfahren, nicht, wie bisher die Regel, promissorisch vor der Vernehmung, sondern assertorisch — die in der Vernehmung gemachten Angaben bestätigend — erfolgen, auch darf sie unterbleiben, wenn die Aussage offenbar unglaubwürdig ist. Nach der Erfahrung lasse sich ein Zeuge nur schwer zur Aenderung wahrheitwidriger Angaben bewegen, wenn er sie einmal eidlich bekräftigt habe; unter einer nachträglichen Korrektur leide aber die Heiligkeit des Eides; ferner seien vielfache Fälle von unwahren, bei der Beeidigung im späteren Prozeßstadium widerrufenen uneidlichen Aussagen im Vorverfahren bezeugt. Nun

wird man aber den promissorischen Eid: daß der Zeuge nach bestem Wissen die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde, schwerlich als eine Bekräftigung von Angaben im Sinne der vorstehenden Begründung qualifiziren können; wohl aber spricht das Argument sehr gegen die vorgeschlagene Beeidigung im Vorverfahren, die assertorisch, ohne jede Theilnahme des Angeklagten oder des Vertheidigers an der Vernehmung, ohne die Möglichkeit von Vorhaltungen oder einer Korrektur einseitiger Protokolle, ohne Kontrole des Richters selbst durch den Angeklagten oder dessen Vertheidiger und ohne die starke Garantie der Oeffentlichkeit die Zeugen thatsächlich an die ersten Protokolle schmiedet und damit den Schwerpunkt der Beweisaufnahme aus der Hauptverhandlung in das für den Angeklagten so ungünstige Vorverfahren verlegt. Außerdem erscheinen die Entlastungzeugen zeitlich erst nach den Belastungzeugen auf dem Plan und werden bei Widersprüchen mit den beeidigten Belastungzeugen nicht selten als „offenbar unglaubwürdig“ unbeeidigt bleiben.

Weniger einschneidend, obzwar auch nicht günstig für den Angeklagten, ist die vorgeschlagene Einführung des résumé anstatt der bloßen Rechtsbelehrung des Schwurgerichtspräsidenten an die Geschworenen. Die Strafprozeßordnung (§ 300) verbietet dem Vorsitzenden, „in eine Würdigung der Beweise einzugehen.“ Nach dem neuen Entwurf soll dagegen der Vorsitzende „eine Uebersicht über die Ergebnisse der Verhandlung geben“, — ein von jeher vielfach umstrittener Punkt. Wer aber weiß, wie viele Präsidenten in Deutschland sich über den § 300 direkt bei der Rechtsbelehrung oder indirekt im Laufe der Verhandlung durch Aeußerung ihrer Sentiments hinwegzusetzen pflegen, Der wird keine merkliche Umwälzung in dem jetzigen Vorschlage finden, — es sei denn, daß Aussicht bestände, der geltenden Vorschrift durch Einführung des bisher versagten Revisionangriffes im Falle der Verletzung die Beachtung der Vorsitzenden zu erzwingen. Eben so wünschenswerth wäre ein Revisionangriff bei falscher Rechtsbelehrung. Oder ist es billig, daß der Angeklagte büßen muß, wenn der Vorsitzende einen offenbaren Schnitzer begeht, von dem ihn weder die beisitzenden Richter noch der Staatsanwalt oder der Vertheidiger abhalten kann, da das Gesetz jede Kritik der Rechtsbelehrung ausschließt? Man übersehe nicht, daß durchschnittlich die Vorsitzenden, vielfach hervorgegangen aus der Staatsanwaltschaft, niemals aus dem Rechtsanwaltstande, mehr nach der Seite der Anklage hin gravitiren als nach der Seite der Vertheidigung. Man kann mitunter Rechtsbelehrungen hören, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit staatsanwaltlichen Plaidoyers haben. Die Motive des Entwurfes schweigen über die Begründung des Vorschlages.

Gebilligt werden kann die bereits 1885 vorgeschlagene Einführung

des Gerichtsstandes der Ergreifung, der durch Aburtheilung des flüchtigen Beschuldigten dort, wo er dingfest gemacht worden ist, dem Uebelstand begegnet, den Angeklagten „lediglich wegen der über den Gerichtsstand geltenden Vorschriften von einem Ende des Reichs bis zum anderen transportiren zu müssen." Erkennt hier der Entwurf aber im geltenden Recht wurzelnde unverhältnißmäßige Belastungen der Staatskassen wie auch unter Umständen große Härten gegen den Angeklagten an, so vermißt man peinlich eine Berücksichtigung der gleichen Belastungen von Privaten und der relativ viel größeren Härten gegenüber dem Redakteur, der heute wegen Verbreitung eines inkriminirten Artikels von einem Ende des Reichs bis zum anderen gehetzt wird, nachdem die Auffassung des Reichstages von 1876, es sei klar und richterliche Praxis, den Erscheinungort der Preßerzeugnisse als Thatort zu betrachten, durch die Judikatur zur Illusion geworden ist. Hier muß entschieden auf ein den Erscheinungort als Thatort festlegendes Alinea zu § 7 der St.-P.-O. gedrungen werden.

Gebilligt werden können die Vorschläge über die Erweiterung des Kontumazialverfahrens und Einführung eines abgekürzten summarischen Verfahrens für flagrants délits, wobei übrigens das Eingeständniß der Motive interessant ist, „daß die inländische Strafrechtspflege in Bezug auf Schnelligkeit von einem befriedigenden Standpunkte weit entfernt ist."

Was sodann die gleichfalls bereits 1885 vorgeschlagene Uebertragung der Zusammensetzung und Geschäftsvertheilung der Kammern von den Präsidien der Landgerichte auf die Landesjustizverwaltungen angeht, so scheint die freisinnige Presse gegen diese Steigerung der ministeriellen Befugnisse in gewohnter Weise einen Windmühlenkampf für die „Unabhängigkeit der Rechtspflege" inszeniren zu wollen. Nachdem wir erst kürzlich im Falle des Landgerichtsdirektors Schmidt erfahren haben, welcher Methode man sich auch bei der jetzigen Gesetzeslage mit Erfolg bedienen kann, halten wir es am Besten mit der Antwort Ginas an Frau Sörby in Ibsens „Wildente": „Die eine macht es so, die andere so."

Hinsichtlich der vorgeschlagenen Veränderungen in der sachlichen Zuständigkeit der Gerichte dürfte der gewollten Erweiterung der schöffengerichtlichen Kompetenz um so weniger zu widersprechen sein, als auch zur Zeit bereits in erheblichem Umfange von der gesetzlich zugelassenen fakultativen Ueberweisung dieser Delikte an die Schöffengerichte im Einzelnfalle Gebrauch gemacht worden ist und, was neu hinzutritt, unerheblich ist. Eben so steht es mit der Abgabe gewisser Fälle der Urkundenfälschung, der Amts- und Konkursdelikte von den Schwurgerichten an die Strafkammern; es handelt sich hier um Fälle, die theils besonders verwickeltes Material und schwierig zu beurtheilende Rechtsfragen bieten, theils nahe an bereits

jetzt den Strafkammern zugewiesene Thatbestände grenzen. Dagegen bedeutet die vorgeschlagene Ueberweisung der Meineidsdelikte von den Schwurgerichten an die Strafkammern eine gefährliche Verschlechterung der Rechtsprechung. Läßt hier die Begründung der Motive vollständig im Stich, so wird man nicht umhin können, sich des auffälligen Umstandes zu erinnern, daß nirgends die Desavouirung der Anklagen durch die Verhältnißzahl der Freisprechungen so stark ist wie hier; entfielen doch im Jahre 1892 auf 1312 wegen Meineides vor den Geschworenen Angeklagte 541 Freisprechungen. Hier besteht zwischen dem Doktrinarismus des Berufsjuristen und dem Opportunismus des Laien einer der stärksten Gegensätze. Mögen die Motive auch noch so viel von der Heiligkeit des Eides reden: das Gesetz kennt keinen obligaten Gottesglauben und macht den Eid zur bloßen Gewissenssache. Mithin verbleibt als strafbares Residuum in Wirklichkeit ganz allein die sachliche Irreleitung des Richters durch Verletzung der Wahrheitpflicht in allen ihren denkbaren Folgen. Je nach der vorsätzlich oder fahrlässig herbeigeführten Art und Schwere dieser Folgen ergiebt sich ganz natürlich die kriminelle Art und Schwere der Rechtsverletzung. Welche ungeheueren Strafen setzt aber das Gesetz auf den falschen Parteien-Eid und jedes wissentlich unwahre beeidigte Zeugniß, mag es nun von irgend welchen Folgen begleitet gewesen sein oder nicht: Zuchthaus, sans phrase. Und wen treffen die Strafen zumeist? Angehörige der unteren Volksklassen, denen keine gesellschaftliche Rücksicht, wie so häufig dem höher Gestellten, Gewissenskonflikte vor Gericht zu ersparen sucht, denen freies Auftreten und die der gesellschaftlichen Bildung entsprechende Versatilität des Ausdrucks, die Fähigkeit aller jener feineren, nach Wunsch oder Bedürfniß nuancirten Sprachwendungen mangelt, die zwar nicht grob unwahr sind, aber doch an der Wahrheit drehen und deuteln. Personen, die mit der Ausdrucksweise des Gerichts nicht einmal vertraut, unklar, ängstlich und verlegen, häufig selbst mißverstanden werden. Nicht jeder Uebereilung vor Gericht halber, nicht weil Gleichgiltigkeit oder selbstisches Interesse oder die Furcht, sich oder Anderen durch die Wahrheit zu schaden, ihre Beharrungskraft bis in die eidliche Aussage erstrecken, sollte gestraft werden, sondern lediglich die erweislich böse Absicht, die Anderen zum Rechtsnachtheil ausschlagen sollte oder ausgeschlagen ist, müßte die Strafe treffen. Dies ist die Tendenz, welche die vielen Freisprechungen der Geschworenen in Meineidssachen erklärt.

Im engsten Zusammenhang versucht schließlich der Entwurf, die Fragen einer Entschädigung unschuldig Verurtheilter und einer Reform des Wiederaufnahmeverfahrens nach rechtskräftiger Verurtheilung zu lösen; die Verbesserungfähigkeit des Wiederaufnahmeverfahrens kann man zugeben und doch die von dem Entwurfe gewollte Einschränkung bekämpfen. Zwar be-

haupten die in diesem besonders schwierigen Punkte beklagenswerth dürftigen Motive, daß bei der gegenwärtigen Lage der Gesetzgebung auch Schuldige in die Lage kommen könnten, durch Benutzung veränderter Umstände ihre Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren zu erreichen, und daß diese Möglichkeit nach zuverlässigen Mittheilungen nicht selten ausgenützt werde, so daß angenommen werden dürfe, der größere Theil der Personen, die seit 1879 im Wege des Wiederaufnahmeverfahrens nachträglich ihre Freisprechung erwirkt haben, sei keineswegs unschuldig, vielmehr mit vollem Recht als schuldig verurtheilt worden. Dagegen hat der verstorbene Herr von Schwarze, K. sächsischer Generalstaatsanwalt und Berichterstatter der Reichstagskommission betr. den Antrag der Abgg. Dr. Philipps und Lenzmann wegen Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchung- und Strafhaft, 1883 als Regel für etwa drei Viertel der Fälle von Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren die vollständige Erledigung des Schuldbeweises, für ein Viertel die Abschwächung des Beweises, wie sie schon in Folge des bloßen Zeitablaufes nach der ersten Verurtheilung eintreten kann, feststellen zu können geglaubt. Danach dürften die „zuverlässigen Mittheilungen" des Entwurfes skeptisch anzusehen sein; sie kennzeichnen vielleicht nur die Abneigung der Gerichte, zumal der Oberlandesgerichte, gegen die Wiederbefassung mit rechtskräftig erledigten Sachen (Man denke beispielsweise an den bekannten Elberfelder Fall Ziethen, in dem trotz dem Geständniß des Lehrlings Wilhelm alle Versuche der Wiederaufnahme vergeblich waren.) Sollten nicht mehr Unschuldige in den Gefängnissen zu Grunde gegangen als Schuldige durch die Maschen dieses Verfahrens entschlüpft sein? Die Wiederaufnahme soll jetzt dem Verurtheilten nur dann verstattet werden, wenn er neue Beweisanträge beibringt, aus denen allein oder in Verbindung mit den früher erhobenen Beweisen seine Unschuld hervorgeht, während bisher genügte, daß diese Anträge die Freisprechung zu begründen geeignet waren. Damit wäre die Wiederaufnahme ausgeschlossen, außer wenn der „Unschuldbeweis" gelingt, daß die That, die den Gegenstand der Verurtheilung gebildet hat, überhaupt nicht begangen oder nicht vom Verurtheilten, sondern von einer anderen Person begangen worden ist. Das bedeutet ein trauriges Loos für den Unschuldigen, dem es zwar gelingt, den Schuldbeweis nachträglich zu entkräften, die vorhandenen Indizien zu beseitigen, der also nicht gerichtet werden durfte, wenn die vollständigen Thatsachen dem ersten Richter vorlagen, der aber durch die Ungunst der Sachlage nicht im Stande ist, jede Möglichkeit einer Schuld zu widerlegen! An diesem Einen würde mehr gefrevelt, als durch die Entschädigung von hundert Verurtheilten und nachträglich Freigesprochenen wettgemacht werden könnte. Engherzig ist aber

auch die Entschädigung bei Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren gedacht. Daß dem allseitig anerkannten Prinzip überhaupt endlich nachgegeben wird, kann eine sonderliche Genugthuung kaum noch erwecken; um so schmerzlicher wirkt aber die kümmerliche Ausgestaltung des Prinzips in dem Entwurfe. Nicht eine volle Schadloshaltung für die erlittenen Nachtheile soll dem Unschuldigen werden, nicht einmal ein Ersatz des wirthschaftlichen Schadens in seinem ganzen Umfange, also auch in der Richtung des weiteren Erwerbes oder Fortkommens — man denke an den den wirthschaftlich Abhängigen so schwer treffenden Verlust seiner Arbeitgelegenheit —, sondern nur Ersatz des direkten Vermögensschadens, den er durch die erfolgte Strafvollstreckung erfahren hat. Nicht das Strafgericht, das mit der Sache betraut war und dabei zur schleunigen und zweckentsprechenden Durchführung des Anspruches ohne besondere Kosten geeignet erscheint, sondern die Landes-Justizverwaltung soll über den Anspruch befinden, gegen deren Entscheidung aber soll der gewöhnliche Rechtsweg vor den Civilgerichten, also ein eben so langwieriges wie kostspieliges Verfahren, beschritten werden. Ausgeschlossen soll der Anspruch sein nicht nur, wenn die frühere Verurtheilung vorsätzlich herbeigeführt, sondern auch, wenn sie durch grobe Fahrlässigkeit des Verurtheilten verschuldet war. Was unter grober Fahrlässigkeit in diesem Zusammenhang gedacht werden soll, läßt der Entwurf unentschieden, — womit denn der fiskalischen Findigkeit der Behörden glücklich der Weg einer clausula generalis gewiesen ist, sich lästiger Ansprüche möglichst zu entschlagen. Ganz zurückgewiesen ist die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchunghaft.

Man hat von einer Krisis des Strafrechtes gesprochen; wir befinden uns in voller Krisis, mehr als es der öffentlichen Meinung bewußt ist. Möge der Reichstag nicht nur diesen Entwurf zurückweisen, sondern positiv schaffend jenen zerstreuten Quellen dumpfer Unzufriedenheit mit dem geltenden Strafverfahren und dem Strafrechte selbst, die hier und da bereits hervorrieseln, den Zugang zum gewiesenen Stromlaufe eröffnen, ehe die trüben Fluthbäche zerstörend ausbrechen. Der gemeine Mann wird es müde, allzu sehr „der Thon zu sein, den der peinliche Töpfer verarbeitet.“ Und wenn ein Franzose, der weder Anarchist noch Sozialist zu sein bekennt, kürzlich in ähnlichem Zusammenhange gefragt hat: Croyez-vous, que nous ne pourrions pas vivre en parfaite sécurité au sein même de la société sans tout cet appareil dont plus tard nos petits enfants ne sauront s'ils doivent rire à cause de son absurdité ou pleurer à cause de sa barbarie, — so wird man nicht umhin können, der Formulirung solcher Fragen schon das Gewicht eines ernsten Zeichens beizumessen.

Hamburg. Rechtsanwalt Dr. A. Berthold.

Agrarpolitik.

IV. Die Gesammtreform des Agrarkredites.

Die Ausführungen gegen das Intestatanerbenrecht haben zu dem Ergebniß geführt, daß auf diese zur erbgängigen Besitzgebundenheit zurückgreifende Rechtsinstitution am Besten verzichtet werde, zumal da es ein anderes, durchgreifenderes Mittel zur Verhütung der Besitzüberschuldung gebe. Ein solches Mittel, das direkt und allgemein anwendbar ist, hat sich schon in unserem agrarpolitischen Gesichtskreis gedrängt. Es ist die gesetzliche Verschuldunggrenze. Ihr haftet keiner der Mängel an, die am Institut des Intestatanerbenrechtes so bedenklich hervorgetreten sind. Dennoch wird die Verschuldunggrenze als allgemeines Rechtsinstitut des landwirthschaftlichen Kredites erst dann empfohlen, daher auch das Intestatanerbenrecht erst dann als überflüssig unbedingt abgelehnt werden dürfen, wenn die gegen die Verschuldunggrenze erhobenen und denkbarer Weise sich weiter erhebenden Beanstandungen ebenfalls sich beseitigen lassen.

Die Verschuldunggrenze erreicht ihren Zweck nur dann, wenn sich jede Besitzergeneration von ihrer Besitzschuld frei macht; denn wenn jede Generation der nächsten ihre Besitzschuld ganz oder theilweise hinterließe, so würde das Gut immer stärker mit Schulden belastet und als Familienbesitz in steigendem Maße unhaltbar werden. Die Verschuldunggrenze kann also nur dann vollständig wirken, wenn sie so geregelt wird, daß in jeder Generation die Besitzschuld getilgt werden kann oder vielmehr getilgt werden muß. Wenn der Gutsübernehmer im Stande bleibt, aus dem Gutsertrage nicht blos mit seiner Familie leben, sondern auch binnen dreißig bis fünfunddreißig Jahren die Besitzschuld tilgen zu können, so wird er, wenn er sonst gut wirthschaftet, das Gut in der Regel behaupten können. Das ganz sichere Prinzip für die Bemessung des Höchstbetrages der Besitzverschuldung ist daher dieses: nach der Bestreitung aller Betriebs- und Erhaltungskosten des Gutes und nach Bestreitung der Zinsen für die Besitzschuld — die Zinsen und Tilgungbeträge für den Wirthschaftkredit fallen unter die Betriebskosten — muß dem Gutsübernehmer vom Reinertrag so viel übrig bleiben, daß er davon und vom übrigen Nebenverdienst nach der durchschnittlichen Lebenshaltung des Standes leben und überdies die Besitzschuld tilgen kann; das „Existenzminimum" und die Mittel der Amortisation müssen übrig bleiben. Jede weitere Besitzverschuldung, die Das nicht mehr gestattet, ist Besitz**überschuldung**, deren Verhinderung eben den Zweck des Institutes der allgemeinen gesetzlichen Verschuldunggrenze bildet. Wer beim herrschenden System der schrankenlosen Besitzverschuldung

diese Grenze überschreitet, richtet sich oder die Seinigen zu Grunde und drängt den Besitz aus der Familie hinaus. Was bei ungehemmter Verschuldungfreiheit jeder ordentliche Wirth und gewissenhafte Familienvater thun sollte, aber so häufig nicht thut, wird er durch die allgemeine gesetzliche Verschuldunggrenze zu thun befähigt, eventuell sogar gezwungen.

Die wirkliche Ermittelung der Verschuldunggrenze verlangt immer eine Feststellung und Kapitalisirung des durchschnittlichen Reinertrages durch Schätzung. Diese Schätzung wird nicht wie beim Anerbenrecht Dritte benachtheiligen; denn sie geht nur den Kaufliebhaber an, der blos noch bis zu demjenigen Theil des Ertragswerthes Besitzschulden aufzunehmen berechtigt wäre, bei welchem er persönlich bestehen und tilgen kann. Selbst dann, wenn der Ertragswerth nur geschätzt werden kann, wird jede empfindliche Willkür ausgeschlossen sein; auch bei der jetzt herrschenden Verschuldungfreiheit muß sich der Gutsbesitzer bei Aufnahme einer Hypothek der Schätzung der Unterpfandsbehörden, der Hypothekenbanken und der Privatgläubiger fügen. Wenn wenigstens die „selbständigen Ackernahrungen“ voraus zu periodischer Einschätzung des Besitzkredits in individueller klassifikatorischer Weise gelangen würden, wenn dem Institut der Verschuldunggrenze die Ertragsschätzungrolle einverleibt würde, wie dem Anerbenrecht die Höferolle oder dem Grundsteuerrecht das Reinertragskataster, so wäre die objektive Schätzung wohl noch mehr gesichert und jedes Gut zur Besitzverschuldung bereit. Doch könnte die Ermittelung der Verschuldunggrenze auch erst bei der Aufnahme der Besitzschuld stattfinden. Das Taxationwesen und die Aufsicht darüber durch Gericht und Landwirthschaftkammer wären durch Gesetz auf volle Rechtssicherheit zu begründen.

Selbstverständlich wäre der zur hypothekarischen Besitzverschuldung zulässige Theil des Gutsertragswerthes nicht ausschließend der Besitzhypothek vorzubehalten. Wer zur Besitzerwerbung Hypothekarkredit nicht nöthig hat, kann den fraglichen Betrag des Ertragswerthes für jeden anderen Zweck der Schuldaufnahme hypothekarisch einsetzen. In dem Maße, wie der Besitzkredit getilgt wird, würde der entstehende Beleihungraum für Hypothekarverschuldung zu anderen Zwecken verfügbar sein. Der innerhalb der gesetzlichen Verschuldunggrenze zulässige Kredit für den Zweck der Besitzerwerbung neben dem Wirthschaftkredit würde freilich als Hypothekarkredit, und zwar als Kredit erster Hypothek, zu denken sein. Anders läßt sich die Organisation für die Tilgung der Besitzschulden kaum als praktisch durchführbar vorstellen. Allein den thatsächlichen Verhältnissen entspricht Das heute schon, da die Erbübernahme- und die Kaufschuld der Regel nach in die erste Linie zu stehen kommen. Die mit dem Gut übernommenen älteren Schulden wären für den Uebernehmer als Besitzschuld nach Maßgabe der

Verschuldunggrenze zu behandeln. Der nicht mit Besitzschulden überzogene Theil des Gutsertragswerthes oder der Unterpfandswerth für zweite Hypothek, sowie das zur Faustverpfändung geeignete Vermögen des Wirthes, würde für den ganzen übrigen Realkredit zur Verfügung bleiben und der außerhalb des Erb- und Veräußerungfalles vollstreckbare Theil des Personalkredites würde für den Besitzerwerb nicht eingesetzt werden können.

Der Besitzkredit wäre jedoch nicht nur hypothekenrechtlich vom übrigen Kredit abzusondern; ihm wäre auch eine abgesonderte Bankorganisation zu geben, namentlich wenn dem Institut der Verschuldunggrenze der Tilgungzwang für die Besitzhypothek, das Institut der „Amortisationhypothek", hinzugefügt werden würde, ähnlich wie jetzt Hypothekenbanken die Annuitätentilgung begünstigen. Zwar könnte an sich der ausschließlich hypothekarische Besitzkredit der besonderen Bankorganisation zur Noth entbehren. Allein der legitime Besitzkredit bedarf einer Sicherstellung seiner Befriedigung, und diese kann ihm nur werden durch eine besondere Besitzkreditorganisation, die für jede Provinz eingerichtet wäre und in jeden Landkreis, nach Bedürfniß sogar in jedes Dorf, hinausreichen müßte; selbst ein Rückversicherungzusammenhang aller Landes-Besitzkreditinstitute zu einem Reichsinstitut wäre diskutirbar. Unumgänglich wird das besondere Besitzkreditinstitut, wenn der Tilgungzwang, ohne den der Ueberschuldunggefahr nicht sicher vorgebeugt wäre, verfügt werden würde; denn die Amortisation wird weitaus am Einfachsten durch ein besonderes Besitzkreditinstitut vollzogen werden.

Einem zur Gewährung von Besitzkredit verpflichteten Besitzkreditinstitut müßte selbstverständlich die Anfechtung der von der Taxkommission vorgenommenen Einschätzungen des innerhalb der Verschuldunggrenze belastbaren Ertragswerthbetrages vorbehalten sein. Allein ein Rechtsweg müßte ja unter allen Umständen auch dem Besitzerwerber frei gemacht werden und die Aufstellung einer zuverlässigen Instanz hierfür mit Anlehnung an die Organe eines verzweigten Landwirthschaftkammerwesens wäre nicht schwer zu finden. Schon bei der Einschätzung selbst könnte dem Besitzkreditinstitut eine Vertretung eingeräumt werden.

Das Besitzkreditinstitut wäre als Pfandbriefinstitut auszugestalten. Der von ihm gewährte Kredit wäre gegen nicht säumige Besitzschuldner unkündbar, aber tilgbar in der Befristung auf den Zeitraum einer Besitzergeneration zu machen. Die in Pfandbriefen ausgefolgte Abfindung der Miterben würde die so lebhaft geforderte Abfindung in Gutsrente überflüssig machen und gestatten, die Erbtheilung sofort vorzunehmen.

Damit ist die Frage, ob der Tilgungzwang über alle Besitzhypotheken zu verhängen sei, als bejaht angenommen. Diese Ergänzung ist in der That nothwendig. Zwar würden auch ohne solchen Zwang alle Guts-

übernehmer die Besitzschuld tilgen können, sobald sie einmal alle der Verschuldunggrenze unterworfen sein würden. Allein nicht alle würden Das wollen, und wenn sie sich außerhalb des Besitzkredites stark in Schulden verstricken lassen würden, gäbe es auch mit dem Können in thatsächlich wahrscheinlich sehr großem Umfang ganz erhebliche Schwierigkeiten. Ohne Tilgungzwang würde der große volkswirthschaftlich-sozialpolitische Zweck des Institutes der Verschuldunggrenze hiernach schwer gefährdet sein. Das System des Intestatanerbenrechtes mit Amortisationhypothek bringt den selben Zwang ebenfalls und uneingeschränkt in Vorschlag. Die Tilgung müßte aber streng dahin befristet werden, daß die Besitzschuld durchschnittlich binnen einer Generation zur vollen Tilgung käme.

Die tilgbare Besitzschuld mit ihrer ganz eigenthümlichen Befristung, einer Befristung, die von derjenigen für andere Verwendungzwecke der Hypothekaranlehen abweicht, verlangt auch eine bankmäßig selbständige Behandlung. Die Tilgbarkeit ist also ein weiterer Anlaß für die Errichtung selbständiger Besitzkreditbanken. Zwar ist jeder Kredit ohne Ausnahme wirthschaftlicher Weise der Tilgung zu unterwerfen, aber nicht jeder binnen der selben Tilgungfrist. Ein Meliorationkredit kann, wenn die Gutsverbesserung eine sehr nachhaltige ist, länger als auf dreißig bis vierzig Jahre befristet werden; andere Kredite, z. B. für Erholung von Mißwachs, Hagelschlag und Viehschaden und für Materialankauf, werden dagegen schon mit fünf Jahren als zu lang befristet erscheinen können. Die abgesonderte Tilgung jeder eigenartigen Kreditverwendung muß daher das Ziel sein. Für den Besitzkredit wäre dieses Ziel durch die Besitzkredit-Amortisationbank erreicht.

Schließlich ist in Hinsicht auf die Organisation des Institutes der gesetzlichen Verschuldunggrenze die Frage aufzuwerfen, ob die Besitzkredit-Bank vom Staat oder von den Gemeinden oder von der Landwirthschaftkammer oder von besonderen Realkreditkörperschaften der Besitzkreditnehmer errichtet und verwaltet werden solle. An sich sind alle vier Wege gangbar, so daß man die Verschuldunggrenze nicht deshalb verwerfen darf, weil man zur Zeit die körperschaftliche Ausgestaltung des innerhalb der Verschuldunggrenze gewährten Besitzkredites nicht billigt. Ich würde dem vierten Wege, der besonderen ausschließenden Realkreditkörperschaft der Besitzkreditnehmer, entschieden den Vorzug geben, wenigstens was die endgiltige Organisation des Besitzkredites betrifft. Diese Organisation würde zwar in der Bezirksgliederung an die Abgrenzung der Landwirthschaftkammern-Bezirke sich anlehnen, aber vollständig auf eigene Rechnung, d. h. auf Rechnung der Besitzkredit nehmenden Landwirthe — und nur dieser — erfolgen. Die besitzschuldfreien Grundbesitzer würden jeder Mitbelastung und Mithaftung für ihre besitzverschuldeten Standesgenossen enthoben, außer wenn es etwa mittelbar

dadurch geschehen würde, daß die Landwirthschaftkammer, in welcher alle Grundbesitzer, nicht die besitzverschuldeten allein, zusammen zur Vertretung gelangen, an der Garantie der Pfandbriefe sich betheiligen würde, was vielleicht zweckmäßig und dennoch ungefährlich, aber für das Institut der Verschuldunggrenze nicht gerade nothwendig wäre; jedenfalls würde eine feste Begrenzung der Standesgarantie auf einen gewissen Höchstbetrag mit hinzukommender Staats- und Gemeinde-Gewährschaft stattfinden müssen. Als Uebergangsbildungen würden auch staatlich-gemeindliche Bankorganisationen des tilgbaren Besitzkredites nicht unbedingt zu verwerfen sein. Als nothwendig würde ich jedoch diese Interimsbildung nicht ansehen.

Das wären die Hauptumrisse des Institutes der Verschuldunggrenze und der auf ihrem Boden durchzuführenden Bankorganisation für tilgbaren Hypotheken-Besitzkredit. Die Kritik des Institutes nach diesem Umriß hat ein vollkommen faßbares Objekt ergeben. Dennoch ist die Kritik im Einzelnen noch zurückzudrängen. Aus dem Grunde nämlich, weil auch das Institut der Verschuldunggrenze, mit zugehöriger Organisation des Besitzkredites, in der allgemeinen Organisation des landwirthschaftlichen Kredites eine große Lücke unausgefüllt zurückläßt, eine Lücke allerdings, die auch das Intestatanerbenrecht in keiner Weise beseitigen würde. Die Verschuldunggrenze beseitigt zwar die Besitzüberschuldung wirklich allgemein, direkt und einfach, und ist in dieser Hinsicht nicht blos dem System der Verschuldungfreiheit, sondern auch dem allgemeinen Intestatanerbenrecht, das nicht einmal die Besitzüberschuldung vollständig ausschließt, ganz entschieden vorzuziehen; aber sie beseitigt nicht ebenfalls die Ueberschuldung und Agrarnoth, die nicht aus Besitzüberzahlung, sondern aus dem Mißbrauch, dem Mangel und der wucherischen Ausbeutung der für andere Zwecke genommenen und erforderlichen Kredite — nennen wir diese anderen Kreditarten zusammen Wirthschaftkredit — massenhaft immer wieder hervorbrechen. Die Agrarkreditreform ist eine unvollständige, wenn nicht auch zugleich der Wirthschaftkredit eine eben so positive Ordnung und volle Entfaltung gewinnt. Es gilt zuerst, die Grundzüge auch einer Wirthschaftkreditreform festzustellen und damit das Bild einer Gesammtreform des ganzen Agrarkredites zu gewinnen. Der Wirthschaftkredit ist hier der Gesammtname für alle Arten der Kreditaufnahmen, die nicht den Besitzerwerb bezwecken; also nicht blos Betriebkredit, auch nicht blos Konsumtionkredit, sondern auch Nothstandskredit, Ausstattungkredit, Prämienzahlung- und Steuerzahlungkredit, zunächst noch ohne Rücksicht darauf, ob dieser vielgestaltige Kredit im einzelnen Falle nach den Grundsätzen eines guten Haushalters benutzt wird, also im engeren Sinn wirthschaftlicher Kredit ist.

Zunächst wäre freilich eine Vorfrage zu erheben, ob man nicht ohne

die geforderte Kredit-Gesammtreform, und selbst ohne Verschuldunggrenze, eben so wie ohne Intestatanerbenrecht, aller Kreditnoth der Landwirthschaft ein Ende zu machen vermöge. Im Bejahungfalle würde die Aenderung des Darlehensrechts und des Erbrechtes zugleich aus dem Spiele bleiben. Vorschläge dieser Art sind wirklich gemacht und z. Th. mit glühender Begeisterung vertreten worden. Am Gründlichsten würde mit der Möglichkeit der Besitzüberschuldung aufgeräumt werden, wenn man das Privateigenthum an Grund und Boden überhaupt beseitigt. Das wollen nicht nur die Sozialisten, sondern auch die „Bodenreformer". Es würde, wenn der von Nordamerika und England her bei uns eingedrungene Gedanke der Bodenverstaatlichung durchdringen würde, überhaupt keinen Eigenthumsbau und damit auch keine Besitzüberschuldung aus hypothekarischer Sicherstellung der Miterbenansprüche und der Kaufschillingsrechte mehr geben können. Der Gedanke der Bodenverstaatlichung mußte von mir wenigstens als über das Ziel hinausschießend schon früher in der „Zukunft" abgelehnt werden. Ausbeutung der produktiven bäuerlichen Arbeit in anderer Gestalt als derjenigen der Ueberbürdung mit Hypothekarzinsen wäre bei allgemeiner Bodenverstaatlichung keineswegs ausgeschlossen.

Ein zweiter, ebenfalls sehr an die Wurzel greifender Vorschlag ging dahin, überhaupt den Hypothekarkredit ferner nicht zuzulassen, die bestehende Hypothekenschuld zu liquidiren und die Hypothekenbücher ganz zu schließen. Schon J. v. Möser machte in einer der Zeit des Polizeistaats und der Gutsherrlichkeit angepaßten Weise den Vorschlag, daß nur ein für jeden Hof festgesetzter Freistamm mit Schulden belastet werden dürfe oder daß eine Schuldbelastung überhaupt nur insoweit zulässig sei, als mit zweijährigen Früchten bezahlt werden könne. Kein Geringerer als der große Göttinger Agrarökonomist Hanssen hat in einem Gutachten an den Landwirthschaftrath die Beschränkung des Immobiliarkredits und die Stärkung des Mobiliarkredits empfohlen. Der Vorschlag der Ablösung aller Hypothekenschulden und der Schließung der Hypothekenbücher für die Zukunft hat namentlich in Oesterreich Vertretung gefunden. Diesem Vorschlag haftet jedoch der Mangel an, daß an Stelle der Hypothekar- eine noch schlimmere Personal-Besitzüberschuldung treten kann und daß an Stelle der Kreditnoth, die der Mißbrauch des Hypothekarkredits erzeugt, der Kreditmangel durch Ausschließung jedes Gebrauches des Realkredites einzutreten droht. Der Vorschlag schießt auch über das Ziel weit hinaus; denn nur hypothekarische Ueberschuldung für den Besitzerwerb, nicht auch der Gebrauch des Hypothekenkredites für alle übrigen Wirthschaftbedürfnisse ist vom Uebel.

Sonach bleibt nur übrig, den Besitzkredit und den Wirthschaftkredit zugleich zu organisiren. Eine Gesammtreform des agrarischen Kredit-

rechtes, welche einerseits den Unterpfandskredit, Faustpfandskredit und Personalkredit, jeden für seinen natürlichen Funktionenkreis, zu voller, fruchtbarster Entwickelung bringt, andererseits dem Mißbrauch beider Hauptverwendungen des Kredites, dem Mißbrauch des Besitz- und des Wirthschaftkredites, steuert, ist unumgänglich. Diesen Weg habe ich gutachtlich schon 1881, literarisch aber seit 1884 in meiner „Inkorporation des Hypothekenkredites“ nachdrücklichst empfohlen. Meine „Inkorporation“ empfiehlt die körperschaftliche Organisation des Hypothekarkredites, wenigstens für den Bauernstand. Die Korporation sollte hiernach ausschließend befugt, aber auch verpflichtet sein, den gesetzlich zulässigen Hypothekarkredit, etwa bis zur Höchstgrenze von 50 Prozent des Gutsertragswerthes, zu gewähren. Zu den zulässigen Hypothekaransprüchen würden aber nach jenem Vorschlag die Kredite für Sicherstellung der Kaufschillinge und für Abfindung der Miterben nicht gehört haben, hypothekarischer Besitzkredit war ausgeschlossen; dagegen würde die Beschränkung des Wirthschaftkredites auf die Hälfte des Ertragswerthes und die Tilgung aller zulässigen Wirthschaftkredite, wozu Zehrschulden nicht gehören sollten, dazu gedient haben, den zur Besitzerwerbung erforderlichen Kredit mittelbar zu decken. Einige der Arten des Wirthschaftkredites hätte die Hypothekarkredit-Korporation nach meinem älteren Vorschlag unmittelbar selbst zu gewähren und zu verwalten gehabt. Anderer Wirthschaftkredit, nämlich der gesammte Betriebskredit sammt den Krediten für Aushilfe bei Nothständen (Erholungkredit), war zur Gewährung und Verwaltung an Personalkreditgenossenschaften gewiesen, die durch die Hypothekarkredit-Korporation Sicherstellung, beziehungsweise Vollstreckung, gefunden haben würden. Der Wirthschaftkredit war weiter innerhalb der fünfzig Prozent der zulässigen Hypothekarbelastung des Ertragswerthes mit x Prozent der hypothezirbaren Summe dem Meliorationkredit, mit y Prozent dem Betriebskredit, mit z Prozent dem Erholungkredit zugedacht und Verwendungkontrole für jede der innerhalb dieser Grenzen zulässigen Verwendungweisen für die Körperschaft vorbehalten. Die Prozentualbestimmungen x, y, z hätten aus statistischer Erhebung zur Feststellung gelangen müssen.

Diese erste Formulirung positiver Organisation des landwirthschaftlichen Gesammtkredites läßt nun leicht einige Verbesserungen zu, durch welche alle dagegen erhobenen Einwendungen — als da sind: einseitige Hindrängung des Besitzkredites zum Personalkredit, willkürliche Feststellung der Beleihunghöchstgrenze, schematische Zuweisung von x Prozenten des Ertragswerthes an den Meliorationkredit, von y Prozenten an den Betriebskredit und von z Prozenten an den Erholungkredit, auch Preisgebung der Unabhängigkeit des Einzelwirthes an die standeskörperschaftliche Willkür

und Kontrole — völlig gegenstandslos gemacht werden würden. Diese Verbesserungen bestünden darin, auch den Besitzkredit auf Grund der rationell normirten Verschuldunggrenze so, wie vorhin ausgeführt ist, unmittelbar zu organisiren, dagegen allen Wirthschaftkredit, soweit er auch in anderen Fällen als demjenigen der Erb- und Verkaufs-Liquidation klagbar und vollstreckbar sein soll, ausschließend an Kreditgenossenschaften zu weisen, die sich nach einem Normativgesetz für „eingeschriebene landwirthschaftliche Kreditgenossenschaften" zu konstituiren hätten. Das Normativgesetz würde freien Raum zur Anpassung an die besonderen Wirthschaftkredit-Bedürfnisse nach dem Unterschied örtlicher Bedürfnisse und nach den besonderen Verhältnissen des Groß-, Mittel- und Kleinbesitzes offen zu lassen haben. Die Wahl unter den Genossenschaften stände frei. Gesetz und Statut würden möglichst enge Bezirke, jedoch unbeschadet der Leistungfähigkeit, zu begünstigen haben. Weiter hätten Gesetz und Statut die zulässigen Arten des Wirthschaftkredites zu bestimmen und für jede Art die angemessene Tilgungbefristung sowie die Stundungen in außerordentlichen Fällen sachgemäß zu normiren. Auch die Wirthschaftkredite wären unkündbar zu machen, so lange der Schuldner seinen Verpflichtungen gegen die Genossenschaft nachkommt oder keine nachgewiesene Veruntreuung am deklarirten Verwendungzweck begeht. Außer der Deklaration des Verwendungzweckes hätte der Schuldner sich keiner unfreiwilligen Kontrole, also keiner Betriebseinsicht der genossenschaftlichen Organe, zu unterziehen. Eine Hypothekarbeleihunggrenze des Gutsertragswerthes würde nicht bestehen und die schematische Vertheilung des hypothezirbaren Grundbesitzwerthes mit x, y, z Prozenten würde im Gegensatz zu meiner ersten Formulirung überflüssig geworden sein, da die Kreditgenossenschaft nach der Beschaffenheit des Falles handeln würde. Die Tilgung wäre für jede Art der deklarirten Kreditverwendung satzungmäßig je auf die Zeitfristen zu bemessen, binnen welchen das geliehene Geld aus der besonderen Art der Verwendung wieder hereinkommt, bezw. die Erholung sich vollzieht. So würde auch der Wirthschaftkredit seine besondere, gegliederte, positive Organisation erhalten. Der Meliorationkredit, soweit er sich für die Kreditgenossenschaft nicht eignet, könnte abgesondert organisirt werden. Der Kredit bei Privaten auf Faustpfand, Bürgschaft oder Personalsicherheit bliebe uneingeschränkt. Der private Personalkredit wäre nur *nicht* in das Gut und das Gutsinventar vollstreckbar, außer bei den allgemeinen Liquidationen aus Anlaß der Erbtheilung und des Besitzwechsels unter Lebenden.

Beide Organisationen, die des Besitzkredites und die des Wirthschaftkredites, würden einander stützen und bei aller Selbständigkeit eines Jeden eine vollständige Gesammt-Kreditreform für die Landwirthschaft ergeben.

Stuttgart. Dr. *Albert Schaeffle.*

Die schwedisch-norwegische Union.

II.*)

Das norwegische Verfassungsgesetz von 1814 hatte das Prinzip der Machtvertheilung auf eine eigenthümliche Weise zu verwirklichen versucht. Die Volksvertretung wurde nicht aus zwei von einander unabhängigen Abtheilungen zusammengesetzt, dem König wurde auch nur ein suspensives Veto eingeräumt, da bestimmt wurde, daß ein vom Storthing gefaßter Beschluß, wenn er von drei aus verschiedenen Wahlen hervorgegangenen Storthings unverändert wiederholt worden war, auch ohne Zustimmung des Königs Gesetz werde. Die unabhängige Stellung des Königthums wurde dadurch gewährleistet, daß die Minister nicht Mitglieder des Storthings sein, ja auch nicht an dessen Verhandlungen Theil nehmen konnten. Man glaubte, dadurch eine Verfassung geschaffen zu haben, die auf der einen Seite dem ernsten, geprüften Willen des Volkes die endliche Entscheidung sicherte, die aber auch auf der anderen Seite gegen unüberlegte Beschlüsse der jedesmaligen Volksvertretung einen schützenden Damm bot.

Das war gewiß, namentlich in einem monarchischen Staate, keine glückliche Ordnung, und nur so lange konnte sie sich bewähren, als noch die Volksvertretung selbst die mäßigende Aufgabe der Regirung anzuerkennen bereit war. Seit den letzten Jahrzehnten wurde aber im Storthing der Anspruch immer stärker, daß die Zusammensetzung der Regirung durch den Grundsatz des Parlamentarismus bestimmt werden solle; und ein wirksames Mittel dazu glaubte man in der Theilnahme der Minister an den Verhandlungen des Storthings gefunden zu haben. Beschlüsse, die die Verfassung in dieser Richtung änderten, wurden wiederholt mit sehr großen Mehrheiten gefaßt. Es machte sich aber auch gegen die Aenderung ein zäher Widerstand von Seiten Derjenigen geltend, die dem Parlamentarismus entweder durchaus abgeneigt waren oder doch dessen Durchführung ohne verschiedene andere Verfassungänderungen, wie Auflösungrecht, Wählbarkeit der Minister — die Einführung des Zweikammersystems nicht zu erwähnen — unannehmbar fanden. Als die Regirung den Beschlüssen ihre Sanktion wiederholt verweigerte, wurde dadurch ein großer konstitutioneller Konflikt hervorgerufen.

Die an Dunkelheiten überreiche norwegische Verfassung erwähnt in dem Paragraphen, der von Verfassungänderungen besonders handelt, die Frage der Sanktion nicht und dieses Stillschweigen hat zu verschiedenen Auslegungen Anlaß gegeben, da Einige behaupten, daß Aenderungen in der Verfassung der königlichen Sanktion gar nicht bedürfen, Andere dagegen, daß auch hier das Veto ein nur suspensives sei, während noch Andere die Ansicht vertheidigen, daß Verfassungänderungen nie und nirgends ohne Zustimmung des Königs zu Stande gebracht werden können. In der konstitutionellen Praxis ist ein königliches Vetorecht immer unangefochten ausgeübt worden und es fehlt auch nicht an Beispielen, daß es als ein absolutes angesehen worden ist. Gewiß sprechen auch die besten Gründe für die Annahme eines absoluten Vetos. Es mag zugegeben werden, daß unter gewissen Voraussetzungen, die aber hier nicht

*) S. Nr. 46 der „Zukunft."

vorhanden sind, das suspensive Veto sich eben so gut oder vielleicht besser mit dem Wortlaute der Verfassung vertrüge. Wie die Sache aber jetzt steht, vereinigt sich der Buchstabe des Gesetzes mit der gesetzlichen und logischen Interpretation, um für die Auffassung zu sprechen, daß bei Verfassungänderungen die Zustimmung des Königs unbedingt nothwendig ist. Auf der andern Seite war das Veto doch nie vorher gegen einen dreimal wiederholten Beschluß zur Anwendung gebracht worden, und als Dies jetzt (1880) zum ersten Male geschah, in einer Frage, wo die große Mehrheit des Volkes den Widerstand der Regirung gar nicht zu begreifen schien, wurde es der Opposition leicht, der Behauptung Gehör zu verschaffen, daß die Regirung sich dadurch eines Uebergriffes gegen das von der Verfassung anerkannte Prinzip der Volkssouverainetät schuldig gemacht habe.

Als die neuen Wahlen von 1882 der Opposition eine sehr große Majorität zugeführt hatten, beeilte diese sich, eine Anklage wegen dieses wie verschiedener anderer vermeintlichen Uebergriffe gegen die Regirung zu erheben, nachdem dem Gerichte, das die Anklage zu erledigen hatte, eine solche Zusammensetzung gegeben worden war, daß das Ergebniß im Voraus als gesichert angesehen werden konnte. Nach einer sehr umständlichen Verhandlung wurden 1884 die meisten Minister zur Dienstentlassung verurtheilt, ein Urtheil, dem auch — unter Protest — Folge geleistet wurde. Durch diese Entscheidung war nicht allein das absolute Veto dem König aberkannt, sondern es wurden auch durch diesen glänzenden Sieg die Ansprüche des Radikalismus in hohem Maße gesteigert. Der König wurde genöthigt, sich ein Ministerium aus den Führern der Majorität zu nehmen, und während früher die allmähliche Entwickelung eines Parlamentarismus aus der Theilnahme der Minister an den Verhandlungen des Storthings in Aussicht genommen war, wurde jetzt der Grundsatz des Parlamentarismus als mit einem Schlage festgestellt und zu einer politischen Pflicht erhoben angesehen.

In Schweden machten natürlich diese Ereignisse in verschiedenen Richtungen einen tiefen Eindruck. Vor Allem begannen die Schweden, sich die Frage vorzulegen, welchen Einfluß sie auf die Verhältnisse der Union üben müßten. Wenn früher die Schweden die Ansicht ausgesprochen hatten, daß die norwegische Verfassung selbst als eine unionelle Urkunde zu betrachten sei, weil sie verschiedene Bestimmungen enthalte, die die Vereinigung nahe berühren und auf Grund der mit den schwedischen Kommissarien gepflogenen Verhandlungen aufgenommen worden waren, dann hatte man von norwegischer Seite nicht ohne Nachdruck darauf hinweisen können, daß die norwegische Verfassung eben so wie die schwedische überhaupt nicht ohne Zustimmung des gemeinsamen Königs abgeändert werden könne und daß Dies eine ausreichende Garantie gegen mit der Union unverträgliche Verfassungänderungen in Norwegen wie in Schweden enthalte. Als jetzt die rücksichtlose norwegische Demokratie den König dieses Vetos beraubt hatte, mußte dadurch in Schweden ein fruchtbarer Boden geschaffen werden für die Neubelebung derjenigen Phantasien, die, die Vereinigung als eine Vollziehung des Kieler Traktats betrachtend, in der norwegischen Verfassung einen Vereinigungakt und in Norwegen selbst ein der schwedischen Krone abgetretenes Land sahen. Und wenn auch das offizielle Schweden sich diesen Ansichten nicht anschloß, wurde doch auch seine Anschauung und sein Auftreten dadurch gefärbt, und namentlich mußte ein tiefer Widerwille gegen die Rechthaberei Norwegens es dazu geneigt machen, auch

die wirklichen oder vermeintlichen Rechte Schwedens bis zum Aeußersten auszunutzen und keinen Zoll davon ohne Entgelt abzutreten. Im Lichte dieser Verhältnisse muß die Geschichte der Union in den letzten Jahren gesehen werden.

Als die früher erwähnte Aenderung in der schwedischen Verfassung betreffs der Behandlung der diplomatischen Angelegenheiten von dem Reichstage im Jahre 1885 beschlossen worden war, wurde es von Seiten der schwedischen Regirung anerkannt, daß auch Norwegen dadurch eine billige Forderung auf eine stärkere Repräsentation im ministeriellen Rathe erhalten hätte. Gleichzeitig erklärte sie aber, daß die königliche Resolution, die diese Aenderung durchführen sollte, unter Beobachtung anderer Formen zu Stande gebracht werden müßte als derjenigen, die 1835 befolgt waren, und als die norwegischen Minister sich dieser Forderung widersetzten, wurde die schwedische Verfassungänderung sanktionirt, während die entsprechende Aenderung, was den norwegischen Theil des ministeriellen Rathes betraf, aufgeschoben wurde. Man glaubte jetzt, den Weg einschlagen zu sollen, die Bestimmungen über die Zusammensetzung des ministeriellen Rathes in den Vereinigungakt selbst aufzunehmen, und anfangs schien Das auch gelingen zu sollen. Es zeigte sich aber bald, daß auch dieser Weg nur dem Anscheine nach geöffnet worden war. Wie schon früher erwähnt wurde, hatte man es 1814 sorgfältig vermieden, in die Gesetze Bestimmungen aufzunehmen, wodurch ausdrücklich anerkannt würde, daß auch die unionellen oder sogar lediglich norwegischen auswärtigen Angelegenheiten einem lediglich schwedischen auswärtigen Minister anzuvertrauen seien. Aber jetzt — im Jahre 1885 — forderte die schwedische Regirung diese ausdrückliche Anerkennung als Kaufpreis für eine Einränmung, die sie eben selbst als eine an und für sich billige Forderung Norwegens bezeichnet hatte. Der norwegischen Regirung war es natürlich um so unmöglicher, in dieser Frage nachzugeben, als 1871 der Vorschlag eines neuen Vereinigungaktes eben deshalb fast einstimmig verworfen worden war, weil er diese Ordnung ausdrücklich legalisirt hätte. Vergebens machte sie aber geltend, daß der Zweck der vorzuschlagenden Gesetzesänderung nur der sei, das gegenseitige Verhältniß der beiden Länder, das durch die von Schweden einseitig vorgenommenen Aenderungen in der Zusammensetzung des ministeriellen Rathes verschoben worden war, wieder herzustellen. Die Schweden hielten an der Nothwendigkeit fest, daß jetzt der schwedische Minister des Aeußeren als der allein rechtmäßige Vertreter der auswärtigen Angelegenheiten Norwegens anerkannt werde. So endigten vorläufig diese Verhandlungen.

Als im Jahre 1889 in Norwegen die konservative Partei die Regirung übernommen hatte, wurden sie aber erneuert, und ein Entwurf, der im Wesentlichen mit demjenigen übereinstimmte, der vor vier Jahren von Seiten der damaligen norwegischen Regirung ausgearbeitet, von der schwedischen aber verworfen worden war, wurde jetzt von beiden Regirungen angenommen. Als dieser aber anfangs 1891 dem norwegischen Storthing mitgetheilt worden war, wurde mit einigen Stimmen Mehrheit eine Tagesordnung beschlossen, in der die vorgeschlagene Ordnung als unannehmbar bezeichnet wurde; und damit war auch dieser Versuch gescheitert. Was von zwei norwegischen Ministerien entgegengesetzter Parteien gutgeheißen und angenommen worden war, wurde von den Storthings so zu sagen von der Schwelle abgewiesen. Und dennoch muß gewiß das Schicksal, das diesen Vorschlag traf, als ein natürliches bezeichnet werden. Zwischen dem schwedischen und dem norwegischen Entwurf von 1885 war ein fast nur wörtlicher Unterschied. Der norwegische sagte nicht wie der schwedische

ausdrücklich, daß der Minister des Aeußeren ein Schwede sein sollte, aber auch er setzte ausdrücklich voraus, daß es nur ein Minister des Aeußern für die beiden Länder sein könnte, und da ein wirklich gemeinsamer Minister nur durch ein neues Uebereinkommen zwischen den beiden Ländern geschaffen werden kann, bedeutete Dies ganz das Selbe wie eine ausdrückliche Bestimmung, daß der schwedische Minister so lange auch die Angelegenheiten Norwegens zu besorgen haben solle, bis es den Schweden selbst anders beliebe. Freilich hatte die norwegische Regirung die vorgeschlagene Aenderung als eine nicht völlig befriedigende und nur provisorische bezeichnet. Die schwedische Regirung hatte deutlich zu erkennen gegeben, daß sie schon weiter gegangen war, als sie es eigentlich mit dem Rechte Schwedens verträglich finden konnte, und es unterlag deshalb keinem Zweifel, daß eine solche neue Regelung des Verhältnisses von Schwedens Seite als ein Damm gegen weitere Ansprüche benutzt werden würde. Die Gegner des Vorschlages machten deshalb geltend, daß die Lage zu Ungunsten Norwegens verändert worden wäre, wenn auf eine ausdrückliche Bestimmung des Vereinigungaktes hingewiesen werden könnte, die es den Norwegern unmöglich machen würde, auf eigene Hand die auswärtigen Angelegenheiten befriedigender zu ordnen, falls alle Verhandlungen mit Schweden, um Dies zu erreichen, sich zerschlügen.

In der erwähnten Tagesordnung wurde auch das Recht Norwegens als selbständiges Reich zu vollkommen gleicher Stellung in der Union und damit auch das Recht, auf konstitutionell zulässige Weise seine auswärtigen Angelegenheiten wahrzunehmen, behauptet. Die Tagesordnung unterschied sich insofern von einer 1886 angenommenen, als diese von dem Antheile in der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten, welcher Norwegen kraft seiner Stellung als selbständigem, mit Schweden gleichgestelltem Staate gebühre, gesprochen hatte. Es wurde schon anfangs nicht verschwiegen, daß diese veränderte Ausdrucksweise in der Absicht gewählt worden war, dem eigenen norwegischen Minister des Aeußeren die Thür zu öffnen. Vielleicht wäre doch noch längere Zeit verflossen, ehe diese Forderung in das aktuelle Programm der Radikalen aufgenommen wurde, wenn nicht eine neue unionelle Streitfrage aufgelodert wäre, wodurch die Gemüther noch mehr gereizt wurden.

Als das konservative Ministerium nach der Niederlage im Jahre 1891 zurückgetreten war, folgte ihm ein radikales, und von diesem wurde in der Thronrede vom Jahre 1892 ein Vorschlag betreffs der Auflösung des bisher zwischen Schweden und Norwegen gemeinsamen Konsulatswesens in Aussicht gestellt. Als aber dieser Vorschlag vom Könige endgiltig abgefertigt werden sollte, machte dieser in Uebereinstimmung mit seinen schwedischen Rathgebern die Auffassung geltend, daß die Frage „die beiden Länder angehe" und deswegen dem § 5 des „Rigakts" zufolge unter Zuziehung dreier schwedischer Minister behandelt werden müsse. Das norwegische Ministerium glaubte aber, diese Behandlungweise nicht erlauben zu dürfen, weil die Konsulatsgemeinschaft eine solche Gemeinschaft sei, die von jedem der beiden Theilhaber einseitig ohne Zustimmung des anderen aufgekündigt werden könne, während der erwähnte § 5 nur in denjenigen Fällen anwendbar sei, welche die beiden Länder unmittelbar angehen, d. h. wo in dem Namen der beiden Beschluß gefaßt werden solle. Die konservative Partei Norwegens schloß sich aber dem König an, da sie freilich auch das Recht Norwegens, die Konsulatsgemeinschaft einseitig aufzulösen, behauptete, aber den § 5 auch da anwendbar fand, wo durch einen Beschluß, der in dem einen Lande einseitig gefaßt werden kann, die Interessen des anderen Landes offenbar berührt werden.

Es mag gewiß sehr zweifelhaft sein, ob die norwegischen Konservativen und die Schweden in Betreff dieser Frage der selben Auffassung gewesen sind. Die schwedische Regirung hat es unterlassen, die Gründe ihrer Meinung darzustellen; aber wahrscheinlich irrt man nicht in der Annahme, daß nach ihrer Meinung das Konsulatswesen als ein integrirender Theil der auswärtigen Angelegenheiten zu betrachten war, die durch die Vereinigung gemeinsam geworden sind, und daß deshalb Norwegen eben so wenig die Konsulatsgemeinschaft einseitig aufheben könne wie die diplomatische Gemeinschaft. Diese Auffassung muß aber schon darum als eine irrige bezeichnet werden, weil 1814, als die Vereinigung geschaffen wurde, das Konsulatswesen in Schweden beinahe überhaupt nicht zum Ministerium des Aeußeren gehörte. Kann man somit nicht umhin, der juristischen Auffassung der damaligen norwegischen Regirung beizupflichten, so muß gewiß andererseits zugestanden werden, daß sie in der Behandlung dieser Sache sehr rücksichtlos zu Werke gegangen war, da sie Schweden sogar nicht die Gelegenheit geben wollte, sich überhaupt über die Frage zu äußern, ehe der Vorschlag, die Auflösung zu beschließen, dem Storthing vorgelegt würde. Theils aus diesem Grunde, theils auch, weil man in Norwegen die Auflösung der Konsulatsgemeinschaft als den ersten Schritt auf dem Wege zur Auflösung auch der diplomatischen Gemeinschaft bezeichnet hatte, waren die Schweden gereizt worden und standen auf ihrem Standpunkte unerschütterlich fest. Als aber auch die norwegische Regirung und ihre Partei, die das Storthing beherrschte, sich der Auffassung, die vom König geltend gemacht wurde, zu unterwerfen weigerte, brach eine Kabinetskrise aus, die zuletzt einen so drohenden Charakter annahm, daß die konservative Partei, obgleich sie in dem Storthing nicht die Mehrheit besaß, der Aufforderung des Königs, die Regirung zu übernehmen, im Mai 1893 Folge leistete. Ehe aber Dies noch geschehen war, hatte die unionelle Stellung sich insoweit geändert, als auf der einen Seite die norwegischen Radikalen den eigenen Minister des Aeußern unverhohlen als ihre Forderung anerkannt hatten, und auf der anderen Seite die schwedische Regirung durch die immer gewaltsamere Bewegung in Norwegen die Ueberzeugung gewonnen zu haben schien, daß, wenn sie in der Konsulatssache fest stünde, es dagegen rathsam sei, in Betreff der diplomatischen Fragen sich nachgiebiger zu zeigen, als sie bisher gesonnen war. Denn während sie früher die Anerkennung der schwedischen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gefordert hatte, war sie anfangs 1893 bereit, den gemeinsamen Minister anzunehmen.

Während jetzt die norwegischen Konservativen den gemeinsamen Minister als Lösung des Streites eifrig begrüßt haben, scheint die radikale Partei Norwegens sich aus ihrer einmal eingenommenen Stellung nicht verrücken lassen zu wollen; sie hält an ihrem eigenen Minister fest. Bisher haben aber weder die Anhänger der einen noch der anderen Lösung deutlich gesagt, wie die Verwirklichung dieses Wunsches sich in den Einzelnheiten zu gestalten habe. Auch herrscht in der Richtung Unklarheit, ob nicht die norwegischen Konservativen und die Schweden nur dem Anschein nach einverstanden sind. Denn es ist in Schweden eine verbreitete und von vielen einflußreichen Männern gehegte Auffassung, daß der gemeinsame Minister auch jetzt nicht ohne Weiteres den Norwegern dargeboten werden soll, sondern daß die Durchführung der gleichen Rechte daran zu knüpfen sei, daß auch die volle Gleichheit in Beziehung auf Pflichten durchgeführt werde. Was damit gemeint ist, könnte insofern dunkel erscheinen, als in der That auch jetzt Norwegen die selben Pflichten hat wie Schweden. Die

in Schweden obwaltende Auffassung ist aber eine andere, weil man sich hier darauf beruft, daß nach der norwegischen Verfassung von dem norwegischen Heere nur die Linie außerhalb der Grenzen des Landes verwendet werden kann, während in Schweden es dem König freisteht, das ganze Heer gegen einen anziehenden Feind zu benutzen. Diese Halbheit der norwegischen Verfassung ist in jeder Beziehung und vor Allem für das Interesse Norwegens selbst durchaus verwerflich, eine Verschiedenheit der Pflichten begründet sie aber nicht; denn Norwegen kann kraft der Vereinigung eben so wenig fordern, daß schwedische Truppen nach Norwegen gesandt werden, um dem norwegischen Heere Hilfe zu leisten, wie umgekehrt. Nichts hindert Schweden, eben so große oder noch größere Beschränkungen zu beschließen, was die Benutzung der schwedischen Truppen betrifft. Wenn Dies nicht geschieht, so ist der Grund nicht die Zärtlichkeit Schwedens für Norwegen, sondern eine verständigere Auffassung der eigenen Interessen. Unter diesen Umständen kann man aber in Norwegen überhaupt nicht die Rechtmäßigkeit der Betrachtung anerkennen, daß die Durchführung des gleichen Rechtes von der Aufhebung der erwähnten Bestimmung abhängig zu machen sei, muß vielmehr gegen die Einmischung dieser wie anderer der Sache fremder Fragen, die nur dazu geeignet wären, die an sich selbst großen Schwierigkeiten noch zu vermehren, Einspruch erheben.

Gegen das System der zwei besonderen Minister ist eingewendet worden, daß dadurch der König selbst Obmann werde in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten, wo die Minister verschiedener Ansicht seien, und daß dadurch das persönliche Regime, ganz gegen den Geist neuerer Zeit, gefördert werde. Das ist gewiß auch ganz wahr und kann nur von Denen geleugnet werden, die überhaupt keine Lösung der auftauchenden Streitigkeiten wünschen, sondern sie am Liebsten als Mittel zur Sprengung der Vereinigung bewahren und vertiefen wollen. Es darf aber auf der anderen Seite nicht übersehen werden, daß auch unter dem System des gemeinsamen Ministers die Stellung des Königs kaum eine wesentlich andere sein würde. Soll mit diesem Minister Ernst gemacht werden, so muß in allen Fällen, wo nicht die Schweden und die Norweger den selben Mann wünschen, dem König die Wahl überlassen werden. Und diese Wahl muß eine ziemlich freie sein. Es wäre thöricht, sie in der Weise zu beschränken, daß entweder der Kandidat des einen oder der des anderen Landes erwählt werden müßte. Wollen die Schweden einen vollblütigen Suprematisten oder Protektionisten, die Norweger einen eben so ausgeprägten Demokraten, — wie wäre dann die Lage, wenn es nicht dem König frei stehen sollte, einen Mann von gemäßigten Ansichten zu wählen, dessen Person den beiden Ländern so wenig wie möglich Anstoß geben könnte? Nicht aber nur in der Wahl des Ministers muß die persönlich leitende Stellung des Königs sich auf diesem Gebiete kundgeben. Es kann weder Schweden noch Norwegen wollen, daß der Minister, so lange er seine Stellung inne hat, Alleinherrscher über die auswärtigen Angelegenheiten werde. Ergeben sich zwischen ihm und der Regirung des einen oder des anderen Landes Gegensätze, dann muß auch hier dem König die Stellung eines Obmannes nothwendig gewährt werden. Eine Folge dieser Stellung ist es aber, daß es als eine illoyale Handlung betrachtet werden muß, wenn die Regirung des einen oder des anderen Landes auf diesem Gebiete ihre Ansichten dadurch durchzusetzen sucht, daß sie aus einer Streitfrage eine Kabinetsfrage macht. Gewiß kann es unionelle Fragen geben, die überhaupt nicht einem Obmanne überlassen werden

dürfen, aber sie sind noch seltener als internationale Fragen, deren Entscheidung keinem Schiedsgericht anzuvertrauen ist. Das sind, so lange das Königthum die einzige unionelle Institution bildet, Wahrheiten, die für alle gemeinschaftlichen Fragen gelten und ohne deren Anerkennung jede Ordnung der auswärtigen Angelegenheiten als totgeboren bezeichnet werden muß. Leider sind sie aber oft und rücksichtlos verletzt worden. Namentlich Schweden hat durch sein Auftreten im Jahre 1860 das Vorbild gegeben und dadurch die Grundlagen der Union in einer Weise verrückt, die der ganzen späteren Entwickelung verhängnißvoll gewesen ist. Als sich damals der König der norwegischen Auffassung, sogar mit Zustimmung schwedischer Rathgeber, angeschlossen hatte, weigerten sich die Schweden, die Entscheidung des königlichen Obmannes anzuerkennen, zwangen ihn vielmehr, sich der schwedischen Auffassung zu fügen. Wenn Schweden, dem der König durch Geburt und Wohnsitz angehört, und das deshalb für seine gerechten Ansprüche bei ihm immer ein williges Ohr zu finden erwarten konnte, die unionellen Streitfragen seiner freien Ueberzeugung doch anheimzustellen weigerte, so konnte noch weniger den Norwegern zugemuthet werden, ihn als ihren Schiedsrichter anzuerkennen.

Von dieser schiefen Bahn, in welche die unionelle Entwickelung gelenkt worden ist, muß man abbiegen. Wird sich in dieser Beziehung eine veränderte Auffassung nicht geltend machen, so ist jede befriedigende Ordnung der auswärtigen Angelegenheiten unmöglich, und dann wird die Union eines Tages an diesem Felsen Schiffbruch leiden müssen. Dringt dagegen eine andere Auffassung durch, dann darf weder das System des gemeinsamen Ministers noch dasjenige der zwei Minister als unbedingt mit der Vereinigung unverträglich bezeichnet werden. Es unterliegt aber gewiß keinem Zweifel, daß ein besonderer norwegischer Minister des Aeußern — wie ihn seine norwegischen Anhänger denken, mit einem besonderen Ministerium des Aeußeren und mit besonderen norwegischen Botschaften — nicht nur den unionellen Verhältnissen große Schwierigkeiten bereiten muß, sondern daß auch dadurch diejenige gleiche Stellung der beiden Länder bei Weitem nicht erreicht werden wird, die als das Ziel angegeben worden ist. So lange die beiden Minister in allen wirklich gemeinsamen äußeren Angelegenheiten die selbe Politik vertreten — und nur unter dieser Voraussetzung ist die Ordnung überhaupt mit der Union vereinbar —, wird die norwegische Diplomatie Gefahr laufen, als ein müßiger Doppelgänger betrachtet und als solcher außer Betracht gelassen zu werden. Noch ärger stellt sich die Sache, wenn man sich entschließt, die wirklich gemeinsamen Angelegenheiten dem schwedischen Minister fortan zu überlassen und dem besonderen norwegischen Minister nur die ausschließlich norwegischen Angelegenheiten vorzubehalten. Nicht deutlicher kann das Vorrecht Schwedens kundgegeben werden als durch eine Ordnung, die zwar einen besonderen norwegischen Minister des Aeußeren aufstellt, ihm aber diejenigen auswärtigen Angelegenheiten entzieht, die, wenn auch ihre Zahl nur klein sein mag, doch an Bedeutung für die ganze Zukunft des Landes alle anderen weit überragen, um diese dem Minister eines anderen Landes anzuvertrauen.

Was den gemeinsamen Minister betrifft, so empfiehlt es sich gewiß, das Ressort seiner selbständigen Thätigkeit so weit wie möglich einzuengen. Nicht nur sollte die Vorbereitung aller Sachen, die nur das eine oder das andere Land angehen, ihm entzogen werden, sondern nur diejenigen Sachen sollten als gemeinschaftliche beibehalten werden, die ihrer Art nach nothwendig diesen

Charakter tragen. Was dem Minister des Aeußeren als sein eigentliches Gebiet dann vorbehalten bliebe, wäre nur die Leitung der rein politischen Angelegenheiten. Mit dieser Beschränkung könnte gewiß ein gemeinsamer Minister kein entscheidendes Bedenken erregen.

Die skandinavischen Länder sind durch ihre ganze Lage dazu gezwungen, ihrer auswärtigen Politik nur ein Ziel zu setzen: die Erhaltung ihrer Integrität und Selbständigkeit. Wie dies Ziel zu jeder Zeit erreicht werden soll, Das ist nicht eine Frage der Prinzipien, sondern der Taktik und entzieht sich deswegen durchaus dem unmittelbaren Einfluß der politischen Parteien. Gewiß ist es ein natürlicher Wunsch, die Leitung in Händen zu sehen, zu denen man Vertrauen hat; Dies scheint aber eben am Besten durch das System des gemeinsamen Ministers erreicht werden zu können. Der größte und wichtigste Unterschied zwischen diesem und dem anderen System zeigt sich, wenn die beiden Regirungen in einer gemeinsamen auswärtigen Angelegenheit verschiedene Wege gehen wollen und der König dadurch genöthigt wird, entweder einen von diesen Wegen oder auch einen Mittelweg zu wählen. In diesem Falle wird ein von dem Parlamentarismus beider Länder unabhängiger, gemeinsamer Minister entweder mit den gefaßten Beschlüssen einverstanden sein oder aber auch zurücktreten können, um einem Anderen Platz zu machen. Und es wird somit unter dieser Ordnung immer erreicht werden können, daß dem König ein Mann zur Seite steht, der die erwählte Politik vertritt und verantwortet, während man unter dem System der zwei parlamentarischen Minister in einem solchem vielleicht verhängnißvollsten Falle Gefahr läuft, Alles dem allerpersönlichsten Ermessen des Königs überlassen zu müssen.

Es ist gegen den gemeinsamen Minister der Einwand geltend gemacht worden, daß seine strafrechtliche Verantwortlichkeit sich nicht in befriedigender Weise verwirklichen lasse, ohne Schaffung einer neuen unionellen Institution, eines gemeinschaftlichen Gerichts, das diejenigen Anklagen, welche von der einen oder der andern Seite gegen ihn erhoben werden möchten, abzuurtheilen habe. Eine solche neue gemeinschaftliche Institution wollen indessen die Norweger nicht, weil sie überhaupt keine weitere Entwickelung der Gemeinschaft wollen. Es kann aber gewiß die Frage dahingestellt bleiben, ob eine Organisation der schon jetzt vorhandenen Gemeinschaft, wodurch auch das Recht Norwegens zu besserer Verwirklichung gelangt, eine solche Entwickelung sei, gegen die man sich hätte sträuben sollen. Denn unzweifelhaft ist das ganze große Gewicht, das auf die Frage der strafrechtlichen Verantwortlichkeit hier gelegt worden ist, nur der Ausfluß eines starren Doktrinarismus. Der eigentlichen strafrechtlichen Verantwortlichkeit kann eben in auswärtigen Angelegenheiten immer nur eine geringe Bedeutung beigemessen werden. In den Fällen aber, wo davon die Rede sein könnte, würden auch unter dem System des gemeinsamen Ministers des Aeußeren regelmäßig andere Mitglieder der Regirung da sein, gegen die die Verantwortlichkeit geltend gemacht werden könnte, wenn nicht der Minister des Aeußeren selbst mit einer Anklage zu erreichen wäre. Glaubt man aber, nur die Ordnung als befriedigend bezeichnen zu sollen, wodurch in allen Fällen jedes der beiden Länder einen Minister des Aeußeren selbst verantwortlich machen könnte, dann muß man sich allerdings nicht verhehlen, daß dies Ziel auch nicht durch das System der zwei Minister erreicht werden könnte. Denn in den Fällen, wo der König seinen Beschluß nach dem Rathe des einen Ministers trotz dem entschiedenen Widerspruche des anderen gefaßt hat, kann dieser

nicht zur Verantwortung gezogen werden ohne Verletzung des Prinzips der freien königlichen Wahl, ohne die eine Entscheidung in gemeinsamen Angelegenheiten und dadurch die Gemeinschaft selbst unmöglich wird. Ja, es kann unter diesem System sogar der Fall eintreten, daß der König sich genöthigt findet, einen Beschluß zu fassen, der ihm von keinem seiner Rathgeber empfohlen worden ist und für den deshalb weder das eine noch das andere Land eine konstitutionelle Verantwortlichkeit überhaupt geltend machen kann.

Eine Lösung der Frage der auswärtigen Angelegenheiten wird jetzt von norwegischer Seite allgemein gefordert. Die neuen Wahlen, die im Herbst stattfinden sollen, werden nicht die Frage, ob eine Lösung, sondern nur die Frage, wie eine Lösung zu Stande zu bringen ist, zu entscheiden haben. Fällt der Sieg den Radikalen zu, so haben diese ihren Programmpunkt: die Errichtung eines selbständigen norwegischen Ministeriums des Aeußeren, zu verwirklichen. Es scheint aber nicht zweifelhaft zu sein, daß eine solche Zweispaltung des auswärtigen Ministeriums nicht innerhalb der Union wird verwirklicht werden können. Werden die Wahlen der konservativen Partei den Sieg bringen, dann wird sie vor die Aufgabe gestellt, den gemeinsamen Minister durchzuführen. Wie aber vorhin angedeutet wurde, werden sich vielleicht auch hier zwischen den beiden Ländern Meinungverschiedenheiten geltend machen, die die schon an sich großen Schwierigkeiten noch vergrößern mögen. Unüberwindlich können diese jedoch sich kaum zeigen. Die beiden Länder werden verstehen müssen, daß eine Lösung dieser Frage nothwendig ist, wenn sich nicht allmählich die Stimmung überall in Norwegen gegen die Vereinigung kehren soll. Eine Union aber gegen den Willen Norwegens kann vielleicht eine Zeit lang aufrecht erhalten werden; sie ist aber keine Stärkung des anderen Landes und wird in dem Augenblicke gerade, wo sie ihren Nutzen darthun sollte, eine Vergrößerung der Gefahr werden.

Die Vereinigung ist durch alte und wiederholte Fehlgriffe, durch Uebergriffe und Ungestüm, in ihren Grundlagen erschüttert. Die Gefühle der Schweden haben freilich insofern keinen Grund gehabt, sich zu empören, als Niemand den Versuch gemacht hat, die volle Selbständigkeit und Souverainetät Schwedens zu beeinträchtigen. Vielfach sind aber die eigentlichen Gründe des Streites vergessen worden über die sozialen und politischen Gegensätze, die zwischen den beiden Ländern obwalten, und über die Beleidigungen, deren man sich in der Hitze des Streites, namentlich durch eine ungezügelte Presse, schuldig gemacht hat. Hierdurch ist leider ein gegenseitiger Widerwille geweckt worden, der die ruhige Ueberlegung zu vergewaltigen droht. Jetzt ist es nothwendig, daß man sich in beiden Ländern von dem Ballast derartiger Gefühle befreit und sich die Dinge, wie sie sind, die Ziele, die verfolgt werden sollen, und die Mittel, die zur Verfügung stehen, mit kaltem Blute vergegenwärtigt. Noch ist in keinem der Länder die allgemeine Stimmung eine der Vereinigung direkt feindliche, und wenn man der Gewohnheit entsagt, Das, was heute noch gethan werden kann, bis zu dem Tage aufzuschieben, wo es nicht mehr gethan werden kann, so wird gewiß noch ein modus vivendi geschaffen werden können.

Christiania. Reichsanwalt Dr. B. Getz.

Ein Märchen.

Es war schon lange in den Köpfen der Menschen. Aber früher führte es da gewissermaßen ein verschämtes Dasein. Es war eins jener verschwiegenen Märchen, die gelobt, aber nicht gern erörtert wurden. Die älteren Dichter knabberten wohl daran herum, bissen aber nicht recht mit ihren idealistischen Zähnen zu, denn Das hätte nicht dem Märchen, aber den Zähnen recht übel bekommen können. Und so blühte es weiter wie ein Veilchen und duftete im Verborgenen.

Und darüber änderten sich die Zeiten.

Jetzt steht es schon seit einer Weile am Horizont wie ein Gewitter, das weder aufziehen noch abziehen mag. Viele Menschen können nicht mehr darunter athmen und viele Gehirne sind darüber wild geworden. Uns Frauen hat man es von verschiedenen Seiten gründlich vorgepredigt und uns alle Individualität und was dazu gehört abgesprochen, wenn wir nicht daran glauben wollten.

Es ist das Märchen von der freien Liebe.

Es zog mit dem gesammten Problemgewitter erst über den Norden. Da brach es los mit Blitzen und Krachen und es regnete eine Sintfluth bedruckten Papiers. In jedem Buch, das damals erschien, fiel wenigstens ein Mädchen; keineswegs eins von den Mädchen, die vom Schicksal dazu ausersehen scheinen, sondern wohlerzogene Töchter aus anständigen Familien fielen massenweise. Es wurde eine Spezialität in der Dichtung, sie zu Fall zu bringen; sie fielen beim ersten Abendessen, sie fielen auf den ersten Blick. Die gesammelten Dramen Eduards Brandes könnte man auch gesammelte Fälle nennen; viele Dichter im Norden eiferten ihm nach, keiner kam ihm darin gleich. Aber er nahm die Sache noch zu sehr als Epikuräer; es war nicht der richtige sittliche Ernst dabei. Diesen strengen Ernst des Moralisten brachte Garborg hinein. Er begnügte sich nicht mit dem Einzelnfall. Er begründete die Nothwendigkeit, Zuträglichkeit und Unvermeidlichkeit des „Falls“ theoretisch und philosophisch in einem eigenen Buch, „Mannsleute“, das er mit frommem Fleiß über dieser Problemfrage aufbaute wie eine Kapelle über einem Heiligenschrein. Wer nicht gefallen war, ging herum und schämte sich. Es war damals wirklich unangenehm, ein Weib ohne „Vergangenheit“ zu sein.

Aber die Wasser verliefen sich. Die freien Liebelisten heiratheten ihre Verhältnisse — ob gern, ob ungern, Das ging ja Keinen was an, obgleich Garborg sich stark für die zweite Auffassung aussprach — und die schlechte Gesellschaftordnung triumphirte einmal wieder. Wie aber die Sache im Norden schon ziemlich aus der Mode war, da kam sie als etwas ganz Neues nach Deutschland. Hier wuchs sie eigentlich auf einem anderen Stengel. Es war der Sozialismus, der sie als seine poetischeste Blüthe emporgetrieben hatte, und die jungen Dichter, die sich dieser polizeiwidrigen Frage widmeten, hatten alle ihre sozialistische Lehrzeit durchgemacht. Sie waren nicht wie jene nordischen Sensualisten, die gewaltsam ausbrachen gleich feuerspeienden Bergen. Unter dem Schnee von Island giebt es Vulkane, aber nicht unter dem Sande der Mark. Die Jungdeutschen nahmen die Sache als nüchterne junge Männer ganz nüchtern und trocken und einfach vernünftig. Sie stellten das anstößige Moment des größeren Vergnügens gar nicht so in den Vordergrund, sie hielten sich mehr an das auch sympathischere Moment der größeren Ersparnisse. Es waren

auch gar keine jungen Mädchen aus der Gesellschaft, die sich da kompromittirten, sondern dienende, denen Niemand nachfragte, ob sie reinlich und zweifelsohne waren. Max Halbe hat so ein Drama geschrieben, das „Freie Liebe“ hieß. Aber mir scheint, daß da der Accent ganz mit Unrecht auf Liebe gelegt ist. Freier Hausstand hätte eigentlich viel besser den Temperaturgrad zwischen den beiden Leutchen ausgedrückt.

Und die Frage wanderte weiter und sie kam nach Wien, ganz unberupft von ihrem Theorienschmuck. Herman Bahr hat sie oft behandelt, aber leichtsinnig. Das hieß nun aber gleich das Ganze verschütten. Darum that auch Niemand, als hörte er auf ihn. In der Behandlung eines so tief ethischen Problems darf auch nicht die leiseste Frivolität hervorschimmern, wenn nicht Alles verdorben werden soll. Eher schon eine größere Dosis Pedanterie, Das schadet einer solchen Sache gar nichts. Die freie Liebe ist nicht zum Spaß da; sie ist ein „sittliches Prinzip“. So hat auch Max Halbe sie verstanden. Es galt, eine reinliche Scheidung vorzunehmen zwischen jenen schwächeren Naturen, die die freie Liebe schon möchten, und jenen energischen Theoretikern, die sie auch praktisch anschaulich machen. Max Halbe hat den nüchternen Blick des Ostpreußen auf Menschen und Dinge, er verfliegt sich nicht ins romantische Land, er bleibt auf dem Boden der trivialen Wirklichkeit. Und wie es in der Wirklichkeit auch zu sein pflegt: die schwächeren Naturen sind ganz unterhaltende Leutchen, der sattelfeste Theoretiker aber und das freie Mädchen seiner Wahl, Das sind Leute, die aus Prinzip langweilig wären, wenn es ihnen nicht schon von Natur bescheert wäre, so zu sein. Max Halbe hat Das so im Leben gefunden und als gewissenhafter Naturalist in seinem Stück wiedergespiegelt. Als sich dann eines Tages der Schutzmann einfindet, um sich nach den Beziehungen des Paares zu einander zu erkundigen, da sagt der Doktrinär der persönlichen Freiheit: Jetzt heirathen wir erst recht nicht. Es wäre unmoralisch. Wir sind allerdings durch Temperament und Bequemlichkeit so verheirathet wie möglich, aber aus Prinzip sind wir freie Menschen; wir wandern aus! Wenn die Polizei wieder kommt, findet sie nur ein leeres Nest. Dieses Stück ist doch durch die Neigung des Norddeutschen zur Abstraktion mehr eine ehtische Synthese. Im Leben lassen es auch die reinlichsten Theoretiker nicht ganz so weit kommen. Sie heirathen die Jungfrau, mit der sie „gegangen“ sind, nach einer kürzeren oder längeren Probezeit. Es werden meist die friedlichsten Ehen. Der Gatte ist kein Phantast; er verlangt nicht zu viel, weder von der Vergangenheit noch von der Gegenwart, und da Kindersegen meist prinzipiell, in Anbetracht der schlechten Zeiten und der Verantwortlichkeiten der Erziehung, ausgeschlossen ist, so kann die Theorie nicht einmal für die Gesellschaft gefährlich werden, da sie mit ihren Erzeugern wieder ausstirbt.

So stand die Frage, als sie nach Wien kam. Im Norden war sie unter den Händen unbändiger Dichter ein theoretisch begründeter Anarchismus des Bluts, in Berlin war sie ein durch besonnene Menschen, aber unbesonnene Schriftsteller ordentlich klassifizirtes und etiquettirtes Vernunftprinzip geworden und als solches präsentirt sie sich in der einleitenden Debatte über diese Frage in Arthur Schnitzlers kürzlich erschienenem dreiaktigen Schauspiel: „Das Märchen“. Aber diese jungen Wiener Schriftsteller, die, ganz wie die Berliner jungen Schriftsteller, im ersten Akte über die Sache in einem über allen Dialekten schwebenden Schriftdeutsch theoretisiren, sind doch wunderliche Menschen; sie

sind keine reinlichen Doktrinäre mehr, wenn sie sich auch noch so ausdrücken, sie sind auch keine Anarchisten des Bluts, über die Jahre sind sie auch schon hinaus; sie sind Wiener aus der Gesellschaft, sensualistische Skeptiker, keine armen Teufel, die in der Dachstube deliriren oder im dritten Stock des Hinterhauses ihre Artikel für sozialistische Blätter verfassen. Sie haben auch ein anderes Temperament. Keine Bierschwere, kein Alkoholfeuer. Eine bewegliche, komplizirte Sensibilität, die leicht in Müdigkeit und Ekel ausläuft; gar nichts von der „Kraftnatur", die es so nahe zur Stupidität hat. Sie sind schwierige Herren, die viel verlangen und sich wenig weismachen, Nervenmenschen ohne Dumpfheit, deren Seele ein empfindliches Saitenspiel ist, das keinen harten Griff vertrüge, außerdem „jüngstes Deutschland" unter Berliner Einflüssen. Sogar so stark, daß sie sich im Gegensatz zu den landläufigen Vorzügen „die Sensitiven" nennen, daß sie ihr ganz natürliches Feingefühl als etwas Superlatives betrachten, etwas unheimlich Zartes. Sie möchten selbst gern Kraftkerle sein; sie sprechen viel von „gesunden Schmerzen", „schmerzloser Liebe", „schmerzloser Begeisterung"; sie „räumen auf mit den Fabeln im Reiche der Gedanken" und sind auf dem besten Wege, „über den Empfindungen" zu stehen.

Aber da kommt das Weib in ihr Leben, das unser jüngstes Deutschland — wenn es ehrlich ist — sonst gewiß wenig derangirt. Und diese Männer, die so unpersönlich theoretisiren, werden auf einmal ganz individuell stark und unbegreiflich empfindende Persönlichkeiten, Menschen mit sehr subjektiven inneren Gesetzen und Traditionen, mit denen sie nicht nur nicht brechen wollen, sondern die sie als ihren eigensten, intimsten Werth empfinden und festhalten. Und die Theorie von der freien Liebe tritt in ein ganz neues Stadium. Bisher hatte man nämlich nur von der Liebe, aber nicht von der Nachfolge in der Liebe geredet. Im Prinzip war sie — die Nachfolge — natürlich anerkannt. Der Mann war frei und das Weib war frei und sie blieben natürlich nicht ewig wie die Kletten an einander hängen; Das war ja eben das Schöne und Sittliche bei der Sache. Auf diesem Punkt wurde das Problem — und zwar bereits gelöst — aus den reinen Händen der Theoretiker in die zweifelhaften Finger der Sensitiven übergeben, gewiß nicht ohne Befürchtungen von Seiten der Männer des einfachen und klaren Denkens. Und richtig hat dieser sensitive Arthur Schnitzler auch gleich das Wasser getrübt. Ein ganz einfacher Schriftsteller wie Herr Fedor Denner-Schnitzler will nicht der Dritte sein, um keinen Preis, obgleich seine Jenny sogar eine angehende berühmte Schauspielerin ist.

Warum will der Mensch nicht der Dritte und Gatte einer in allen Blättern gerühmten Schauspielerin sein?

Sollte er sich dabei auf Weismanns „Telepanie" stützen? Einem Schriftsteller, der außerdem auch Arzt ist, ist alles Mögliche zuzutrauen. Theorie gegen Theorie; Das wäre eben so häßlich wie frivol, denn bei solchen Sachen der sittlichen Gesinnung soll man nicht Physiologie treiben. Jedenfalls versteckt er es gut, denn der junge Schriftsteller Fedor Denner ist kein physiologischer Doktrinär, wie seine Antipoden soziale Doktrinäre sind, — er hat gar nichts Anderes anzuführen als seinen Widerwillen, einen Widerwillen, der stärker ist als seine Verliebtheit und die Genüsse, die Jenny ihm so wenig versagt wie seinen Vorgängern. Ihm so wenig versagt wie seinen Vorgängern —: Das ist es, darüber kann er nicht hinweg kommen.

Das Drama ist ein sehr feines und anscheinend auch sehr bühnen-

wirksames Stück Individualpsychologie. Das wäre ja gerade für die Bühne etwas Neues, ein Fortschritt, da ja selbst unsere besten „Modernen“ es nicht über allgemeine Psychologie auf den Brettern gebracht haben. Aber es ist doch etwas mehr. Es ist der Ausdruck einer veränderten und verfeinerten Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib.

Die „Gefallene“ war nicht nur früher, sie ist auch jetzt wieder ein viel behandeltes deutsches Thema. Die Unschuld ohne Unschuld, — Das ist so pikant. Das Mädchen fällt mit unbefleckter Seele; es ist ja so unerfahren, der Verführer ist an Allem schuld und der Verführer ist jedesmal ein ganz kaltblütiger, berechnender Schurke. Im Norden war man nicht so heuchlerisch. In der nordischen Literatur über die freie Liebe fielen die Mädchen schon mehr aus eigener Initiative; sie fielen, oder vielmehr „sie wurden Weib“, denn „tel était leur bon plaisir.“

In Schnitzlers Drama ist eine Szene, die in ihrer einfachen Natürlichkeit zum Besten gehört, was ich gelesen habe. Es ist das Gespräch zwischen dem sich demnächst verheirathenden Lebemann Dr. Witte und Fedor Denner. Es ist eine vollständige Psychologie des honnetten Lebemanns und des halb anständigen Mädchens mit der Prätention, geheirathet zu werden. So verschieden sonst die Lebensformen im Norden, in Berlin und in Wien von einander sind —: dieser Typus des Mädchens aus anständiger, fast immer armer Familie, das in der Wartezeit auf den Mann — oder als Aufforderung zur Ehe — wiederholt fällt, ist überall beinahe der gleiche. Es fällt nicht aus Berechnung, es fällt aus Disposition.

Wir Frauen kennen uns unter einander sehr gut über diesen Punkt aus. Wir wissen schon in der Schule, welche „so ist“ und welche nicht „so ist.“ Wir wissen es von einander gewöhnlich lange, ehe eine „so“ geworden ist, — aus Instinkt. Dieser Punkt ist gewöhnlich auch einer der tiefsten Scheidungen zwischen Weib und Weib. Zwischen dem Mädchen mit der Neugier und dem mit den kalten Sinnen oder jenem andern mit den tiefen Pulsschlägen desganzen Wesens, das sich so herb zusammenhält, gerade weil es fühlt, wie eruptiv und persönlich es ist; zwischen diesen Dreien ist gewöhnlich keine Brücke und kein Verkehr. Die Erste ist die, welche auf den Bällen am Meisten betanzt wird. Die Zweite ist die, welche am Häufigsten geheirathet wird, die Dritte findet und giebt das Glück oder das Unglück; sie ist aus dem Stolz der Persönlichkeit zu allem Möglichen im Stande, auch zur freien Liebe, wie sie im Norden verstanden wird, — nur zum Naschen nicht.

In Schnitzlers Drama wird dem Märchen von der freien Liebe hart auf den Leib gerückt. Wer setzt sich dafür ein? Ein exaltirter Durchschnittsmensch vielleicht, aber kein Spießbürger. Der Germane ist gar nicht geschaffen für die losen Verhältnisse. Er will es warm und traulich um sich haben, er will das häusliche Glück, die enge, ununterbrochene Vertraulichkeit. Er findet noch mehr darin: „Für die große Menge liegt in dem Wort Familie die Idee der Abgeschlossenheit, der trivialen Bequemlichkeit ausgesprochen, — für uns liegt Etwas von der Idee der Ewigkeit darin.“ Darum führt das freie Verhältniß bei dem Germanen fast immer in dieser oder jener Form zur Ehe. Zu dem Weib, das er nimmt, muß er als der Erste kommen, oder er kann nicht zu ihm kommen. Es ist aus, das Märchen von der freien Liebe.

Stege in Dänemark. Laura Marholm.

Die Salpeterfrage.

Im Norden Chiles findet man in einer wasser- und vegetationlosen Wüste ungeheuere Lager von Rohsalpeter (salpetersaures Natron), die in besonderen Fabriken an Ort und Stelle zu „Chilisalpeter“ verarbeitet werden. Von diesem Chilisalpeter werden jetzt pro Jahr 20 bis 22 Millionen Ctr. in der chemischen Industrie (zur Darstellung der Salpetersäure) und als Düngemittel verbraucht und der Konsum steigt von Jahr zu Jahr. Die Frage lautet nun: kann die europäische Landwirthschaft noch lange auf den Bezug dieses Düngemittels, dessen Benutzung sie in erster Linie befähigen kann, mit dem außereuropäischen Getreide zu konkuriren, mit Sicherheit und zu einem billigen Preise rechnen? Leider muß diese Frage heute verneint werden.

Behufs einer besseren Lösung der Salpeterfrage, wenigstens für einen Theil der Konsumenten, habe ich in den letzten Jahren zahlreiche Aufsätze geschrieben; auch mit vielen Interessenten habe ich mündlich und schriftlich über die Sache verhandelt. Es waren drei Gründe, die mich zu dieser Agitation im Interesse der deutschen Konsumenten bestimmten. Meine langjährigen Studien der Politik, Statistik 2c. Chiles ließen mich bereits im Frühjahr 1892 erkennen, daß das von einer kleinen, aber in Chile und England mächtigen Spekulanten-Clique längst erstrebte Privat-Salpetermonopol sich seiner Vollendung nahe. Die mit den Leitern des Salpeterringes eng befreundeten und verbündeten anglo-chilenischen Banken hatten nicht umsonst den Rebellen 1891 Kredit bewilligt und durch ihren Einfluß die europäische Börsenpresse und die „öffentliche Meinung“ für die Rebellen gewonnen. Balmaceda war ihnen im Grunde der Seele verhaßt. Hatte er doch bei dem Bankett in Iquique (1889) gesagt: „Der Augenblick ist gekommen, eine Erklärung vor der ganzen Republik abzugeben. Das Industrie-Monopol des Salpeters kann nicht ein Unternehmen des Staates sein, dessen Mission es ist, nur das Eigenthum und die Freiheit zu garantiren. Eben so wenig darf dieses Monopol das Werk Privater sein, möge es sich um Chilenen oder Fremde handeln, denn wir werden niemals weder die ökonomische Tyrannei von Vielen noch die von Wenigen annehmen. Der Staat muß sich immer den genügenden Besitz von Salpeterlagern erhalten, um durch seinen Einfluß die Produktion und den Verkauf des Salpeters zu schützen und zu überwachen und auf alle Fälle die industrielle Diktatur in Tarapacá zu vereiteln.“ Er führte weiter aus, was die Habsucht und der Egoismus der Monopolisten erstrebt, und erklärte, die Eisenbahnen in Tarapacá müßten vom Staate erworben werden. Er forderte seine Landsleute zur Schaffung einer mächtigen chilenischen Salpeter-Industrie auf. Diese verständigen Ideen, die nicht nur den Interessen der Chilenen, sondern auch denen der Konsumenten entsprechen, erregten einen Sturm der Entrüstung bei den Monopolfreunden. Die Rede Balmacedas wurde nach London telegraphirt und ein Theil der englischen Presse schrie und schimpfte: der Präsident habe den schlimmsten Nativismus und Fremdenhaß gepredigt. Im Frühjahr 1892 hatte ich erkannt, daß die neue Regirung in der Salpeterfrage, die für Chile Lebensfrage ist, eine ganz abweichende Politik befolgen und dem Wunsche der Interessenten gemäß möglichst bald neue große Lager verauktioniren würde. Zudem brauchte die neue Regirung Geld, viel Geld, um die Kosten der „glorreichen Revolution“ zu bezahlen und endlich mit dem Papiergelde aufzuräumen.

Zweitens ist leicht einzusehen, daß die Salpeter-Konsumenten keines Landes so sehr durch das Privat-Monopol geschädigt würden wie die deutschen. Gebraucht doch Deutschland seit ca. sechs Jahren über ein Drittel (bis 40 pCt.) des ganzen Exportes. Andererseits fand ich, daß die Unwissenheit über die Entstehung, Entwickelung, den heutigen Stand und die Zukunft der Salpeter-Industrie in Deutschland erschreckend groß war und daß die Konsumenten dem Monopole rathlos gegenüber stehen würden.

Der dritte und wichtigste Grund, der mich bestimmte, zwei Jahre in dieser Angelegenheit thätig zu sein, war der: es wäre ein schwerer Schlag für unsere schon so schwer durch Handelsverträge und andere „Errungenschaften des neuen Kurses" geschädigte Landwirthschaft, wenn der Chilisalpeter, dieser König der künstlichen Dünger und bis heute unbestritten beste und billigste aller Stickstoffdünger, so theuer würde, daß ihn die deutsche Landwirthschaft nicht mehr bezahlen könnte. Ich wollte also den Versuch machen, einem möglichst großen Theile der deutschen Landwirthschaft den Chilisalpeter so lange wie möglich zu einem billigen Preise zu erhalten.

Zunächst schrieb ich — von Mitte 1892 an — eine längere Reihe von Artikeln für das Organ einer kleinen landwirthschaftlichen Genossenschaft. Diese Artikel erschienen als Broschüre im Januar 1893.*) Keiner der Interessenten regte sich. Als der Preis im September 1892 von 7,80 auf 8,20 Mark pro 50 Kilo ab Hamburg gestiegen war, brachte das Organ der „Dtsch. Landw. Ges." einen kleinen Artikel, in dem ein „kluger Mann" mit komischem Zorne diese „ungerechte Preistreiberei" verurtheilte und den Landwirthen den noch „klügern" Rath ertheilte: „Kauft im Frühjahre 1893 keinen Chilisalpeter." Vergebens offerirte ich eine berichtigende Antwort, deren Kern war: „Kauft so viel Salpeter, wie ihr könnt, denn zu 8 Mk. bis 8,20 Mk. wird er nie wieder zu haben sein." Als ich dem Vorsteher der Dünger-Abtheilung der „D. L. G." sagte, daß die Lager in Chile durchaus nicht unerschöpflich seien und das Monopol also sehr nahe liege, glaubte er mir nicht. Weil er diese Ansicht „noch nie gehört" hatte, hielt er sie natürlich für falsch. In Wahrheit kommt es bei der Erschöpfung ganz auf den Preis an. Zum Preise von 7,80—8,20 sind die Lager bereits heute vollständig erschöpft, zum Preise von 9—10 Mk. wird Salpeter noch bis Ende 1896 (voraussichtlich) zu haben sein. Ich zeigte in meiner Broschüre und in der „Dtsch. Landw. Pr.", daß der Salpeter 8,50—9,50 Mk. in Europa kosten muß, wenn die Industrie ohne Verlust arbeiten und das angelegte Kapital leidlich verzinst werden soll.

Inzwischen ersah ich aus chilenischen Zeitungen, daß die maßgebenden Kreise der Idee des Verkaufes der größeren Hälfte der Salpeterlager des Staates sehr zugethan sei. Ein im Januar vom Kongresse angenommenes Gesetz über den Verkauf der ganzen Lager in Tarapacá ward zwar von der Exekutive geändert und zur nochmaligen Berathung zurückgestellt, aber die Majorität des Kongresses war für diesen schmachvollen Handel. Ich wandte mich nun an die große Fachpresse und fand bei der Redaktion der „Dtsch. Landwirthsch. Presse" volles Verständniß für die Sache. Meine Aufsätze in dieser Zeitschrift brachten mir etwa ein Dutzend Prospekte und Preis-Courante von Fabrikanten künstlicher Dünger, vier Anfragen über ganz nebensächliche Dinge von Landwirthen, eine

*) Der Chilisalpeter und die Zukunft der Salpeterindustrie. Gust. Schuhr.

Aufforderung zum Eintritte in die „Dtsch. Landw. Ges." und einen einzigen verständigen Brief eines Gutsbesitzers Litz ein. Dieser Herr schrieb mir: „Es dürfte nicht schwer werden, eine Anzahl Landwirthe zu finden, welche in der Höhe ihres jährlichen Verbrauches Aktien-Kapital gäben und dadurch eine enorme Summe zusammentrügen. Eine Gefahr entstände da für den Absatz nicht, weil die Landwirthe den Salpeter eventuell selbst gebrauchen." So optimistisch war ich nicht. Ich wußte, daß in der That sehr vielen Landwirthen auch das nothwendigste Kapital fehlt und daß andererseits der drohende russische Handelsvertrag fast allein das Interesse der Landwirthe in Anspruch nahm. Ich hoffte, einige kapitalkräftige Granden und Grundbesitzer, die es ja zum Glücke noch immer giebt, würden die Sache in die Hand nehmen, einen Aufruf an die Konsumenten erlassen, Geld sammeln und sich an den voraussichtlichen Auktionen betheiligen. Das Risiko war (nur für die ersten 2—3 Jahre) sehr gering, die spätere dauernde und stets steigende Verzinsung sicher.

Auch unser Gesandter in Santiago erkannte den wichtigen Umschwung, der in der Salpeter-Industrie bevorstand. Der Reichskanzler sandte den Bericht des Herrn v. Treskow über den Salpeterhandel an alle deutschen Regirungen zur Verbreitung an die Vereine der Interessenten. Nur wenige Vereine diskutirten diesen Bericht. Auch mit dem Auswärtigen Amte setzte ich mich in Verbindung, und dort sagte mir ein Geheimer Rath: Ihre Idee ist gut, Sie können kapitalkräftige Interessenten, die der Sache näher treten wollen, zu mir schicken. Aber nur der Vertreter eines hochgeborenen Großgrundbesitzers machte hiervon Gebrauch, ließ sich informiren und — zog sich von der Sache zurück wegen eines von mir in der „Köln. Ztg." publizirten Artikels, der von der Redaktion gekürzt und dadurch entstellt worden war.

Die wahren Schwierigkeiten, die zur Ausführung meiner Ideen zu überwinden waren, bestanden nur darin, eine durchaus kompetente und ehrenhafte Person zu finden, die mit dem Gelde der eventuellen Aktien-Gesellschaft deutscher Konsumenten bei den Auktionen in Santiago als Käufer auftreten konnte. Diesen Herrn gewann ich in der Person eines früheren Kompagnons der berühmten Firma F. Matth. Gildemeister, der mehrere Jahre Konsul für Deutschland in Iquique war, jetzt bei Berlin wohnt, lebhaft bei der Salpeter-Industrie interessirt ist und zu den Salpeter-Auktionen doch auf 5—6 Monate nach Chile reisen wollte. Dagegen war jener Herr nicht bereit, mit jedem unwissenden und rechthaberischen Menschen, der etwa 3000 bis 10 000 M. zu dem Unternehmen hergeben könnte, lange Konferenzen oder Korrespondenzen zu pflegen. Ich habe mich dieser undankbaren Aufgabe ein Jahr lang fast alle Woche unterzogen und es ist doch gekommen, wie mir der Herr vorher sagte: ich habe vergebens gearbeitet, es fehlt der Unternehmungsgeist und die Sachkenntniß der Engländer. An dieser Stelle darf ich wohl konstatiren, daß ich weder mündlich noch schriftlich einen Gewinnantheil für mich gefordert oder reservirt oder etwa meine Anstellung zur Bedingung gemacht habe.

Durch Gesetz vom 29. November 1863 wurde der Präsident autorisirt, im Zeitraum von 5 Jahren die 38 Oficinas (mit Lager) und 24 Lager im nördlichen und mittleren Tarapacá in öffentlicher Auktion, aber nicht unter dem Taxpreise zu verkaufen. Durch Dekret vom 30. November setzte Präsident J. Montt den Verkauf von 8 Oficinas und 11 Lagern auf den 15. Juni 1894 fest. Ich nahm an, daß der Rest in zwei weiteren Auktionen, im Oktober 1894 und Mitte 1895 zum Verkaufe kommen werde. Der Taxpreis für die Oficinas

und Lager, die am 15. Juni zur Versteigerung gekommen sind, beträgt in Summa 710195 Pfd. Strl. Nach Depeschen ist ein großer Theil der Lager weit über dem Taxpreise verkauft worden. Am 9. März 1894, als das für die regirende Koalition so ungünstige Wahlresultat vom 4. März vorlag und zu befürchten war, daß der neue Kongreß diesen für Chile furchtbar gefährlichen Verkauf der Lager verbieten, das betreffende Gesetz zurücknehmen werde, setzte J. Montt durch Dekret den Verkauf des ganzen Restes (Taxe: 1900806 Pfd. Strl.) bereits auf den 15. Oktober 1894 fest. Dadurch wird jede weitere Agitation im Interesse einer Betheiligung deutscher Konsumenten überflüssig und ich habe sie deshalb eingestellt. Auch diese Lager gehen in ihrer Mehrzahl zu einem relativ billigen Preise in die Hände der 15 oder 25 Personen über, die fast die ganze Industrie beherrschen, sich auf Kosten der Konsumenten (und zum Theil auch der Aktionäre) und zum Ruin Chiles enorm bereichern.

Als ich Herrn Litz von dem negativen Resultate meiner Agitation benachrichtigte, schrieb er mir: der Vorstand der „Dtsch. Landw. Ges." habe ihm s. Z. geantwortet, er dürfe sich mit der Gründung einer Aktien-Gesellschaft nicht befassen, Das vertrage sich nicht mit ihren Statuten. Ich bemerke hierzu: Das ist sehr richtig, aber auch von mir nie erbeten worden. Ich meine nur, die Gesellschaft resp. der Vorstand mußte die Sache ernsthaft prüfen, mich vorladen und mir gestatten, einen kurzen Aufruf in den „Mitthlg. der D. L.-G." zu erlassen, worin ich kapitalkräftige und einflußreiche Landwirthe auffordern wollte, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Weiter schreibt Herr L.: „In der Sitzung der Dünger-Abtheilung während der Wanderversammlung in Berlin am 8. Juni merkte ich wohl erst den Grund, weshalb der Vorstand so wenig für die Lösung der Salpeterfrage inklinirt. Die Herren des Vorstandes glauben, Alles mit Kali und Phosphorsäure und Kalk allein erzielen zu können. Man rief uns zu: bei dem Verbrauche obiger Mittel gehört dem Sande die Zukunft. Da wußte ich mich nicht mehr zu halten, ich sagte ihnen, daß doch wohl das Haupt der Düngemittel, der Salpeterstickstoff, vergessen sei, machte auf Ihre Aufsätze nochmals aufmerksam, schlug eine Petition an den Reichstag vor, daß die deutsche Regirung Salpeterwerke kaufen möchte, hier sei Gelegenheit geboten, die deutsche Landwirthschaft vor weiterem Unheil zu schützen. Auch hatte ich früher an den Minister Herrn v. Heyden ihre Aufsätze gesandt, ich hörte aber nichts weiter .... Es ist eine Schande, daß man so mit sehenden Augen blind sein muß. Hier könnte die Regirung ein Geschäft machen, aber man will nicht. Die Landwirthe sehen wohl, was ihnen blüht, aber sie sind meist stumpf und apathisch, sowie zu ängstlich, öffentlich mit ihrer Meinung vorzutreten." Hierzu ist zu bemerken, daß die Regirung aus verschiedenen Gründen nicht direkt helfen kann. Die wichtigsten Gründe sind: 1) Es fehlte an Zeit (vom 8. Juni an), den Reichstag zu befragen. 2) Kein Reichstag würde die ca. 65 Mill. Mk. bewilligen, die zum Ankaufe der sämmtlichen Lager mindestens erforderlich wären. 3) Unsere Regirung würde trotz aller Anstrengungen höchstens die Hälfte der Lager erstehen können, da die angrenzenden bisherigen Produzenten die andere Hälfte um jeden Preis kaufen müssen, sollen ihre Oficinas nicht werthlos werden. Tadel verdient nur das Verhalten der hochgeborenen und reichen Großgrundbesitzer, die so oft ihr warmes Interesse für das Wohl der Bauern und kleineren Gutsbesitzer betonen.

Dr. H. Polakowsky.

Parsifal.

Joseph von Arimathia, der ein reicher Rathsherr war und ein gläubiger Jünger dennoch des Galiläers, erbat, da auf Golgatha das Gräßliche vollendet war, von Pilatus den Leichnam des Gekreuzigten und barg den mit reinem Linnen zärtlich umhüllten Leib in die eigene Felsengruft. Sein liebreiches Beginnen haben die Evangelisten uns aufgezeichnet; und als beim ersten Dämmern des Mittelalters romantische Wünsche wach wurden und ein süßes Sehnen nach Wunderbarem die von harten Kämpfen und rauher Noth zermürbte Menschheit beschlich, da empfing die mitleidige Sorglichkeit des wackeren Rathsherrn von der Legende den Lohn: nicht den Leib nur des Erlösers, so raunte die Sage, auch sein Blut sollte der Fromme geborgen haben und im geweihten Abendmahlgefäß sollte der köstliche Lebenssaft den nach heiliger Labung Lechzenden aufbewahrt sein. Das alte Märchen von der in Stufenform sich vertiefenden Schüssel, die wie ein Tischleindeckdich dem Verschmachtenden leckere Mahlzeiten spendet, nahm, da es mit dem christlichen Gedankenkreise sich berührte, einen neuen, einen vergeistigten Inhalt an. Der Materialismus floh vor dem Spiritualismus, und wo in halbheidnischer Zeit einem wirklichen Hunger wirkliche Speise geboten ward, da wurde ein Sehnen der Seele nun mit himmlischer Stärkung gestillt. Das Tischleindeckdich wurde zum Gral, zum heiligen Becken, das mit mystischer Macht die Erwählten zur läuternden Erlösung beruft. Und als der Wohlthäter, der im geweihten Gefäß das Blut des Herrn der sündigen Menschheit errettet hat, wurde den Frommen immer der mitleidige Joseph von Arimathia genannt.

Um die Neige des zwölften Jahrhunderts, während im Süden Frankreichs lyrische Troubadourkünste sich regten, bahnte im Norden die junge Romantik zu der christlichen Anschauung sich einen Weg. Die ersten Kreuzzüge waren beendet, in Konstantinopel war ein lateinisches Kaiserthum begründet, die Ritter brachten ein phantastisch schwärmendes Erinnern an die heiligen Stätten in die Heimath zurück, — und die Dichter, die damals noch nicht abseits vom Lärm des Lebens über Büchern und Papier saßen, versuchten, von der nationalen Sage zur christlichen Ueberlieferung eine luftige Brücke zu schlagen. So entstand der bretonische Sagenkreis, der ein merkwürdig buntes Gemisch von geistlicher Opferbereitschaft und weltlich jauchzender Genußfreudigkeit umschließt und in dem auch die Legende vom Gral den ersten poetischen Ausdruck gefunden hat. In Perceval, dem jungen

Helden des Chrestien de Troyes, verkörpern die beiden Seiten des frühen Ritterromanes sich: als ein ungeschlachter, kampflustiger Thor zieht Perceval aus, gewinnt an dem Hofe des Königs Artus sich manchen Ruhm und verlernt dabei die Menschenpflicht, fremdes Leid mitleidig zu empfinden; den Oheim, den König Pécheur, der des Grales und der heiligen Lanze Hüter ist, sieht er an schweren Wunden dahinsiechen, doch er denkt nicht daran, nach dem Wesen und der Bedeutung der Heiligthümer zu fragen, und sehr viel später erst, da ein frommer Einsiedler seinen Sinn gewendet hat, kehrt er zum Oheim zurück und stellt die Fragen, die dem Siechen die Heilung bringen; als der König Pécheur dann stirbt, erbt Perceval mit der Krone auch den Gral, der ihn bis an sein Lebensende mit Nahrung versorgt und im Augenblick seines Verscheidens in den Himmel entrückt wird. Hier ist, man sieht es, die Spiritualisirung des alten Märchens vom Tischleindeckdich noch nicht völlig erreicht: der Gral ist schon das Symbol der Erlösung, aber er ist auch noch die Schüssel, die den Leib mit schmackhafter Speise versorgt und dem Frommen die Möglichkeit schafft, unthätig doch ein behagliches Leben zu fristen. Dem derben bretonischen Sinn genügte die nur geistige Atzung nicht; er gönnte dem Dulder auch das realere, das greifbare Glück, in Ruhe was Gutes schmausen zu dürfen, und der Deutsche erst, der nach Chrestien de Troyes mit starker Hand den legendären Stoff griff, sollte den tiefsten und feinsten Gehalt der Ritterpoesie darin finden.

Der Deutsche hieß Wolfram von Eschenbach. Er war nicht der schmachtende Tugendbold, der in hellem Gelock auf unseren Opernbühnen gar so gebildet jetzt über des Tannhäusers wildes Gelüsten raisonnirt, sondern ein ohne glättende Pflege im Bayernlande aufgeschossenes Naturkind, das in ganz persönlichen Lauten ein ganz persönliches Denken und Fühlen aussprach. Er konnte weder lesen noch schreiben, hatte den zähmenden Zwang der Klosterschule niemals kennen gelernt und die frische Urspünglichkeit des Empfindens und der Anschauung sich bewahrt. Heute würde man den Aufrechten, der keinem kecken Wort je aus dem Wege ging, einen Naturalisten nennen, — und auch einen Mystiker wohl, weil er im Irdischen stets das Ewige suchte und auf seine besondere Weise ein deutscher Christ sein wollte. Ein glücklicher Zufall, der Bericht eines belesenen Waffengefährten vielleicht, machte Wolfram mit dem Roman des Chrestien de Troyes bekannt und der sichere Instinkt des Genies ließ ihn sofort erkennen, welche Schätze in dem keltischen Gedicht noch zu heben waren. Auch Wolframs Parzival ist ein abenteuerlicher Ritterroman und in der Schilderung von Gawans Freuden und Leiden kommt auch die gar nicht vergeistigte Genußgier mittelalterlicher Turnierrecken zu ihrem Recht. Doch schon der Anfang des Gedichtes, der uns zeigt, wie Christen und Heiden

freundwillig einander erdulden, bringt eine Vertiefung des Hintergrundes, um die Chrestien sich vergebens bemüht hätte, und das Erleben und innere Werden des Helden drängt mit einer plastischen Klarheit und mit einer Fülle gesehener Züge sich vor den betrachtenden Blick, wie nur der Schöpfer des Faust sie vermocht hat. Parzival hat, da die Thatenlust ihn aus dem einsamen Walde trieb, der Mutter Herzeloide den Tod gegeben und später einen Verwandten erschlagen; als ein Sündiger tritt er in das Reich des Grales und so buchstäblich hat sein Thorensinn die Konventionalregeln genommen, daß unter ihrer Last das natürliche Mitgefühl ihm erstickt ist und er für den kranken König Amfortas keine theilnehmende Frage hat; nach langer Irrfahrt erst findet er den demüthigen Sinn, der vor Gottes Fügung sich beugt; er besiegt, als ein Ritter vom Geist, den früheren Freund, das Weltkind Gawan, — und nun vollendet sich äußerlich zunächst Alles wie im alten Roman. Und doch ist ein neues Gedicht daraus geworden, ein Denkmal menschlichen Irrens und Zweifelns und Strebens, an dessen Höhe die bretonische Rittergeschichte nicht zu messen ist. Perceval war eine Figur, für deren wirres Geschick ein routinirter Erzähler uns zu interessiren verstand, und Parzival ist ein Mensch, der in faustischem Drang vom Zweifel zum Glauben emporsteigt. Ganz anders hat der germanische Dichter auch den Gral aufgefaßt, der hier wirklich das geheiligte Symbol der Erlösung ist und der nie versiegende Quell des ewigen Lebens: wer auf unbekannten Pfaden bis zu ihm vorgedrungen ist, wer der weltlichen Liebe entsagt und auf dem Berg Munsalväsche in der Gemeinschaft der Templeisen Aufnahme gefunden hat, Der kann nicht altern und nicht sterben und die paradiesische Seligkeit wird ihm noch auf Erden zu Theil.

Chrestien de Troyes hatte lehrhaft zur Beobachtung geltender Kirchengebräuche ermahnt; sein Perceval kehrt zum Gral eigentlich nur zurück, um nach der Bedeutung der Heiligthümer neugierig zu fragen. Das von ihm leise nur angedeutete Mitleidsmotiv hat Wolfram vertieft; seinen Parzival leitet menschliches Mitgefühl zum Glauben. Richard Wagner, der im Dunstkreise Schopenhauers sich geweidet hatte, that, als ein verwegener Moderner, in der Richtung Wolframs resolut gleich noch ein paar Schritte weiter vorwärts: ihm ist der reine Thor, der in schwerer Versuchung der Sinne siegreich besteht und durch Mitleid wissend wird, das Ebenbild des milden Dulders, den auf Golgatha die Lanze des Longinus traf und dessen Blut nach der Legende Joseph von Arimathia den des Heiles Bedürfenden aufbewahrt hat. Wagners Parsifal ist kein handelnder und auch kein ringender Mensch; er verwundet einen Schwan und zeigt die gleichgiltige Blödigkeit eines Waldmenschen, der über die Alltagssorgen bisher noch niemals hinausgedacht hat und den fremdes Schicksal deshalb auch

nicht bekümmert, das Leiden des Königs Amfortas nicht und auch nicht der bittere Schmerz der Mutter; die heiße Wallung erst, die vor der schönen Teufelin ihn übermannt, lehrt die Liebe ihn und das Mitgefühl, und da er die Mutter nicht mehr erretten kann, will dem siechen König des Grales er doch die Heilung bringen. Er will? Ach nein: weil er nicht will, wird er gekrönt. Nicht den Namen nur hat für seinen jungen Helden Wagner aus dem asiatischen Sprachgebiet sich geholt, auch die willenlose Dumpfheit hat er von der Geisterreise in Buddhas Reich ihm heimgebracht. Chrestiens Perceval war wirklich der Thaldurchdringer und Wolframs Parzival machte dem Namen Ehre, der „recht mitten durch“ bedeuten sollte; Wagner, der sehr früh schon die von Goethe als ein sicheres Kennzeichen der Mystiker entdeckte Scholastik des Herzens sich angewöhnt hatte, war mit dieser Bedeutung gar nicht zufrieden und erkletterte sich eine asiatische Etymologie, die den Parzival zum Fal parsi umschuf, zum reinen Thoren. Das war nicht ein Spiel mit Aeußerlichkeiten und nicht von dem Trieb nur bedingt, um jeden Preis originell zu sein; Wagner konnte den Draufgänger nicht brauchen, der vom weltlichen zum geistlichen Ritterthum sich bekehrt, denn er suchte den Willenlosen, der nicht strebt und nicht ringt und der als ein reines Gefäß zum Dienst des Höchsten erkoren wird. Deshalb mußte Parzival Parsifal werden und dem Eheglück mit der lieblichen Königin Condwiramurs entsagen; kein irdisch liebendes Weib lebt im Bereich dieses Grales. Den Geschlechtstrieb hatte Schopenhauer als den Brennpunkt des Willens zum Leben aufgespürt, als den Wahn, der den Liebenden zur Dupe des Willens der Gattung macht, und er hatte gelehrt, den Willen müsse man, „das durchweg Schlechte und Gemeine in uns“, wie die Genitalien verbergen, obgleich — oder weil? — Beide die Wurzel unseres Lebens sind. Wagner war ihm ein gelehriger Schüler: das Reich seines neuen Grales wurde zum Wahnfried, wo dem Willen zum Leben und dem Willen der Gattung die Kraft ausgebrochen ist. Am Brennpunkt des Willens, am Trieb zur Paarung, sucht der kluge Klingsor die Templeisen zu fassen; deshalb hat er mit leichten Blumenmädchen den Zaubergarten geschmückt und die wilde Kundry in seinen Dienst gebannt, die auf dem Leidenswege grinsend einst den Heiland verspottete und die ahasverisch dafür nun zu büßen hat, eine ruhelos Wandernde, die nach Erlösung dürstet und doch als Werkzeug schwüler Geschlechtslust dienen muß. Ihren verführenden Künsten ist Amfortas erlegen, der König, in ihrem Arm entsank ihm der heilige Speer, — und seit der Stunde brennt ihn das Weh, daß er durch eigenes Verschulden unwürdig geworden ist, des Grales Hüter zu sein. Da naht Parsifal, der naive Egoist, der diesseits von Gut und Böse steht und nicht sündigen kann, weil er Sünde

nicht kennt; den Vereinsamten, dem von der Mutter Tod sie die Kunde gebracht hat, will Kundry umgarnen, mit der Liebe erstem Kuß auf die zweite Menschheitstufe ihn locken, wo, nach dem Sündenfall, für die Gattung die irdische Arbeit beginnt; doch die Frucht vom Baum der Erkenntniß hat für des eben noch kindisch jauchzenden Knaben Zunge nur einen bitteren Geschmack; er erliegt der Versuchung nicht, er besteht sie siegreich und erfüllt, was im Garten Eden einst der chaldäische Chronist den alten Jehovah weissagen ließ: er stirbt für die Zeitlichkeit und von allem Menschlichen bleibt des Mitleids reine Regung nur ihm erhalten. Der Schmerz um der Mutter Tod ist vergessen, vergessen die kecke Knabenlust am Kämpfen und Wagen und dem nicht mehr Wollenden neigt sich nun jeder Sieg: die heilige Lanze, die ihn durchbohren sollte, schwebt über des reinen Thoren Haupt in der Luft, er kann sie fassen und halten und auf der Irrniß und der Leiden Pfaden findet der nicht Suchende zum Reich des Grales den Weg. Parsifal braucht nicht, wie Perceval und Parzival, nach dem Schmerz und dem Hort des Königs zu fragen: er ist durch Mitleid wissend geworden, seine Berührung schon entsühnt die Sünder und den Willenlosen leitet und lenkt des Grales mystische Macht. Die Lanze traf Den, der vom Pöbelwahn in Geduld sich verwunden ließ; die heilige Schale umschließt das Blut Dessen, der dem Uebel nicht zu widerstreben gebot. Parsifal ist ohne sein Zuthun in den Besitz der geweihten Zeichen gelangt und er kann, weil er nicht wollte, nicht strebte, nicht rang, der Herrscher im Gralsgebiet werden, wo das Wähnen Frieden fand und wildes Wünschen ins müde Dämmern milden Mitleidens versank.

Der Weg ist weit, der vom alten Heldengedicht zum modernen Bühnenweihfestspiel führt, — sehr viel weiter als die Strecke, die zwischen dem Städtchen Ansbach, neben dem Wolframs Heimath Eschenbach liegt, und dem Frankenhügel von Bayreuth sich dehnt; viel weiter und auch viel dunkler. Wagners Mysterium ist nicht zu erklären, denn erklären heißt Klarheit schaffen und die Klarheit ist der Mysterien Tod. Immer, wenn man auf der glatten Straße des Denkens der christlich-buddhistischen Legende vom reinen Thoren beikommen will, wird man straucheln, ehe die Pforten des stillos barbarischen Barockbaues sich öffnen. Der Parsifal bringt keinen grade gewachsenen Gedanken, sondern — Nietzsche hat es, als er von Wagner genesen war, grausam deutlich erkannt —: „Den Zustand vor dem Gedanken, das Gedräng der noch nicht geborenen Gedanken, die Welt, wie sie war, bevor Gott sie schuf, — eine Recrudescenz des Chaos ... Das Chaos macht ahnen.“ Wo man die mystische Dichtung packt, der alles Menschliche fremd ist, da zerbricht und zerbröckelt sie unter den Händen und Widersprüche klaffen auf und man plagt sich in Schweiß, weil zur Vexirbüchse

der Schlüssel nicht zu finden ist. Das Bühnenweihfestspiel ist kein gutes, kein helles Gedicht, das dem Einfältigen sich enthüllt und den verfeinerten Geist zugleich doch beschäftigt: es lockt und quält und narrt, und wenn mans gedeutet hat, steht man rathlos und zagt, ob die Deutung auch richtig ist. Langsam nur tastet man zwischen den inneren Widersprüchen sich zurecht und versucht, in dem Gedicht, das die Einfalt verherrlichen soll und das dennoch künstlich blieb, des schaffenden Meisters Absicht zu erspähen. Seine Absicht, — denn er hat, als er den Willenlosen auf den geweihten Thron des Grales erhob, Etwas „gewollt", ein Dunkles, Geheimnißvolles, das ahnen macht, Etwas, das er selbst nicht und nicht seine Gemeinde mit klaren Worten ausdrücken kann, das ein trunkenes Stammeln verzückt nur umschwärmt. Ein germanisches Evangelium vielleicht, das christlich versöhnende Seitenstück zum Ring der Nibelungen, der die Revolution des germanischen Geistes umschließen sollte, — wer weiß es? Das Greisenkind zeigt sein stummes Sphinxlächeln und auf dem Grab Dessen, der mit verlöschender Kraft mühsam es zeugte, welkt das Laub. Der Späher schleicht sich bei Seite und denkt, mag er sonst auch von der Willenlosigkeit nichts halten: Wagner hat Recht; weil er Etwas gewollt hat, mißlang ihm sein Werk und er blieb hinter dem Eschenbacher nicht nur, nein, auch hinter Chrestien im Vollbringen zurück, der ein naiver Geschichtenerzähler ohne allzu aufdringliche Absichtlichkeit war.

Doch aufs Neue naht sich der Zweifel. Vom Hügel her ragt das Haus, das für kurze Wochen nur in jedem Jahr sich eröffnet. Dann regt in den sonst stillen Straßen des fränkischen Städtchens sich buntes, besonderes Leben: von fern und nah, übers Meer und sogar aus Deutschland, kommen die Männer und Frauen, nicht um zu handeln und zu spekuliren, bei Karten und Bier sichs wohl sein zu lassen oder blendenden Putz spazieren zu führen, sondern um Kunst zu genießen. Der verlachte und verlästerte Wunsch des kleinen Kapellmeisters, im eigenen Bühnenhaus nach eigenem Geschmack einer Menschheit seine Werke lebendig zu machen, ist Wahrheit geworden; die Fürsten und die Bankiers sind, ob er Beider Macht leidenschaftlich auch befehdet hatte, zu ihm gepilgert und gegen eine Welt hat er triumphirt. Dieses Wunder wirkte der Wille allein; und der Mann, dessen Willen so Unerhörtes gelang, möchte vor Parsifal uns, vor dem Willenlosen, nun dennoch in die Knie zwingen.

Auch Das noch gelingt ihm Wenn über den Saal, der den Traum eines prunklosen, alle Sinne sammelnden Bühnenraumes verwirklicht, sich die Finsterniß lagert, dann verstummt, ehe noch aus dem mystischen Abgrund die ersten Töne erklingen, jeder laute Athemzug und eine andächtige Stille herrscht, die in keiner modischen Kirche mehr zu erreichen ist. Und die

Töne erklingen, seltsame, nie vernommene Klänge aus einer ganz fremden Welt, und leise legt sich ein feiner Nebel um die Sinne und bald auch um die Seele; vergessen ist Alles, was draußen blieb, was gestern war und morgen sein wird, vergessen die Skepsis, die das Gedicht benagte —: Alles versinkt mählich und verschwindet in das Wunderland singender Poesie. Der Nebel ist anfangs ganz angenehm, lind und süß duftend und wie von Thränen feucht; er lähmt den Schmerz, lullt die Sorge zur Ruhe und schmiegt wie ein leichtes Weihrauchgewölk sich um die gemeine Deutlichkeit der Dinge, daß dem Blick ganz fern und ganz fremd sie erscheinen. Keine kritische Regung kommt auf; was da unten, ganz weit, sich abspielt, was ein unsichtbares Rieseninstrument mit irrem Jammern und Jauchzen umheult, Das hat mit dem Alltagstheater nichts gemein, Das erinnert auch an die großen Menschentragoedien nicht, die das Menschliche in uns schrecken und läutern; es ist eine künstliche Kunst, die vom Primitiven den Schein nur borgt und mit den sublimirtesten Reizen an die Nerven sich drängt. In den Nerven beginnt langsam aber der Widerstand; man will so ganz sich nicht geben, von dem Zauberer sich nicht überwältigen lassen, und auch der Nebel wird unbequem: schon verschwimmt vor den Blicken das Bild, in den Schläfen regt sich ein schmerzhaftes Pochen und um die Augenhöhlen lastet ein bleierner Ring. Der Bann muß doch schließlich zu brechen sein; man zwingt sich gewaltsam, zur Seite zu blinzeln, und überall sieht man verzerrte Mienen, eine gespannte Gier und den matten Schweiß, den Niederschlag des süßlich parfumirten Nebels. Umsonst: der beklemmende Zauber weicht erst mit dem letzten Ton. Draußen athmet man frei und derb irdische Triebe melden sich. Da wird gegessen und konversirt, Bier und Sekt getrunken, auch wohl ein Bischen gewitzelt und sehr viel flirtirt; ein mondänes Treiben, von dem man behaglich ins dämmernde Thal hinunterblickt und in die stille Stadt. Der Kluge, denkt man, war doch nicht klug genug, sonst hätte er vor so langen Pausen sich gehütet; jetzt soll er nicht zum zweiten Mal mich überwältigen; und mit kühlem Lächeln zwängt man sich durch die Sitzreihen. Aber das Zauberspiel beginnt wiederum, der Scirocco wirbelt schwüle Dünste auf, aus Klingsors Blumengarten wehen berauschende Düfte uns an, süße zuerst, wie aus prangendem Rosenhag, dann ein fader Leichengeruch von faulig welkenden Blättern. Und der Nebel ist wieder da, der Ring und das Pochen, und keine Möglichkeit winkt, dem Zauber nun noch zu entweichen. Es ist ein furchtbarer Genuß, dem man entfliehen möchte und von dem es doch kein Entrinnen giebt. Am Schluß, wenn die wundervolle Charfreitagsweihe verklungen ist und in der Glorie der Gral noch einmal erglüht, wenn aus der Höhe die Knaben des Heiles Vollendung singen und ein demüthiges Jubeln sich auf

in die Lüfte schwingt, — dann erst zerflattert der Nebel und in der wirren Fülle des neu Erlebten bleibt nur ein Gefühl dumpfen Unbehagens zurück: Etwas wie ein Gefühl des Bedauerns, daß man mit allen Sinnen und Nerven empfunden und gelitten hat, ohne doch klar zu erkennen, wofür man litt und empfand. Es war eine Hypnose; ein starker Wille hat die schwächeren Willen gebrochen und sie unbarmherzig gezwungen, in brünstiger Anbetung vor dem Willenlosen niederzuknien.

Vielleicht ist Das nur ein ganz persönlicher Eindruck, vielleicht haben Andere das Gedicht anders und besser verstanden; aber ich habe bisher um Belehrung mich vergeblich bemüht, bei den klug Empfindenden vom Stamme Hanslicks, die mit nüchterner Rationalistenweisheit Wagner widerlegen, und bei den Schwarmgeistern, die ihm ekstatisch Gebete lallen. In dem weiten Bühnenhause saßen sicher nicht Viele, denen deutlich war, was sie erregte und fiebern ließ; eine menschliche Theilnahme war es nicht, denn zwischen der Menschlichkeit und dem Weihfestspiel gähnt der mystische Abgrund. Etwas wirkt ja die Autosuggestion: man hat eine Reise gemacht, Zeit und Geld angewendet, nun ist man in Lourdes und zum ersten Male erschließt sich die Grotte dem Blick; die Kraft und die Gier aller Sinne hat sich gesteigert und jeder Nerv ist straff angespannt. Auch die wundervolle Harmonie der Aufführung übt ihren Zauber; mag Manches schlecht gespielt und gesungen werden, mag man von der automatenhaft unpersönlichen Darstellung den Eindruck empfangen, daß auch auf der Bühne die Willenlosigkeit zum höchsten Grundsatz erhoben ist: die Einheitlichkeit des Ganzen, die vornehme Färbung und Stimmung, wird man in keinem anderen Schauspielhause erleben. Doch das Alles genügt längst noch nicht, um die unerhörte Thatsache zu erklären, daß Tausende hier in Lust und in Schmerz erbeben, ohne zu wissen, wofür ihr Gefühl sich erhitzt. An das Moment des Ahnenmachens muß man denken, von dem Nietzsche spottend spricht, an das Spiel mit dem Unendlichen und dem Bedeutenden, an die Mischung von Künstlichkeit, vergewaltigender Brutalität und dämmernder Einfalt, um für die niederreißende und verheerende Wirkung ein Verständniß zu finden. Ein Bischen Heuchelei ist auch mit im Spiel, der Wunsch, um keinen Preis unklüger als die Nachbarn zu erscheinen; diesmal aber wird der protzige Wunsch überflüssig, denn die verworrene Ergriffenheit stellt ganz von selbst sich ein, in der hohen Schule der Hysterie. Kirchliche und künstlerische Reizungen fließen zusammen, die wach gekitzelten Sinne werden mit harten Ruthen gepeischt, in die Nüstern strömt hieratischer Wohlgeruch, — und dabei braust und kreischt und heult und stöhnt ein lockendes Meer von Tönen, das ein unerbittlicher Poseidon beherrscht. Das reine Denken verfällt der Narkose und die Ahnung zieht in die Seelen ein, die Ahnung

eines erneuerten Christenthums, einer heiligenden Erlösung mit herrlichen Dekorationen, eines mystischen Mitleidensbundes für blasirte, müde, vom raffinirtesten Reiz nur aufzurüttelnde Geister.

Dem Genie Richards Wagner ward die Gabe, sein Wort immer zur rechten Stunde zu sprechen. Wagners philosophisches Spekuliren, das mehr ein Naschen und Schlecken an allen Systemen ist, wird nicht lange leben, aber er selbst wird, als ein Künstler von nahezu unermeßlicher Kraft nicht nur, sondern auch als Persönlichkeit, immer der größte Repräsentant einer Zeit bleiben. Oder, richtiger: einiger Zeiten; denn er hat mehr als eine Epoche zu poetischem Ausdruck geführt. Sein rastlos bewegter Geist war wie der Strang an der Riesenglocke seines Talentes; an den Strang hingen sich alle neue Gedanken und Wünsche, alle Sehnsucht und Brunst, und oben erklang dann die Wunderweise. Er war überzeugter Revolutionär, als alle Ideologen sich für Revolutionen begeisterten, und sein Fehdberuf galt damals dem Christenthum, das dem künstlerischen Ausdruck der neuen Welt widerstrebe. Mit der Zeit wandelte auch er sich; nur seinen Siegfried liebte er fort, den Verächter und Brecher alter Verträge, der immer morallos sich diesseits von Gut und Böse hielt; aber Brünnhilde mußte nun die Weltvernichtung singen. Und wieder über ein Weilchen bedrohte den alternden Romantiker das von Goethe mahnend angekündigte Verhängniß, am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten zu ersticken; der selbe Mann, der früher das christliche Kunstideal eine „fixe Idee" und das „Gebilde eines Fieber-Paroxismus" genannt hatte, weil es „außerhalb der menschlichen Natur" seine Ziele und Zwecke sucht, griff nun den übersinnlichen Parsifalstoff und mühte mit letzter Kraft sich um die Erfüllung des christlichen Kunstideals. Er mußte dahin kommen und die Abendröthe eines nach langer Entbehrung von beispiellosen Erfolgen gekrönten Lebens gab ihm die Weihestimmung. Noch einmal drängten alle alten Motive sich vor seinen Blick und die alten Requisiten sogar wurden noch einmal gemustert; des Tannhäusers Sinnenbrand, die zwingende Macht der Venus Astarte und der Erlöserberuf reiner Frömmigkeit, des Holländers Unrast, Lohengrins blinden Glauben fordernde Liebe: mit Allem mußte am Abend noch der alte Meister sich auseinandersetzen und selbst für den Schwan und für Wotans heiligen Speer suchte und fand er den Platz. Nach Erlösung hatte sein Dichten sich immer gesehnt und der reine Thor wurde ihm jetzt zum Erlöser. Aber auch die Zeit war, da die Göttin Vernunft die Gier der Dürstenden nicht gestillt hatte, für ein so raffinirtes Evangelium allmählich reif geworden und eine überreizte, entnervte, an sich selbst verzweifelnde Gesellschaft stürzte hastig sich in den mystischen Abgrund und starrte, in wollüstig bangen Schauern, aus der Tiefe zu der Glorie des Grales empor. M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. September 1894.

Ein Monarchen-Denkmal.

Einunddreißig Jahre sind eben vergangen, seit in Koburg ein Deutsches Reich begründet werden sollte; nicht das Reich, in dem wir heute mehr oder minder vergnügt uns des Daseins erfreuen, sondern eins, das damals dem Herzog Ernst dem Zweiten von Sachsen-Koburg und Gotha gefiel. Der Frankfurter Fürstentag sollte zusammentreten, und da die klugen Herren vom Nationalverein, die schon im Jahre vorher eine geräuschvolle Kundgebung gegen Preußens Recht auf die Leitung Deutschlands veranstaltet hatten, die ersehnte Bundesreform noch immer mit Oesterreich ins Werk setzen wollten, war für Frankfurt der feine Plan ausgeheckt worden, ein Bundesdirektorium und ein Parlament aus den Delegirten der einzelnen Landtage zu schaffen. Am ersten September 1863 schritt man zur entscheidenden Abstimmung, Oesterreich setzte auf der ganzen Linie seine Ansprüche durch und der Kaiser Franz Joseph erlebte die Freude, unter den Zustimmenden auch den Herzog von Koburg begrüßen zu dürfen, der die Würde des Chefs eines preußischen Regimentes mit dem Patronat über den Nationalverein schlau zu vereinigen wußte. Der Koburger hatte ein ganz bestimmtes Ziel; er wollte ein Deutsches Reich als Wall gegen Rußland, ein Reich, das von England sich leiten und gängeln ließ, und als dieser holde Traum weder in den Tagen des Krimkrieges noch während der Aera der Turner-, Sänger- und Schützenfeste Wirklichkeit werden wollte, als Preußen in der klugen Neutralität verharrte und Bernstorffs Zauberpolitik von Bismarcks rasch zugreifender Thatkraft

abgelöst wurde, da wandte der betriebsame Herzog die Blicke nach Wien und er fand leicht in Beusts sächsischen Schülern willige Helfer. Aber sein gutes Herz drängte ihn doch zu zärtlicher Rücksicht auf Preußen und er arrangirte, zwei Tage nach der Frankfurter Entscheidung, im stillen Koburg ein Stelldichein, bei dem die Königin von England mit ihrem Schwiegersohn, dem Erben der preußischen Krone, mit dessen Gattin und mit dem Kaiser von Oesterreich zusammentraf. Nach manchem schweren Seufzer über die Mängel und Fehler der preußischen Politik beschwor die Königin Viktoria den Kaiser Franz Joseph, doch an das Glück ihrer Kinder zu denken und nicht zu dulden, daß ihres geliebten Schwiegersohnes künftige Stellung beeinträchtigt werde. Der Kaiser bog der taktlosen Werbung aus, aber der Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha war noch lange nachher äußerst stolz darauf, daß er diesen Versuch einer englischen Bevormundung in die Wege geleitet hatte, und er hat in seinen sogenannten Erinnerungen das Idyll mit breitem Behagen geschildert.

Vielleicht haben die überlebenden Stützen des Nationalvereins dieser Vorgänge gedacht, als sie gerade jetzt dem deutschen Volk die Zumuthung stellten, ein Nationaldenkmal für den Herzog von Koburg zu errichten. Der Aufruf klingt ganz pompös, und wenn man ihn gläubig liest, kann man wirklich in dem Koburger die Idealgestalt sehen, die der Professor und Hofrath Beyer eben erst aus ihm zu machen versucht hat. Dieser sonderbare Schwärmer nämlich hat vor einigen Wochen ein „biographisches Volksbuch" über den Herzog veröffentlicht, das unverdienter Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Schon die eingestreuten Gedichte — eins davon ist in einem Sanatorium entstanden — sind der heitersten Bewunderung würdig und die biographische Darstellung beschenkt uns mit einem ganz neuen Nationalhelden, dem größten von allen. Denn nach Herrn Beyer war Herzog Ernst nicht allein ein staatsmännisches Genie allerersten Ranges, der geborene Herrscher eines Weltreiches und, natürlich, der glorreiche Sieger von Eckernförde, nein, auch der Finder neuer historischer Forschungmethoden und ein unsterblich durch die Jahrhunderte fortlebender Dichter und Komponist. Man muß dieses Buch lesen, um zu ermessen, was ein Professor und Hofrath dem deutschen Volk für Geschichte auszugeben wagt und mit welcher Dreistigkeit er die von Jansen, Schleiden und Maurenbrecher in ihrer ganzen Richtigkeit

längst enthüllten Memoirenbände des Herzogs als historische Dokumente von unanfechtbarer Treue benützt. Aber Herr Beyer ist ein gleichgiltiger Herr, den Niemand kennt und Niemand beachtet, und wenn nur er den toten Coulissenpolitiker von Koburg und Gotha als einen strahlenden Genius des deutschen Volkes maskirt hätte, dann dürfte man sich mit heiterer Freude an solchem Bemühen begnügen und im prächtigen Erbbegräbniß den Ruhelosen endlich ruhen lassen. Nun aber sind berühmte Männer auf den Markt getreten, der Aufruf für das „Herzog Ernst-Denkmal" trägt die Unterschriften von Leuchten der Politik, der Wissenschaft und der Kunst, und damit ist die Angelegenheit in ein Stadium gerückt, wo sie nur noch eine nationale Herzenssache sein kann oder ein nationaler Skandal.

Als im thüringischen Schloß Reinhardsbrunn die Leiche des Herzogs Ernst drei Tage lang auf dem Paradebette vor allem Volke zur Schau gestanden hatte, da wurde hier die Bilanz dieses Fürstenlebens gezogen und gesagt: „Er war ein Fürst, wie er nicht sein soll: ein unruhiger, lärmender, stets auf den Effekt bedachter Geist, der auf allen Feuern kochen und von allen Suppen seinen Theil haben mochte." Die Herren, die jetzt den Aufruf ins deutsche Land flattern lassen, haben das gute Recht, anderer Ansicht zu sein; sie mögen ein Verdienst darin sehen, daß der Herzog den Nationalverein patronisirte, der von 1862 bis 1866 Bismarck als einen Volksfeind bekämpfte, und sie mögen auch in den vermeintlich glorreichen Thaten des Koburgers den Abglanz eigenen Strebens feiernd verherrlichen. Aber sie haben nicht das Recht, geschichtliche Vorgänge, die längst völlig aufgeklärt sind, zu entstellen und mit längst widerlegten Märchen vom Volke Geld für ein Denkmal zu fordern, das diesem Volk niemals zur Ehre gereichen kann. Es ist nicht wahr, daß „der Sieg bei Eckernförde den Namen des Herzogs, als eines Befehlshabers der deutschen Truppen, mit dem ersten kriegerischen Erfolg zur See verbunden hat"; Herzog Ernst hat auf dem Felde von Eckernförde nicht das entscheidende Kommando gehabt, sondern ein höchst unrühmliches Verhalten gezeigt. Und eben so unwirklich sind fast alle die anderen Großthaten, die dem Verstorbenen nachgerühmt werden. Er war nicht eine hochragende Herrschergestalt, sondern ein kleiner, intriganter und medisanter Hintertreppenpolitiker und ein Souverain im schlimmsten Stil der niedergehenden Roccocozeit.

Ein Monarch, dem man nach seinem Tode ein Denkmal setzen will, muß der Institution doch wenigstens, deren Vertreter er war, ehrlich und erfolgreich gedient haben. Herzog Ernst hat dem monarchischen Gedanken geschadet, so weit es im engen Machtbereich ihm irgend möglich war; als Deutscher Kaiser oder als König von Preußen wäre er zum Totengräber der Monarchie geworden. Er hat durch ausschweifendes Gelüsten die Finanzen seines Landes in Verwirrung gebracht, Titel und Orden als Einnahmequellen benutzt und ein Privatleben geführt, neben dem Heines Grisettenabenteuer wie ein keusches Erdenwallen erscheinen. Die Geschichten seiner Vorleserinnen, die Art, wie er strebsame Glücksritter auszeichnete, für seine musikalischen und literarischen Bemühungen Verbündete warb, wie er Theaterdirektoren für die Aufführung seiner Opern mit Orden belohnte und schließlich auf anderer Leute Kosten Mustervorstellungen veranstaltete —: das Alles und noch sehr viel mehr ist leider allzu bekannt geworden, als daß man in scheuer Pietät es heute noch ängstlich verbergen müßte. Der Hof von Koburg bot ein Schauspiel, wie es in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in Deutschland wenigstens noch nicht erlebt worden war, und dieses Schauspiel, dem in einem künftigen Sittenroman eine Stätte gewiß ist, hat auch die bescheidenen Verdienste des Herzogs um Kunst und Künstler in nächtigen Schatten versenkt. Wenn Heinrich Heine nicht ohne Grund das Denkmal geweigert wird, weil er von menschlicher Schwäche nicht frei war, dann darf Ernst von Koburg auf diese äußerlich höchste Ehre, die eine Nation zu vergeben hat, noch viel weniger Anspruch erheben, — er, der ein Fürst war und die fürstlichen Pflichten in rascher Laune immer vergaß.

Die politischen Thaten des Herzogs von Koburg sind eingesargt und das Unheil, das er wohl gutgläubig plante, ist durch Bismarcks Erscheinen dem deutschen Volke erspart geblieben. Den Menschen mag man interessant und sogar liebenswürdig finden. Der Monarch aber hat die Sympathien der monarchisch Gesinnten frevelnd verscherzt. Und wenn jetzt das Werk der berühmten Männer gelingt, dann wird vor dem Steinbild des Herzogs von Koburg und Gotha man später vielleicht das Urtheil vernehmen: So sahen die Herrscher aus, denen in erster Manneskraft das geeinigte deutsche Volk Denkmäler setzte.

Erbsegen und Erbsünde.

Wohl Niemand zweifelt an dem segensreichen Einflusse, den die moderne Naturerkenntniß auf die Entwickelung der Industrie, des Verkehres und des Handels und auf die Förderung der leiblichen Wohlfahrt der Menschheit ausgeübt hat; und Niemand vermag es sich vorzustellen, daß diese fortschrittliche Bewegung einst zum Stillstande kommen oder gar einem rückschreitenden Niedergange Platz machen könne. Vielmehr sieht es Jedermann als selbstverständlich an, daß wir auf dem Wege der „materiellen" Kultur erst die Anfangsstadien erreicht haben und daß unsere Nachkommen Errungenschaften entgegengehen, an die unsere Vorstellung noch nicht hinanreicht. Sehr anders verhalten sich die Meinungen gegenüber der Frage: ob auch die „immaterielle" Kultur in gleicher Weise durch die exakten Wissenschaften gefördert worden sei und ob ihr bevorstehe, durch diese zu ungeahntem Glanze emporgehoben zu werden? Hier begegnen wir sehr verschiedenen Auffassungen, ja diametralen Gegensätzen.

Die Orthodoxien aller Bekenntnisse stimmen darin überein: die ungläubige Naturwissenschaft habe die Menschheit zum Abfalle von Gott verführt; die Grundlagen der einzig gesunden Moral seien von ihr erschüttert worden; unter ihrer Vorherrschaft müsse die Menschheit der Verthierung verfallen. Diese Anschauung indessen, wie groß auch die Machtsphäre ihrer Träger zur Stunde noch erscheint, dürfte mit voller Ueberzeugung nur von verhältnißmäßig Wenigen getheilt werden. Früher oder später wird sie zu den überwundenen Standpunkten heimgegangen sein. Die weitaus überwiegende Mehrheit der Menschen giebt sich der Zuversicht hin, daß dem „materiellen" Fortschritte auch ein „immaterieller" entsprechen werde — auf den Gebieten nicht nur der Wissenschaft und Kunst, sondern auch des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Doch ist diese Zuversicht nicht überall gleicher Art. In den allermeisten Fällen dürfte sie eine gleichsam instinktive sein — eine unmittelbare Gewißheit. Wie der naive Mensch unzugänglich ist für Grübeleien über seine eigene Wesenheit — ob ihr Substrat ein geistiges oder materielles sei u. s. w. —; wie er mit unmittelbarer Gewißheit dem einfältigen guten Glauben an die reale Existenz seines einheitlichen Ichs lebt und an dessen reale, mit einander korrespondirende leibliche und geistige Manifestationen, — so ist es auch seinem sittlichen Bewußtsein eine unmittelbare Gewißheit, daß die herrschende Weltordnung eine fortschrittliche sei, daß sich schließlich „Alles zum Guten wende".

Wo die Ueberzeugung von der fortschrittlichen Entwickelung der Menschheit das Resultat der Reflexion ist, da begegnen wir zweien, sich scharf von einander unterscheidenden Meinungsgruppen. Die Einen

haben aus der Naturbetrachtung die Ueberzeugung gewonnen, daß der geistige, namentlich der sittliche, Fortschritt auf dem Wege der natürlichen Entwickelung liege, daß es zu seiner Verwirklichung keiner naturwidrigen, gewaltsamen Künsteleien bedarf, — eine Ueberzeugung, die sich keineswegs mit einem bequemen und indolenten laissez faire, laissez passer deckt, sondern im Gegentheile opferfreudiges Eintreten für sittliche Zwecke voraussetzt und verlangt. Die Andern, gleichfalls auf die Resultate ihrer Naturbetrachtung sich berufend, wagen es nicht, der natürlichen Entwickelung ihren Lauf zu lassen: auf künstliche, gewaltsame Weise solle der Fortschritt erlangt werden, meinen sie, und er müsse und werde auf künstliche, gewaltsame Weise gesichert werden.

Der Unterschied dieser beiden Ueberzeugungen beruht auf dem Unterschiede der zu Grunde liegenden Weltanschauungen. Die der ersten ist weder idealistisch noch materialistisch, sondern, wie wir sehen werden, einfach naturgemäß; diejenige der zweiten dagegen ist eine willkürliche, naturwidrig künstliche; genau besehen, erweist sie sich als die Metaphysik des Materialismus, zu welchem sich, bewußt oder unbewußt, ausdrücklich oder stillschweigend, zwei Schulen bekennen, welche, ihren Theorien nach, grundverschieden erscheinen, in der Praxis aber sich zusammenfinden, um die selben Wege zu wandeln: die Schulen des Sozialismus und des Anarchismus.

Dieser Richtung Fortschritts-Erwartungen und Fortschritts-Pläne, ihre Naturwidrigkeit und Verkehrtheit und ihr logischer Widersinn sollen hier an einem Beispiele erläutert werden, welches die Leser dieser Zeitschrift kürzlich vor Augen gehabt haben: Arthur Russel Wallaces „Menschliche Auslese" und „Menschheitfortschritt".*)

I.

Für Wallace ist es eine ausgemachte Sache, die gar keinem Zweifel unterliege, daß die Menschheit der civilisirten Welt in ein Stadium der Degenerescenz eingetreten sei und daß sie unter den bestehenden Gesellschaft-Verhältnissen unrettbar der Depravation, ja dem Untergange verfallen sei. Diese Behauptung giebt sich nicht als greisenhafte Griesgrämigkeit, welche die „gute alte Zeit" vermißt, sondern sie nimmt eine exakt-wissenschaftliche Miene an.

Zunächst wird zur Unterstützung der Thesis angeführt, daß in neuerer Zeit die englische periodische Literatur eine wahre Fluth von Abhandlungen aufweise, welche die Thatsache der Degenerescenz konstatiren. Unter den Autoren wird, wohl als der bedeutendste, Francis Galton herausgegriffen, nach dessen Werthabschätzung zu Perikles Zeiten die Staatsmänner, Feld-

*) „Zukunft" vom 7. und 28. Juni 1894.

herren, Dichter und Philosophen die heutigen sehr bedeutend überragten und die damaligen Durchschnittsmenschen über die heutigen so hoch erhaben waren, wie wir die afrikanischen Neger überragen; mithin habe die civilisirte Menschheit in 2000 Jahren erhebliche Rückschritte gemacht. Das sei auch gar nicht zu verwundern, habe vielmehr unvermeidlich stattfinden müssen, weil unsere Gesellschaftordnung es mit sich bringe, daß die Tüchtigen sich wenig, die Untüchtigen sich stark fortpflanzen, — es finde also die „Auslese" (Selektion) nicht Statt, die allein den Fortschritt bewirken könne; um so unvermeidlicher sei die Degenerescenz, als, nach den Lehren des Professors Weismann, es nicht erwartet werden könne, daß Erziehung und Vererbung zum Fortschritte führen. Da somit die natürliche Auslese versage und kein anderes Fortschrittsmittel denkbar sei — gewisse Vorschläge zu menschlicher direkter Kunst-Züchtung werden gebührend abgewiesen —, so habe die Menschheit nur dann Heil zu erwarten, wenn sie in eine andere Gesellschaftordnung eintrete, nämlich in diejenige der Bellamyschen Zukunftwelt, in der, wie logisch folgerichtig nachgewiesen wird, die Auslese mit absoluter Präzision ihre Arbeit zur Hebung des Menschengeschlechtes verrichten und allein für sich hinreichen wird, einen unsäglich herrlichen Zustand der Menschheit herbeizuführen und zu erhalten, — und zwar durch Vermittelung des weiblichen Geschlechtes, das nur die tüchtigsten Männer zum Fortpflanzungsgeschäfte heranziehen und zulassen wird.

Einem Sozialisten, dem die Nichtswürdigkeit und Vertilgungwürdigkeit unserer Kulturwelt mehr als ein Axiom, dem sie ein Dogma ist, für dessen Herrschaft er fanatisch kämpft, ist natürlich das Raisonnement Wallaces einwandfrei; ihm gegenüber die Verkehrtheit der Deduktion nachzuweisen, wäre vergeblich, denn ein Fanatiker ist nicht zu überzeugen; „Fanatiker lassen sich umbringen, aber nicht lenken". Wohl aber darf die Widerlegung nicht unterlassen werden Anderen gegenüber, die, wie thatsächlich geschehen ist, durch des Verfassers berühmten Namen sich haben blenden und durch seine Darstellung sich haben verwirren lassen.

Zunächst muß die Thatsache, von welcher der Verfasser ausgeht, durchaus bestritten werden, nebst allen Beweisstücken, durch die er sie zu stützen sucht; von Allem ist das Gegentheil wahr. Nicht Degenerescenz, sondern unverkennbarer Fortschritt ist zu konstatiren.

Die Literaturfluth, auf die Wallace sich beruft, beweist an sich gar nichts. Als ob nicht bekanntermaßen weitaus mehr Werthloses gedruckt wird als Werthvolles! Einer noch viel größeren Makulatur-Fluth kann der Spiritismus sich rühmen; genügt Das, um ihn ernsthaft zu nehmen? Das Alles sind nur Erbauungschriften für die Adepten; on y prêche à des convertis; einen anderen Zweck haben sie nicht; noch kein außen Stehender ist durch sie belehrt, geschweige denn bekehrt worden.

Und nun gar des Vorkämpfers der Degenerescenzlehre, Francis Galtons, vergleichende Werthschätzung?! Daß sich ein passendes Pointirungschema herstellen lasse zur Werthvergleichung von Shorthorn-Bullen gegen einander oder von Berkshire-Ebern mit einander, oder auch für den Wettkampf von Sängern, von Turnern u. s. w., Das ist ja einleuchtend; wie aber wäre das Schema zu entwerfen zur Werth-(nicht Preis-)vergleichung von Shorthornbullen mit Berkshire-Ferkeln? oder von Tänzern mit Feldherren? Heterogene Dinge sind inkommensurabel; es kann ein gemeinsames Werthmaß für Heterogenes nicht gefunden werden. Giebt es aber Heterogeneres als die Welt der sklavenhaltenden athenischen Vollbürger-Republik einerseits, inmitten eines räumlich engumschriebenen Kulturgebietes, und andererseits z. B. das monarchische Deutsche Reich mit seinen 50 Millionen gleichberechtigt freier, wohl geschulter, wehrhafter Bürger, in engem Verkehr stehend mit dem ganzen Erdenrund? Wie diese beiden Welten inkommensurabel sind in fast jeder Beziehung, so sind es auch ihre Geistesgrößen, und es ist ein phantastisches Unternehmen, Bismarck und Perikles, Moltke und Aristides nach auszutheilenden Points, werthprozentisch, mit einander zu vergleichen. So viel ist wohl sicher, daß mit ihrem Wissen und Können Perikles und Aristides den Anforderungen der Jahre 1870 und 1871 wenig gewachsen gewesen wären. Dennoch erfahren wir durch Wallace, daß Francis Galton Perikles und Aristides vor Bismarck und Moltke um viele Points bevorzugt! Nach dieser exakt-wissenschaftlichen Leistung kann unser zeitgenössischer Durchschnittsmensch sich wohl darüber trösten, daß er von Galton, und von Wallace, in negerhafte Tiefe versetzt wird unter das Niveau des — nach besonders scharfsinniger Methode aus der Freien- und Sklaven-Bevölkerung extrahirten — athenischen Durchschnittsmenschen.

Die Frage: ob unsere Kulturwelt minderwerthig sei, verglichen mit der Welt des klassischen Alterthums? — sagen wir: ob ein Tausch, wenn er möglich wäre, uns erwünscht sein würde? — diese Frage mag nicht weiter erörtert werden; es hieße wohl, Wasser ins Meer tragen. Wohl aber möchten wir, zum Hinweise darauf, daß wir uns thatsächlich auf der Bahn des Fortschrittes befinden, wenigstens des „materiellen" Fortschrittes, den Verfasser ersuchen, hinsichtlich des englischen Arbeiters sich zwei Fragen zu beantworten: 1. wie stand es durchschnittlich um seine Lebenshaltung vor 100 Jahren und wie jetzt? 2. welches war vor 100 Jahren seine Lebensdauer und wie hat sie sich jetzt gestaltet? Der Fortschritt, der durch die entsprechenden Ziffern bewiesen wird, dürfte nicht nur vorbildlich für die fernere „materielle" Entwickelung der ganzen Kulturwelt sein, sondern auch bezeichnend für deren „immaterielle" Seite. Sicherlich ist mit Aufbesserung des leiblichen Wohlseins auch eine Steigerung des geistigen Lebens Hand

in Hand gegangen. Diese Seite ist vom Verfasser fast gar nicht ins Auge gefaßt worden und sie kann einstweilen unberücksichtigt bleiben.

Damit aber, nämlich mit der Thatsächlichkeit des Fortschrittes der Kultur-Menschheit, ist zugleich gegeben die Grundlosigkeit der Klage über die unzulängliche „Auslese“. Es ist zuzugeben, daß ohne Auslese eine fortschrittliche Entwickelung undenkbar sei. Dann muß aber auch zugegeben werden: der thatsächliche Fortschritt beweise, daß hinreichende Auslese thatsächlich stattfinde, gleichgiltig, ob sie im Einzelnen nachgewiesen werden könne oder nicht. Wenn nun aber unter den — ihrem privatwirthschaftlichen Charakter nach unverändert gebliebenen — sozialen Verhältnissen die Selektion bis jetzt in hinreichendem Maße gewirkt hat, — welchen Grund haben wir dann, zu befürchten, sie werde es unter den selben privatwirthschaftlichen Verhältnissen weiterhin nicht thun? Und welchen Grund haben wir dann, die den Fortschritt erzeugenden oder doch ermöglichenden privatwirthschaftlichen Verhältnisse aufzugeben und mit einem Sprunge ins Dunkele uns nach dem Utopien der Bellamyschen sozialistischen Gesellschaft einzuschiffen?

Das Vorstehende dürfte genügen, um zu zeigen, daß die beiden, mit exakt-wissenschaftlicher Miene vorgetragenen Abhandlungen weiter nichts sind als sozialistische Reklamen für die Bellamysche Zukunftgesellschaft; und es könnte hier abgebrochen werden, wenn Wallace nicht eine gewisse Seite der Vererbunglehre Weismanns als eines seiner gewichtigsten Argumente in die Diskussion mitverflochten hätte. Auch den daraus abzuleitenden Irrthümern, die unberechtigter Weise Professor Weismann als einen Verbündeten und Glaubensgenossen des Sozialisten Wallace hinstellen, muß entgegengetreten werden. Es wird dadurch zugleich die von Wallace und Weismann als ausschließlichen Fortschrittsfaktor in Anspruch genommene Selektion auf ihren wahren Werth reduzirt werden.

II.

Professor Weismanns bleibendes Verdienst ist es, durch Befestigung der, nun wohl ganz allgemein anerkannten, Lehre von der „Kontinuität des Keimplasmas“ der Entwickelungtheorie einen unverrückbaren Ausgangspunkt, einen unerschütterlich festen Boden gegeben zu haben. Nach dieser Lehre hat man sich vorzustellen, 1. daß die von den Lebewesen auf ihre Theilungprodukte, bezw. auf ihre Nachkommen, übertragenen Eigenschaften an einen, besonders gearteten, eiweißartigen Körper, das Keimplasma, gebunden sind; 2. daß das Keimplasma durch Theilung, und sodann durch Wachsthum, von einer Generation auf die andere sich wesenhaft unverändert überträgt, so lange die Art des betreffenden Lebewesens keine Ab-

änderung erfährt; 3. daß eine erbliche Abänderung des Lebewesens einzig und allein durch vorangegangene Abänderung des Keimplasmas, aus dem es hervorging, bewirkt wird.

Was ferner die Abänderlichkeit des Keimplasmas anbetrifft, sowie die Bedingungen, unter denen sie sich geltend macht, so ist es gleichfalls Weismanns bleibendes Verdienst, diese schwierige Frage um ein Beträchtliches der Lösung entgegengeführt zu haben. Die Annahme Nägelis, daß die abändernde Entwickelung einer „inneren" Kraft des Keimplasmas, einer an besonderes „Idioplasma" gebundenen „phyletischen Entwickelungskraft" zu verdanken sei, und zwar so, daß vom Anfang an im Keimplasma alle überhaupt nur möglichen oder denkbaren Abänderunganlagen enthalten sind und daß diese sich in einer von Einwirkungen unabhängigen Weise, nach vom Anfang feststehendem Plane, geltend machen, wobei dann die auftretenden unzweckmäßigen Abänderungen durch Selektion ausgemerzt und ausgejätet werden — eine Annahme, nach der die verflossene Leibnizsche „prästabilirte Harmonie" wieder aufgenommen und vorausgesetzt werden müßte, um es zu erklären, daß die zweckmäßigen Abänderungen gerade dann einsetzen, wenn sie von den veränderten Lebensbedingungen gefordert werden —, diese Annahme darf nun wohl, Dank Weismanns lichtvollen Darlegungen, als ein gänzlich und für immer überwundener Standpunkt angesehen werden.*) Vielmehr darf es nun als sicher gelten, daß die erblich und dauernd übertragenen Abänderungen des Typus auf jedesmalige, auf das Keimplasma ausgeübte, zeitgemäße Einflüsse zurückzuführen sind, während das Auftreten von mehr oder weniger monströsen oder von solchen Formen, die von der Selektion als unzweckmäßige ausgemerzt werden, durch unglückliche Paarungverhältnisse, d. h. unpassende Mischungen der elterlichen Keimplasmen, oder durch sonstige unangemessene, auf das Keimplasma einwirkende, Zufälligkeiten zu erklären ist.

Daß einerseits die „Kontinuität" und andererseits die „Variabilität" des Keimplasmas keineswegs im Widerspruche zu einander stehen, braucht nicht erst dargethan zu werden. Erkennt sich doch ein Jeder als ein kontinuirliches Ich, wiewohl es im vorgeschrittenen Alter leiblich und geistig ein gar anderes geworden ist, als das selbe Ich in jungen Jahren sich darstellte. Der Begriff der Entwickelung schließt den der Kontinuität in sich. Sehr richtig hat Häckel die Vererbung, d. h. „die Eigenthümlichkeit aller Organismen, ihr eigenes Wesen auf die Nachkommen zu übertragen",

*) Vergl. August Weismann: „Das Keimplasma, eine Theorie der Vererbung." Jena 1892. — „Aufsätze über Vererbung und verwandte biologische Fragen." Jena 1892. — „Die Allmacht der Naturzüchtung." Jena 1893. — „Aeußere Einflüsse als Entwickelungreize." Jena 1894.

bezeichnet als „ein Wachsthum über das Individuum hinaus."*) In diesem Sinne darf hinzugefügt werden: die Entwickelung der Lebewelt ist ein Wachsthum über die „Art" hinaus.

Wenn nun trotz der allgemeinen Anerkennung, die seine Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas genießt, Professor Weismann dennoch von berufener**) Seite zahlreiche Angriffe erfährt, von Philosophen, Pathologen, Botanikern, Zoologen und Thierzüchtern,***) — wenn Detmar ihm Einseitigkeit†) und Romanes Uebertreibung vorwirft: er sei ein „Ultra-Darwinianer"††) —, so sind diese Angriffe keineswegs gegen jene Hauptlehre gerichtet, sondern nur gegen die von Weismann eben so hartnäckig wie ungenügend vertheidigte Thesis von der „Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften", — eine These, die sich keineswegs, wie Weismann meint, als Konsequenz und als Korollarium von der Hauptlehre ableitet, sondern ihr als eine sie diskreditirende Irrlehre angehängt worden ist, so daß nun die Hauptlehre gegen ihren Urheber selbst vertheidigt werden muß. Diese Irrlehre ist zurückzuführen auf die schwerfällig-starre, sozusagen quantitativ-materialistische, man möchte sagen „massive" Auffassung, die sich Weismann, als Morpholog und Mikroskopiker, von dem Keimplasma gemacht hat, an dem er fast nur Struktur- und Mengen-Verhältnisse erkennt. Nur ganz selten, vorübergehend und beiläufig, wird von ihm bemerkt, daß im Keimplasma eigenthümliche Molekularbewegung und chemische Thätigkeit anzunehmen sei; es macht durchaus den Eindruck, daß er auf diesen, ihm nebensächlich erscheinenden, Gedanken niemals näher eingegangen ist. Dagegen wird immer und immer wieder einseitig Nachdruck gelegt auf die Molekularstruktur des Keimplasmas, auf die Anzahl der es konstituirenden Elemente, auf den Aufbau und die innere Architektur. Wenn dann diese einseitig-massive

*) August Weismann: „Aufsätze" S. 79.

**) Ebendort heißt es S. 471: (es handele sich hier nicht um Thatsachen, selbst nicht um ihre Deutung, sondern nur um daraus zu ziehende Schlüsse), „dazu aber, sollte ich denken, ist es nicht durchaus nöthig, Fachmann zu sein." — „Fragen von allgemeiner biologischer Bedeutung, wie die von der Vererbung, können nicht auf dem zoologischen oder botanischen Thatsachengebiete allein gelöst werden; wir müssen gegenseitig übergreifen und suchen, ob die Anschauungen, die wir wesentlich auf dem einen Gebiete gewonnen haben, sich auf das andere übertragen lassen, oder ob dort Erscheinungen vorkommen, die mit ihnen im Widerspruche stehen und zur Umkehr oder Abänderung zwingen." — Sollte Das nicht auch fürs psychologische und moralische Gebiet gelten?

***) Herbert Spencer, S. S. Buckmann, M. Wilckens, Carlo Emery, Oskar Hertwig, Detmar, Romanes, Felix Müller, Hofmann, Hiß, E. Roth.

†) „Aufsätze" S. 47.

††) „Allmacht der Naturzüchtung" S. 55.

Auffassung zu schwer haltbaren Konsequenzen geführt hat, so läßt sich Weismann verleiten, Aushilfesätze aufzustellen, die man zum Mindesten gewagt nennen darf. Z. B.: (bei Abänderung des Keimplasmas) können nur quantitative Veränderungen in Betracht kommen; . . . die Qualität beruht meist auf Quantität der Theile*) . . . andere als nutritive Beeinflussung der Keimzelle ist nicht möglich.**) — Nachdem wiederholt auf die Bedeutung und Macht der Logik Nachdruck gelegt worden ist — z. B. „die Wahrheit des erschlossenen Vorganges hängt nicht davon ab, daß uns Dies (d. h. die Vorstellung davon) gelingt, sondern von der zwingenden Kraft des Schlusses" ***) . . . „Was ist es denn aber, was uns diesen Vorgang dennoch mit so großer Sicherheit als wirklich annehmen läßt? Nichts Anderes als die Macht der Logik" †) . . . so müssen doch Sätze, wie folgende, ganz besonders gewagt erscheinen: „. . . ich habe von jeher hervorgehoben, daß die Annahme eines Erklärungprinzipes auch dadurch sich rechtfertigt, daß ohne sie gewisse Erscheinungen unerklärlich bleiben" ††) . . (unerklärlich für wen? danach war die antike Annahme der sieben Weltsphären gerechtfertigt!) . . . Daß molekulare Veränderung auf die Keimzelle übertragen werde, Das sei unvorstellbar — also auszuschließen.†††) (! auch gegen die „Macht der Logik"?) . . . Eine „Lehre ist entweder richtig oder falsch, ein Mittleres giebt es nicht" †*) . . . (von mancher Lehre hat es sich denn doch erwiesen, daß sie ein Mittleres, nämlich ein Gemenge von Wahrheit und Dichtung war). „. . . kleine Variationen . . . müssen Selektionwerth besitzen können, und wenn sie diesen besitzen in diesem Falle, so liegt kein Grund vor, daß sie ihn in unzähligen anderen Fällen nicht auch besitzen sollten — mit anderen Worten: Naturzüchtung — (d. h. unter Ausschluß von Vererbung erworbener Eigenschaften) — bewirkt alle Art-Anpassungen." †**) (Gewiß ein typisches Beispiel unstatthafter Verallgemeinerung!) — Und recht eigenthümlichen Gebrauch macht Weismann in solchen unbequemen Fällen von den Begriffen: Ursache, Bedingung und auslösendes Prinzip. Es ist ja zuzugeben, daß es der Willkür des Beweisführenden anheimgegeben ist, unter den obwaltenden Relationen, je nach seinem Zwecke, die eine oder die andere als „Ursache" hervorzuheben und die übrigen als „Bedingungen" zurücktreten zu lassen;

*) „Aufsätze" S. 116 und 117.
**) ebendort S. 383.
***) „Allmacht der Naturzüchtung" S. 26.
†) ebendort S. 42.
††) ebendort S. 10.
†††) „Aufsätze" S. 378.
†*) ebendort S. 486.
†**) „Allmacht der Naturzüchtung" S. 61.

immer aber, auf dem ganzen physischen Gebiete, ist daran festzuhalten: daß „die Ursache diejenige Veränderung ist, die eine andere Veränderung hervorbringt.“ *) — Darauf hat Weismann nicht geachtet, als er behauptete: nicht der Brutakt („nicht die Brutwärme“) sei die Ursache der Entwickelung des Hühnchens, sondern die „Natur des Eies“.**) Bei der Bewegung der Blätter der mimosa pudica spiele die Berührung nur die Rolle des auslösenden Reizes, die eigentliche Ursache liege im eigenthümlichen Bau der Pflanze***) . . . und so an vielen anderen Stellen . . .†)

Zu allen diesen und ähnlichen Gewaltsamkeiten, deren noch einige werden vorgeführt werden müssen, hat sich Professor Weismann verleiten lassen durch den Umstand, daß er die Vererbung erworbener Eigenschaften — ohne die, wie wir sehen werden, nun einmal nicht auszukommen ist — aus seiner massigen Keimplasma-Auffassung nicht erklären konnte und daher durchaus in Abrede stellen mußte. Nach seiner Auffassung sind die in den männlichen und weiblichen Zeugungzellen entdeckten mikroskopischen Kernstäbchen, die er „Idanten“ nennt, die eigentlichen Faktoren der Vererbung. Jedes Idant soll aus einer großen Anzahl von „Iden“ (oder Ahnenplasmen) bestehen, jedes Id aber aus Hunderttausenden von „Determinanten“ und schließlich setzt sich jede Determinante aus sehr, sehr vielen „Biophoren“ zusammen. Diese, jedesmal von ganz bestimmter Anzahl und Mischung, sind „die eigentlichen Lebensträger“, die „kleinsten Lebenseinheiten“; sie sind von einander verschieden, und jede Art von Biophor entspricht bestimmten Theilen einer Zelle; daher können die Biophoren auch als „Eigenschaftsträger der Zelle“ angesehen werden.††) — Jede Abänderung des Keimplasmas wird angebahnt durch Veränderung der Anzahl und der Eigenschaften der Biophore, bis schließlich dadurch die betreffenden Determinanten, in mehr oder weniger großer Zahl, abgeändert worden sind, wodurch dann weiter eine mehr oder weniger große Zahl von Iden abgeändert werden; und schließlich „ist der Bau des Kindes das Resultat des Kampfes sämmtlicher im Keimplasma enthaltener Ide.“†††) So jedenfalls, nach Weismann keinenfalls anders, vollzieht sich der Vorgang der Variation, denn — denn — so sei Alles „klar und verständlich ... ohne daß irgend welche neue ... Annahmen gemacht werden müßten.“*†)

*) W. Wundt: „Philosophische Studien.“ X. Heft 1. S. 8.
**) „Aufsätze“ S. 473.
***) „Aeußere Einflüsse“ S. 3.
†) ebendort S. 18 und 23.
††) Aufsätze S. 34—36 und „Keimplasma“ S. 102—103.
†††) ebendort S. 340.
*†) „Aeußere Einflüsse“ S. 36.

Gegen diese Argumentation protestiren nun aber nicht Wenige, weil eben der Vorgang ihnen gar nicht so „klar und verständlich" ist. Es giebt da in der That manche recht dunkle Punkte, namentlich hinsichtlich jenes „Kampfes sämmtlicher im Keimplasma enthaltenen Iden." Wie hat man sich diesen Kampf zu denken? etwa als Campagne zweier Armeen? oder als wüstes bellum omnium contra omnes? und nach welchen strategischen Regeln verfahren die Iden? und wie vollziehen sich die taktischen Evolutionen der jeder Ide untergeordneten, unübersehbar zahlreichen, Determinantenschaar? und wie wird unter den, von einander gänzlich verschiedenen, Biophoren einheitliches Zusammenwirken und Mannszucht hervorgebracht? Das ist denn doch nicht für Jeden ganz „klar und verständlich."

Freilich will dieser Einwand, für sich allein, nicht viel besagen; denn Weismann hat uns mit voller Berechtigung vorgehalten, daß die Wahrheit des erschlossenen Vorganges nicht von seiner Vorstellbarkeit abhängt, sondern von der „zwingenden Kraft des Schlusses."*) — Aber es kommt hier noch ein Anderes hinzu: nämlich die erste Bedingung dafür, daß ein Schluß zwingend sei: die Unanfechtbarkeit des major und des minor. Diese Bedingung aber fehlt hier vollständig, da es erwiesen worden ist, daß der Ausgangspunkt Weismanns, daß seine Anschauung von der Beschaffenheit des Keimplasmas nicht nur falsch ist, sondern gar nicht richtig sein kann, — und zwar erwiesen durch Professor Weismann selbst.

Einestheils nämlich vergegenwärtigt sich Weismann die Molekelgröße, wie sie aus verschiedenartigen, in den Resultaten genügend übereinstimmenden Herleitungen sich ergiebt (1—$^{1}/_{20}$, im Durchschnitte $^{1}/_{2}$ Millionstel Millimeter); andererseits fragt er: wie viele Biophoren muß das Keimplasma eines höheren, hochdifferenzirten Organismus, z. B. eines Kolibri, enthalten? und er kommt zu dem rechnerischen Resultate — über alle Vorstellung! —: ein Kolibri-Biophor müßte viel kleiner wohl sein als eine Molekel! „Der Zweifel scheint berechtigt" — sagt Professor Weismann selbst — „ob denn auch diese Masse von Biophoren, deren wir für ein Id des Keimplasmas bedürfen, in den Raum eines solchen hineingehen? Die Rechnung giebt — wie wir gesehen haben — keine genügende Antwort."**) — Hier handelt es sich, man bemerke Das wohl, nicht um Vorstellbarkeit oder Nichtvorstellbarkeit, über welche die Macht der Logik hinüberhilft, sondern um rechnerische, mathemathische Möglichkeit oder Unmöglichkeit, die keine Logik bezwingen kann.

Damit hat Professor Weismann seine Hypothese von der räumlichen Struktur des Keimplasmas, die Determinantenlehre, endgiltig selbst beseitigt. Nichtsdestoweniger fährt er fort: „Die Determinantenlehre könnte dadurch nicht erschüttert werden, denn die kleinsten Theilchen müssen im Keim-

*) „Allmacht 2c." S. 26.
**) „Keimplasma" S. 115—117.

plasma vorhanden sein für jedes selbständig veränderbare oder vererbbare Element des Körpers." *) Es ist nun aber nicht zuzugeben, daß „bei uns der Bien muß", um so weniger, als einerseits die Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas keineswegs mit der Determinantenlehre steht und fällt, vielmehr durch deren Beseitigung erst recht befestigt wird, indem nun auch die, nun einmal nicht fortzuleugnende, Vererbung erworbener Eigenschaften erklärlich ist; und als andererseits es leicht zu zeigen ist, daß das Keimplasma entweder ganz ohne die, an sich unmöglichen, Weismannschen Idanten, Iden, Determinanten und Biophoren seine Wirkungen ausüben kann, — oder aber, daß es — wenn die Hierarchie dieser, den Klassen, Gattungen, Arten und Individuen entsprechenden Wesenheiten durchaus beibehalten werden soll —, daß es dann gar nicht einer so widersinnig großen Anzahl von Biophoren bedarf, zur gleich befriedigenden, ja zur viel ausreichender genügenden Erklärung der Vererbung- und Abänderungvorgänge.

Zu solcher sich empfehlenden Vervollständigung der Keimplasma-Lehre ist lediglich Eines erforderlich: nämlich die doch nahe liegende Annahme, daß die Eigenschaften des Keimplasmas nicht vorzugsweise durch seine Molekular-*struktur* noch durch die *Anzahl* der Strukturelemente, sondern wohl mehr noch durch andere molekulare Beziehungen und Vorgänge bedingt werden. Sobald man diesem Gedanken sich hingiebt, eröffnet sich sofort eine wahrhaft unabsehbare Aussicht auf eine sozusagen beliebig große Anzahl von denkbaren Kombinationen und Modifikationen aller Art.

Will man zuerst bei den Strukturverhältnissen stehen bleiben, so ist es ja doch einleuchtend, daß es gar nicht allein auf die Anzahl der Elemente ankommt, sondern daß außerordentlich zahlreiche Abänderungen schon durch Aenderung der Lagerungverhältnisse der vorhandenen Elemente, ohne Hinzukommen neuer, bedingt werden können. Man denke nur an den Dimorphismus, an Allotropie, an die in der Fläche gepaarten oder zu dreien oder ringförmig gruppirten, oder im Raume tetraedrisch oder pyramidenförmig aufgethürmten oder anderweitig gelagerten Molekeln, wie die kinetische Theorie der Gase sie erkennen läßt. Welch' eine Perspektive von Abänderungen wird allein schon derart, ganz ohne Vermehrung der Molekelanzahl, möglich oder denkbar gemacht! Hierzu kommt, daß manche Abänderung des Keimplasmas durch lokales oder allgemeines Zusammentreten oder Auseinanderrücken der Molekeln, d. h. durch Aenderung ihrer mittleren Entfernungen von einander, bedingt sein könnte, und daß eine Kombination dieser Art Aenderungen mit denen der vorigen Klasse wiederum eine neue Serie von Abänderungen bedingen könnte.

Und nun gar erst der fast unerschöpfliche Reichthum an verschiedenen möglichen Arten der Molekularbewegung! Da können, unter Bei-

*) „Keimplasma."

behaltung der Bewegungbahnformen, die Längen der Vibrationwege, da können die Gravitation-Intensitäten und die Schwingungsgeschwindigkeiten sich ändern, sei es gruppenweise oder durchgehend; und die Kombinationen dieser Aenderungen mit einander und sodann mit denen der vorigen Klassen können wieder eine schier unabsehbare Reihe von Variationen des Keimplasmas bedingen. Eine weitere Serie noch viel zahlreicherer Kombinationen und entsprechender Variationen kann daraus hervorgehen, daß zu dieser Art von Bewegungabänderungen noch Aenderungen in den Bewegungbahnen hinzukommen und sich mit den schon erwähnten Abänderungen kombiniren. Aus gradlinigen können kreisförmige, elliptische oder sonstige ebene Schwingungbahnen werden, durch welche, mehr oder weniger rasch, mehr oder weniger an einander gedrängt, so oder anders gruppirt, die Molekeln hindurcheilen, sei es alle in gleicher Art, sei es gruppenweise verschieden. Und schließlich kann, immer bei feststehender Molekelanzahl, die doch schon gewaltig große Zahl der möglichen Modifikationen noch um ein unübersehbar Weiteres dadurch vermehrt werden, daß unter den Molekeln Wirbelbewegungen verschiedener Natur auftreten, welche wiederum einen ganz neuen Reichthum von Erscheinungen einführen können.

Kurzum: man sieht, daß selbst mit einem auch nur mäßig zahlreichen „eisernen Bestande“ von Molekeln eine so gut wie unendlich große Anzahl von Variationen vereinbar und denkbar ist, wodurch die fernere Annahme, daß auch die Molekelanzahl des Keimplasmas sich ändere, keineswegs ausgeschlossen wird. Und wer sich durchaus eine einigermaßen anschauliche Vorstellung von den Vorgängen der Vererbung und der Variation bilden will, — nun, Der findet bei dieser Anschauungweise doch wahrlich einen viel weiteren Spielraum für seine Phantasie, als die starr-materialistische Weismannsche Determinantenlehre sie ihm bietet, die nur „Struktur“ und „Quantität“ kennt und durch solche enge Einseitigkeit auf die unheilvollsten Irrwege, die ein nächstes Mal aufgewiesen werden sollen, sich abdrängen läßt.

Sie bewegen sich auf dem Terrain der Lehre von der Nichtvererblichkeit erworbener Eigenschaften. Wird aber diese Irrlehre fallen gelassen oder doch gebührend beschränkt und wird nachgewiesen, daß auf Grund der soeben dargelegten Anschauungweise die Vererblichkeit erworbener Eigenschaften sich sehr wohl erklären und zugeben lasse, — so fallen nicht nur alle diejenigen Einwendungen fort, die, im Hinblicke auf dieses Postulat, die Biologie im engeren Sinne gegen die Lehre vom Keimplasma erhoben hat, sondern diese wird dann auch sofort in den höheren Gebieten der Biologie: in der Psychologie und in der Moralwissenschaft, Bürgerrecht erhalten und zur Fundamentallehre vom Leben erhoben werden.

Freiburg i. Br. H. von Samson-Himmelstjerna.

Die preußische Gewerbeaufsicht.

Seit einer Reihe von Jahren verfolge ich die Thätigkeit der preußischen Gewerbeaufsichtbeamten im Allgemeinen wie die Berichte dieser Beamten im Besonderen mit lebhaftem Interesse. Ich bin dabei mehr und mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir in jenen Beamten Leute besitzen, die in vollem Maße und nach besten Kräften ihre Pflicht und Schuldigkeit thun, daß aber bei der ganzen Organisation der preußischen Gewerbeinspektion, zumal nach ihrer Verquickung mit der Kesselrevision, für die Durchführung der Bestimmungen des Arbeiterschutzgesetzes nicht genügend Sorge getragen ist. In Preußen ist mit der Erweiterung der Arbeiterschutzgesetzgebung zugleich eine Reform der Gewerbeinspektion durch Vermehrung der Aufsichtbeamten und Verkleinerung der Bezirke angebahnt worden. Sie ist nunmehr durchgeführt. Während noch im Jahre 1890 nur 29 Aufsichtbeamte thätig waren, sind heute deren 163 vorhanden. Diese Zahl erscheint gewiß hoch, sie ist es aber nicht, wenn man berücksichtigt, daß die Arbeiterschutzgesetzgebung durch die Gewerbenovelle vom 15. Juni 1891 beträchtlich erweitert worden ist und in Folge Dessen ihre Durchführung den Aufsichtbeamten neue und große Aufgaben gestellt hat, daß ferner die Zuständigkeit der Aufsichtbeamten eine außerordentliche Ausdehnung erfahren hat und daß endlich mit der Fabrikinspektion die Kesselrevision verbunden worden ist.

Nach der Ansicht der preußischen Regirung (ausgesprochen in der Denkschrift zum Staatshaushaltsetat für 1891/92) kann ein Aufsichtbeamter jährlich nicht mehr als 500 Betriebe revidiren; da aber in Preußen mehr als 450 000 gewerbliche Anlagen der Beaufsichtigung unterliegen, so würde jeder Betrieb nur alle 5 Jahre einmal revidirt werden können. Ganz abgesehen davon, daß die Zahl 500 überhaupt viel zu hoch gegriffen ist,*) gestaltet sich die Sachlage natürlich ganz anders, wenn man mit der Gewerbeinspektion noch die Kesselrevision verbindet und dadurch bewirkt, daß nicht nur in den großen, sondern auch in einem recht beträchtlichen Theile kleiner Anlagen viel Zeit und Arbeit auf das Revidiren der Kessel verwandt werden muß. Durch die Kesselrevision werden die Aufsichtbeamten

*) Im Jahre 1890 entfielen auf einen Beamten durchschnittlich 325 Revisionen; heute stellt sich das Verhältniß, wie hier nachgewiesen werden wird, noch erheblich ungünstiger.

ohne Frage in erheblichem Umfange ihrer eigentlichen und höheren Aufgabe entzogen, der Aufgabe, für die Durchführung eines bedeutsamen Gesetzes zum Schutz der Arbeiter zu wirken und für die Erhaltung des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitern einzutreten. Daneben hat man in den Kreisen der Aufsichtbeamten die Empfindung, als trage die Thätigkeit des in Arbeitkleidung amtirenden Kesselrevisors nicht gerade zur Erhöhung der Autorität bei. Auch will man in Sachsen, wo Kesselrevision und Gewerbeinspektion schon länger mit einander verbunden sind, die Wahrnehmung gemacht haben, daß sich die Kunde von der Anwesenheit des die Kessel revidirenden Gewerbeinspektors in der Regel schnell zu verbreiten pflege und die zeitraubende Arbeit der Kesselrevision in der einen Fabrik dann in den anderen Fabriken zu einer rechtzeitigen Abstellung von Gesetzwidrigkeiten Zeit lasse.

Bedenken dieser und anderer Art sind von verschiedenen Seiten, auch von mir, geltend gemacht worden, als man daran ging, den Gewerbeaufsichtdienst in Preußen umzugestalten. Man hat diese Bedenken zunächst mit dem Rufe „Abwarten!" zu beschwichtigen gesucht; und doch hätte schon damals der Bericht des badischen Fabrikinspektors für das Jahr 1891 zu denken geben sollen. Der hinkende Bote kommt in Preußen nunmehr nach. Die diesjährigen Berichte der Gewerberäthe sind die ersten, in denen über die Wirkungen der Reform des Aufsichtdienstes ausführlichere Aeußerungen enthalten sind. Die Aeußerungen würden vielleicht noch zahlreicher sein, wenn sich nicht der oder jener Beamte vor einer Kritik von Maßnahmen seiner höchsten vorgesetzten Behörde gescheut haben möchte; immerhin reicht Das, was in den Berichten wiedergegeben wird, zur Bildung eines Urtheils vollkommen aus.

Ich gebe zunächst die Bemerkungen der Aufsichtbeamten über die Verbindung der Kesselrevision mit der Gewerbeaufsicht wörtlich wieder.

Bericht über die Regirung-Bezirke Potsdam und Frankfurt a. O.: „Die mit der staatlichen Ueberwachung der Dampfkessel- und Dampffaß-Betriebe verbundenen zeitraubenden Geschäfte nahmen in den sämmtlichen räumlich großen Inspektionbezirken den weitaus überwiegenden Theil der dienstlichen Thätigkeit der Beamten in Anspruch." Provinz Posen: „Erst wenn . . . eine wesentliche Vermehrung der sachkundigen aufsichtführenden Staatsbeamten erfolgt . . ., wird von einer endgiltigen allgemeinen Durchführung der (Gewerbe-) Novelle die Rede sein können. Wie ich bereits . . . früher einmal auszuführen mir erlaubte, bezweifle ich, daß zu diesem Zwecke die für die hiesige Provinz zunächst in Aussicht genommene Anzahl von 4 Gewerbeinspektoren und 2 Assistenten bei der Eigenartigkeit der hiesigen Verhältnisse ausreichen wird." Bezirk Liegnitz: „In Folge der großen Zahl der Dampfkessel nahm das Kesselrevisiongeschäft, sowohl im äußern Dienst als auch in der Amtsstube, den weitaus größeren Theil der Zeit und der Arbeitkraft in Anspruch und die eigentliche Aufsichtthätigkeit in den Gewerbebetrieben wurde nicht unwesentlich

nach dieser Richtung hin abgelenkt, um so mehr, als der staatlichen Aufsicht eine große Anzahl kleiner Dampfkesselanlagen und beweglicher Dampfkessel verblieben sind, deren Ueberwachung mehr Zeit und Mühe erfordert als die der großen und stabilen Kesselanlagen." Bezirk Oppeln: „Die Kesselaufsicht . . . hat im verflossenen Jahre den größeren Theil der Arbeitleistung der Beamten in Anspruch genommen. Wenn man den Schriftverkehr als Grundlage der Schätzung annimmt, so entfallen auf die eigentliche Gewerbeaufsicht 43,1 pCt., auf die Kesselaufsicht 56,9 pCt. Für die Folge wird sich dies Verhältniß zu Gunsten der Gewerbeaufsicht verschieben; immerhin wird auch später sicherlich die Hälfte der Thätigkeit der Beamten durch die Kesselrevision in Anspruch genommen werden." Bezirk Magdeburg: „Die Ueberwachung der Dampfkessel nahm etwa die Hälfte der Zeit der Beamten in Anspruch." Bezirk Münster: „Auf die Dampfkesselrevisionen haben die Gewerbeaufsichtbeamten mehr als die Hälfte ihrer Arbeitzeit verwenden müssen; insbesondere waren es die Beamten der Gewerbeinspektion zu Münster, welche durch die oft sehr zeitraubende Revision der über den Bezirk versprengten kleinen Dampfkessel sowie der Lokomobilen von ihrer Hauptaufgabe, der Gewerbeaufsicht, abgelenkt wurden." Bezirk Kassel: „Der Gewerbeinspektor in Kassel führte neben 361 Kesselrevisionen 132 Fabrikrevisionen aus . . . Der Gewerbeinspektor in Fulda hat 332 Besichtigungen vorgenommen . . . Auch die Thätigkeit dieses Beamten war im Berichtsjahre vorwiegend durch die Untersuchung von Dampfkesseln in Anspruch genommen. Wenngleich diese Untersuchungen, so berichtet der Gewerbeinspektor, reichlich Gelegenheit bieten, die Bekanntschaft mit den besonderen Verhältnissen des Aufsichtbezirkes zu erweitern, wodurch die Aufsichtthätigkeit in wirksamster Weise unterstützt wird, so bedingt doch die große Anzahl und insbesondere die zerstreute Lage der Dampfkessel in dem räumlich weit ausgedehnten Bezirke einen unverhältnißmäßig großen Aufwand von Zeit, welche der eigentlichen Gewerbeaufsicht entzogen wird." Bezirk Düsseldorf: „Nicht in allen Gewerbeinspektionbezirken konnte dem eigentlichen Fabrikaufsichtdienste Zeit und Arbeitkraft der Beamten in wünschenswerthem Maße zugewendet werden . . . Der Gewerbeinspektor zu Duisburg sagt über das Verhältniß der Dampfkesselprüfungen zu den Fabrikrevisionen Folgendes: ‚Die Thätigkeit der Beamten wurde thatsächlich fast ausschließlich von den Kesseluntersuchungen in Anspruch genommen, und die hiesigen Betriebe konnten kaum anders als aus Anlaß von Kesselrevisionen besucht werden. So ist beispielsweise die Hütte Phönix bei Ruhrort im Berichtsjahre behufs Untersuchung von Kesseln 36 mal, das Werk von Thyßen u. Co. in Mülheim a. d. R. sogar 49 mal besucht worden, während nur in wenigen Fällen mit den Kesselprüfungen Fabrikinspektionen verbunden werden konnten.' Im Gewerbeinspektionbezirke Solingen wird . . . auf den eigentlichen Gewerbeaufsichtdienst nach Angabe des Gewerbeinspektors höchstens ein Drittel der gesammten Arbeitzeit verwandt; zwei Drittel der Zeit nahmen die Kesselprüfunggeschäfte in Anspruch. Die Aenderung dieser Verhältnisse, welche in den Bezirken Düsseldorf, Barmen und Krefeld ähnlich liegen, erscheint im Interesse einer wirksamen Handhabung der Gewerbeaufsicht dringend erwünscht." An anderer Stelle des Düsseldorfer Berichts heißt es: „Bemerkenswerth ist die Abnahme der Unfälle in dem Gewerbeinspektionbezirke M.-Gladbach. Im Bezirke Gladbach sind die Aufsichtbeamten durch Dampfkessel-Ueberwachunggeschäfte in weit geringerem Maße als in allen anderen hiesigen Inspektionbezirken, in Anspruch genommen und deshalb in der Lage, dem

Fabrikaufsichtdienst mehr Zeit und Kraft widmen zu können als ihre Kollegen. Daß dieser Umstand mit einem so erheblichen Rückgang der Unfallziffern . . . zusammenfällt, verdient gewiß, nicht außer Acht gelassen zu werden." Bezirk Köln: „Auch in diesem Jahre hat die Ueberwachung der Dampfkessel nebst der zugehörigen Schreibarbeit den größten Theil der Thätigkeit der Aufsichtbeamten ausgemacht und die Wirksamkeit der eigentlichen Fabrikaufsicht wesentlich beeinträchtigt. Fast alle Dienstreisen wurden aus Veranlassung fälliger Dampfkesseluntersuchungen vorgenommen. Eingehende Besprechungen zur Gewinnung tieferer Einblicke in die Verhältnisse der Arbeiter und die Besonderheiten der Betriebsverhältnisse können selten an die Revision angeschlossen werden, so daß die Gefahr einer Beschränkung derselben auf Gesichtspunkte von mehr formaler Natur vorliegt." Endlich der Bezirk Aachen: „Die Aufsicht über die Dampfkessel hat auch in diesem Jahre die Thätigkeit der Beamten in vorwiegendem Maße in Anspruch genommen."

Als einziger weißer Rabe unter den Aufsichtbeamten, die sich über die Verbindung der Gewerbeinspektion mit der Kesselrevision äußern, steht der Gewerberath für den Bezirk Breslau da. Auch er giebt zwar zu, daß die Kesselprüfunggeschäfte einen nicht unerheblichen Zeitaufwand beanspruchten, doch hofft er, daß nach der Vollendung der Kessellisten und der planmäßigen Aufstellung der Reisewege die Besichtigung gewerblicher Anlagen und die Kesselrevisionen, „recht gut neben einander bestehen, und zwar im Wesentlichen ohne Beeinträchtigung des Gewerbeaufsichtdienstes ausgeübt werden" könnten. Ich will dem Breslauer Gewerberath seine Hoffnung nicht rauben; aber ich habe schwere Bedenken, wenn ich berücksichtige, daß im Jahre 1890 (also vor Durchführung der Reform) in den Bezirken Breslau und Liegnitz zusammen von nur 2 Aufsichtbeamten in 85 Reisetagen 579 Anlagen revidirt wurden, während 1893 im Bezirke Breslau allein 7 Beamte 683 Reisetage benöthigten, um 1178 Besichtigungen auszuführen. Ein Beamter revidirte danach im Durchschnitt 1890 in 42,5 Reisetagen 289,5 Anlagen, 1893 dagegen in 97,7 Tagen 168,3 Anlagen. Ein Kommentar zu diesen Zahlen ist überflüssig.

Eine Klage, die in den Berichten der preußischen Gewerberäthe Jahr für Jahr und so auch in dem neuesten Berichte wiederkehrt, ist die über die unzureichende Revisionthätigkeit der Ortspolizeibehörden. Wenn die Revisionthätigkeit dieser Behörden in den größeren Städten auch im Laufe der Zeit besser, ja vielfach recht befriedigend geworden ist, so läßt sie doch auf dem Lande und in den kleineren Städten viel zu wünschen übrig; hier haben die Ortspolizeibehörden im Allgemeinen weder Lust noch Liebe, ihre Pflichten als Aufsichtorgane in der erforderlichen Weise zu erfüllen, noch sind sie sachverständig genug, um die Arbeiterschutzbestimmungen im Sinne des Gesetzes und zum Wohle der Arbeiter auszuführen. Diese Thatsache entbehrt insofern einer ernsteren Seite nicht, als nach der ganzen Verfassung

der preußischen Gewerbeaufsicht die Durchführung des Arbeiterschutzes thatsächlich in die Hände der Polizeibehörde gelegt ist, während die angestellten besonderen Gewerbeaufsichtbeamten eigentlich als untergeordnete Polizeiorgane betrachtet werden müssen. Man legt auch viel zu wenig Gewicht auf den Umstand, daß die überwachende wie die vermittelnde Polizei weder den Arbeitern noch den Unternehmern genehm ist.

Es ist nicht meine Absicht, an dieser Stelle auf die sonstigen Mängel in der Organisation des preußischen Gewerbeaufsichtdienstes einzugehen, um so weniger, als diese Mängel theilweise damit in Zusammenhang stehen, daß man die Ausführung der reichsgesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Arbeiter den Einzelnstaaten überlassen hat. Auf einen wichtigen Punkt möchte ich indessen noch zu sprechen kommen. Er betrifft die Qualifikation der Aufsichtbeamten.

Die Aufgaben der Gewerbeaufsichtbeamten erstrecken sich — abgesehen von der Kesselrevision — im Wesentlichen 1. auf die Sicherung der Ausführung der Bestimmungen der Gewerbeordnung und der auf Grund dieser erlassenen Vorschriften über Unfall- und Krankheitverhütung; 2. auf die polizeiliche Ueberwachung der Fabriken 2c. zum Zwecke der Durchführung der sonstigen Bestimmungen der Gewerbeordnung über die gewerblichen Arbeiter; 3. auf die sachverständige Berathung der zuständigen Verwaltungbehörden 2c. in allen gewerblichen Angelegenheiten, auf Erstattung gerichtlicher Gutachten, Prüfung der Anträge zur Errichtung genehmigungpflichtiger Anlagen 2c.; 4. auf die Vornahme sozialstatistischer Erhebungen, auf Untersuchungen über die Lage der Arbeiter, über Verhältnisse in der Industrie und Dergl., auch Abfassung von Berichten 2c.; 5. auf eine vermittelnde Thätigkeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitern wie deren Verbänden, auf Förderung der Errichtung von Einigungämtern und Gewerbegerichten und ähnlicher Einrichtungen.

Hiernach wird also verlangt, daß die Aufsichtbeamten erstens gute Techniker, Ingenieure und Chemiker sein, zweitens über medizinische und hygienische Kenntnisse verfügen, drittens ein besonderes Interesse und eine besondere Befähigung für das Erfassen und das Behandeln von Fragen sozialer und wirthschaftlicher Natur an den Tag legen und schließlich neben humaner Gesinnung, unermüdlicher Energie und großer Arbeitfreudigkeit den nöthigen Takt im Verkehr mit Hoch und Niedrig und in der Vermittelung zwischen Unternehmern und Arbeitern entwickeln sollen. Ich möchte den Aufsichtbeamten wohl kennen lernen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinigte oder je in sich vereinigen würde. Ich bezweifele, daß es einen solchen überhaupt geben wird.

Schon dem Leser der Berichte der Gewerbeaufsichtbeamten wird nicht

entgangen sein, wie in dem einen Berichte eine Vorliebe des Beamten für Fragen der Unfallverhütung, in dem anderen für die Frage der Gewerbekrankheiten, in dem dritten für Maßnahmen der Arbeiterwohlfahrtpflege hervortritt, während dementsprechend die Behandlung anderer Fragen zurückgedrängt wird; es ist eben unmöglich, daß eine einzige Person alle die Eigenschaften besitzt, die sie nach der gegenwärtigen Organisation des Gewerbeaufsichtdienstes besitzen müßte. Unsere Aufsichtbeamten machen auch kein Hehl daraus, daß sie manchen Anforderungen, die an sie herantreten, nicht gewachsen sind. Wenn ein Beamter an einen Platz gestellt wird, an den er nicht gehört, so trifft eben nicht ihn die Verantwortung, sondern seine vorgesetzte Behörde oder, wie in unserem Falle, das ganze System. Die Mißstände, die heute vorhanden sind und die sich ohne Frage in Zukunft noch in stärkerem Maße geltend machen müssen, können nur beseitigt werden wenn man den Gewerbeaufsichtdienst von Grund aus anders organisirt und dabei vor Allem berücksichtigt, daß die Aufsichtbeamten auch Menschen, nicht Götter sind.

Ich halte für wünschenswerth, daß die Aufsichtbezirke in eine Anzahl kleiner Bezirke zerlegt werden, daß für jeden eine mit den nöthigen Machtbefugnissen auszustattende Gewerbeaufsichtbehörde errichtet und innerhalb dieser wieder eine zweckmäßige Arbeittheilung durchgeführt wird. Da die Berufsgenossenschaften für die Beurtheilung aller Fragen der Unfallverhütung zweifellos die geeignetsten Organe sind und, weil sie die Kosten der Unfälle tragen müssen, auch das größte Interesse daran haben, für deren Verhütung Sorge zu tragen, so ist es unbedenklich, die Gewerbeaufsichtbeamten von der sich auf die Unfallverhütung beziehenden Thätigkeit zu entlasten und diese Thätigkeit den Genossenschaften und ihren Beauftragten zuzuweisen. Nur in dem Maße, wie die Kontrole der Berufsgenossenschaften fehlen oder nicht ausreichen würde, müßten besondere, technisch vorgebildete Staatsbeamte (Ingenieure) in die Lücke treten; ihnen könnte man auch die als ein Theil der Unfallverhütung zu betrachtende Ueberwachung der Dampfkessel übertragen.

Die Ueberwachung der Vorschriften der Gewerbeordnung, die auf dem Gebiete der Krankheitverhütung und der Sorge für die Gesundheit der Arbeiter liegen, würde man am Zweckmäßigsten besonderen, vom Staate anzustellenden und für den besonderen Beruf vorzubildenden Aerzten, Gewerbeärzten- oder ergänzend Technikern, übertragen, die über tüchtige Kenntnisse der Gewerbehygiene verfügen. Auch insofern wäre Das von Nutzen, als namentlich Gewerbeärzte nicht nur die am Besten geeigneten Berather der höheren Verwaltungbehörden in gewerbehygienischen Angelegenheiten, sondern auch am Ehesten befähigt wären, laufende Aufnahmen

einer Reihe von wichtigen sozial- und medizinalstatistischen Daten, so z. B. der Krankheit- und Sterblichkeitursachen, zu veranstalten.

Nun bliebe noch zu erörtern, wie es mit der Aufsicht über die Ausführung der Bestimmungen der Gewerbeordnung über Sonntagsruhe, Arbeitzeit, Arbeitordnungen, Lohnzahlungen und Lohneinbehaltungen, Trucksystem, Beschäftigung von jugendlichen Personen und von Arbeiterinnen, Schutz gegen Gefahren für Sittlichkeit u. s. w. werden sollte. Diese Aufsicht wäre ausschließlich — also nicht etwa neben den Polizeibehörden, denen überhaupt keine Aufgaben und Befugnisse zugewiesen werden sollten — in die Hände besonderer Beamten — Gewerbeinspektoren — zu legen. Mit Rücksicht auf deren bedeutungvolle Aufgaben wäre natürlich zu verlangen, daß diese Beamten eine gute persönliche und sachliche Qualifikation besäßen, daß sie, wie der treffliche Schweizer Fabrikinspektor Schuler sagt, Männer „von humaner Gesinnung, unbestechlicher Redlichkeit, von Energie und voll Lust zur Arbeit" wären.

Für wünschenswerth möchte ich es schließlich noch halten, daß den für die einzelnen Aufsichtbezirke zu errichtenden Gewerbeaufsichtbehörden ein Personal untergeordnet würde, das lediglich die Ausführung genau begrenzter Vorschriften, Gebote und Verbote, zu überwachen hätte. Zu Beamten des unteren Aufsichtdienstes würden namentlich auch tüchtige Arbeiter, die sich das Vertrauen ihrer Genossen und ihrer Arbeitgeber gewonnen haben, herangebildet werden können.

Dies ist in kurzen, nur die wesentlichsten Punkte berührenden Zügen mein Reformplan. Ohne Frage wird man ihm entgegenhalten, daß seine Durchführung nicht unerhebliche Geldmittel erheische. Das leugne ich keineswegs; ich meine aber, daß man sich die Frage nach den Kosten eigentlich hätte vorlegen müssen, als man daran ging, die Arbeiterschutzgesetzgebung zu schaffen und zu erweitern. In dem Augenblicke, wo man Das that, übernahm man auch die Verpflichtung, für ihre Ausführung Sorge zu tragen. Nichts dürfte aber mehr böses Blut machen, als wenn man mit einiger Berechtigung die Ueberzeugung gewinnen müßte, daß gewisse Vorschriften des Arbeiterschutzgesetzes nur auf dem Papiere ständen. Die gewissenhafte Ausführung des Gesetzes vermag mancherlei Beschwerden der arbeitenden Klassen den Boden zu entziehen und so im Sinne der Herstellung und Sicherung des sozialen Friedens zu wirken. Schon aus diesem Grunde aber sind die Geldmittel zu einer zweckmäßigen Organisation der Gewerbeaufsicht als eine rentable Anlage zu betrachten.

Dr. Kuno Frankenstein.

Die Sage von den Heilmitteln.

Es war vorauszusehen, daß mein Aufsatz „Giebt es Heilmittel?"*) auf den Widerstand aller Aerzte stoßen mußte, die — wie ich glaube, mit Unrecht — in der Negirung dieser Frage eine gewisse Gefahr für die Interessen des ärztlichen Standes erblicken. Nun bin ich aber der Ansicht, daß, selbst wenn eine solche Gefahr vorläge, es ganz gleichgiltig ist, ob die Erörterung eines Problems von so großer Wichtigkeit für die Allgemeinheit einem einzelnen Stande zum Nutzen gereicht oder nicht. Ich möchte deshalb alle die persönlichen Momente, die der Herr Kollege Jacusiel neulich hier eingeflochten hat, ruhig übergehen und zur Ergänzung meines ersten Aufsatzes Thatsachen zur Sprache bringen, die es ermöglichen, ein eigenes Gutachten abzugeben und die Einwände des Kollegen zu würdigen.

Jeder Streit über die Frage, ob es Heilmittel giebt, wird müßig sein, so lange die streitenden Parteien nicht darüber einig sind, was sie denn überhaupt unter einem Heilmittel verstehen und welche Vorstellung sie von der Natur und der Wirkung eines solchen Körpers haben. Wenn Jemand die wissenschaftliche Behauptung aufstellt, er verfüge über eine heilkräftige Substanz, so muß er auf irgend eine Weise anschaulich machen können, wie er sich den durch das Mittel hervorgerufenen Heilungprozeß denkt. Daher erscheint es mir zunächst nothwendig, kurz auseinanderzusetzen, was wir unter Krankheit verstehen und welche Kräfte und Einrichtungen wir im Organismus finden, um die in den Körper eingedrungenen Schädlichkeiten zu paralysiren.

Krankheit im weitesten Sinne läßt sich definiren als Leben unter veränderten Bedingungen, und zwar unter solchen, die den normalen Ablauf der physiologischen Funktionen stören und die Erhaltung des Organismus in Frage stellen. Die Beurtheilung des Krankheitprozesses und seiner Bedeutung für die Erhaltung des Lebens ist dadurch eine so ungemein schwierige, daß wir nur in den allerseltensten Fällen im Stande sind, das ursächliche Moment der Krankheit von dem Krankheitvorgang zu trennen. Wir vermischen daher fast immer zwei ihrem Wesen nach gänzlich verschiedene Vorgänge: das Eindringen der Schädlichkeit in den lebenden Körper und die Reaktion des Organismus gegen den eingedrungenen Krankheiterreger. Das, was wir Krankheit nennen, ist in den meisten Fällen schon die Reaktion auf die Krankheitursache, eine Reaktion, welche die Wirkung hat, das kausale Moment entweder zu vernichten oder aus dem Körper zu entfernen.

Welche Kräfte sind es nun, die den Organismus in den Stand setzen, den Kampf mit seinen Gegnern meist erfolgreich aufzunehmen? Um diesen

*) S. „Zukunft" v. 21. Juli 1894.

Mechanismus zu verstehen, müssen wir zunächst darüber unterrichtet sein, worin denn unter normalen Lebensbedingungen die Kraftquelle beruht, d. h. in welcher Weise der Körper die eingeführten Nahrungmittel zerlegt und aus ihnen Kraftpotenzen schafft. Wenn auch die Untersuchungen über diesen Gegenstand, der ja zu den allerkomplizirtesten der Chemie gehört, noch keineswegs abgeschlossen sind, so muß doch Folgendes als sicheres Ergebniß der bisherigen Forschungen angesehen werden.

Die aufgenommene Nahrung wird im Thierkörper, unmittelbar oder nachdem sie vorübergehend zu Bestandtheilen der thierischen Zellen geworden ist, so zerlegt, daß die ursprünglichen Verbindungen unter Aufnahme von Sauerstoff in einfachere gespalten werden. Bei der Aufnahme von Sauerstoff nun wird wie fast bei allen chemischen Vereinigungen Energie entwickelt, da bei diesem Prozeß die starken chemischen Affinitäten des Kohlenstoffs und Sauerstoffs, die ja nichts Anderes sind als Spannkräfte, verschwinden und sich in lebendige Kraft umsetzen. Die Entwickelung von Energie bei der Zerlegung von höheren Verbindungen in einfachere hat man sich so vorzustellen, daß die aus der ursprünglichen Verbindung hervorgegangenen einfacheren stets eine geringere Verbrennungwärme besitzen als die entsprechende Gewichtsmenge der Muttersubstanz. Wir haben also das Resultat, daß sowohl bei der Oxydation wie auch bei den Spaltungvorgängen, durch welche die Zersetzung der Nahrungstoffe im Thierkörper zu Stande kommt, lebendige Kraft disponibel wird. Diese lebendige Kraft äußert sich in Dem, was wir physiologische Funktionen nennen —: Wärmebildung, Muskelbewegung, Drüsensekretion, Fortpflanzung — und in den Prozessen, die wir als psychische Funktionen bezeichnen und die nur eine Unterart der physiologischen darstellen: Gedanken, Vorstellungen, Gedächtniß, künstlerische wie überhaupt intellektuelle Produktion.

Der normale physiologische Reiz nun für die fortwährend nöthige neue Zufuhr von Nährmaterial und demgemäß von neuen Spannkräften ist die Arbeitleistung, die jedes Organ und jede Zelle im Trieb der Selbsterhaltung und zugleich im Dienste des Ganzen erfüllt. Diese Arbeitleistung vollzieht sich ganz automatisch; unter normalen Lebensbedingungen empfindet das Bewußtsein nichts von den Vorgängen, die sich in den innern Organen, im Herzen, in der Leber, in den Nieren u. s. w., abspielen. Jede Zelle sucht sich ohne unser Zuthun Das aus, was sie zu ihrer Ernährung und zur Erfüllung ihrer Mission braucht; sie wird nicht ernährt, sie ernährt sich selbst. Da nun die Arbeitleistung abhängig ist von der Zufuhr neuer Spannkräfte, so ist es a priori einleuchtend, daß eine gesteigerte Arbeitleistung nur möglich ist durch gesteigerte Zufuhr von Nährsubstanz. Diese Möglichkeit eines erhöhten Importes wird gewährleistet durch die Fähigkeit

der gereizten Zellen, sei es direkt, sei es durch Vermittlung der Nervenbahnen so auf die umgebenden Blutgefäße zu wirken, daß je nach Bedarf mehr oder weniger Blut in einem bestimmten Gebiete kreisen kann; mit dem Augenblick, wo eine Zelle oder ein Zellensystem von einem Reiz getroffen wird, der über die Norm hinausgeht, tritt sofort gesteigerte Blutzufuhr, gesteigerte Ernährung und demgemäß stärkere Entwickelung lebendiger Kraft ein. Dauert der erhöhte Reiz längere Zeit an, so können ganze Zellengruppen, ja ganze Organe, in Folge der stetigen Zufuhr neuen Spannkraftmaterials an Volumen, an Gewicht und an Arbeitfähigkeit enorm wachsen. So sehen wir bei Menschen, die ihr Muskelsystem über Gebühr anstrengen müssen, wie Schlosser, Schmiede u. A., gewisse Muskelgruppen, die immer in Thätigkeit sind, ganz erheblich an Masse und Leistungskraft zunehmen; so erklärt sich, daß ein Herz, das dauernden Widerstand in der Cirkulation findet, an Größe und Kraftentwickelung das gewöhnliche Maß bei Weitem überschreitet; und so wird es auch verständlich, daß, wenn eine Niere exstirpirt ist, die andere um ein Bedeutendes an Umfang gewinnt.

Diese Fähigkeit, in zweckmäßiger Weise auf Reize, welche die Norm überschreiten, zu reagiren, ist aber nicht die einzige, die geeignet ist, den lebenden Körper veränderten Lebensbedingungen anzupassen. Vermöge der staunenswerthen regulatorischen und hemmenden Einrichtungen des Centralnervensystems ist es dem Organismus möglich, einen großen Theil der gesammten vorhandenen Körperenergie nach einer Richtung hin zu konzentriren und so in einem System, in einer Zellengruppe, viel mehr Kraft zu entwickeln, als der Norm entspricht. So erklärt es sich, daß ein Mensch, der von einer starken Leidenschaft, von einem heftigen Affekt, erfüllt ist, plötzlich ungeahnte Kraft zeigt, so wird es verständlich, daß selbst stark ermüdete Menschen enorme Leistungen ausführen können, wenn ihr Leben in Gefahr schwebt. Wie die durch eine galvanische Batterie erzeugte Spannkraft, die sonst durch viele Drähte geleitet wird und dadurch ihre Kraft vielfältig zersplittert, wenn sie plötzlich nur in einem Drahte sich entfaltet, so stark anwachsen kann, daß dieser eine Draht zum Glühen gebracht wird, so kann auch die bei physiologischem Verhalten überall gleichmäßig vertheilte Nervenenergie bei stärkerer Reizung einer Zellengruppe zum großen Theil nach der Richtung des affizirten Gewebes konzentrirt werden und dort eine erheblich potenzirte Kraft entwickeln.

Aber sowohl bei dieser vorübergehenden Konzentrirung der Spannkräfte nach einer Richtung hin wie auch bei der vorhin erwähnten Aufspeicherung von Energie in einzelnen Theilen muß man sich immer bewußt sein, daß wir es nicht mit einer Zunahme der Gesammtenergie des Orga-

nismus zu thun haben, sondern nur mit einer den Verhältnissen, den Lebensbedingungen, angepaßten anderen Gruppirung der Kräfte. Denn auch auf den lebenden Organismus findet das Gesetz von der Erhaltung der Kraft Anwendung: daß in einem geschlossenen System bei gleichen äußeren Bedingungen die Summe der potentiellen und kinetischen Energie die selbe bleibt, daß nur so viel lebendige Kraft entwickelt wird, als den chemischen Umsetzungen entspricht. Die Vertheilung der Energie kann je nach den auf die einzelnen Organe und Zellengruppen einwirkenden Reizen eine verschiedene sein, die Summe der Körperkraft bleibt die selbe. Wird auf einer Stelle mehr Spannkraft verbraucht, als dem physiologischen Durchschnitt entspricht, so kann Dies immer nur auf Unkosten anderer Gewebstheile vor sich gehen. Wird ein Organ über die Norm angestreugt, so wird den anderen Organen Kraft entzogen. Dieses physiologische Wechselspiel der Kräfte, die Möglichkeit der Konzentrirung der Energie am Orte des Reizes und die Fähigkeit, durch gesteigerte Zufuhr von Nährmaterial und Neubildung von Zellen die lebendige Kraft an einer Stelle oder in einem System zu erhöhen —: alle diese Faktoren sehen wir ganz besonders in Aktion treten bei den Zuständen, die wir Krankheit nennen, d. h. also: wenn einzelne Theile des Körpers oder der größere Theil des Organismus von solchen Reizen getroffen werden, die die Existenz der Theile und des Ganzen gefährden. Sofort tritt am Orte der Läsion eine enorme Steigerung der physiologischen Lebensprozesse ein, die sich meist durch Das kund giebt, was wir Entzündung nennen. Je nach der Intensität des eingedrungenen Giftes und des dadurch verursachten Reizes ist die Blutzufuhr mehr oder weniger gesteigert, in Folge der gesteigerten Oxydation ist die Wärmebildung erhöht, die Spannkräfte nehmen an Ort und Stelle zu und die weißen Blutkörperchen, denen bei dem Kampf mit den Krankheiterregern eine Hauptrolle zuzukommen scheint, vermehren sich rasch. Daher kommt es, daß entzündete Theile geschwollen sind, sich heiß anfühlen und roth aussehen. Dringt die Schädlichkeit nicht in einen einzelnen Gewebstheil, sondern in den großen Strom des Blutes, dann betheiligen sich die zelligen Elemente des ganzen Blutes an dem Prozeß der Krankheitvernichtung, ein Vorgang, der sich durch die zuweilen enorm gesteigerte Wärmebildung im ganzen Körper kund giebt. Da die Nahrungaufnahme während des Fiebers meist sehr gering ist, so tritt bei lange andauernden Fieberzuständen eine Inanspruchnahme des Körpergewebes zum Zweck neuer Spannkraftbildung ein und darin liegt die ungeheure Gefahr lange dauernder fieberhafter Zustände, — es tritt eine Selbstaufzehrung des Organismus ein. Da nun aber die Steigerung der Lebensprozesse im Blute, die dem Fieber zu Grunde liegen, die einzige Gewähr bieten, daß in Folge der Bildung

neuer Spannkräfte und neuer Zellen mit frischer Energie eine Vernichtung oder Unschädlichmachung der Krankheitkeime eintritt, so liegt es auf der Hand, wie wenig zweckmäßig es wäre, durch künstliche Herabsetzung der Temperatur durch die sogenannten Fiebermittel dem Organismus die Möglichkeit zu benehmen, seinen Feind zu Grunde zu richten. Ich schone zwar das Körpergewebe, aber ich konservire auch den Gegner und erleichtere ihm seine Existenzbedingungen.

Der günstige Verlauf einer Krankheit hängt in den meisten Fällen davon ab, ob die erwähnten Reaktionen mit genügender Schnelligkeit und in entsprechender Größe auftreten. Ist Dies der Fall, ist die vitale Energie stark genug, so überwindet sie das feindliche Prinzip; ist aber aus irgend einem Grunde, sei es durch dauernde ungünstige Lebensbedingungen, anhaltend schlechte hygienische Verhältnisse oder durch angeborene, ererbte Degenerationvorgänge, eine Herabsetzung des Lebenstonus vorhanden, reichen die Schutzmaßregeln nicht aus, so unterliegt der Kranke entweder ganz oder einzelne Theile des Körpers nehmen dauernden Schaden.

Nachdem wir nun gesehen haben, was unter Heilung zu verstehen ist, nachdem wir erkannt haben, daß Krankheit nichts weiter ist als Reaktion des Gewebes auf eine Schädlichkeit, auf einen pathologischen Reiz, und Heilung nur dadurch zu Stande kommen kann, daß die physiologischen Funktionen des Gewebes der Stärke des Reizes entsprechend gesteigert sind, können wir nunmehr die Frage erörtern, ob bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft es auch künstliche Mittel giebt, die den Effekt haben, die Krankheitursache zu beseitigen. Wäre Dies der Fall, so wäre nur Zweierlei denkbar. Entweder die betreffenden Mittel vernichten die feindliche Kraftquelle direkt und machen so die Reaktion des Organismus überflüssig oder aber sie unterstützen oder vermehren sogar die Fähigkeiten des Organismus, die Krankheitursache unschädlich zu machen.

Für die Annahme der ersten Möglichkeit liegt bisher auch nicht der Schatten eines Beweises vor. Im Gegentheil haben alle Erfahrungen gelehrt, daß der menschliche Körper gegen alle chemisch differenten Stoffe weit empfindlicher ist als alle uns bekannten Mikro-Organismen, die wir als Krankheiterreger ansehen, und daß bei Verabreichung solcher Gaben, welche die Bakterien zerstören könnten, sicher vorher der Organismus zu Grunde gehen würde. Die Krankheiten nun, die nicht durch plötzlich eindringende, dem Körper feindliche Potenzen verursacht werden, sondern die durch dauernd einwirkende unzweckmäßige Lebensbedingungen, durch stetigen Mangel an den nothwendigen physiologischen Reizen, entstehen, sind in Bezug auf ihren ursächlichen Zusammenhang meist so unbekannt und komplizirt und treten gewöhnlich überhaupt erst dann in die Erscheinung, wenn

die Reaktion des Organismus schon lange vorher eingesetzt hat, daß in allen diesen Fällen von einer Eliminirung oder Vernichtung der Krankheitursache durch chemische Präparate gar nicht die Rede sein kann. Der Diabetes, die Gicht, die Steinbildung in den Nieren, in der Harn- und Gallenblase u. s. w., sind krankhafte Zustände, die sich so allmählich entwickeln und in ihren Entstehungursachen so verwickelt und unbekannt sind, daß uns jeder Anhaltpunkt fehlt, hier das ätiologische Moment direkt anzugreifen, und alle bisherigen Bemühungen konnten immer nur darauf gerichtet sein, einzelne unangenehme Symptome und Folgezustände zu beseitigen. Nun haben wir aber noch einen — wenn ich so sagen darf: mathematischen — Beweis dafür, daß es weder Substanzen geben kann noch je geben wird, die den Krankheiterreger direkt vernichten könnten.

Wenn zwei Substanzen anorganischer Natur auf einander einwirken, so können die gegenseitigen Affinitäten sich das Gleichgewicht halten — es findet keine Veränderung der Substanzen Statt — oder aber die Affinitäten der gegenseitigen Atome sind stärker als die der Atome der Einzelnsubstanzen unter einander und es entstehen neue chemische Verbindungen mit neuen Spannkräften. Ein Körper z. B. verbindet sich mit Sauerstoff, er verbrennt, wenn die Affinität des Sauerstoffs zu den Atomen des betreffenden Körpers stärker ist als die der Atome des Körpers unter einander. Wirken anorganische Verbindungen auf Theile organisirten Gewebes oder auf belebte zellige Wesen ein, so wird, wenn die Affinität der Moleküle oder Atome der anorganischen Substanz zu denen der organischen stärker ist als die der organischen unter einander, Zerstörung des lebenden Gewebes die Folge sein. So z. B. vernichten viele Säuren und Alkalien jede thierische Substanz. Ist dagegen die potentielle Energie der Thier- oder Pflanzenzelle größer, so kann die anorganische Substanz zersetzt und Theile davon, die die Zelle für sich verwerthen kann, können assimilirt werden; man denke an die Aufnahme von Kochsalz. Sind endlich zwei Energiepotenzen in Gestalt von ein- oder mehrzelligen Lebewesen im gegenseitigen Kräfteaustausch begriffen, so können sich die gegenseitigen Kräfte die Wage halten oder aber die eine Energiepotenz ist stärker als die andere und dann zerstört sie diese und verbraucht sie bei eventuellem Bedürfniß nach neuen Spannkräften als Nahrung. So können die Mikro-Organismen oder sonstige vitale Krankheiterreger die Zellen des thierischen oder pflanzlichen Gewebes zersetzen und auf ihre Unkosten ihr Dasein fristen oder aber die Gewebszellen entfalten mehr Energie und dann gehen die Mikroben zu Grunde und werden aufgezehrt.

Wenn wir nun diese Erwägungen anwenden auf den Krankheitprozeß, der doch nichts Anderes ist als der Kampf zweier mit verschieden starker Energie behafteten Potenzen, so ist es klar, daß nur die Substanz ein Heil-

mittel wäre, die noch größere Energie entwickelte als der Organismus, da dieser ja sonst allein im Stande wäre, die feindliche Kraftquelle zu zerstören. Bringe ich nun in den lebenden Körper eine Energiequelle, die stärker ist als die Potenz des Organismus selbst, so muß dessen sofortige oder allmähliche Zersetzung und Zerstörung die Folge sein. Daher ist die Anwendung aller Substanzen in dem Sinne und mit der Absicht, einen Krankheiterreger zu vernichten, eine Illusion, denn entweder richten sie den Organismus zu Grunde oder aber sie schwächen ihn — tertium non datur. Es läßt sich daher schon jetzt ermessen, welche falschen Vorstellungen und Voraussetzungen den Bestrebungen zu Grunde liegen müssen, die in allerneuester Zeit so viel von sich reden machen und die darauf gerichtet sind, durch Serumverbindungen die im Körper befindlichen pathogenen Mikroben zu zerstören. Man lasse sich durch die Thierexperimente nicht täuschen, denn das künstliche Hervorrufen von Krankheiten geschieht unter ganz anderen Bedingungen als unter den in der Natur herrschenden, so daß alle hierauf begründeten Schlußfolgerungen ohne Werth für die im menschlichen Körper sich abspielenden Prozesse sind.

Wenn wir also nicht über chemische Körper verfügen, die den pathogenen Reiz direkt treffen, so erübrigt noch, die zweite Annahme zu erörtern, nämlich ob die angeblichen Heilstoffe die physiologischen Reaktionen, die wir als natürliche Schutzvorrichtungen erkannt haben, zu unterstützen oder zu steigern vermögen. Würden die Heilmittel direkte Kraftpotenzen entwickeln können, so würden sie sich ja in nichts von den Nährsubstanzen unterscheiden; es wäre nur nicht abzusehen, weshalb man die wenig schmackhaften chemischen Präparate den doch mitunter recht gut mundenden Nahrungmitteln vorziehen sollte. Würde z. B., wie Manche behaupten, das Eisen in künstlichen Präparaten vom Organismus assimilirt und demgemäß ein Spannkraft und Energie erzeugendes Mittel, dann wäre es eben ein Nährstoff und mit keinem größeren Rechte als ein Heilmittel zu betrachten als jedes Kartoffeltheilchen, das wir einführen. Nun ist aber erst der Beweis zu liefern, daß in unseren sonstigen Nährsubstanzen nicht so viel Eisen vorhanden ist, wie der Organismus braucht. Mir scheint die Sache so zu liegen, daß in gewissen krankhaften Zuständen der Organismus vorübergehend die Fähigkeit verloren hat, Eisen zu assimiliren. Dabei ist noch Folgendes zu erwägen. Alle Stoffe, die, wie die Heilmittel, vom lebenden Gewebe nicht assimilirt werden, entziehen dem Körper Kraft, weil der Organismus immer eine gewisse — mehr oder minder große — Arbeit leisten muß, um die für ihn unbrauchbaren Substanzen zu eliminiren, und diese Arbeitleistung ist keine physiologische, dem Körper nützliche, sondern eine ihn depotenzirende, schädigende. Wir nennen solche Stoffe, die, in die Blutbahn

gebracht, das organisirte Gewebe schädigen, Gifte, daher ist jeder Arzneikörper, der nicht assimilirt wird, für den Körper ein Gift, das zuweilen nur geringe, oft aber auch sehr bedrohliche Konsequenzen zeitigen kann. Jeder, der sich einmal gründlich mit der Toxikologie beschäftigt hat, weiß, welches Unheil die angeblichen Heilmittel gelegentlich anrichten können. Jedes Arzneimittel setzt ein Plus von Schädlichkeit zur vorhandenen Krankheit und der Unterschied zwischen dieser Krankheit und der durch das Heilmittel geschaffenen Depotenzirung ist eigentlich nur ein gradueller; jedes sogenannte Heilmittel ruft also eine Krankheit für sich hervor. Es ist deshalb auch ein großer Unterschied, ob ich, wie Herr Dr. Jacusiel meint, zwei weich gekochte Eier zum Frühstück oder ein Morphiumpulver zur Nacht verordne: mit den Eiern führe ich dem Körper Spannkraft und daher lebendige Energie zu, durch das Morphium entziehe ich dem Körper Kraft, ich schwäche ihn.

Was nun schließlich die hypothetisch angenommene Wirkung betrifft, daß die Heilmittel im Stande sind, direkt oder indirekt am Orte der Krankheit die Energie zu erhöhen, so ist aus den vorhergegangenen Erörterungen bereits klar geworden, daß die Summe der Körperenergie durch chemische Fremdkörper nie erhöht werden kann. Demgemäß ist es auch ausgeschlossen, daß lokal die Energie erhöht werden kann, da ja diese Erhöhung nur dadurch zu Stande kommt, daß die Energie des gesunden Gewebes zum Theil für den erkrankten Theil verwendet wird. Ist nun die Summe der zu Gebote stehenden Energie im Ganzen kleiner geworden, so kann sie natürlich am Orte der Krankheit nicht erhöht sein.

Wenn es nun erwiesen ist, daß die Heilmittel weder die pathogenen Reize vernichten noch auch die physiologische Reaktion des Gewebes unterstützen, sondern im Gegentheil hemmen und zersplittern, — wie ist es möglich, daß solche irrthümlichen Vorstellungen von der Heilkraft der Arzneien entstehen konnten und noch heute von den Lehrstühlen herab den Jüngern der Wissenschaft gepredigt werden?

Die Ursache liegt darin, daß man die empirischen Thatsachen vollständig falsch interpretirt hat, — der Wunsch und das Interesse, Heilmittel zu besitzen oder sich so anzustellen, als ob es sie gäbe, ließ alle Thatsachen nur unter diesem einen Gesichtspunkte sehen und bewirkte, daß man alle schädlichen Wirkungen übersah oder abzuleugnen suchte und nur diejenigen berücksichtigte, welche geeignet sind, eine Täuschung des Bewußtseins hervorzurufen. Zum Theil nämlich sind die angeblichen Heilmittel direkte Nervengifte und sie wirken auf das Centralnervensystem entweder lähmend, die Funktion und die Sensibilität herabsetzend, oder stark erregend, wie z. B. Kampher, Benzoë, Moschus u. a. In beiden Fällen können diese Wirkungen subjektiv als wohlthuend empfunden werden, gerade wie die Wirkungen von

Nikotin, Haschisch, Coffeïn, Theobromin und anderen sogenannten Genußmitteln. Die Schmerzempfindung kann nach Morphium, Antipyrin und ähnlichen Giften nachlassen oder völlig aufhören, die Schlaflosigkeit kann eine Zeit lang durch die Hypnotika unterdrückt werden, in Schwächezuständen kann die anscheinende Kraftbelebung durch die Excitantien als wirklicher Kräftezuwachs imponiren und angenehme Gefühle erzeugen. Wenn Laien hierbei der Täuschung unterworfen sind, daß ihre Krankheit durch die erwähnten Mittel günstig beeinflußt worden ist, so ist Das nicht auffallend; wenn aber Aerzte und Professoren, die doch Mechanik, Physik, Chemie studirt haben und aus den Gesetzen der Energetik wissen müßten, daß die Summe der Körperenergie nur durch Assimilirung von wirklichen Nährstoffen erhöht werden kann und eine wirkliche Bekämpfung der Krankheit nur durch Erhaltung oder Erhöhung der Energie möglich ist, wenn diese ganz kritiklos alle jene Wirkungen als Heilwirkungen ansehen, so ist Das ein Beweis, daß die Entwickelung der medizinischen Wissenschaft mit der anderer biologischen Wissenschaften nicht Schritt gehalten hat.

Alle diese Mittel wirken in den erwähnten Fällen nur wie die Genußmittel und immer muß man sich darüber klar sein und der Patient muß darüber belehrt werden, daß die Anwendung dieser Substanzen subjektiv sehr angenehm sein kann, aber mit mehr oder minder großem Schaden für den Organismus verbunden ist. Zieht der Patient einen vorübergehenden Genuß einer wenn auch nicht mathematisch nachweisbaren, aber sicher eintretenden schädlichen Wirkung vor, so ist Das dann seine Sache; der Arzt hat nur die Pflicht, ihn auf die Konsequenzen aufmerksam zu machen.

Im Zusammenhang mit der angeführten Wirkung von Arzneimitteln, daß viele von ihnen als Nervengifte lähmenden oder erregenden Einfluß ausüben, steht auch der in äußerst seltenen Fällen mehr zufällig eintretende mechanische Effekt, der eine Folge der herabgesetzten oder gesteigerten Funktion sein kann. So z. B. könnte ein eingeklemmter Gallenstein durch die Lähmung der Muskulatur der Gallenblase nach einer Morphiumdosis vielleicht einmal schneller aus seiner eingeklemmten Position heraus und in den Darm hineingelangen. Abgesehen davon, daß es viel unschädlichere Methoden giebt, die den selben Zweck erreichen und den selben mechanischen Effekt erzielen, abgesehen davon, daß, selbst diese eine günstige Wirkung zugegeben, alle sonstigen Einwände gegen die Anwendung von Heilsubstanzen bestehen bleiben, — wie wenig Aussicht ist vorhanden, daß wir gerade diesen einen urzen günstigen Augenblick erhaschen, wo die Natur diese mechanische Wirkung benutzen könnte? Soll man deshalb, weil vielleicht unter Tausend Kranken einmal Einer durch ein an sich immer schädliches Mittel zufällig günstig beeinflußt werden könnte, alle anderen 999 fortwährend mit mehr

oder minder starken Giften traktiren? Hieße Das nicht mit Kanonen auf Spatzen schießen?

Wenn die Sache nun so liegt, daß alle Arzneikörper Stoffe sind, welche die Summe der Körperenergie herabsetzen, ihn also schwächen im Kampfe ums Dasein und daher nur dann anzuwenden sind, wenn es sich entweder um eine vom Patienten gewünschte Schmerzlinderung oder um Beseitigung sonstiger quälender Symptome, wie Schlaflosigkeit, Angstgefühle u. s. w., handelt oder wenn unheilbare Krankheiten schmerzstillende Mittel erheischen, — müssen wir da nicht die Flinte ins Korn werfen und wie die Türken mit gekreuzten Beinen das „Kismet" ertragen? Gewiß nicht. Wenn auch die direkte Vernichtung des pathogenen Reizes für immer aussichtlos ist, so ist es doch möglich, abgesehen von allen prophylaktischen Maßregeln, den Körper widerstandsfähiger zu machen, auch in Krankheiten die von der Natur eingeleitete physiologische Reaktion auf mannichfache Weise zu unterstützen, indem wir die gesammte vorhandene Energie möglichst zu erhalten, eventuell zu erhöhen suchen und nach Kräften dazu beitragen, sie möglichst am Sitze der Krankheit zu konzentriren.

Auf welche Weise lassen sich nun diese Ziele erreichen? Durch fortgesetzte, allersorgfältigste Beobachtung aller der Mechanismen, welche die Natur in Aktion setzt, um des Krankheiterregers Herr zu werden, durch genaueste Berücksichtigung der Symptome, die uns einen deutlichen Fingereig geben, wie die Eliminirung der Krankheitstoffe vor sich geht, durch andauerndes Studium sämmtlicher biologischen Lebensprozesse nicht vom Standpunkte des materiell interessirten Arztes, sondern vom Standpunkte des objektiven, kritischen Naturforschers, der in der Krankheit nur eine Theilerscheinung des Riesenkampfes in der Natur sieht, des Kampfes der Arten unter einander um ihre Existenz und die dadurch hervorgerufene fortschreitende Entwickelung. Die endgiltige Erforschung dieser Probleme harrt noch des großen Meisters und es ist sehr kühn, wenn manche Vertreter der sehr verbreiteten Naturheilmethode behaupten, daß es schon jetzt möglich ist, genau wissenschaftlich zu präzisiren, unter welchen Umständen jede einzelne Methode zur Unterstützung der Natur Verwendung finden darf. Nein, auch hier schwankt noch Vieles und noch recht viele Probleme warten auf ihre Lösung. Aber immerhin, das Prinzip ist richtig, und es heißt: zur Bekämpfung von Krankheiterregern dürfen wir nur physiologische Reize anwenden und nur solche Behandlungmethoden, welche von der Natur gewissermaßen vorgeschrieben sind, niemals aber dürfen wir glauben, durch pathologische Reize, die ja selbst ein Krankheit erregendes Agens sind, dem Organismus einen Nutzen zu bringen.

Ich habe nicht die Absicht, hier eine Anleitung für physiologische Heilmethode zu geben, sondern ich möchte nur noch an einigen Beispielen

zeigen, welche Aussichten sie für die Zukunft bietet, besonders wenn auch die Wissenschaft endlich „umkehren" und ihre Aufmerksamkeit diesem Problem mehr als bisher zuwenden wird.

Um die Körperenergie möglichst zu erhalten, werden wir bei akuten fieberhaften Krankheiten auf absolute Ruhe des Körpers dringen, weil bei jeder Bewegung Energie verbraucht wird; wir werden möglichst viel frische Luft zuführen, weil die Oxydation vermehrt, daher mehr Sauerstoff nothwendig ist; wir werden die uns bekannte Wirkung des Lichtes auf die vitalen Prozesse thunlichst berücksichtigen; wir werden die Ernährung so reguliren, daß nicht zu viel Energie bei dem Verdauungprozeß verloren geht, und der natürlichen Abstinenz nicht entgegenarbeiten, dagegen der Durstempfindung durch Verabreichen von Getränken sehr entgegenkommen, da dadurch die Schnelligkeit der chemischen Umsetzungen gesteigert wird; wir werden auch in einzelnen Fällen zu feuchten Einpackungen schreiten, um das zu schnelle Ableiten der Wärme nach außen zu verhüten und gleichzeitig eine Steigerung der exspiratorischen Hautfunktion zu erzielen, kurz —: wir brauchen nicht unthätig zuzusehen, sondern sind schon mit unseren jetzigen Kenntnissen im Stande, der Natur wesentliche Unterstützung zu gewähren. Wir haben zu thun, was der Chirurg thut, wenn er einen Abszeß öffnet oder eine Phlegmone operirt: wir erleichtern es der Natur, die Krankheitprodukte zu eliminiren. Denken wir ferner an die ausgezeichneten Wirkungen der Massage bei akuten und chronischen Prozessen, an den Einfluß einer methodischen Gymnastik bei Störungen im Cirkulationapparat, an die Vortheile einer rationellen Diät bei allen Krankheiten und besonders bei denen des Verdauungtractus, berücksichtigen wir die Beseitigung der häufig durch den Beruf erzeugten Schädlichkeiten, — so bieten sich uns eine Menge von Anhaltpunkten, wie wir dem erkrankten Menschen helfend zur Seite stehen können. Immerhin wird der ärztliche Beruf mehr ein künstlerischer als ein wissenschaftlicher sein. Das Belauschen der Natur in ihrem geheimsten Walten ist nicht Jedermanns Sache, und nur wenn der Arzt mit den feinsten Sinnesorganen und Nerven ausgestattet ist, wird er den richtigen Augenblick für das Einsetzen seiner Thätigkeit finden. Deshalb ist das persönliche Moment beim Arzt von so ungeheuerem Werth, deshalb spielen so viele Imponderabilien bei der Behandlung mit, deshalb ist der psychische Einfluß mitunter von größerer Bedeutung als alle physikalischen und mechanischen Methoden. Deshalb kann der Herr Pfarrer Kneipp ein großer Heilkünstler sein und sich doch über die Bedeutung seiner biologischen Grundlagen eben solchen Bewußtseinstäuschungen hingeben wie irgend ein hochberühmter Professor, der scheinbar wissenschaftlich mit „Heilmitteln chemischer Natur" arbeitet. Dr. Max Asch.

Büchner gegen Wundt.

Es ist eine schöne Sache um einen festen Glauben; er giebt dem Menschen Charakter und Haltung, spart ihm Schwanken in der Praxis und Denken in der Theorie. Alle Probleme werden dann gelöst nach der Methode Prokrustes: was in die vom Glauben geschaffene Form nicht paßt, wird vorn oder hinten abgehackt und gekürzt oder so lange gestreckt, bis es die nöthige Ausdehnung hat. So ergeht es auch dem Glauben an die Materie. Er ist so alt wie die Philosophie. Im vorigen Jahrhundert wurde er salonfähig, lernte feine Manieren, theilweise auch jene angenehme Frivolität der Ausdrucksweise, die so leicht mit „Freiheit“ oder „Stärke“ des Geistes verwechselt wird. Vor der edlen männlichen Reife der Kantischen Philosophie floh der Kindertraum des Materialismus und kehrte in seiner ganzen Naivetät zurück, nicht mehr salonfähig, sondern täppisch und plump, als der Hegelianismus, wie Talleyrand die Worte benützend, um die Gedanken zu verbergen, allgemeines Mißtrauen gegen die Philosophie erweckt hatte, einen Zustand der Verzweiflung, in dem man sich der Gedankenlosigkeit des Materialismus hingab, da er wenigstens verständlich war. Da brauchte man sich nicht zu quälen über Sein, Wesen und Begriff über die objektive und die subjektive Freiheit, über die Einheit von Sein und Nichtsein, da nannte Karl Vogt einfach den Metaphysiker Lotze einen „spekulirenden Struwwelpeter“, da sagte er eben so einfach: „Die Gedanken stehen in dem selben Verhältniß zu dem Gehirn wie die Galle zur Leber und der Urin zu den Nieren“. Selten ist ein größerer Unsinn in der Psychologie ausgesprochen worden. Denn die Gedanken sind keine Stoffe, wie Galle und Urin, sondern Ereignisse. Aber es klang besser als Hegel, man sah doch, wo und wie! Und damals schrieb auch Ludwig Büchner seinen Katechismus „Kraft und Stoff“, in dem alle Fragen des Lebens und des Denkens mit einer Geschwindigkeit, die fast Hexerei ist, beantwortet werden.

Aber Eins hatten die Herren Materialisten vergessen. Wenn sie Alles, was in der Welt ist, erklären wollten, so mußten sie auch das Erkennen erklären. Denn auch das Erkennen gehört zur Welt, es ist sogar beinahe die eine Hälfte der Welt, die subjektive, wie sie der Sprachgebrauch der anderen, als der objektiven, entgegenstellt.

Erkenntnißtheorie aber ist nicht Jedermanns Sache. Es gilt hier, zu trennen, was fest verschmolzen ist, zu isoliren, was immer verbunden erscheint. Es ist eine feine, peinliche Arbeit, wie auf einem Stücke Zeug drei oder vier über einander gedruckte Muster von einander abzuheben. Schon die Sinnesempfindungen sind sehr zusammengesetzt. Zwei Bilder eines Gegenstandes, noch dazu umgekehrt, die auf der Netzhaut als Flächen entstehen, werden als ein einziges, aufrechtes, nicht flächenhaftes, sondern dreidimensionales Bild empfunden, und es gelingt im normalen Zustande nur mit großer Mühe, oder mit Hilfe des Alkohols, wenn auch nicht die Flächenhaftigkeit, so doch die ursprüngliche Zweiheit wenigstens wieder herzustellen. Die vielen Töne, die in einem Klange vereinigt sind, vermag Niemand zu unterscheiden, höchstens die Gesammtheit der Obertöne von dem Grundton. Nicht minder zusammengesetzt sind die sogenannten Muskelempfindungen. Wenn wir einen Arm beugen,

haben wir eine Empfindung, die theils im Muskel selbst, theils in den Gelenken, theils in den Druckempfindungen der Haut, theils endlich im Gehirn ihren Ursprung hat. Wie sehr das Gehirn dabei mitwirkt, beweist ja schon die bekannte Thatsache, daß Amputirte in das nicht mehr vorhandene Glied, d. h. in seinen früheren Ort, immer noch Empfindungen verlegen. Und vollends unsere Gedanken! In ihnen sind ganze geologische Schichten von Empfindungresten übereinandergelagert und vereinigt. Fast jeder Gedanke ist ein höchst zusammengesetztes Wesen, wenn er auch noch so einfach scheint. Ein solcher Gedanke aber ist auch die Materie, die träge, gedankenlose.

Wenn man einen Materialisten fragt, was Materie ist, so sagt er: „Das, was Widerstand leistet"; also Das, was die Tastempfindung erregt. Die Tastempfindung hat nun eine eigenthümliche Eigenschaft: sie ist konstanter als die übrigen Empfindungen. Man kann die Augen schließen, die Ohren verstopfen, geruch- und geschmacklos sein, aber man kann nicht aus seiner Haut oder vielmehr seinen Häuten, äußeren und inneren, herausfahren. Da aber die Tastempfindungen, die Gefühle (nach dem Sprachgebrauch der älteren Physiologen), so beharrlich sind, so bilden sie den ersten Inhalt des Ichbewußtseins, das in der That ursprünglich nichts weiter enthält als die Gemeingefühle, d. h. die Empfindungen der äußeren und inneren Oberflächen des Körpers; erst mit fortschreitenden Jahren bereichert sich das Ichbewußtsein durch Erinnerungen, Willensrichtungen, Grundsätze u. s. w. Dieses Ich aber wird das Konstanteste, was es in unserem Bewußtsein giebt, und diese Konstanz wird rückwirkend übertragen auf die Empfindungen, die verhältnißmäßig am Treuesten unser Ichbewußtsein ausfüllen, nicht minder aber auch auf ihr objektives Korrelat, das Greifbare, Widerstand Leistende, die Materie. In jeden Theil der Materie, jedes wahrgenommene Ding, oder jedes gedachte „Atom", wird ein Ich hineingelegt. So ist in dem Gedanken „Materie" das objektive Element, das „Widerstand Leistende", noch vermehrt um ein subjektives Element, „das im Wechsel (gleich dem Ich) Beharrende". Auch dieser scheinbar so einfache Gedanke also ist eine Zusammensetzung aus mindestens zwei Elementen.

Aber sind denn der Tastsinn und sein äußeres Korrelat wirklich so absolut konstant, so ausdauernd? Schon im normalen Leben giebt es Augenblicke, wo man sich von der Materie in dem Sinne befreit, daß man sich einer Tastempfindung nicht mehr bewußt ist. Vor dem Einschlafen schwinden uns allmählich die Sinne, d. h. die Empfindungen; es kann sein, daß wir etwa noch einen aus der Ferne erklingenden Ton hören, der unser ganzes Bewußtsein ausmacht, während unsere Tastempfindung schon erloschen ist; dann ist das Gehör konstanter als die Tastempfindung. Auch giebt es Krankheiten, in denen diese Empfindung eben so erlischt wie beim Erblinden das Gesicht. Wenn in Folge einer Erkrankung der Tastregion des Großhirns „ausgebreitete Anästhesie" der inneren und äußeren Häute eintritt, die Tastempfindung fast völlig aufhört, dann müssen Auge und Ohr das Ichbewußtsein ausmachen. Ein solcher Kranker sagt: „Wenn ich nicht sehen kann, dann bin ich gar nicht." Werden ihm, wie von A. Strümpell*) beobachtet, von Anderen öfter bestätigt worden ist, Augen und Ohren verschlossen, so erlischt augenblicklich das Ichbewußtsein, es tritt sofort Schlaf ein. Ein normaler Mensch legt in das Tastbare die

---

*) Deutsches Archiv für klinische Medizin Bd. XXII, S. 347—349.

Konstanz seines Ich hinein. Ein solcher Kranker wird sie in das Sichtbare oder Hörbare legen. Die Gesichtsempfindung und die Gehörsempfindung, entweder zusammen oder allein, sind also unter Umständen der selben Herrscherrolle fähig wie die Tastempfindung.

Die Gesichtsempfindung beruht eben auch auf der Einwirkung konstanter Materie, des Aethers; — so wird man einwenden. Beide, Gesicht und Getast, sind nicht absolut, aber in gleichem Grade konstant, wie die Wissenschaft lehrt. Verzeihung: den Aether lehrt die Wissenschaft nicht, er ist nur eine Hypothese, eine bloße Fiktion zu methodischen Zwecken. Sie lehrt nur, daß wir Gestalten und Farben sehen; die nervösen Vorgänge dabei erklärt sie durch eine Analogie mit dem Tastsinn, indem sie einen Stoff annimmt: den Aether. Sie könnte die Analogie mit gleichem Rechte umkehren und für den Tastsinn Gestalten als Ursache der Empfindung annehmen. Denn wie wir auch den Stoff zu denken versuchen, wie wir auch die letzten Theile, die Atome, uns vorstellen, — ohne eine Farbe und ohne irgend eine Gestalt können wir sie nicht denken.

Die Gestalten und Formen, vom Stoffe untrennbar, haben das selbe Recht, zum Wesen der Welt erhoben zu werden, wie der Stoff. So waren auch für Plato die Ideen, d. h. die Gestalten, der Kern alles Seienden, und für Aristoteles war die Form das herrschende Prinzip. Beide hatten eben die Auswahl, was sie an dem Atom für das eigentlich Wesentliche erklären wollten: seine Form, die sie wenigstens mit Leichtigkeit vom Stoffe abstrahiren konnten, die freilich ohne Stoff auch niemals anschaulich wird, oder den Stoff, den wir niemals von der Form abstrahiren, den wir nicht einen Augenblick ohne irgend eine Form, ohne irgend welche Umrisse, denken können. Sie entschieden sich Beide für die Form; der Stoff schien ihnen mehr der Form unterworfen zu sein als die Form ihm; außerdem ist diese verwandt mit der Zahl, die auch ihren Ursprung nicht aus dem Stoff hat. Und die moderne Naturwissenschaft hat ihnen Recht gegeben; ihr weicht der Stoff immer weiter zurück ins Unergründliche, Unerkennbare, aber auch Gleichgiltige. Nur die Energie, d. h. die virtuelle Bewegung, ist nach Gestalt und Zahl ihr Gegenstand. Die Physik, sagt Kirchhoff, ist die Beschreibung der Bewegungen. Und wo es verschiedene Energien zu vergleichen giebt, wie bei den Atomgewichten der Chemie, da wissen wir von ihnen auch nur durch Zählen und Messen.

Also weit entfernt, Gedanken aus sich entstehen zu lassen, ist die Materie selbst ein Gedanke. Schopenhauer hat nicht Unrecht, wenn er das unauslöschliche Lachen der Olympier über Diejenigen erheben will, welche Dies nicht merken. Wir haben schlechterdings nichts als Sinnesempfindungen, aus denen sich all unser Wissen aufbaut. Auch die Psychologie hat nichts Anderes als Dies. All ihr Forschen geht dahin, die verschiedenen Empfindungen und Sinnesgebiete mit einander zu vergleichen. Sie findet dabei durch eine Kette von Schlußfolgerungen — keineswegs aus unmittelbaren Wahrnehmungen —, daß gewisse Vorgänge in unseren Nerven verbunden sind mit gewissen Empfindungen. Hat sie nun das Recht, zu sagen: „Bewegungen im Nervensystem sind die Ursache der Empfindungen"? Keineswegs! Denn die Gesetze der Natur reichen nicht weiter als die Thatsachen, aus denen sie gefunden sind, und das Gesetz der Ursache und Wirkung haben wir abgeleitet aus gleichartigen Erscheinungen. Eine Bewegung ist die Ursache einer anderen, ein Gedanke die Ursache eines neuen Gedankens. Handelt es sich aber um Bewegungen in Nerven und um

Empfindung, so haben wir zwei völlig ungleichartige Elemente, ein äußeres, räumliches und zeitliches Geschehen, die Bewegung, wie sie auch bei allem sogenannten Leblosen stattfindet, und andererseits die Empfindung, die Räumliches und Zeitliches als wesentliches, untrennbares Element nicht haben kann, weil sie, in gewissen Fällen wenigstens, von Beiden getrennt, in unserem Bewußtsein auftritt. Solche Fälle sind jener vorhin erwähnte Moment vor dem Einschlafen oder der ihm durchaus gleiche Moment nach dem Erwachen, die Zustände vor und nach einer Ohnmacht und ähnliche Erscheinungen.

So bleibt keine andere Möglichkeit, als diesen Gegensatz als eine letzte Thatsache hinzunehmen und ihn uns in irgend einer Form begreiflich, d. h. anschaulich, zu machen. Die allein mögliche Art aber, Dies zu thun, ist die, eine einzige Kausalreihe anzunehmen, ein einziges Geschehen, das sich nur von zwei verschiedenen Seiten uns darstellt. Auf der einen Seite erscheint es als eine Reihe von Bewegungen, die, in der Außenwelt beginnend, auf das Nervensystem übertragen werden; z. B. Luftwellen, die sich auf unser Trommelfell fortpflanzen und in ihrem äußeren Theile sowohl wie auch bis zu einem gewissen Grade im inneren nervösen Theile durch den Gesichtssinn und durch komplizirte Analogieschlüsse zählbar und meßbar sind. Unmittelbar aber und ohne weitere Schlüsse betrachtet, sind diese vielen Wellen eine einheitliche Tonempfindung, in der von einer Mehrheit, von einem Auf- und Abwogen nichts enthalten ist. Solche Empfindungen können nicht zum Zwecke der Erklärung mit völlig heterogenen Erscheinungen verglichen werden, sondern nur mit ihresgleichen, sie können von keinem Anderen verursacht werden, da die Ursache ihnen gleichartig — d. h. selbst wieder Empfindung — sein müßte. Dies ist der Sinn des Wundtschen psychophysischen Parallelismus, einer erkenntnißtheoretischen Nothwendigkeit, die Professor Büchner nicht verstanden hat.

Professor Büchner scheint Wundt nur flüchtig gelesen zu haben. Er sagte hier früher (S. „Zukunft“ Nr. 32), Wundt spreche von „Wechselwirkung“ zwischen Seele und Leib. Ich habe im Schlußkapitel der Physiologischen Psychologie, auf das Professor Büchner sich bezieht, diesen Ausdruck vergeblich gesucht und nur das Prinzip der psychophysischen „Wechselbeziehung“ gefunden. Dieses aber besagt etwas ganz Anderes. Wechselbegriffe oder „reciproke Begriffe“ sind solche, die ohne Aenderung des Sachverhaltes für einander eintreten können, z. B. die beiden Seiten einer mathematischen Gleichung, oder „Hautflügler“ für „Ameisen, Bienen und Wespen“. In ähnlicher Weise bedeutet Wechselbeziehung nur das Einsetzen psychischer Prozesse für physische und das Umgekehrte, — ein Verfahren, das wir einschlagen müssen, weil uns kein Prozeß von beiden Seiten vollständig zugänglich ist. Die Wechselwirkung zwischen „Seele“ und „Leib“, den influxus physicus, wie der technische Ausdruck lautet, hat Wundt nie und nirgends gelehrt, er hat ihn vielmehr an verschiedenen Stellen seines Werkes ausdrücklich abgelehnt.

Es ist fast naiv, wenn Professor Büchner gegen die Theorie des Parallelismus den erfahrungsgemäß häufigen und sehr starken Einfluß des Moralischen auf das Physische und die umgekehrten Fälle anführt. Denn es ist ja immer nur ein einziger Prozeß, um den es sich handelt, nur mit verschiedenen Mitteln erkannt, das eine Mal mittels der inneren Erfahrung, dann „moralisch“ oder „innerlich“ genannt, das andere Mal mit der äußeren Erfahrung, dann physisch genannt. Wenn es durch die Fortschritte der Chirurgie und durch sinnreiche Spiegelung zu erreichen wäre, daß ein Physiologe sein eigenes Gehirn mikro-

skopisch studiren könnte, so würde er bis zu einem gewissen Grade fortwährend die Ansichten beider Erfahrungen, der von innen und der von außen, genießen können. Und wenn einen solchen Selbstforscher dann das traurige Geschick jenes Amerikaners träfe, dem eine Eisenstange von 1½ Zoll Durchmesser durch das Großhirn fuhr und der danach noch 12½ Jahre lebte, so könnte er 12½ Jahre an sich selbst, während er die Abnahme seiner Geisteskräfte empfände, zugleich die physiologischen Begleiterscheinungen in seinem Gehirn mikroskopisch studiren, — vorausgesetzt natürlich, daß die Methoden dieser Beobachtung schon den Vorzug aller fest eingeübten Thätigkeiten hätten, nämlich den, auch eine starke Verletzung etwa der einen Großhirnhemisphäre noch zu überdauern.

Die Auffassung also, die Büchner vom psychophysischen Parallelismus hat, war inkorrekt; noch merkwürdiger aber war seine Stellung zu den Konsequenzen dieser Theorie. Es ist ja nach ihr offenbar ein einzelliges Wesen von innen gesehen, empfindend, von außen betrachtet, nach mechanischen Gesetzen bewegt. Die Zelle, das organische Urwesen, ist aber irgendwann und irgendwo einmal aus dem sogenannten unorganischen Stoffe entstanden. Da die Empfindung nicht plötzlich aus einer neuen Bewegung entstehen kann, so muß sie auch in dem sogenannten unorganischen Stoffe schon vorhanden sein, wenn auch in geringerem Grade. Es ist eine nothwendige Folgerung, in den Bewegungen auch des unorganischen Atoms ebenfalls nur die äußere Seite eines seelischen Vorganges zu sehen, während seine innere Seite, da wir nicht in ihm stecken, sich uns auf ewig entzieht. Jene Innenseite aber wird ähnlich sein wie die des niedersten Lebewesens, etwa einer Amöbe, deren ihr ganzes Seelenleben bildender Freßtrieb äußerlich als Stoff anziehende Bewegung erscheint. Diese Anziehung ist keine andere als die, kraft deren das Eisen den Rost anzieht oder Sauerstoff frißt, oder — nach dem Sprachgebrauche, der das Verhältniß nur umkehrt — vom Rost gefressen wird. Auch hier müssen wir eine uns verborgene Innenseite annehmen. In diesem Sinne sagt Wundt: „Die bewegte Substanz (oder das einfachste Substanzelement, das Atom) ist zugleich die Trägerin des psychischen Elementarphänomens, des Triebes," — und er zieht damit eine nothwendige Folgerung, sobald man den psychophysischen Parallelismus für den Menschen annimmt.

Den wissenschaftlichen Motiven Wundts hätte Büchner nachgehen sollen, anstatt zu fragen, ob vielleicht die Stellung Wundts als Philosophie-Professor Einfluß auf sein Denken geübt habe. Es ist eine bekannte Manier, durch rhetorische Fragen, die eigentlich gar keine Fragen sind, dem Gegner ohne jeden Beweis außerhalb der Sache liegende und deshalb sehr fragwürdige Beweggründe unterzuschieben; aber diese Manier sollte Büchner den Tagesschriftstellern niederen Ranges überlassen. In der Biographie Büchners, die der Ausgabe von „Kraft und Stoff" vorgedruckt ist, wird nebenbei auch erzählt, wie der Herzog von Koburg Herrn Büchner den Professortitel verlieh; ich glaube und hoffe, daß noch Niemand die Frage gestellt hat, wie etwa diese Verleihung auf die Ansichten Büchners gewirkt haben könnte.

Die Polemik Büchners hätte ferner sehr gewonnen, wenn er die prinzipiellen Unterschiede ähnlich benannter, aber ihrem Wesen nach sehr verschiedener Begriffe besser festhielte, wenn er nicht, was neuerdings F. Paulsen*)

*) Einleitung in die Philosophie, 2. Aufl., S. 85.

getadelt hat, Sätze von verschiedenem Inhalt durcheinander wirrte, wenn er den Fehler miede, den er in „Kraft und Stoff" den Philosophen vorwirft, „daß sie Worte oder Bezeichnungen, welche eigentlich nur eine konventionelle Bedeutung haben, für wirkliche Dinge oder Wesenheiten nehmen," wenn er sich ferner hütete vor „dem falschen Begriffe, den sie (die Philosophen) sich von der Materie machen." Wäre Professor Büchner dem Begriff der Materie auf den Grund gegangen, so hätte er den Wundtschen Parallelismus besser verstanden, auch nicht in seinem Werk so schreiende Widersprüche hingeschleudert wie den: „Die Materie ist lange, lange vor dem Geist dagewesen" (S. 65) und (S. 71): „Es giebt keinen Geist ohne Materie, aber auch keine Materie ohne Geist."

Aber nicht blos sein Stoffbegriff, sondern auch seine ganze Psychologie ist der Vertiefung sehr fähig, vielleicht sogar bedürftig. Dafür legt jede Seite der psychologischen Kapitel Zeugniß ab; an einer Stelle z. B. wird die Hoffnung ausgesprochen, daß einst für die verschiedenen Arten höherer psychischer Thätigkeit, wie Vernunft, Phantasie, Gedächtniß, Zahlensinn, Raumsinn, Musiksinn, Schönheitsinn u. s. w., besondere Zellen oder Nervenkugeln entdeckt werden. Das ist nichts weiter als ein Rückfall in die gröbste Phrenologie, es fehlen blos noch der Diebessinn, der Ortssinn, der Höhensinn und die vielen anderen Sinne Galls. Bald darauf folgt eine Berechnung der Zahl der menschlichen Vorstellungen. Ein kühnes Unternehmen, aber nur für — die blöden Philosophen! 15000 Wörter hat die gebildetste Sprache, wortlose Vorstellungen giebt es sehr wenige, wenn wir jeder Vorstellung 4 bis 5 verschiedene Formen zugestehen (soll heißen: jedem Worte 4 bis 5 verschiedene Vorstellungen), kommt erst eine Anzahl von 100000 (?) heraus. Eine schöne Zahl, aber passender für bescheidene Bankiers als für anspruchsvolle Psychologen. Denn mit 15000 Wörtern lassen sich nach den Gesetzen der Kombination unzählige Male unzählige Sätze bilden. Und Vorstellungen werden öfter durch einen Satz ausgedrückt als durch Wörter — ganz abgesehen von den durchaus nicht wenigen wortlosen Vorstellungen. Wenn ich sage: das Laub wird gelb, so ist Dies eine Vorstellung, eine Wahrnehmung, ausgedrückt nicht durch ein Wort, sondern durch einen Satz. Damit fällt die ganze Berechnung ins Wasser, in das Meer der Irrthümer, über die Professor Büchner unter den zehn Leitsätzen, mit denen er die Pforte seines Buches schmückt, folgenden schönen Satz von Joh. Spiller anführt: „Die Zahl der Irrthümer ist grenzenlos, die Wahrheit ist nur eine." Uebrigens, da die Irrthümer auch Vorstellungen sind, so wird Professor Büchner ihre Zahl wohl auch noch berechnen und jenen Satz Spillers Lügen strafen. Die Psychologen sind sehr neugierig auf diese Berechnung. Für heute wollte ich nur den von Büchner unverstandenen psychologischen Parallelismus beleuchten, und zwar, um Büchner einen Gefallen zu thun. Seit seinem eben so kühnen wie unglücklichen Versuch, Wundt zu kritisiren, ist die vierte Auflage des zweiten Bandes der Physiologischen Psychologie Wundts erschienen. Wundt hat sich nicht bewogen gefühlt, in dem von Büchner angeführten Schlußkapitel auch nur ein Jota an seinen „Redewendungen" zu ändern. Ich habe versucht, dem berühmten Materialisten die Gründe dafür klarzulegen, ich wollte ihm ein fatales Erstaunen ersparen. Denn das Erstaunen ist nach Plato der Anfang der Philosophie. Und da der Herr Professor Büchner die Philosophie nicht liebt, so wird er ganz sicher auch das Erstaunen nicht lieben.

Leipzig. Dr. Paul Barth.

Rom.

Herr Ludwig Stein, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Bern, hat sich berufen gefühlt, die Menschheit vor den Gefahren zu warnen, die ihr durch die Verbreitung der Schriften Nietzsches*) drohen; er hofft, die Schlagkraft des großen Hammers abzuschwächen, wenn er den Thor der Moral einen philosophischen Dilettanten, den Sprößling Machiavells einen Neucyniker nennt. Wenn Nietzsches Forderungen dem Temperament und den Strömungen der Zeit entsprechen, so wird, fürchte ich, weder ihr Dilettantismus noch ihr Cynismus ihren Sieg hindern. Die methodisch schwache Stimmungsphilosophie Schopenhauers hat den Sieg über die voraussetzunglose Dialektik Hegels behalten, weil jene das Willensſublimat des Jahrhunderts darstellte, nicht diese. Das Leben hat allezeit Recht behalten vor dem Katheder.

Herr Stein stellt Nietzsche als ein wahres Scheusal hin, das der menschlichen Bestie Mord und Totschlag als täglichen Zeitvertreib empfiehlt. So hat er die „Kultur der Instinkte" verstanden, und vergißt, daß Nietzsche mit dem Hammer philosophirt, nicht mit der Forke. Ein Cyniker Nietzsche, der als die edelste menschliche Empfindung die Ehrfurcht bezeichnet**) und als Kennzeichen wahrer Vornehmheit die Achtung vor der Bibel setzt! Herr Stein übersieht vollkommen, daß für Nietzsche die eigene Philosophie so gut wie jede fremde nur Individualerguß ist; er ist ein Erzieher, aber kein Lehrer, er giebt anregende Träume, aber nicht Dogmen. Er ist der Heine der Gedankenwelt.

Nietzsches große Entdeckung ist die Moral als Rassenwille; die Idee von den „two nations," die Disraeli in der sozialen Geschichte fand, hat er in der sittlichen Welt entdeckt. Er hat mit dem morschen Kantischen Pseudopostulat einer transszendental begründeten Moral endgiltig aufgeräumt. Wie Ibsen im „Ballonbrief" schleudert er Brander gegen die herrschende Kultur, die ihm ein Entarten der Rasse bedeutet, — nicht im physischen Sinne, wie Herr Stein versteht, sondern hinsichtlich der Willensenergie. Stein versteht Alles nur im gröbsten, äußerlichen Sinne. Das Mark in Nietzsches Lehre ist die gegenseitige zuvorkommende Hochachtung aller wahrhaft vornehm Gesinnten, aller ethisch Starken, der verachteten Niedrigkeit und sittlichen Feigheit der zusammengebackenen Masse gegenüber. Nietzsches Verdienst ist, zum ersten Male Ursprung, Lauf und Ziel der die Kultur durchfließenden Moralwellen mit der iranischen Ober- und der turanischen Unterströmung analysirt, den Zweck aus der Ethik herausgeschält, sie mit einem Schlage von der banalen humeschen Nützlichkeit und der aufgetünchten Göttlichkeit befreit, sie als reines Lebensprodukt hingestellt zu haben. Das erhebt ihn so hoch über Spencer wie über Kant. Der Mensch nennt gut und böse nicht, was sich auf seine Interessen bezieht, und seien sie noch so altruisirend, noch so metaphysisch, sondern was seinen Instinkten, seinem Kraftbewußtsein, entfließt oder ihnen widerspricht.

Die Irrthümer Nietzsches liegen nach ganz anderen Seiten, von denen sich freilich Herr Stein nichts träumen läßt. Nietzsche wirft Kulturströmungen durch einander, die wohl in ursächlichem Zusammenhang stehen, aber in den

*) Friedrich Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren. Berlin 1893.
**) Jenseits von Gut und Böse.

Strukturen ihrer Erscheinungformen nichts mit einander gemein haben. Das Christenthum ist zwar jüdischen Ursprungs, aber das biblische Judenthum war das exklusivste aller Völker. Es ist also verfehlt, dem Mischgebräu der Sklavenmoral rein jüdischen Charakter anzudichten. Die Renaissance ist ohne Zweifel aus dem Wiederaufleben der römischen Antike entstanden und das Barock aus der Hypertrophie der Herrschfreude der Renaissance: aber die Oligarchie der Antike, der Individualismus der Renaissance und der Absolutismus des Barock sind grundverschiedene Dinge, die Nietzsche mit Unrecht durcheinander wirft. Gerade weil er unablässig das Wort „historisch" gebraucht, kann man wetten, daß ihm der historische Sinn fehlt. Er hat die Morphologie der Moral mit ihrer üppigen Formensprache nicht scharf genug untersucht und bietet immer wieder nur das gleiche eintönige Schema der „Hauptströmungen".

Schwerer noch scheint mir sein zweiter Irrthum. Der erste ist nur eine Sünde gegen die Geschichte, der zweite eine gegen sich selbst. Nietzsche schätzt die Werthe der Moralen gegen einander ab. Er verlangt, daß seine Philosophie nur für ihn persönlich Giltigkeit habe, und er setzt positive, dauernde Werthe, er entwirft einen Kurszettel der Ethik, eine Rangordnung der lebendigen Erscheinungen, der zeugenden Thaten, der wandelnden Menschen, ja er giebt seinem Werthmesser geschichtlich rückwirkende Kraft. Nietzsche, der große Zweifler, die unerbittliche Geißel des Dogma, ward hier zum vereideten Makler, zum Schulmeister! Indem er die existirenden Moralformen nach seiner persönlichen Taxe mit dem Kapital seines Geistes belieh, sündigte er gegen seinen eignen Satz, daß das Radikale das letzte Vorurtheil sei.

Unsere Zeit ist dem Radikalen abgünstig. Sie liebt es weder in der Kunst noch in der Politik, weder in der Herren- noch in der Sklavenmoral. Wir leben in dem Zeitalter des bürgerlichen Geistes, jener breiten, schweren, wirbelarmen Strömung, die in der Reformation den ersten Vorstoß zur Herrschaft versuchte, aber, von dem Rückschlag des zweischneidigen Schwertes der Religion schwer verwundet, sich fast verblutete und nur dem Absolutismus die Bahn öffnete. Wieder genesen und an Erfahrung reicher, führte das Bürgerthum seinen zweiten centraleuropäischen Vorstoß nur mit wirthschaftlichen und politischen Waffen und trug in den Riesenschlachten von 1789 bis 1871 den vollen, endgiltigen Sieg davon. Der Freigelassene ist der Herr geworden, aber als Herr fühlt und handelt er noch immer unbewußt nach den angezüchteten Instinkten seiner Ahnen. Er will ungezügelt herrschen, aber sein Herz schlägt in heimlicher Furcht vor dem Kampfe. Stets hat er die brutale Arbeit des Schlagens, die Roheit der Barrikade, mit Vorliebe den Sklavenmassen des Proletariats zugewälzt. Das stille, ruhige wirthschaftliche Abschlachten war ihm sympathischer, seine Lieblingswaffe das tausendmaschige Fangnetz des Gesetzes, das, von der Steinschen Städteordnung bis zu den Caprivischen Handelsverträgen folgerichtig gespannt, den verachteten, geldschweren retiarius zum König der Arena machte. Vorläufig erhält das Bürgerthum seine Herrschaft durch die Abdämmung der rohen Gewaltäußerung des Einzelnen. Es geht darauf aus, lauter kleine Individualitäten zu schaffen und jede große zu unterdrücken. Es ist selbst „Wille zur Macht" im Nietzscheschen Sinne, es verkündet den fortwährenden Kampf Aller gegen Alle; aber es beschränkt die Form der Kampfesweise, die Wahl der Waffen, indem es die Gesetze so einrichtet, daß sie das Uebergewicht des wirthschaftlich Starken unerschütterlich machen. Es erfand das blendende Schlagwort der „bürgerlichen Ordnung", die in Wahrheit nichts weiter ist als

eine Schlachthausordnung. Es kann die Gewalt natürlich nicht entbehren, es gießt sie in die Gestalten des Heeres, der Polizei, der Bureaukratie und stellt sie in den Dienst der herrschenden Klasse.

Obgleich nun die scheinbar friedlichste aller Gesellschaften sich in Wahrheit als eine Neubildung des „Willens zur Macht" entpuppt, wäre es doch falsch, die Nietzscheſche Annahme eines jeder beseelten Kreatur angeborenen, allgemeinen und ununterdrückbaren Willens zur Macht, der sich nur in den Formen und Mitteln seiner Befriedigung verändere, ohne Weiteres zuzugeben. Hier vielmehr scheint mir der Einsatzpunkt für eine nachspürende, schaffende Kritik des großen Denkers gefunden.

Die stärkste und sichtlichste Gegenströmung wider den Willen zur Macht scheint mir der Anarchismus zu sein, der von Tag zu Tag an Ausdehnung, Interesse und Wichtigkeit gewinnt und schon heute die Theilnahme der Gebildeten tiefer fesselt als der verflachte Sozialismus. Das gemeinsame Grundgefühl aller anarchistischen Bestrebungen ist die Abneigung gegen die Gewalt, den Zwang. Der Anarchismus hat das Problem des Rechtszwanges aufgestört, wie Professor Stammler unlängst hier nachgewiesen hat: „Recht ist Gewalt, und Gewalt ist Unrecht." Der Grundgedanke aller anarchistischen Richtungen ist: ein riegloses Zusammenarbeiten aller Menschen, jedes für sich, gegenseitige Achtung und Duldung, ein milder Egoismus, der den Altruismus nicht bekämpft, sondern überflüssig macht, Vernichtung von Autorität, Staat, Religion, eine gewisse kühle Vornehmheit als Grundstimmung, vollkommener Ausschluß jeder physischen Gewalt, jedes Zwanges.

Auch in die Nietzscheſche Weltanschauung finden sich anarchistische Elemente eingesprengt. Der Meister will Zwang üben, aber nicht leiden. Er hält sich für berechtigt, seinen Willen der Welt aufzunöthigen, weil sein Geist die Welt glücklich machen muß, er darf keinen fremden Willen über sich leiden, da kein Geist dem seinen ebenbürtig ist. So steht er gleichsam auf dem äußersten rechten Flügel des großen Bogens der zum Kampf gegen die Gesellschaft des Zwangsrechts ausgerüsteten, alle Spielarten umfassenden Anarchistenarmee. Wie bei einer Parade steht sie erwartungvoll da; überall verschieden glänzende Uniformen, aber eine ordre de bataille, eine Losung: die rollende Artillerie Nietzsches, die niedre, lange, eintönige Linie Tolstoischen Fußvolks, die koketten Lanciers der Stirnerschule, die vereinzelten, weit voraus schwärmenden Tirailleurposten der „Propaganda der That", und ganz fern auf der äußersten Linken, von einer Staubwolke verhüllt, eine noch unerkennbare Waffengattung. Warten wir einen günstigen Windstoß ab, der diese unsere Ferngläsern entschleiert. Welche dieser Waffengattungen wird am Tage der Schlacht die siegwirkende Charge ausführen?

In seinem vorletzten Werke*) enthüllt sich Tolstoi als vollkommenen Anarchisten. Er spricht zwar auch hier vom „Reich Gottes" und vom „Christenthum", aber er versteht darunter nur eine Art kategorischen Imperativs, der sich ihm praktisch ausdrückt als das Gebot: „Widerstrebe nicht dem Uebel mit Gewalt, sondern mit der Kraft des Geistes." In Wahrheit ist Tolstoi Atheist und Anarchist, er donnert gegen Kirche und Staat, er verwirft den Dogmenglauben, den Besuch des Gotteshauses, die weltliche Obrigkeit und die allgemeine Wehrpflicht, er empfiehlt Steuer- und Militärdienstverweigerung und versteht unter Gott nichts Anderes als die Friedensliebe in der menschlichen Brust.

*) „Das Reich Gottes ist in Euch." Von Leo N. Tolstoi. Stuttgart 1894.

So erhaben und edel diese Lehren und Forderungen klingen, die ein Reich allgemeiner Menschenliebe begründen wollen, so scharf und treffend die Kritik der herrschenden Zustände ist, so schlecht und unpraktisch scheint mir doch das Tolstoische Rezept. Es liegt mir zu viel Schäferweisheit darin. Niemand ist wohl heutzutage noch so naiv, an ein Reich der allgemeinen Menschenliebe zu glauben. Alle dogmatischen Menschheitbeglückungen, alle diese Universalmedizinen, haben den Fehler, die natürliche Gleichheit der Menschen vorauszusetzen, den thörichtesten Wahn, in dem sich der kindliche Liberalismus des Roccoco wiegen konnte und von dem diese Gesellschaftanschauung sich, einigermaßen erwachsen, auch sogleich lossagte, der aber in hinkenden Hirnen noch immer umherwühlt. Welche Thorheit, allgemeine Passivität für möglich zu halten! Nicht jeder Mensch hat den Willen zur Macht, aber nicht Jedermann ist ohne Thätigkeittrieb, der sich nach der individuellen Natur oft in elementaren Formen Luft machen muß. Man stelle sich einen tolstoisirten Gallier vor! Abgeschmackt ist die oft zu hörende Redensart, Dies oder Jenes „widerstreite der menschlichen Natur". Es giebt keine allgemeine „menschliche Natur". Aber es giebt immer Menschen mit Temperament, Nerven, Leidenschaft. Die Evas und Kains sind Rassentypen. Solche Leute werden in der Dogmenzwangsjacke krank, und in ihrer Krankheit Verbrecher. Das soziale Problem, zuerst allen Menschen die Befriedigung ihrer animalischen Bedürfnisse zu sichern, ist gewiß wichtig. Aber wenn es nur durchgeführt werden kann mittels Bebelscher Willensnivellirung oder gar Tolstoischer Willenskauterisirung, so verzichte man lieber im Voraus auf alle Zukunftgesellschaften dieser Bekenntnisse, denn sie werden doch nur von kurzem Bestand sein und in der kurzen Zeit die Menschheit noch elender machen als der Kapitalismus. Der Tolstoismus ist die Philosophie der slavischen Steppe, des uralisch-karpathischen Landrückens: er ist durch und durch antieuropäisch.

Die beiden Richtungen, die man auch in der Gassensprache bisher als Anarchismus bezeichnete und die sich nur in der Taktik unterscheiden, erfreuen sich einer Grundlage, die der Psychologie scheinbar besser entspricht. Das Privateigenthum soll bestehen, aber ohne Kapitalzins und Grundrente. Die Arbeitmittel, bezw. das für ihre Anschaffung nöthige Kapital, sollen von der Nationalbank zinsfrei ausgeliehen werden und das selbe Institut soll den Waarenaustausch vermitteln, indem es jede gelieferte Waare abschätzt und bezahlt. Diesem Anarchismus liegt die sehr richtige Anschauung zu Grunde, daß ein Theil der sozialen Frage gelöst wäre, sobald man die Akkumulation des Kapitals verhindern, Das heißt: Jedermann nöthigen könnte, die Zinsen seines Kapitals zu verzehren. Mit einem Wort: man versucht, durch nationalen Freikredit das Kapital zu dekapitalisiren, ihm die Chance des unbeschränkten Werbens zu nehmen. Aber dauernde Vortheile kann ich mir vom Proudhon-Mackayismus nicht versprechen. Er beseitigt den Zwang nicht, er nuancirt ihn nur. Die Abschätzung der persönlichen Arbeit ist nur eine Neubildung der Gewalt — wenn man nicht auf den rohesten Tauschhandel zurückfallen will, der stets zu Schwindel, Streit und Totschlag führt.*) Sobald man den Arbeitwerth abzuschätzen beginnt, muß man auch Alles abschätzen: Bücher, Dramen, Gemälde, Erfindungen. Wo bliebe die qualifizirte Arbeit, die geistige That, der „Liebhaberpreis"? Die Taxatoren würden von der Mehrheit gewählt, die stets Verächterin der geistigen Arbeit ist. Schon Marx setzte den wirthschaftlichen

*) „Die Anarchisten." S. 132. (Volksausgabe.)

Werth der geistigen Arbeit gleich Null, — und daher die konsequente Verachtung der Künstler, der Literaten, Gelehrten und aller Geistesarbeiter bei den sozialistischen Handarbeitern.

Nein, für uns Künstler ist im Anarchismus schon gar nichts zu holen! Und zu welch verfilzten Cliquenbildungen muß solch ein Rattenkönig von Vereinigungen führen, zu welchem Geschiebe von Intriguen, Haß, Neid, Gemeinheit, das jedem anständigen Menschen die Existenz auf die Dauer unerträglich machen muß. Das wird ein unablässiges Ein- und Austreten aus den verschiedenen Klubs! Das wird ein Hetzen, Lügen, Kriechen, Wühlen! Da ist mir am Ende der Sozialismus noch lieber, dem Arbeit nur Arbeitzeit ist, der Jedermann nur die geleistete Stundenzahl verrechnet.

Der Anarchist-Egoist will herrschen, und seine „Freiheit" ist lediglich eine Lockruthe. Er schafft die Staatsgewalt ab, um die persönliche Gewalt ungehindert zu entfalten. Denn Herrschaft ohne Gewalt ist Humbug. Credat Judaeus Apella. Nietzsche ist wenigstens offen. Tolstoi wenigstens konsequent!

Wer nicht vollkommen staarblind in der Welt umherläuft, wird indessen längst zum Bewußtsein gekommen sein, daß allenthalben, bald hier, bald dort, innerhalb der Herren- und der Sklavenmoral, Spuren einer dritten, einer Art Zwischendecksmoral, auftreten. Eine heitere, perlende, kohlensäurereiche Moral, gleich verschieden von der verbrennenden Sauerstoff-Gefährlichkeit des Willens zur Macht wie von der brütenden, beklemmenden Stickstoffatmosphäre der Entsagung. Es ist nicht die dumpfe, bürgerliche Gleichgiltigkeit, deren Ethik sich auf die Vorschrift beschränkt, Geld zu verdienen und sich satt zu essen. Feine Nasen spüren ihn häufig, diesen heiter stimmenden, leicht berauschenden Duft. Man findet ihn überall, wo es nach Oel riecht oder Thonspuren den Boden flecken; zwischen den protzigen Prunkfassaden des Berliner Westens, zwischen den plumpen Bierbänken Münchens knistert er unversehens auf, sich schnell wie mit einem spöttischen Gelächter verflüchtigend. Er schlägt Einem in stärkeren Schwaden entgegen, sobald man die Alpen überschritten hat, und zwischen den alten, häßlichen Baracken des Pariser Montmartreviertels gar kann man ihn mit den Händen greifen. Ueber dem lauten Gewimmel der Kaffeehäuser des quartier latin schwebt er, dick, in verzerrte Fratzen gezogen. Im Uebermaß eingesogen, betäubt er mit leichtem Brunnenrausch, gleich jenem vom Pouhon in Spa oder im Marienbader Quellenhause. Er ist die Aura jener großen, in der Weltdiaspora zerstreuten, von Nietzsche übersehenen Gemeinde Rom, des Zigeunerstammes, der die Erde durchschweift.

Grundbesitz ganz, bewegliches Eigenthum fast ganz verschmähend, nicht weil er sie für ungerecht hielte, sondern weil sie seine Bewegungfreiheit hindern, ihn fesseln, ihm Sorgen machen würden, und weil er Eigenthumssorgen schlechthin nicht begreift, weil jeder Besitz über das Augenblicksbedürfniß hinaus ihm öde, gleichgiltig, langweilig, uninteressant ist, — der Religion überhoben, weil seine Religion das Schöne ist, nicht das Knochenschwache, Weibische, sondern das kräftig Charakteristische in Natur und Menschenwerk, die Steigerung des Lebengefühls, die mächtige Emotion, — strebend nach einer Durchdringung von Denken, Empfinden, Handeln ohne materielle, praktische Absichten, schätzt ein „Rom" sich glücklich, vom Diesseits nur den Raum für seine Sohlen, vom Jenseits keinen Zollbreit zu brauchen und zu heischen. Er kennt weder eine Hoffnung noch eine Furcht übers Grab hinaus, denn die Reize Edens, die Schrecken des Hades wären ihm höchstens eine interessante Studie, ein Motiv,

ein Feuilleton. Rom heißt Mensch in der Zigeunersprache,*) so nennt der Zigeuner sich selbst, er ist der einzige Mensch, und nichts als Mensch will Rom sein. Alles Erkennbare ist ihm Studienstoff des Menschen, des Natürlichen. Weit entfernt von trockenem Systematisiren, sucht er überall das Individuelle, und die Ausnahme ist ihm fast noch wichtiger als die Regel, die Freiheit anziehender als der Zwang, der Zufall willkommener als das Gesetz. Er ist unempfänglich für jedes persönliche Interesse, aber nicht gleichgiltig, — er haßt nur die Unbequemlichkeiten des Gewinns, welche die Vortheile stets weit übersteigen, aber er nimmt an Allem den lebhaftesten sachlichen Antheil, er sucht Alles zu erforschen, umzugestalten, er reizt Andere zu persönlicher Theilnahme, denn er will das fesselnde Experiment nicht versäumen.

Sein Herz, vom Schwefel des Ehrgeizes chemisch rein, haßt nicht wie das des Anarchisten den Staat —: er ist ihm nebensächlich, er stört ihn kaum. Patriotismus ist ihm eine mächtige emotionelle Aeußerung der menschlichen Psyche, deren Formenschatz er studirt, wie etwa den der Wollust. Das Nationalitätgefühl interessirt ihn als die Grundlage des Stils. Sein Vaterland ist die Gemeinschaft aller frei und kühn Denkenden. Er giebt keiner Leidenschaft, keiner Empfindung Rang vor einer andern, keinen besonderen Werth, weil er Werthe überhaupt leugnet, den Werthbegriff völlig aus sich exstirpirt hat. Aber er ist keine Maschine, sondern ein Temperament.

Die Arbeit ist ihm eine unangenehme Nothwendigkeit, nichts mehr. Er zieht aus ihr weder Freude noch Schmerz, und sie erscheint ihm überhaupt als ethisch indifferent, so wenig als Fluch wie als Quelle alles Segens. Er arbeitet, weil er es um der Bedürfnisse des äußeren Menschen willen muß; — was er arbeitet, ist ihm vollkommen gleichgiltig. Er wird natürlich das Bequemste wählen, er zieht die leichte Arbeit natürlich der schweren vor, und er verübelt Keinem, das Gleiche zu thun.

Die Frau ist ihm ein feines Kunstwerk der Natur, das man nur ästhetisch betrachten kann und das daher ein Recht hat, die Logik mit Füßchen zu treten. Ihm ist das Weib weder Juwel noch Fessel. Der Liebe jede Freiheit, aber der Ehe jede Heiligkeit, jede Achtung: nicht der Institution, sondern den zwei Ehrenworten, dem Doppelja, darauf sie ruht. Aber Feindschaft jedem Zwange: lösendes Recht, wo Zwang unheilbares Leiden schafft: nicht Mauern, deren Mörtel längst vertrocknet zerbröckelte, mit eisernen Außenklammern halten!

Seine Lieblingsthätigkeit ist reisen, die Sitten der Völker, den Einfluß des Milieu, die Instinkte der Einzelnen ergründen, in der Hängematte zwischen zwei hoch belaubten Linden pendeln, fabuliren, gestalten, Werthe ohne Werth schaffen. Ihm steht das Geld so hoch und so niedrig wie der Kiesel. Der Diamant ist ihm ein schönes Stück Kohlenstoff. Die Fassung, der Schliff, ist ihm Alles. Oft führt er ein geheimes, kaum bemerktes Doppelleben, wie Mahadöh verkleidet: für Jedermann eine derbe Straßenfigur, ein trockner Bureaumensch, — im höheren, esoterischen Dasein, nur wenigen Gleichgeweihten vertraut, die Astralexistenz eines Phantasten, Empörers, Spötters. Eine tief bewegte Ehrfurcht vor jedem gestaltenden Können durchwandelt ihn, eine stämmige Hochachtung vor dem einmal gewählten Meister, deren er sich nicht entschlägt, auch wenn er diesem längst über die Schulter gewachsen ist. Er kennt keine Trauer, kein Trauerzeichen, keine Testamente, er läßt die Toten

*) Vergl. Richard Liebich: „Die Zigeuner".

ihre Toten begraben und die Arbeiter die verlassene Bühne abräumen. Er ist nie krank, weil er immer gleich mäßig lebt, in guten und bösen Tagen, ohne Sorgfalt, ohne Kitzel, ohne Freude an eigner Schwelgerei, beobachtend nur der fremden folgend. Sich äußerlich in jeden Staat, jede Religion, jedes Amt fügend, bei sich über Alle die Achsel zuckend, nur sich selbst lebend, das Nicht-Ich nur als Roherz für den Hochofen seines Geistes und die Schmiede seiner Phantasie betrachtend, nie über den gleitenden Tag hinaus für den kommenden sorgend, im Wappen das uralte Zigeunersymbol, die Harfe, lebt er das ruhige und doch stürmische, das erquickende und doch aufregende Romdasein jenseits von Herren- und Sklavenmoral, das Dasein des — man hat es längst entziffert — wahren, des echten Künstlers, des artiste-bohémien.

Es ist merkwürdig, daß Nietzsche, dieser tiefe und umfassende Kenner der menschlichen Typen, der Freuden- und Schmerzenkurven, für die Kunst und die Künstler so wenige Sprüche übrig hat. Er schleicht sich an ihnen vorbei; ihm ist der Künstler nur gelegentlicher Stimulator zur Willensbejahung: es ist die Beschränktheit des Löwen, der die Gaukellust des Schmetterlings nicht begreift, welchen man töten kann, aber nicht zähmen, weil er immer frei war und niemals wild. Vielleicht auch war es das betrübende Bild der heutigen Kunst, das ihn abstieß, — denn der wahre Rom-Künstler muß natürlich der Totfeind des heutigen verbürgerlichten Künstlers sein, dem die Kunst im besten Falle eine Arbeit ist gleich dem Cigarrenwickeln, der nur wünscht und sich einbildet, Geld zu verdienen, und kaum bemerkt, daß seine breitesten Ziffern nur die Brosamen vom Schwelgermahl seines Unternehmers darstellen. Thöricht der Künstler, der um des Gewinnes willen arbeitet und unbewußt zu viel Rom bleibt, um seinen Schweiß ganz auszumünzen. An diesem Kreuzweg schieden sich auch einst Realismus und Naturalismus. Jener war der große Schlag Roms gegen die bürgerliche Welt, die Wiederentdeckung des inneren Menschen, die Renaissance der Emotion, — der Naturalismus die Muscadin-Gegenrevolution des Bürgerthums wider Rom, welche die Kunst auf den äußeren Menschen, auf die kleinen Formenunterschiede des Spießbürgerlebens, zurückdrängte.

Eine solche Zigeunerphilosophie kann natürlich nur der Geheimkult echter Künstlernaturen sein. Aber ein Allheilmittel für die Leiden der Menschen scheint es nicht zu geben, nachdem auch das letzte, der politische Anarchismus, sich als zu früh gelobtes Tuberkulin erwiesen hat. Unberechtigt grausam scheint mir der Kernsatz Nietzschescher Lehre, daß Jeder nur glücklich sein könne, der sich für sich zur Philosophie seiner eigenen Natur durchkämpfte, daß Jeder von Neuem mit der Selbstzerpflückung beginnen müsse, um sein Selbst als Ganzes zu bewahren. Warum die thatsächliche Freiheit jener geringen, prädestinirten, durch die ganze Welt zerstreuten Gemeinde leugnen, die den Kampf ums Dasein ohne Leidenschaft und Leiden als eine interessante Unterhaltung, wie ein Schlachtenbummler, mitschlägt, die schaffend fröhlich ist und fröhlich schafft, keine Sekunde der zeitlichen Werthlosigkeit ihres Schaffens unbewußt, ohne Ideale und doch nur im Idealen lebend? Und ist es nicht mehr als ein Wortspiel, scheint es nicht eine Art Hegelscher „List der Vernunft", daß der selbe Name, der die Vollendung des Willens zur Macht und die Gewalt der Askese bedeutet, auch die Weisheit der Vogelfreiheit einschließt, das kommende, anarchische, das allein weltüberwindende, das dritte Rom?

Conrad Alberti.

Notizbuch.

Ein Pariser Morgenblatt hat neulich der Welt verkündet, im Deutschen Reich werde künftig **die Feier des Sedantages** unterbleiben, weil sie den französischen Nationalstolz gar zu schmerzlich berühre. Das scheinen gutherzige Leute bei uns für unmöglich zu halten. Warum denn? Der zweite September könnte ja ein außerordentlicher Bußtag werden, an dem die Kombattanten von 1870 und 71 unter Aufsicht in der Kaserne sich zu schämen hätten. Für die Civilisten und für die übrigen Militärpersonen vom Unteroffizier abwärts könnten Trauergottesdienste veranstaltet werden, zur Erinnerung an das schnöde Unrecht, das die brutale Angriffslust der Deutschen im Schreckensjahr dem wehrlosen Frankreich angethan hat. Wer eine unverhüllte Fahne anders als auf Halbmast hißt, Der wird dann verurtheilt werden, mindestens eine Woche lang ausschließlich die unsterblichen Werke des sittenstrengen Herrn Ohnet lesen zu müssen.

* * *

Die Freisinnige Volkspartei ist mit einem **neuen Programm** niedergekommen. Die Wehen haben recht lange gedauert und schließlich mußte von ungeduldigen Chirurgen noch nachgeholfen werden, damit das Kind am Licht des Tages erschien. Faustens Famulus hat die Homunkel auch nicht langsamer gezüchtet. Das neue Programm ist genau so viel werth wie das alte Programm und wie sämmtliche Programme sämmtlicher vorhandenen Parteien. Um so ergötzlicher wirkt der hitzige Eifer, mit dem in Bezirksvereinen und auf Holzpapier jetzt die Frage umstritten wird, ob von dem neuen Programm eine „werbende Kraft“ zu erwarten ist. Wer soll denn geworben werden? Die Bauern vielleicht, denen man billige Lebensmittel verspricht? Die Handwerker und Kleinbürger, die längst konservativ oder ausgesprochen antisemitisch sind? Die Industriearbeiter, in deren sozialdemokratisches Paradies ein paar billige Freundlichkeiten geflüstert werden? Oder die Börsenleute, die für ihr Leben gern aus der Opposition herausmöchten? Nein, mit der werbenden Kraft des Liberalismus ist es für immer vorbei und die Hoffnungen, die sich an ein frisch bedrucktes Papier heften, können nur komisch erscheinen. Beinahe tragisch aber ist das Schicksal des Herrn Eugen Richter. Er ist, trotz den dichten Scheuklappen, in der zerbröckelnden Partei die einzige Potenz, vor den Nullen die einzige Ziffer, und er muß mit dem Gesindel der Unbeträchtlichen Tag für Tag doch wie ein Faustkämpfer sich herumschlagen. Ihn trafen die Flüche der Arier und — namentlich — der Semiten, als die Partei bei den letzten Wahlen auf der Strecke blieb, und seine feiste Tribunengestalt soll, so heißt es, dem sozialpolitischen Aufschwung des Freisinns nun die Wege versperren. Ob Herr Richter im Innersten trotzdem immer noch demokratisch ist? Er fühlt ja am eigenen Leibe die Freuden der Demokratie und muß erleben, wie jeder Bezirksvereinsheld mit dem Recht der Freiheit und Gleichheit den Tyrannen a. D. jetzt herunterputzt. Wenn der arme Eugen sich nicht noch rechtzeitig zu den Wilden bekehrt, wird er vielleicht vom Platz gedrängt werden, bevor noch das neue Programm, dem zu Liebe er sogar dem Dogma von Manchester einen sanften Stoß versetzt hat, die Wunderkraft bewährt haben kann.

* * *

Der Reichskanzler und General der Infanterie **Graf von Caprivi** ist nebst seinem Adjutanten zum Kurgebrauch in Karlsbad eingetroffen. Europa ist ruhig.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. September 1894.

Ein Polenbrief Bismarcks.

In der nächsten Woche werden Bewohner der Provinz Posen eine Fahrt nach Varzin unternehmen und den Posenern werden die Westpreußen folgen. Es handelt sich bei diesen Fahrten wohl nicht nur um die Bethätigung eines sentimentalischen Ueberschwanges und einer ins Allgemeine ausschwärmenden Dankbarkeit. Die tüchtigen Männer, die aus Posen und Westpreußen nach dem pommerschen Landsitz des Fürsten Bismarck eilen, wollen für ganz bestimmte Thaten dem alten Kanzler danken und sie sind von ganz bestimmten Sorgen erfüllt. Sie leben in den Provinzen, wo zwischen Deutschen und Polen ein harter Daseinskampf wüthet, und sie müssen erleben, wie durch die Segnungen des neuen Kurses der nimmersatte Anspruch des Polenthums zu wachsender Dreistigkeit aufgestachelt wird. Es scheint heute vergessen, daß die Polenfrage den eigentlichen Anlaß zum Kulturkampfe gab und daß sie an die Lebenswurzel des preußischen Staates und des Deutschen Reiches rührt. Da ist es wohl angebracht, an eine Zeit zu erinnern, wo im Schoße der preußischen Regirung auch ein Schwanken und Zaudern in der Abwehr polnischer Anmaßungen bemerkbar wurde, und einen Brief zu veröffentlichen, der beweist, wie deutlich Bismarck gleich nach der Begründung des Reiches die vom Osten her drohende Gefahr überschaute. Der — bisher unbekannte — Brief, der mit anderen werthvollen Dokumenten im ersten Bande des vom Herrn Dr. Horst Kohl herausgegebenen Bismarck-Jahrbuches abgedruckt

werden wird, ist an den Grafen Friedrich zu Eulenburg, den preußischen Minister des Innern, gerichtet und hat den folgenden Inhalt:

Berlin, 7. Februar 1872.

Verehrter Freund,

ich kann nicht umhin, Ihnen ehrlich mitzutheilen, daß Ihre Passivität bezüglich der polnischen Verhältnisse mich im Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit auch für unsere inneren Verhältnisse bis an die Grenze der Linie bringt, innerhalb deren meine ministerielle, ich kann nicht sagen Mitwirkung, aber Mitleidenschaft für mich thunlich erscheint. Ich habe das Gefühl, daß auf dem Gebiete unserer polnischen Provinzen der Boden unter uns, wenn er heute noch nicht auffällig wankt, doch so unterhöhlt wird, daß er einbrechen kann, sobald sich auswärts eine polnisch-katholisch-österreichische Politik entwickeln kann.

Wollen Sie mir in den Vorkehrungsmaßregeln, die ich gegenüber den in jedem der nächsten Jahre möglichen Eventualitäten für unabweisbar nothwendig halte, nicht aktiver und selbstthätiger als bisher beistehen, so machen Sie mir die Frage eines Personenwechsels in Ihrem oder meinem Ministerium zu einer unabweislichen.

Ich kann mich mit theoretischen Erörterungen und Zugeständnissen auf dem erwähnten Gebiete nicht beruhigen, sondern bedarf des praktischen Beweises, daß Sie mit mir gegen die seit zehn Jahren prosperirende polnische Unterwühlung der Fundamente des preußischen Staates vorgehen.

Mein Antrag geht auf principielle Ausweisung aller bei uns nicht heimathberechtigten Polen, vorbehaltlich der Ausnahmen, welche die Regirung in Gnaden bewilligt. Die Passivität des mit dieser für die Sicherheit des Staates so bedeutungsvollen Frage ressortmäßig betrauten Ministeriums nöthigt mich, meine petita in diese allgemeine und vielleicht unpraktische Form zu bringen. Wenn ich einen Collegen hätte, der seinerseits diese Frage mit derselben an keinem Tage nachlassenden Energie betriebe, welche von der polnischen Seite zur Untergrabung der Sicherheit Preußens seit 24 Jahren entwickelt wird, so würde ich gar nicht in die Versuchung kommen, den Details des Geschäftes meine Aufmerksamkeit zu widmen.

Aber ich habe das unbehagliche Gefühl, daß in Ihrem Ministerium die Frage bisher keiner prinzipiellen, aktiven, aggressiven Behand-

lung unterliegt, sondern die Thätigkeit des Staates sich auf die abwehrende Erledigung der einzelnen von hier oder aus dem Lande eingehenden Anregungen beschränkt. Ich habe das persönliche Bedürfniß, die Aufgaben, an denen wir nun bald 10 Jahre gemeinsam arbeiten, auch mit Ihnen, verehrter Freund, gemeinsam durchzuführen, soweit unsere Kräfte reichen. Wenn Sie aber von den Ihrigen in der polnischen Frage keinen nachhaltigeren und freiwilligeren Gebrauch machen als bisher, so reichen meine Kräfte zur Durchführung des mir zufallenden Antheils nicht aus.

Ich habe infolge der Ueberanstrengung, die für mich daraus erwächst, daß ich Ihnen und den anderen Collegen nur in der Rolle des lästigen Bittstellers und Mahners näher treten kann, meine Nervenkräfte erschöpft, und ich kann mein Geschäft unter diesen Bedingungen nicht fortführen. Wir brauchen vier Ministerpräsidenten: für Se. Majestät, wo ich fühle, daß mein Einfluß schwindet, für die Collegen, für das Parlament und für die auswärtigen Geschäfte. Ich habe dran gesetzt, was ich konnte, aber meine Kraft ist verbraucht, Sie haben die Ihrige geschont; wenn Sie jetzt nicht Ihre ersparten Ueberschüsse einsetzen, so liquidire ich.

Ihr

v. Bismarck.

An dem selben Tage noch war im Herrenhause das Staatsministerium zu einer Sitzung vereinigt. Zwei Tage später hielt Fürst Bismarck im Abgeordnetenhause zum Schulaufsichtgesetz eine Rede, in der er auf die bereitwillige Unterstützung hinwies, die dem polnischen Adel von der katholischen Geistlichkeit gewährt werde. Er sagte damals: „Was die Bestrebungen des polnischen Adels betrifft, so brauche ich die gar nicht zu charakterisiren, die Herren machen ja gar kein Hehl daraus, sie sind fortwährend bereit, mit der einen Hand die Wohlthaten der Civilisation und der regelmäßigen Rechtspflege, der Freiheit, die ihnen die preußische Verfassung gewährt, anzunehmen und mit der anderen Hand das Schwert zu schwingen und offen zu sagen: hiermit werde ich auf Dich einhauen, sobald mir irgend eine gute Gelegenheit wird, denn ich bin mit dem jetzigen Zustande unzufrieden, ich will ihn lösen. Wir haben Das nun in Beziehung auf einzelne Landestheile hundert Jahre lang mit angesehen und wir würden ohne die Parteinahme der Geistlichkeit für diese Bestrebungen es auch noch

hundert Jahre mit ansehen; so aber müssen wir wenigstens die Keime Dessen, was Staatsgefährliches sich daraus entwickeln kann, zu hindern suchen, so viel in unserer Macht liegt und so viel die parlamentarischen Mehrheiten, ohne die wir Gesetze eben nicht erreichen können, uns dazu helfen . . . Sie werden mit weiteren Anträgen und Klagen, wie man mir sagte, kommen zu Gunsten der polnischen Sprache; wir werden Ihnen mit Gesetzesvorlagen zu Gunsten der Beförderung der deutschen Sprache entgegentreten, auch für die Provinz Posen." Die deutschen Bewohner der Stadt Posen hielten am dreizehnten Februar dann eine Versammlung ab und sandten dem Fürsten Bismarck eine Dankadresse, in der es hieß: „Nachdem Ew. Durchlaucht öffentlich ausgesprochen haben, daß es nur die Gutmüthigkeit der Staatsregirung sei, von der die Agitationen und die Ueberhebungen des polnischen Adels und der polnischen katholischen Geistlichkeit bisher gelebt haben, dürfen wir uns der freudigen Hoffnung hingeben, daß den Uebergriffen und den schleichenden Hetzereien der verbündeten Gegner deutscher Gesittung und Bildung eine kräftige Schranke werde entgegengesetzt werden." Fürst Bismarck antwortete in dem folgenden Brief an den Chefredakteur der Ostdeutschen Zeitung:

Ew. Wohlgeboren und den übrigen Herren Unterzeichnern der seitens des Vorstandes der Posener Volksversammlung am 13. d. M. mir überreichten Adresse danke ich verbindlich für diese beredte Kundgebung Ihrer Zustimmung und Ihres Vertrauens. Die Bestrebungen der von Ihnen gekennzeichneten Partei, welche sich nicht die gemeinsame Wohlfahrt beider dort heimischer Nationalitäten, sondern die Unterdrückung des deutschen Elements als Ziel gesteckt hat, legen der Regirung die Pflicht auf, ungesetzlichen Uebergriffen, unter welcher Form sie auch auftreten mögen, entgegen zu treten. Die Regirung ist sich bewußt, daß ihr nicht die polnische Bevölkerung und nicht die katholische Kirche gegenübersteht, weil sie die Rechte Beider auf dem Gebiete der bürgerlichen Gesetze und der Glaubensfreiheit jederzeit geachtet und geschützt hat und achten und schützen wird. Aber in diesem Bewußtsein ist sie auch fest entschlossen, den Gesetzen Achtung zu verschaffen, unter deren Schutz die polnische wie die deutsche Bevölkerung sich einer Rechtssicherheit und einer gedeihlichen Entwickelung erfreuen, welche jene Landestheile, bevor sie preußisch wurden, niemals gekannt haben.

von Bismarck.

× Industriestaat und Agrarstaat.

Unter den Schlagwörtern des Tages hört man neuerdings auch öfters das vom „Industriestaat", der auch bei uns in Deutschland immer mehr an die Stelle des „Agrarstaates" trete. Die ganze neuere volkswirthschaftliche Entwickelung gehe in den leitenden Kulturstaaten schon länger darauf hinaus. Großbritannien sei, wie gewöhnlich, dem Kontinent hier nur einige Schritte voraus gewesen. Westeuropa bewege sich aber schon länger in den selben Bahnen. Mitteleuropa sei diesem wieder gefolgt. Deutschland habe in den letzten Jahrzehnten jedoch den Vorsprung des Westens in dieser „naturgemäßen" Entwickelung immer rascher eingeholt, in neuester Zeit schon mehrfach überholt. Zeuge Dessen sei unsere starke Volksvermehrung, die wachsende Ausdehnung unserer Industrie und unseres Bergbaues, unseres Welthandels und unserer rasch gestiegenen Einfuhr von Nahrungmitteln und gewerblichen Roh- und Hilfsstoffen wie unserer immer größeren Mehrausfuhr von Fabrikaten. Weiterer Zeuge sei die lokale Verschiebung unserer Bevölkerung, das Wachsthum der Städte, besonders der Großstädte, das Zurückbleiben, der Stillstand, selbst der Rückgang der Bevölkerung in kleinen Orten, auf dem platten Lande, namentlich diesseits der Elbe, und je mehr nach Osten zu desto mehr, der ganze Zug der inneren Wanderungen vom Osten nach der Mitte und dem Westen, nach Berlin, Hamburg, dem Königreich Sachsen, Westfalen, Rheinland, besonders den industriellen und montanistischen Bezirke dieser Provinzen. Und innerhalb der ganzen Bevölkerung auch bei uns nun immer mehr eine Verschiebung der Berufe unter den Erwerbsfähigen, den Erwerbsthätigen und Selbständigen, wie weiter unter Allen, die als Familienglieder zu den Berufszweigen der Ehemänner, Väter, Ernährer gehören, indem die nicht-landwirthschaftliche Bevölkerung die landwirthschaftliche an Zahl bereits übertrifft und dies Verhältniß in jedem Jahre sich in dieser Richtung weiter entwickelt. Hat doch in der That bereits die zwölf Jahre zurückliegende Berufszählung von 1882 für das Deutsche Reich ergeben, daß die agrarische Bevölkerung schon damals lange nicht mehr die Hälfte betrug. Seitdem haben wir keine neue derartige Zählung gehabt. Aber sicher ist, daß jetzt die Quote der nicht-agrarischen Bevölkerung noch viel stärker sein würde.

Nach jener Zählung von 1892 gehörten unter den Erwerbsfähigen bei uns 46,4 Prozent der Landwirthschaft (und in geringer Zahl den nächst verwandten Produktionzweigen, Forstwirthschaft u. s. w.), unter der Gesammtbevölkerung 42,5 Prozent der von Landwirthschaft u. s. w. lebenden an. Das waren ähnliche Proportionen, wie sie damals auch Frankreich (46,3, bezw. 48,8), Nordamerika (47,3 Prozent der ersten Berechnung), von kleineren — nebenbei

in solchen Dingen mit großen Ländern übrigens nicht direkt vergleichbaren — Ländern, der Schweiz (45,9 bezw. 42,5 Prozent), Dänemark (45,2 Prozent der zweiten Berechnung) zeigten. Mittlerweile mögen beide Quoten in Deutschland wohl um mehrere Prozente gesunken sein, so daß wir vielleicht nicht mehr zwei Fünftel ländliche, bezw. in Landwirthschaft beschäftigte und davon ernährte Bevölkerung haben. Mehrere hochindustrielle und montanistische Gebiete waren schon 1882 mit viel kleineren Quoten landwirthschaftlicher Selbstthätiger und agrarischer Bevölkerung überhaupt vertreten, so das Königreich Sachsen nur mit 22,4 Prozent Selbstthätigen, 20,0 Prozent der Bevölkerung, die Rheinprovinz (nach der Einrechnung der auch hier noch wesentlich agrarischen Regirungbezirke von Trier, Koblenz) mit 34,0 und bezw. 31,2 Prozent. Freilich ist diese Entwickelung zum „Industriestaat“ auch heute nicht entfernt so weit wie in Großbritannien gediehen. Hier betrug die Quote der agrarischen Erwerbsthätigen schon um die Zeit unserer Berufszählung nur noch 18,8 Prozent in Schottland, gar nur noch 14 Prozent in England, also bereits in diesen ganzen Ländern weniger als in unseren industrie- und bergbaureichsten Provinzen. Die neueste britische Zählung von 1891 ergiebt noch kleinere Quoten, was ja nach anderen bekannten Thatsachen nur zu erwarten war.

„Wir Deutschen kommen aber diesen Verhältnissen der Berufsvertheilung allmählich auch wenigstens näher“, so sagen wohl die Enthusiasten des „Industriestaats“ mit einer gewissen Genugthuung. Und die Thatsache selbst ist kaum zu bestreiten, auch wenn man im Urtheil darüber abweicht.

Neben der Hervorhebung der „entwickelungsgesetzlichen Naturgemäßheit“ und behaupteten Erwünschtheit dieser Entwickelung wird bei uns aber auch wohl noch auf einen Umstand zur Erklärung und Rechtfertigung besonders hingewiesen: auf unsere, namentlich im Vergleich mit Frankreich, so ungemein starke natürliche Volksvermehrung. „Wie soll denn ein mehr als eine halbe Million, neuerdings mehr als drei Fünftel Million betragender Geburtüberschuß Unterkunft, Beschäftigung, Erwerb finden, wenn nicht in Industrie, Bergbau, Handel, sonstigen städtischen Berufen? Und auch namentlich in der Exportindustrie, die billige Rohstoffe und Nahrungmittel benöthigt, um konkurrenzfähig zu werden oder zu bleiben. In der Landwirthschaft ist es doch nicht möglich! Selbst nicht in hoch intensivem Mittel- und Kleinbetrieb, geschweige in den Großbetrieben des Ostens!“ So rufen die theoretischen und praktischen Vertreter des Industriestaats und der Stadtwelt, welche diese Entwickelung damit auch als für Deutschland unbedingt nothwendig ansehen. Die Auswanderung in andere Länder, besonders aber die in die Neue Welt, sei doch auch nicht das Erwünschte, entziehe uns Menschen und materielle Mittel und sei ohnehin,

trotz ihrer zeitweiligen bedeutenden Höhe und ihrer Andauer seit Jahrzehnten, nicht im Stande, auch nur entfernt jenen Geburtüberschuß zu absorbiren. Und in der That, Das ist wiederum richtig. Die deutsche Auswanderung hat in den Jahren ihrer größten Höhe, 1881 und 1882, noch nicht die Hälfte, kaum zwei Fünftel, des damaligen Geburtüberschusses erreicht (Maximum 1881 4,86, 1882 4,45 pro mille der Bevölkerung), neuerdings lange nicht halb so viel. Diese nun im Wesentlichen seit Jahrzehnten im Ganzen, wenn auch mit starken Schwankungen und Unterbrechungen seit den Friedensjahren nach den französischen Revolutionkriegen währende ungemein starke Volksvermehrung Deutschlands hat es, so wird abermals mit Genugthuung von den Vertretern der geschilderten volkswirthschaftlichen Entwickelung betont, zu Stande gebracht, daß Deutschland heute so vollkräftig und mächtig und auch politisch und militärisch stark dasteht und eine so ganz andere, weit imposantere Entwickelung als unser großer westlicher Rival zeigt. Und in der That wiederum: es giebt zu denken, daß auf dem Boden des heutigen Deutschen Reichs (also einschließlich Schleswigs und Elsaß-Lothringens schon damals) bei der Neugestaltung der Landes-Grenzen im Jahre 1816 nur 24.83 Millionen Menschen, 1890 dagegen 49.77, schätzungweise 1894 51.22 Millionen lebten, mehr als doppelt so viel wie vor 78 Jahren, trotz einer Auswanderung, welche während dieser Periode auf im Ganzen wohl etwa 5 Millionen veranschlagt werden darf. Frankreich hatte dagegen 1816 schon 27.77 (ohne Elsaß-Lothringen, mit diesem damals 29.05), 1891 nur 38.34 Mill. Bewohner (einschließlich hier noch ¾ Mill. in Nizza und Savoyen). Am Deutlichsten ergiebt sich gerade für die volkswirthschaftliche Bedeutung dieser Thatsachen die eingetretene Veränderung durch die Vergleichung der sogen. relativen Bevölkerung, der Volksdichtigkeit. Diese betrug 1816 im Gebiete des heutigen Deutschen Reichs nur 46, 1894 dagegen über 96; in Frankreich war sie nur von 53, also einer ursprünglich stärkeren Zahl als der deutschen, auf 71 in 1891 für das Quadratkilometer gewachsen. Diese Volksdichtigkeit nimmt gegenwärtig durch den neuerlichen Geburtüberschuß, abzüglich Auswanderung, um jährlich fast 1 Menschen auf den Quadratkilometer zu, in Frankreich in einzelnen der letzten Jahre (1890, 1891), wo die Todesfälle die Geburten überschritten haben, um Null, im Durchschnitt anderer Jahre noch nicht um 0,1 Menschen.

Alle die hier berührten Verhältnisse, nicht am Wenigsten diejenigen der Bevölkerungsgröße, -Dichte und -Vermehrung, haben den Anlaß gegeben, auch für unsere Volkswirthschaftpolitik und insbesondere für unsere Handelspolitik als das allein richtige — in der Phraseologie der Periode: das „zeitgemäße“ — Programm hinzustellen: Voranstehen der Interessen

von Industrie, Bergbau, Handel, Verkehr — „wir stehen im Zeichen des Verkehrs" —, Zurückstehen der Interessen der Landwirthschaft, vollends des mit dieser angeblich nicht interessen-identischen „zufälligen" jetzigen ländlichen Besitzes und Besitzerstandes, zumal des Großgrundbesitzes und der „ostelbischen Junker".

Das wahre volkswirthschaftliche Produktion-Interesse stimme daher völlig mit dem allgemeinen Konsumenten-Interesse aller Klassen, die auf Einkauf von Brotstoffen und anderen agrarischen Nahrungmitteln angewiesen seien, und mit dem speziellen Interesse der unteren arbeitenden Klassen, die bei dem heutigen System der Geldlöhne ihre Nahrungmittel ebenfalls einkaufen und bei der Kleinheit des Einzeln- und Familien-Einkommens nach bekannten statistischen Thatsachen ohnehin eine so hohe Quote dieses Einkommens auf Nahrungmittel verwenden müßten, überein. Deshalb sei es auch keine richtige Politik, die Leistungfähigkeit der heutigen deutschen Landwirthschaft, und gar den Besitzstand und die genügende Rente der heutigen Bodenbesitzer, Bauern wie Großbesitzer, durch ein künstliches Mittel, wie agrarische Schutzzölle, zumal durch solche in der „riesigen Höhe", wie sie vor den Handelsverträgen waren — 50 M. die Tonne, einige 30 pCt. des heutigen Weizenpreises, über 40 pCt. des Roggenpreises — erhalten zu wollen. Solche ohnehin bedenkliche und gehässige, die Massen der Bevölkerung zu Gunsten der Grundrente der ländlichen Besitzer und zu Gunsten eines sich viel zu hoch haltenden Bodenwerthes besteuernden Zölle seien namentlich in Deutschlands Lage und gegenüber seinem mächtigsten Konkurrenten in der Industrie und im Welthandel, dem am Freihandel in Agrarprodukten festhaltenden Großbritannien, in der Gegenwart geradezu verhängnißvoll. Großbritannien mit seinen jetzt viel niedrigeren Getreidepreisen, seiner von diesen profitirenden, weit besser genährten und auch mit deshalb leistungfähigeren industriellen Arbeiterschaft profitire so von unserer Thorheit, eine „naturgemäße" und wenn auch vorübergehend für Landwirthe und ländliche Besitzer schwierige und schmerzliche, auf die Dauer für die ganze Bevölkerung segensreiche Entwickelung, den immer größeren Import von agrarischen Nahrungmitteln und Brotstoffen durch unsere, heute völlig „unzeitgemäße" agrarische Hochschutzzollpolitik zu erschweren und zu vertheuern. Auch hier wird uns, wie so oft schon, die britische Wirthschaftpolitik als nachahmenswerthes Muster vorgehalten.

In dieser Weise polemisiren die radikalen Freihändler, die alten Doktrinäre, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, weiter die politische Fortschrittspartei und die Sozialdemokratie; diese insbesondere nach ihrem steuerpolitischen Programm, in dem „indirekte" Steuern, zumal solche auf die „nothwendigsten Lebensmittel", unbedingt verdammt werden, aber auch

nach ihrem ganzen Wirthschaftprogramm, nach dem die weitere Entwickelung zur industriellen Produktion und deren Großbetriebsformen etwas Nothwendiges und Erwünschtes ist, und nach ihrem politischen Programm, weil die Zerstörung der Mittelstände und zumal der noch bestehenden ländlichen Besitz- und Betriebsverhältnisse eine nothwendige Voraussetzung dafür ist, daß die Marxsche Parole von der „revolutionären Diktatur des Proletariats“ — wenigstens als Durchgangsphase der Entwickelung zur dereinstigen Vergesellschaftung der Produktionmittel und der ganzen Produktion — aus der Phrase und renommistischen Drohung in die That übersetzt werden kann. Diese ganze Stellungnahme in der besprochenen Frage ist vom Standpunkt dieser Doktrinäre und dieser Parteien aus aber wenigstens verständlich. Weniger ist Das der Fall bei offiziösen Stimmen, die freilich nicht so offen sprechen, aber in ihren Argumenten, z. B. in Betreff unserer neueren Handelsvertragspolitik und dem wichtigsten Punkte dabei, der Herabsetzung der Kornzölle, doch mehr oder weniger klar und deutlich ähnliche prinzipielle Auffassungen von der nothwendigen Weiterentwickelung der deutschen Volkswirthschaft fort vom „Agrarstaat“ und hin in der Richtung des „Industriestaates“ verrathen.

Beachtenswerth ist dabei auch, daß die freihändlerische und die ihr hier zustimmende sonstige Polemik sich gewisser Argumente der älteren Schutzzolltheorie bedient und wohl Friedrich List selbst dafür citirt, daß es Deuschlands Aufgabe und Beruf sei, immer schärferer Konkurrent Englands in der großindustriellen Entwickelung der Volkswirthschaft zu werden. Hat man sich doch sogar noch neuerdings auf Lists Autorität seitens der Gegner von Kornzöllen berufen und geglaubt, behaupten zu dürfen, List würde die neuere deutsche, auch den agrarischen Schutz mit in ihr Programm aufnehmende Handelspolitik seit 1879 verurtheilen. Dabei möchte diesem tiefgründigen Nationalökonomen freilich bitter Unrecht geschehen. Dieser große Realist hätte sicher aus den neuen Thatsachen, die seit dem letzten halben Jahrhundert in die Erscheinung getreten sind, mehr gelernt als diese Doktrinäre, die sich jetzt auf seine Autorität stützen zu dürfen glauben. Er hätte die einschneidenden Wirkungen der neueren Kommunikationmittel auf die heimische Landwirthschaft erkannt und gewürdigt. Er wäre seiner Theorie der Produktivkräfte nicht untreu geworden und hätte sich auch jetzt nimmer für die privatwirthschaftliche Maxime: „nur einkaufen, wo es am Billigsten ist“ erklärt, wenn er die Rückwirkung auf Land- und Volkswirthschaft gesehen hätte, die wir heute, falls wir nicht absichtlich den Kopf in den Sand stecken, Alle erkennen. Er hätte auch hier die Konsequenz aus seinem „nationalen“ System der politischen Oekonomie gezogen, hätte die Grundverschiedenheit der britischen und der deutschen Agrarver-

fassung und gesammten Lage von Land, Volk und Volkswirthschaft nicht übersehen, hätte auch in Betreff Englands wohl ein Wort der Warnung vor einer solchen extremen Entwickelung, wie der dort erreichten, wo drei Viertel des Jahresbedarfs der Brotfrucht schon aus dem Auslande kommen, geäußert; hätte aber vollends für sein geliebtes, nun geeintes deutsches Vaterland diese Wege der englischen Politik als verhängnißvolle erkannt.

Denn Das wären sie und, soweit sie bereits befolgt sind, sind sie in der That. Es ist ja an der Schablone: Entwickelung vom Agrarstaat zum Industriestaat, etwas Richtiges, auch in gewissem Umfang etwas Berechtigtes und Nothwendiges in einer solchen Entwickelung. Aber es ist höchst einseitig und grundverkehrt, diese Schablone einfach zur Richtschnur und, wie die Freihandelsdoktrin, zur allgemeinen Richtschnur für alle Länder zu machen, vollends ohne Weiteres für Deutschland. Es ist eben so verkehrt, nach dem alten freihändlerischen Schlagwort vom laisser faire, laisser passer, le monde va de lui même, eine derartige Entwickelung nach Ziel, Richtung, Modalitäten, Maß sich wiederum ganz selbst zu überlassen, in dem alten Aberglauben, es werde dann Alles am Besten sich gestalten, statt Ziel, Richtung und Maß nach den Bedürfnissen der heimischen Volkswirthschaft, des heimischen Volks und Staats und nach den Wirkungen einer solchen Entwickelung auf alle Verhältnisse des Volkslebens des Zieles bewußt durch Leitung, Gesetzgebung, Verwaltung selbst mit zu bestimmen. Und es ist endlich bis zur völligen Unverständlichkeit verkehrt, überhaupt die Wirkungen einer solchen fortschreitenden Entwickelung der Volkswirthschaft in der Richtung zum Industrie- und Handelsstaat nur günstig zu beurtheilen, während sie sowohl im Allgemeinen, bei den Kulturvölkern, als wiederum zumal bei uns in Deutschland, so vielfach hoch bedenklich sind, weswegen eben eine solche Entwickelung in mancher Hinsicht mehr zu bekämpfen und zu hemmen als zu fördern wäre.

Wir wollen die Frage hier nur für Deutschland allein noch ein Wenig näher ins Auge fassen, obwohl eine allgemeinere Erwägung auch aus dem Interessengesichtspunkt der ganzen Welt, namentlich der Kulturwelt, nichts Ueberflüssiges wäre. Denn auch hier herrscht die alte optimistische schablonenhafte Auffassung der freihändlerischen Doktrin vom „allgemeinen Segen“ der „weltwirthschaftlichen Arbeittheilung“ die in keiner Weise gehemmt oder auch nur geregelt werden dürfe, noch viel zu sehr vor.

II.

Für Deutschland liegt es noch mehr als für England nahe, einen Blick auf Kriegszeiten zu werfen. Es wurde mit Fug und Recht schon oft darauf hingewiesen, wie prekär gerade dann die sichere Zufuhr von Brotstoffen für uns ist, und die französisch-russische Politik soll ja mit diesem Umstande

schon rechnen. Sind aber Brotstoffe als Kriegscontrebande von Deutschland feindlichen, seemächtigen Nationen erklärt, so steigert sich die Gefahr noch. Oder werden wir uns immer auf das „treue Albion", als den Helfer in der Noth, verlassen können? Nicht minder aber droht die Stockung unseres Fabrikatenabsatzes im Welthandel, und um diesen uns zu erhalten, wird England noch weniger für uns einen Finger rühren. Man braucht sich diese Verhältnisse gar nicht näher auszumalen, die Gefahren liegen auf offener Hand. Unsere geographische, unsere politische Lage ist hier augenscheinlich viel ungünstiger als die britische. Wie sehr bei uns ferner auf die Dauer die Wehrkraft von einer großen und tüchtigen ländlichen Bevölkerung abhängt, die das zahlreichste, beste und zuverlässigste Wehrmaterial liefert, wie auch die Rekrutirungsstatistik zeigt, ist oft hervorgehoben worden. Die Entwickelung der Volkswirthschaft in der Richtung zum Industriestaat hin führt also auch immer mehr zur Schwächung unserer Wehrkraft.

Indessen, „Kriegszeiten sind Ausnahmefälle" heißt es. Grade handelspolitische Annäherungen im Freihandelssystem oder wenigstens in leidlich liberalen Handelsverträgen verbürgen uns, so wird uns versichert, auch sicherer und dauernder den Frieden. Dieser Gesichtspunkt spielte ja in dem Kampf um den russischen Handelsvertrag bereits mit. Also lassen wir diese Eventualitäten auf sich beruhen und betrachten wir nur die Sachlage in den normalen Zeiten, im „friedlichen Verkehr der Völker", die weltwirthschaftlich verbunden sind.

Die Enthusiasten dieser Entwickelung können uns nicht genug die günstigen Folgen rühmen. Getreidepreise in unserer Zeit und in unseren dicht bevölkerten Ländern, wie sie früher nur in wenig entwickelten Volkswirthschaften vorkamen, so niedrig, daß die Volksernährung unter den günstigsten Umständen erfolgt. Bezahlung der Einfuhr fremden Getreides, anderer Nahrung- und Genußmittel, gewerblicher Rohstoffe mit unseren Fabrikaten, d. h. schließlich doch mit einem viel geringeren Arbeit-, also Kostenaufwand, als nothwendig wäre, wenn wir für unsere große, rasch wachsende Bevölkerung auf unserem vielfach dürftigen Boden, unter unserem großentheils nicht sehr günstigen Klima den nothwendigen Bedarf an Bodenprodukten aller Art in der Heimath gewinnen wollten, falls Das überhaupt, fraglich genug, noch möglich sei. Wie könne man zweifeln, daß dieses weltwirthschaftliche Austauschsystem weit vorzuziehen sei?! Ohnehin gewinnen wir ja auch jetzt noch den bei Weitem größten Theil unseres Bedarfs an gewöhnlichen Agrarprodukten, besonders an Getreide, Vieh und Viehprodukten, im Inlande. Diese Produktion reiche aber eben, wie die steigenden Einfuhren zeigten, für unsere wachsende und konsumfähiger werdende Bevölkerung nicht mehr aus. Eine Ergänzung durch ausländische

Zufuhr, die mit Fabrikaten in der Ausfuhr bezahlt werden müsse, sei also nothwendig und heilsam. Wie sehr dieser Handel, direkt und durch mancherlei Mittelglieder hindurch, ein ganzes Volk bereichere, wie die Handelsgewinne befruchtend auf die Kapitalbildung und dadurch wieder auf die inländische Produktion einwirkten, wie solche Gewinne auch wieder durch mancherlei Kanäle des Verkehrs hindurch auf günstigere Einkommen- und Vermögensverhältnisse aller Volksklassen, nicht zum Wenigsten auch der nicht-besitzenden, der unteren arbeitenden, einwirkten, sei leicht abzuleiten und werde durch alle wirthschaftgeschichtliche Erfahrung bestätigt, in den letzten Menschenaltern namentlich durch die Entwickelung des britischen Volksreichthums und die Verbesserung der Lage der dortigen arbeitenden Klassen. Diesen gelte es dann nur, die genügende freie Bewegung zu geben, damit sie den ihnen gebührenden Antheil von dem wachsenden Nationaleinkommen und Nationalvermögen sich verschaffen könnten. Die britische und deutsche Sekte der Theoretiker der „Gewerkvereine“ reicht hier den alten doktrinären Freihändlern, mit welchen sie früher im Kampfe lag, die Hand. Freiheit der Getreide- und überhaupt der Nahrungmitteleinfuhr, Fabrikatenausfuhr, Lohnregelung und Regelung aller übrigen maßgebenden Punkte des Arbeitvertrags unter Vermittelung der Gewerkvereinsorganisation der Arbeiter und analoger Organisation der Arbeitgeber, Das sind denn auch wieder die entscheidenden Punkte für die „Lösung der sozialen Frage“, so weit unter unseren menschlichen Verhältnissen und auf dem einmal gegebenen Boden unserer geschichtlich überkommenen und zu Rechte bestehenden Eigenthums-, Erwerbs- und gesammten Wirthschaftordnung eine solche „Lösung“ möglich sei. Alles Uebrige, alle weitere Einmischung der Gesetzgebung, Verwaltung ins wirthschaftliche Leben, sei vom Uebel. Auch im Arbeiterschutz gelte es, mit Rücksicht auf die Bedingungen der internationalen Konkurrenz Maß zu halten, in der Arbeiterversicherung nicht minder aus dem gleichen Grunde.

Meines Erachtens wird nun hier, wie freilich nicht selten, durch den Hinweis auf die „Erfahrung“ und speziell auf England, nicht so viel bewiesen, wie angenommen wird. Ein „Erfahrungbeweis“, der auf dem Gebiete der wirthschaftlichen und sozialen Dinge bei der ungemeinen Verwickeltheit der Erscheinungen, bei den Verhältnissen der Wechselwirkung u. s. w., ohnehin viel schwieriger ist und streng „exakt“ im Sinne der Naturwissenschaften überhaupt nicht geliefert werden kann, ist schon für die Erklärung der Vergangenheit nur unsicher zu führen. Eine Verwerthung eines solchen Beweises für die Zukunft hat noch viel mehr Bedenken, denn die maßgebenden kausalen und konditionellen Verhältnisse bleiben auch für das selbe Land ja keineswegs die selben, in anderen Ländern liegen sie von vorn herein anders. Gewiß verdankt Großbritannien seiner Betheiligung am Welt-

handel, seiner Kolonialentwickelung, seiner Einfuhr wohlfeiler Roh- und Hilfsstoffe und seiner Ausfuhr von Fabrikaten einen Theil seines Nationalreichthums. Aber bekanntlich vollzog sich diese Entwickelung bereits zu einer Zeit, wo Großbritannien noch stark am agrarischen Schutzzoll festhielt, alle möglichen vertheuernden Einfuhrzölle hatte, in der Navigationakte eine auf den schärfsten Ausschluß fremder Konkurrenz abzielende Schifffahrtgesetzgebung mit einer den Verkehr vielfach sehr vertheuernden Wirkung besaß. Und dennoch wurde in dieser Zeit die Grundlage zum heutigen britischen Nationalreichthum gelegt und auf dieser Grundlage bereits ein mächtiger Bau aufgeführt. Aber — Großbritannien kam Eines zu Gute: seine *fast monopolistische* Stellung im Welthandel, in der Entwickelung der neueren, auf Dampftechnik und zahlreichen Erfindungen der gewerblichen Maschinerie (Spinnerei, Weberei, Eisenverarbeitung) beruhenden Fabrikindustrie. Da waren im Ein- und Ausfuhrhandel und auch im Zwischenhandel, welchen England zwischen Europa und den fremden Welttheilen, besonders auch in tropischen Produkten, vermittelte, große Gewinne zu machen, — freilich solche vom Charakter der „Ausbeutung" einer übermächtigen monopolistischen Stellung, sei es den fremden Produzenten oder den Konsumenten gegenüber. Da liegt die wahre Quelle des britischen Nationalreichthums, soweit dieser aus der Exportindustrie, aus Kolonialproduktion und auswärtigem Handel herrührt. Und diese Quelle floß lange Zeiten, ganze Menschenalter hindurch, und sie hat auch heute noch nicht ganz aufgehört zu fließen.

Allein sie ist im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, besonders seit dessen zweitem Drittel, nach und nach doch erheblich unergiebiger geworden, als sich der Kontinent von den langen schweren Kriegszeiten allmählich erholte, als auch Deutschland, einst ein so gewinnbringender Markt für britische Industrieprodukte, im Zollverein sich zusammenfaßte, dann mehr noch nach der Mitte und im letzten Drittel unseres Jahrhunderts, als die europäischen Staatsgebiete und theilweise auch Nordamerika selbst eine mächtige Industrie entwickelten, in ihrem eigenen Gebiete und auf dritten Märkten Großbritannien immer mehr Konkurrenz machten und als ihr Handel sich von der britischen Bevormundung emanzipirte. Wohl haben der britische Handel, die britische Industrie sich noch immer weiter ausgedehnt, wohl übertreffen sie *absolut* auch heute noch den Handel und die Industrie jedes einzelnen anderen Landes an Umfang und Bedeutung, und meist auch in absoluter Weiterentwickelung. Dazu hat indessen nicht sowohl das Freihandelssystem als die neuere Entwickelung der Kommunikationmittel des Weltverkehrs beigetragen. Aber der *Abstand* der anderen Länder, namentlich auch Deutschlands, ist lange nicht mehr so groß wie noch vor einem, vollends vor zwei und drei Menschenaltern, mit anderen

Worten: diese anderen Länder haben in ihrer Industrie, ihrem Bergbau, ihrer Betheiligung am Welthandel relativ einen rascheren und größeren Fortschritt gemacht als Großbritannien. Von der Suprematie dieses Landes ist daher nicht mehr in gleichem Maße die Rede wie ehedem. Damit ist aber eine Hauptquelle des britischen Volksreichthums, wenn nicht verstopft, so doch jedenfalls viel schwächer fließend geworden.

Denn an den „ausbeuterischen" Gewinnen im Welthandel und der für ihn arbeitenden Industrie nehmen nunmehr auch andere Länder Theil, verringern sich aber durch ihre gegenseitige Konkurrenz diese Gewinne selber. Noch immer erhält Großbritannien sich freilich eine bevorzugte Stellung. Diese wird ihm auch nicht leicht ganz geraubt werden, weder durch die völlige Emanzipation von Kolonien mit Bevölkerung europäischer Abstammung, wie Kanada, Australien, Kap, noch durch die Schutzzollsysteme einiger Kolonien, besonders australischer, auch dem Mutterlande gegenüber, noch durch das Mißlingen der Zollvereinsbestrebungen zwischen Großbritannien und seinen Kolonien („Greater Britain"). Den gefährlichsten Konkurrenten für einige Zweige seiner Industrie unter seinen Kolonialgebieten, sein indisches „Kaiserreich" (Textil-, besonders Baumwollindustrie, namentlich Spinnerei), weiß sich bisher das Hauptland durch seinen Einfluß auf die indische Zollpolitik auch noch immer einigermaßen wirthschaftlich unterthänig zu halten. Wie es einmal bei dem Verlust der britischen Herrschaft in Indien werden könnte, Das ist doch einstweilen noch eine etwas fern liegende cura posterior. Aber auch unter den denkbar ungünstigsten Umständen, selbst den kaum mit zu erwägenden Verlust Irlands vorausgesetzt, wird Großbritannien, namentlich verglichen mit Deutschland, Vortheile voraus behalten. Seine günstige geographische Lage bleibt ihm, damit seine weit größere politische Sicherung und seine vortheilhafte Stellung für den größten und wichtigsten Theil des modernen Welthandels. Und selbst wenn Großbritannien einmal allen seinen heutigen Kolonialbesitz verlieren sollte, — schon jetzt hat es Etwas erreicht, was nicht wieder verschwinden wird: die wirthschaftliche, theilweise auch die politische „Weltherrschaft" seiner Rasse in allen Erdtheilen, seiner Sprache in den wichtigsten außereuropäischen Handelsgebieten.

Diese Weltherrschaft wird sich immer weiter ausdehnen. Dadurch aber wird dem heutigen Inselreiche auch seine Stellung als Mittelpunkt der Weltindustrie und des Welthandels, des Geld- und Kredit- und Bankgeschäfts, seine Fähigkeit, mindestens in Friedenszeiten den Haupttheil seiner agrarischen Nahrungmittel aus anderen, zum Theil fernen Ländern zu beziehen und mit seinen industriellen und montanistischen Produkten zu bezahlen, gesichert. „Künstlich", überkünstlich auch selbst in

Friedenszeiten erscheint diese Entwickelung freilich wohl auch für Großbritannien. Störungen des Gleichgewichts drohen immer. Auch die bisherige britische Ueberlegenheit in gewissen Masseninduſtrien, besonders Baumwolle, namentlich Spinnerei, Eisen, wird immer schwerer erhalten werden.

In Kriegen vollends, in welche Großbritanien etwa verwickelt werden sollte, wird Alles von der Erhaltung der maritimen Suprematie auch für den Ein- und Ausfuhrhandel, den Bezug der Nahrungmittel über See aus der Ferne, abhängen. Bekanntlich steht es mit dieser Suprematie seit der Entwickelung der kontinentalen und anderer Kriegsmarinen nicht mehr so unzweifelhaft. Und ob es, zum ersten Mal in der Geschichte, überhaupt einer Macht wie England beschieden sein sollte, ohne bedeutendes Landheer und ohne die Opfer für ein solches nicht nur in Geld und Gut, sondern direkt in Menschenkräften der eigenen Nation, also ohne eine bisher völlig fehlende, leistungsfähige inländische Wehrverfassung, nur mit Soldheeren, ohne persönliche Wehrpflicht, eine hervorragende Weltstellung vollends im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht bei den übrigen Kulturnationen zu erhalten, ist unwahrscheinlich genug. Erst wenn einmal diese Probe gemacht und zu Gunsten des Inselreichs ausgefallen sein wird, läßt sich endgiltig darüber urtheilen, ob wenigstens für Großbritannien die einseitige wirthschaftlich-politische Richtung auf den Fabrikate exportirenden Industriestaat, der seinen Nahrungmittel- und Rohstoffbedarf großentheils aus dem Auslande bezieht und darüber seine heimische Landwirthschaft verkümmern läßt, wirklich richtig war. Ich zweifle, daß diese Probe günstig ausfallen wird. Aber dennoch, — auch ich gebe zu, daß unter den eigenthümlichen britischen Verhältnissen wenigstens eine solche Probe allenfalls gewagt werden mag, denn von vorn herein so mißlich und so unbedingt ungünstig, wie für andere Länder, sind die Chancen dort doch nicht.

Wie aber steht es mit den Chancen einer solchen weiteren einseitigen Entwickelung der Volkswirthschaft in der Richtung des Industriestaates für unser deutsches Vaterland? Können wir wirklich auch nur mit einiger Ruhe und Sicherheit auf eine solche Entwickelung blicken? Ich glaube, jede vorurtheilslose Betrachtung muß darauf entschieden antworten: Nein!

Wir haben freilich in den letzten Jahrzehnten unseren Antheil am Welthandel erheblich vergrößert. Nach Großbritanien nehmen wir darin jetzt wohl die erste Stelle ein, sogar vor Frankreich und auch vor Nordamerika, dessen hochschutzzöllnerische Handelspolitik zwar die Betheiligung dieser gewaltigen Volkswirthschaft am Welthandel nicht positiv vermindert, aber doch nicht so rasch, wie es sonst möglich gewesen wäre, hat weiter zunehmen lassen. Namentlich auch am überseeischen Handel, am ganzen amerikanischen, besonders südamerikanischen, am asiatischen, australischen,

afrikanischen Handel, im Export dahin wie auch mehr im direkten Import von dort, unter Umgehung der britischen und holländischen Vermittelung, sind wir immer stärker betheiligt. Die russische Handels-, Zoll- und Währungpolitik hat uns zum Theil genöthigt, uns nach anderen Absatzgebieten noch eifriger umzusehen. Auch unser europäischer Handel ist trotz mancher ungünstiger Vorkommnisse, z. B. des Verlustes des spanischen Marktes für unseren Spiritus, gewachsen, hie und da, so mit Italien, unter dem Einfluß von Handelsverträgen. Die Währungverhältnisse haben freilich mehrfach inner- wie außerhalb Europas (Italien, Portugal, Oesterreich-Ungarn, Argentinien, übriges Süd- und Mittelamerika, Indien, China, Japan) störend, besonders für den Export dahin eingewirkt, jedenfalls aber — den Handel, den Absatz deutscher Fabrikate in solche Länder weniger gewinnbringend gemacht. Damit aber gelangen wir zu der meines Erachtens entscheidenden Frage, ob und wie weit jene angedeutete Entwickelung in der Richtung des Fabrikate ausführenden Industriestaats für Deutschland wirklich so segensreich, so unbedingt nothwendig sei, wie von anderer Seite behauptet wird.

Ich zweifle gar nicht daran, daß, wenn auch mit Schwankungen, wie in den letzten Jahren wieder, unser Export von Fabrikaten und Halbfabrikaten noch einer weiteren Steigerung entgegengeht. Vieles wird dabei von der Zollpolitik der fremden Länder abhängen, auch von deren Währungverhältnissen (Silber, Papier), so lange wir uns kaprizieren, an der „hinkenden" Goldwährung — denn eine effektive haben wir nicht und bekommen wir auch schwerlich — festzuhalten, oder im Stande sind, Das zu thun. Bis zu einem gewissen Maße lassen sich aber auch solche Hemmnisse überwinden. Und Aehnliches gilt von der hemmenden Einwirkung der eigenen industriellen und montanistischen Entwicklung derjenigen fremden Länder, deren agrarische Nahrungmittel und Rohprodukte wir einführen und zu denen wir unsere Fabrikate exportiren.

Aber wie weit unsere für den Export arbeitende Industrie dann dauernd eine wenigstens einigermaßen gesicherte Grundlage unserer volkswirthschaftlichen Entwicklung ist, Das hängt doch ganz von dem Gewinne ab, der aus dem Export und weiter aus dem ausländischen Gesammthandel für uns resultirt. Die steigende internationale Konkurrenz der Industrieländer, die uns ungünstigen fremden Zoll- und Währungverhältnisse — diese wenigstens bei unserem Export — vermindern diesen Gewinn wesentlich und wirken daraufhin, daß er sich weiter verkleinert. Von der Unsicherheit und den Schwankungen dieses Handels sei dabei ganz abgesehen. Soll der Handel also für unsere ganze Volkswirthschaft befriedigend ausfallen, so müssen wir immer weitere technische Fortschritte machen, um wohlfeiler

und gleichzeitig besser zu produziren, überhaupt unsere Fabrikate, ohne gleichmäßig wachsenden Arbeit- oder Kostenaufwand vervollkommnen, die Frachtspesen vermindern u. s. w. In dieser Richtung wird auch bei uns und in allen wesentlich auf Fabrikatenexport angewiesenen Ländern gearbeitet und gewiß vielfach mit Erfolg. Es kann auch bereitwillig zugegeben werden, daß eine mehr freihändlerische auswärtige Handelspolitik als Ansporn in dieser Richtung wirkt.

Aber andererseits bleibt sicher, daß alle derartigen Fortschritte überhaupt und vollends in kleineren Zeiträumen ihre einigermaßen festen Grenzen haben. Sind diese im konkreten Falle erreicht, so kann nur auf diese Art ein weitersteigender Exporthandel nicht mehr aufrecht erhalten werden. Kann ein einzelnes Land, das ja auch hier wenigstens zum Theil von naturgegebenen Produktionbedingungen abhängt — selbst das feuchtere englische Klima äußert z. B. auf gewisse Zweige der Textilindustrie seinen günstigen Einfluß — und auch mit gewissen gegebenen Eigenschaften seiner Bevölkerung rechnen muß, kann ein solches Land den anderen Konkurrenten nicht folgen, so wird es zurückgedrängt.

Was bleibt aber dann übrig, um den Export von Fabrikaten zu erhalten und noch weiter zu steigern? Man muß billiger verkaufen und um jeden Preis an den Produktionkosten sparen. Das Erste bedeutet direkt geringere Handels- und Gewerbsgewinne für Handel und Industrie, daher auch wieder geringere Kaufkraft, Konsumfähigkeit und kapitalbildende Kraft der betreffenden Unternehmerklassen. Das Zweite aber bedeutet vor Allem: Sparen an den Löhnen, Lohndruck, Arbeitzeit-Ausdehnung, Verschlechterung der Lage der arbeitenden Klassen.

Beruht nicht schon jetzt ein nicht geringer Theil des deutschen Fabrikatenexports auf diesen traurigen Voraussetzungen? Wo bleiben da, wie verringern sich jedenfalls so die etwaigen Vortheile des billigeren Getreides, Brotes, Schmalzes u. s. w., welche dem Import wohlfeiler fremder Agrarprodukte zu verdanken sind? Diese augenfälligen Zusammenhänge werden von den Enthusiasten des Industrie- und Fabrikaten-Exportstaates niemals genügend, in der Regel gar nicht gewürdigt und doch sind sie nicht schwer aufzudecken. Es sind mitunter seltsame Einwände, denen man gegen eine derartige Argumentation begegnet. Der „segensreiche unermüdliche technische Fortschritt“ als Frucht der Konkurrenz spielt dabei eine große Rolle, ohne daß man die Folgen des möglichen, vollends des in bestimmter Zeit erreichbaren technisch-ökonomischen Fortschritts und die Abschiebung der Folgen der ungünstigeren Absatzbedingungen auf die Lohn- und gesammten Arbeit- und Lebensverhältnisse der Arbeiter beachtet. Den Bedenken wegen der nachtheiligen Einwirkungen auf den Gewinn unserer Exportindustrieen

durch fremde Zölle und Währungverschlechterungen wird z. B. mit dem Einwand zu begegnen gesucht, daß „das Ausland" eben dann den höheren Zoll und die Valutadifferenz tragen müsse. Allein Das ist nicht so allgemein richtig, denn diese Verhältnisse steigern die Konkurrenzfähigkeit der Industrieen des fremden Landes, in welches wir exportiren, mindestens zeitweilig, hindern deshalb, den Preis des ausländischen Artikels im Importlande entsprechend zu erhöhen. Die verbleibende Differenz mindert eben unseren Gewinn und drückt unsere Löhne. Wenn aber eine Preiserhöhung im fremden Lande erreicht wird, ist öfters wahrscheinlich, mitunter gewiß, die Folge eine Abnahme unseres Absatzes dahin: also abermals ein Nachtheil für uns.

Ueberblickt man dies Alles, was hier nicht weiter in alle einzelnen Verzweigungen der Wirkungen verfolgt zu werden braucht, so kommt man zum Ergebniß, daß überhaupt, vollends aber für Deutschland, eine Politik, die wesentlich auf dem Gedanken der Steigerung des Fabrikatenexports beruht, keine sichere Grundlage für die Volkswirthschaft schaffen kann. Sie wird uns in alle immer größeren Schwankungen und Unsicherheiten des Welthandels hineinführen und ein immer größeres Fabrik- und hausindustrielles Proletariat ins Leben rufen.

Unsere Volkwirthschaftpolitik müßte vielmehr darauf ausgehen, wenn auch unter gewissen zeitweiligen und selbst bleibenden, aus höheren Inlandspreisen der Agrarprodukte hervorgehenden Opfern unserer städtischen, industriellen Bevölkerung, die deutsche Volkswirthschaft unabhängiger vom Auslande zu machen, sowohl für den Absatz der Industrieprodukte als vollends für den Bezug derjenigen agrarischen Nahrungmittel und gewerblichen Rohstoffe, die Deutschlands Klima, Boden und erreichte Produktionfähigkeit (Zucker, Taback!) in genügender Menge, Qualität und zu erträglichen Kosten, also Preisen, erzeugen kann. Vor Allem der Getreide- und Fleischbedarf des deutschen Volkes sollte möglichst auf heimischem Boden unmittelbar gedeckt werden. Darauf müßte jede weitsichtige Politik in erster Linie ihr Augenmerk richten und sich nicht scheuen, der verleiteten öffentlichen Meinung gegenüber die erforderlichen Bedingungen dafür zu garantiren, so weit Das der Staat durch seine Handels-, Zoll-, Frachttarif- und Währungpolitik vermag. Ohne einen umfassenden Getreidebau ist im Großen und Ganzen in Deutschland eine geordnete rationelle Landwirthschaft nicht möglich. Viehwirthschaft, Handelsgewächsbau, einzelne Spezialkulturen können immer nur lokal ergänzend hinzutreten. Die mancherlei — theilweise nicht unberechtigten — Bedenken gegen Getreidezölle als Steuern auf das nothwendigste Nahrungmittel und als Mittel, die nur die Rente der zeitweiligen Grundbesitzer zu erhöhen oder hochzuhalten

strebten und dadurch auch den Bodenwerth zu hoch hielten, — alle diese Bedenken werden hinfällig, so lange uns nicht ein besseres und probates Hilfsmittel gezeigt wird, die Landwirthschaft bei uns leistungsfähig zu erhalten, als eben der agrarische Schutzzoll, der wenigstens ein noch immer weiteres Sinken des Getreidepreises hindert. Die Opfer, welche in solchen Zöllen „die Konsumenten“ bringen, bringen sie daher auch nicht für ein Klasseninteresse der Bauern oder gar nur der Junker, sondern für die ganze deutsche Volkswirthschaft und damit für das ganze deutsche Volk, — der Städter, der Industrielle, der Arbeiter, der Beamte für sich selbst mit. Tua res agitur, darf man Jedem von diesen Berufskreisen zurufen.

Eben deswegen ist auch nichts verfehlter und gefährlicher, als bei den für die nächsten Jahre und Jahrzehnte völlig unberechenbaren weiteren Konjunkturen und Preisstellungen des Weltpreises für Getreide die Zölle für dieses durch Handelsverträge mit fremden Staaten, vollends solchen eigennützigster eigener Interessenvertretung und ungeordnetster Währung- und gesammter Wirthschaftverhältnisse, wie Rußlands, auf ein Jahrzehent festzulegen, — gar, wie im russischen Handelsvertrage, um ein Linsengericht für unsere Industrie, dessen geringer Werth durch jede neue Verschlechterung der russischen Währung noch immer weiter herabgemindert werden kann!

Es war keine der geringsten Thaten unseres Altreichskanzlers, daß er, der lange vorher in freihändlerischen Bahnen gewandelt war, im Jahre 1879 nach der gewonnenen Einsicht in die Unrichtigkeit dieser Politik mit gewaltiger Hand den Karren umdrehte und in eine großartige Politik des Schutzes der nationalen Arbeit einlenkte. Wird dem Deutschen Reich nach dem Verlust eines Bismarck noch einmal, und bevor es zu spät ist, ein Staatsmann geschenkt werden, der Kenntniß und Verständniß, Muth und Thatkraft und — Autorität genug haben wird, von Neuem eine Volkswirthschaftpolitik zu inauguriren, welche die deutsche Volkswirthschaft aus der falschen Bahn des exportirenden Industriestaats, der seine Hauptnahrungmittel aus dem Auslande bezieht und sich dadurch so von diesem abhängig macht, wieder ab- und mehr auf ein nationales Sichselbstgenügen hinlenkt?! — Gott gebe es!

Professor Dr. Adolph Wagner.

Erbsegen und Erbsünde.

III.*)

Die Begriffe Erbsegen und Erbsünde setzen voraus, daß an der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften nicht zu zweifeln sei; diese aber hat zur Voraussetzung, daß das Keimplasma der Veränderung durch Einwirkungen ausgesetzt sei. Um festzustellen, daß diese beiden Voraussetzungen statthaft seien, bedarf es nicht der Deutung einzelner biologischer Thatsachen; es genügt, die „Macht der Logik“ walten zu lassen, im Anschlusse an Prinzipien, die als feststehend erkannt worden sind.

Wenn es feststeht, daß Lebewesen erbliche, von ihren Vorfahren sie unterscheidende, Abänderungen erfahren, und daß diese jedesmal durch entsprechende Abänderungen des Keimplasmas verursacht worden sind; und wenn es ferner feststeht, daß das Keimplasma wohl die Anlage zur Abänderung besitzt, d. h. die Möglichkeit oder besser: die Bedingung dazu darbietet; daß es aber nicht spontan, nicht vermöge einer innerlichen, ihm immanenten Energie, sondern nur in Folge eines ursächlichen Vorganges seine Abänderung vollzieht; — so ergiebt sich daraus als zwingender Schluß, daß die Abänderungursache keine andere als eine äußere sein kann, weil es zwischen Innen und Außen ein denkbares Drittes, ein „Mittleres“, nicht giebt. Es hätte somit nie gezweifelt werden sollen, ob in einem vorliegenden Falle erblicher Abänderung das Keimplasma durch „äußere Einwirkungen“ verändert worden sei; sondern es hätte immer behauptet werden sollen, daß es gar nicht anders als durch äußere Einwirkungen hat verändert werden können.

Dennoch hat Weismanns Meinung hierüber nicht ohne bis in die neueste Zeit währende Schwankungen sich gebildet und es ist schwer zu sagen, ob sie zur Stunde feststeht und wie sie lautet. Im Jahre 1883 lehrte er: die abgeänderte Keimzelle sei durch die stets vorhandene Variabilität entstanden; **) und die Ursache der Variabilität müsse in der Keimzelle gegeben sein; ***) gleichzeitig wird zugegeben, auch durch Klima und reichliche Nahrung könne zunächst die Keimzelle verändert werden; †) mit der schwer verständlichen ††) Einschränkung jedoch: daß die Keim-Abänderung durch Einflüsse des elterlichen Organismus bedingt wird, vor der Embryonal-Entwickelung; †††) im Jahre 1885 heißt es: es sei nie be-

*) S. „Zukunft“ v. 1. September. — **) „Aufsätze“ S. 87. — ***) Ebendort S. 118. — †) Ebendort S. 112. — ††) Durch die Befruchtung wird aus der Keimzelle eine Embryonalzelle; und daher ist eine in Betracht kommende, in den Akt der Fortpflanzung eintretende, Keimzelle immer eine elterliche. — †††) „Aufsätze“ S. 119. —

hauptet worden, daß das Keimplasma . . . gänzlich unempfindlich sei gegen Einflüsse, die von dem Organismus ausgehen, in dem es sich zu Keimzellen ausgestaltet; es sei sogar zugegeben worden, daß ein verändernder Einfluß der Organismen auf ihre Keimzellen denkbar, ja bis zu einem gewissen Grade sogar unvermeidlich ist; *) mehr noch, im Jahre 1886 wird ausgerufen: „Und was Anderes soll denn das Keimplasma verändern, als äußere Einwirkungen im weitesten Sinne des Wortes"? **); in der selben Abhandlung wird dieses Zugeständniß, als eine kaum zulässige Hypothese, mit großer Reserve gemacht: es sei allenfalls denkbar, daß sehr lange anhaltende äußere Einwirkungen das Keimplasma verändern können; ***) 1892 wird wieder mehr zugestanden: „Der direkten Einwirkung äußerer Einflüsse auf das Keimplasma ist doch heute eine größere Bedeutung zuzugestehen, als hier" (d. h. 1886, in der ersten Auflage des Aufsatzes) „geschehen ist" †) [aber dort war ja, wie soeben gezeigt wurde, die denkbar größte Bedeutung „im weitesten Sinne des Wortes" bereits zugestanden worden!] 1894 aber werden die gemachten Zugeständnisse wieder bedenklich eingeschränkt: „es kann keineswegs behauptet werden, daß wir über die Art und Weise, wie die äußeren Einflüsse die Organismen gestalten und umgestalten, schon zur vollen Sicherheit gelangt wären; ††) „man hat mir vorgeworfen . . . daß ich einseitig die direkte Wirkung äußerer Einflüsse in den Hintergrund stelle. Ich glaube aber . . . . ., daß man umgekehrt leicht geneigt ist, äußere Einflüsse für Umwandlungen verantwortlich zu machen, an denen sie keinen Antheil haben können"; †††) — (was doch sehr anders klingt als der soeben angeführte Ausruf vom Jahre 1886). Diese Schwankungen sind wohl zurückzuführen auf die Schwierigkeiten und Wechselfälle, die sich bei der Vertheidigung des Satzes von der Nichtvererblichkeit erworbener Eigenschaften gegen seine Angreifer ergeben mußten.

Steht es nun, nach der vorstehenden Schlußfolgerung, fest, daß jede, durch Vermittelung des abgeänderten Keimplasmas bewirkte, vererbbare Abänderung eines Lebewesens auf eine äußere Ursache, auf einen

*) Aufsätze S. 203. — **) S. 495. — ***) „Aufsätze" S. 337. — †) Gestehen wir zu, daß die psychophysische Einheit des Individuums die Erscheinung des psychophysischen Parallelismus aufweist, so erkennen wir damit an, daß das Individuum zwei Seiten besitzt, die physische und die psychische, die wechselseitig auf einander einwirken, und daß für eine jede von ihnen die andere als ein Außen, ein Aeußerliches, zu gelten hat. Somit ist im Sinne des Leibes — und der von ihm eingeschlossenen Keimzelle — auch jede auf ihn ausgeübte psychische Einwirkung als eine äußere aufzufassen; diese Anschauung scheint Professor Weismann („Aufsätze" S. 112) zu theilen. Vergl. W. Wundt in „Philosophische Studien" X. Heft 1. — ††) „Aeußere Einflüsse" S. 2. — †††) Ebendort S. 42. —

äußeren Vorgang, eine äußere Einwirkung, einen äußeren Einfluß, zurückzuführen ist, und muß es zugegeben werden, daß jede „erworbene Eigenschaft“ im weitesten Sinne des Wortes nichts Anderes ist als eine vererbbare Abänderung, so muß auch anerkannt werden, daß jede „erworbene Eigenschaft“ nicht nur in einer äußeren Einwirkung ihren ursächlichen Ursprung hat, sondern auch eine ererbte ist. Damit aber ist, weil diese Folgerung nicht umgekehrt werden darf, die Streitfrage noch lange nicht gänzlich erledigt. Weil nicht umgekehrt behauptet werden kann, daß jede äußere Einwirkung eine vererbbare erworbene Eigenschaft hervorbringe, so ist die nicht ganz leicht zu lösende Frage aufzuwerfen: unter welchen Bedingungen thut sie es? Unter welchen Bedingungen wird durch äußere Einwirkung eine vererbbare erworbene Eigenschaft ursächlich hervorgerufen?

Die Beantwortung dieser Frage ist darum schwierig, weil erstlich wegen der Kompliziertheit der Lebenserscheinungen oft mehrere Ursachen zum Hervorbringen einer Erscheinung zusammenwirken, und weil somit die Hauptursache dem Blicke des Beobachters durch Nebenursachen verdeckt werden, ja eine Wirkung durch eine andere entgegensetzte abgeschwächt oder gar aufgehoben werden kann, so daß nicht immer vom Ausbleiben oder Nichtmerklichwerden einer Wirkung auf die gänzliche Abwesenheit der entsprechenden Ursache zurückgeschlossen werden darf; weil ferner, im Hinblicke auf den Erfahrungsatz natura non facit saltus, anzunehmen ist, daß vererbbare erworbene Eigenschaften nur selten rasch, oder gar plötzlich, nur selten in Folge starker Eingriffe auftreten, woher bezügliche Experimente nur selten positive Resultate ergeben können, und negative Resultate nicht unbedingt als verneinende Antworten auf die Fragestellung gedeutet werden dürfen, — daß vielmehr vererbbare erworbene Eigenschaften wohl in den weitaus meisten Fällen nur in Folge lange anhaltender, auf sehr viele Generationen ausgeübter, Einflüsse durch Summirung vieler, für den Beobachter kaum merklicher, Wirkungen sich fixiren, und daß diesem derart der ursächliche Zusammenhang entgehen kann.

IV.

Hiernach dürfte es erlaubt sein, über die Bedingungen, unter denen durch äußere Einflüsse vererbbare „erworbene Eigenschaften“ gewonnen werden, Folgendes zu sagen.

Die Beobachtung und das Experiment scheinen zu lehren, daß durch Verstümmelung hervorgerufene Veränderungen nicht vererbt werden. Indessen bleibt es fraglich, ob nicht durch sehr viele Generationen fortgesetzte gleichartige Verstümmelung schließlich doch eine erbliche Abänderung hervorrufen kann. Eben so scheint die direkte Beobachtung zu ergeben, daß die an Organen der Eltern durch Uebung oder Nichtgebrauch hervor-

gebrachten Veränderungen sich auf die entsprechenden Organe ihrer Kinder nicht übertragen, daß also Vererbung „funktioneller Veränderungen“ nicht stattfände. Diese Beobachtung aber kann gar leicht, wegen Kürze der Beobachtungzeit, auf Täuschung beruhen. Die verschiedene Gestaltung des Gebirgs- und des Niederungrindes, die Verschiedenheit in der Intelligenz gewisser wilder Natur- und gewisser Kulturvölker scheint denn doch dafür zu sprechen, daß durch während vieler Generationen, „von Vater auf Sohn“, ortgesetzter Uebung der betreffenden Organe diese auf dem Wege der Verferbung, durch Summirung der Errungenschaften, abgeändert worden sind, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß die Abänderung durch Selektion befördert und accentuirt worden ist. Es wäre auch nicht wohl anzunehmen, daß die Abänderung auf anderem Wege als durch allmähliche Vererbung entstanden sei, denn keinesfalls kann der Selektion dabei eine schöpferisch-abändernde Macht eingeräumt werden, da ihre direkte Thätigkeit eine lediglich negative, das Minderwerthige, den Umständen Nichtangemessene, ausmerzende ist; damit die Selektion diese Thätigkeit überhaupt beginnen und ausüben könne, muß zuvor das Tüchtigere, Angemessenere bereits hervorgebracht worden sein. Je länger die Selektion ihre Wirkung ausgeübt hat, um so häufiger muß es geschehen, daß Paarung zwischen Tüchtigen und Erzeugung besonders tüchtiger Nachkommenschaft stattfindet. Aber diese die fortschrittliche Abänderung befördernde Wirkung der Selektion ist eine nur indirekte, wie mächtig sie auch sicherlich in den Naturhaushalt eingreift. Nur in diesem Sinne kann dem Satze Weismanns zugestimmt werden: „Selektion allein war das leitende und führende Prinzip bei der Entwickelung der Organismenwelt und ist es noch immer bis auf unsere Tage.“ *) Leitend führend, regelnd, ja; aber nie und nimmer die Entwickelung herbeiführend, hervorrufend. Und es ist, wie gezeigt wurde, gegen die Logik streitend, wenn Weismann sagt: Ein vollständiger Gegenbeweis gegen die Vererbung erworbener Eigenschaften läßt sich nicht führen; es könne nur gesagt werden, daß es Fälle gebe, wo ihre Mitwirkung völlig ausgeschlossen sei; . . . es bleibe also nur Selektion zur Erklärung übrig, und diese genüge.**)

Der Beobachtung zugänglich und besonders auffällig wird die Vererbung erworbener Eigenschaften nur in den Fällen, wo die Selektion verlangsamt, gehemmt oder abgelenkt wirkt, und wo daher „unangemessene“ Formen während so langer Zeit erhalten bleiben, daß sie nicht übersehen werden können. Abgesehen von gewissen durch die Natur hervorgebrachten, vorübergehend auftretenden Thier- und Pflanzen-Spielarten, finden sich Fälle dieser Art namentlich dort, wo der Mensch ins Walten der Natur modifizirend eingegriffen hat; wo, künstliche Bedingungen herstellend und

*) „Aeußere Einflüsse“ S. 50. — **) „Aufsätze“ S. 115.

der natürlich waltenden Selektion in den Arm fallend, der Mensch, durch ungezügeltes Wirken der Vererbung erworbener Eigenschaften, Formen entstehen läßt, die, vom Standpunkte der Naturzüchtung beurtheilt, als lebensunfähige Monstrositäten gelten müssen, aus denen der Mensch dann diejenigen, welche seinen besonderen Zwecken entsprechen, auswählt und durch fortgesetzte Herstellung entsprechender Existenzbedingungen erhält, — Formen, welche, sich selbst überlassen und der Natur-Auswahl verfallend, durch Verwilderung die ursprüngliche Gestaltung wieder zu gewinnen trachten, wie z. B. der üppige Blumenkohl dann wieder zum Charakter der dürftigen Steppenpflanze zurückkehrt.

Es ist bezeichnend, daß gerade von Seiten der Kunst-Züchter gegen die Weismannsche Thesis der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften der entschiedenste Protest erhoben worden ist. Dem Züchter kann es nicht in den Sinn kommen, der Selektion jene schöpferische Rolle, jene positive Triebkraft beizulegen, wie Weismann an der zuletzt angeführten Stelle es thut. Der Züchter kann nicht der irrigen Verwechselung verfallen: als sei die Formen- und Farbenpracht des Blumenparterres und des Teppichbeetes nicht in erster Reihe vom schöpferischen, der Vererbung erworbener Eigenschaften sich bedienenden, Gartenkünstler hervorgebracht, sondern von dem jätenden, selizirenden Tagelöhner; als verdanke der dahinbrausende Eilzug seine Schnelligkeit nicht der Thätigkeit des Dampfkolbens, sondern dem Vorhandensein der Westinghouse-Bremse, — „welche genüge". In analoger Weise hat auch der Pathologe gute Gelegenheit, es an erblich Kranken zu beobachten, welche Rolle die Vererbung erworbener Eigenschaften spielt; denn humane Fürsorge für die „erblich Belasteten" oder Kultur-Exzesse bringen es zu Wege, daß der fortgesetzte Prozeß der Vererbung unerwünscht erworbener Eigenschaften andauernd verfolgt, ja experimentell konstatirt werden könne, und von den Pathologen ist nicht minder entschieden als von den Züchtern gegen die Nichtvererbung erworbener Eigenschaften protestirt worden. Widerwillig giebt Weismann zu, es könne hier ja höchstens nur gefolgert werden, daß durch „Determinanten-"Abänderung eine „Anlage" zu gewissen Nervenkrankheiten, zur Tuberkulose 2c. vererbt werde. Als ob eine hinzukommende Anlage etwas Anderes wäre als eine erworbene Eigenschaft! Um indessen dieses verhängnißvollen Zugeständnisses enthoben zu sein, nimmt Weismann seine Zuflucht zu einer überraschenden Hypothese: man könne an Mikroben denken, die in die elterliche Ei- oder Spermazelle eingedrungen wären.*) Dann aber müßte eine erbliche Verkoppelung des Mikroben-Keimplasmas mit dem Keimplasma des verseuchten Organismus statuirt werden. Aber schon dessen Biophoren waren, nach Weismanns

*) „Aufsätze" S. 376. 377.

eigener Rechnung, so zahlreich, daß sie selbst bei Molekel-Größe nicht untergebracht werden konnten; da müssen die Mikroben-Biophoren erst recht „auf der Straße“ bleiben! Dennoch wird an der derb räumlich-materialisten Determinanten-Vorstellung festgehalten.

Am Wenigsten der Beobachtung zugänglich ist das Wirken der Vererbung erworbener Eigenschaften auf dem fast Alles umfassenden Gebiete der normalen Naturzüchtung; unzugänglich zunächst darum, weil die bezüglichen Abänderungprozesse über so lange währende Epochen sich ausdehnen, daß unser Blick sie nicht zu umspannen vermag; sodann darum, weil die durch ihre Abnormität gerade auffälligsten Produkte der Vererbung durch die emsig ausjätende Selektion vernichtet und unseren Blicken meist entzogen werden. Nichtsdestoweniger ist an dem von der Logik gebieterisch geforderten Satze festzuhalten, daß in der Naturzüchtung das zur Anpassung recht eigentlich treibende Prinzip, sozusagen die Seele des Fortschrittes, im Gesetze der Vererbung erworbener Eigenschaften zu erblicken ist, weil ohne dieses Prinzip durch äußere Einwirkungen im Sinne des Fortschrittes hervorgebrachte Aenderungen jedesmal mit dem Tode des abgeänderten Individuums verloren gingen und sich nicht auf seine Nachkommen übertrügen. Ohne dieses Prinzip wäre die Lebewelt nicht über den einzelligen Protoplasten, nicht über die Amöbe hinausgekommen und der Selektion hätte sich überhaupt nie ein Arbeitfeld eröffnen können. Der natürlich-normal waltenden Selektion fällt dagegen insofern eine „leitende und führende“ und den Fortschritt fördernde Thätigkeit zu, als sie, eine rächende Nemesis, Das beseitigt, was Verirrungen der Vererbung hervorbrachten, zugleich aber, durch solche ausjätende Thätigkeit, segenspendend denjenigen durch die Vererbung erzeugten Formen, welche Träger des Fortschrittes sind, Raum, Luft und Licht gewährt und ihre Fortpflanzung begünstigt. Durch das Zusammenwirken dieser beiden großen Prinzipien, Vererbung und Selektion, entsteht auf der physischen Seite der Natur das Phänomen der fortschrittlichen Naturzüchtung; und auf der psychischen Seite erzeugt das selbe Zusammenwirken dieser Prinzipien, hier als Erbsegen und als Erbsünde sich äußernd, die fortschrittlich-sittliche Weltordnung.

Bis auf Weiteres hat man wohl darauf zu verzichten, eine anschauliche Darstellung von den Vererbungvorgängen selbst zu gewinnen, wie ja auch Weismann — trotz seines Versuches einer mechanischen Erklärung — es wiederholt selbst zugiebt: diese Vorgänge seien anschaulich unvorstellbar. Wer aber dennoch einen vorahnenden Blick in die künftige Ausbildung der Vererbunglehre sich erlaubt, kann wohl daran nicht zweifeln, daß nach der Aufdeckung ihrer Geheimnisse in die selbe Richtung ausgeschaut werden wird, von welcher her die Lösung der Räthsel des psychophysischen Parallelismus

zu erwarten ist. Oder ahnen wir etwa nicht, daß in der Vererbung des Instinktes der Wandervögel, in der Vererbung der Dressur des Hühnerhundes, in dem erblichen Unvermögen zur klaren Zahlvorstellung bei niederen Menschenrassen*) u. s. w. psychophysische Anlagen vererbt werden? — Sollte nicht der Vererbungvorgang in tiefstem Grunde ein psychophysischer Prozeß sein? Und sollte man nicht das Keimplasma — sobald die massiv-materialistische Auffassung von seiner Beschaffenheit aufgegeben ist — für fähig halten, durch Uebertragung seiner Lagerung- und Bewegung-Unterschiede seiner Molekeln zum Korrelate entsprechender psychischer Abänderungen zu werden? Solch ein Ausblick ist vielleicht gewagt; indessen wie die Seidenraupe zum Spinnen ihres Fadens veranlagt und genöthigt ist, so sind wir es Alle, fragend auszuspähen über die Grenzen unseres Wissens hinaus.

V.

Wenn Professor Weismann zu verstehen giebt: nur ein mechanisch wirkendes Prinzip sei ein naturwissenschaftliches zu nennen,**) so kann doch wohl wahrhaft umfassende und sich auf ihr Gebiet beschränkende Naturerkenntniß solcher Auffassung nimmermehr beistimmen. Einmal, weil diese sich nur aus einer materialistisch-einseitigen Metaphysik ableiten kann, die wahre Naturwissenschaft aber ihr Gebiet, die erkennbare Natur, nicht verlassen und nicht auf das Gebiet traumhafter metaphysischer Unerkennbarkeiten abschweifen darf; sodann, weil eine materialistische Weltauffassung es sich prinzipiell unmöglich macht, in Wahrheit die ganze Natur, mit Einschluß ihrer immateriellen, ihrer psychischen Seiten — Psychologie und Moral — wirklich vorurtheilsfrei, wie es dem Naturforscher geziemt, zu umfassen.

Namentlich vom Boden dieser beiden Gebiete der Biologie ist gegen solche einseitig-materialistische Auffassung der Natur zu protestiren. Wilhelm Wundt hat es in seiner neuesten Schrift im Namen der Psychologie gethan.***) „Die Sittlichkeit als Naturlehre" darf als ein im Namen der Moral eingelegter Protest gelten. Auf diesen soll hier noch kurz zurückgekommen werden im Hinblicke auf die Wallace-Bellamyschen widersittlichen Zukunft-Träumereien und auf die ihnen zu Grunde liegende Weismannsche Lehre von der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften.†)

*) „Die Sittlichkeitlehre als Naturlehre" S. 106 — **) „Aufsätze" 363. — ***) „Ueber psychische Kausalität und das Prinzip des psychophysischen Parallelismus" in „Philosophische Studien". X. Heft 1. — †) Es mag hier noch kurz bemerkt werden, daß, für einige Fälle wenigstens, Weismann selbst diese Lehre hat thatsächlich fallen lassen. Gelegentlich der erblichen Krankheiten sahen wir es bereits. Ferner: daß die Kirsche auf Ceylon immergrünend geworden, lasse auf Vererbung erworbener Eigenschaften zurückschließen, wird zugegeben, freilich mit der bedeutunglosen Vermuthung: es

Wie sehr Wundt berechtigt ist, den Materialismus als den Widersacher des von der natürlich-sittlichen Weltordnung gewollten sozialen Fortschrittes und als den Vater des Sozialismus und Anarchismus zu bezeichnen, beweist Wallace, indem er, gestützt auf die materialistische Irrlehre Weismanns, für Herbeiführung der Bellamyschen sozialistischen Zukunftgesellschaft Propaganda macht. Wodurch allein kann diese utopische Heilsordnung verwirklicht werden? Die Erziehung, die Bildung, vermöchten es nicht, sagt uns Wallace, zum Menschheitfortschritt beizutragen. Damit sind Familienväter und Pädagogen aufgefordert, ihre fruchtlosen Bemühungen einzustellen; man überlasse die Jugend sich selbst; selbst wird sie sich „in Freiheit dressiren"! Darum, sagt uns Wallace, können Bildung und Erziehung Fortschrittsfaktoren nicht sein, weil es nach Weismann Vererbung erworbener Eigenschaften nicht giebt. Es bleibt daher, lehrt uns Wallace in vollkommener Uebereinstimmung mit Weismann, es bleibt uns ein einziger wirklich wirksamer Entwickelungsfaktor: die Selektion. Nun ist man aber doch wohl berechtigt, zu fragen, wie der Materialismus sich die Herbeiführung der sozialistischen Heilsordnung durch die Selektion anschaulich vorstellt? Daß dabei nicht an das geheimnißvolle Wirken eines unergründlichen Prinzipes, sondern an sehr drastisch anschauliche Prozeduren zu denken ist, darüber sind wir eindringlich belehrt worden, und die Neuzeit unterläßt es nicht, uns die Lehre nachdrücklich einzuprägen. Der Sozialismus, der durch äußerste Verstaatlichung die Welt zu einem herrlich glückseligen Zwangsarbeithause umzugestalten gedenkt, und sein theoretischer Antipode, der Anarchismus, der durch äußerste Entstaatlichung die herrliche Freiheit des wilden Naturmenschen anstrebt —: mögen sie vorgeben, getrennt zu marschiren, ihren nächsten praktischen Zielen (d. h. Vernichtung der bestehenden Gesellschaftordnung) eilen sie einmüthig Hand in Hand entgegen. Man kennt die Werkzeuge ihrer fortschrittlichen Selektion: Nobilings Rehposten

---

sei wohl eine domestizirte, gepfropfte Kirsche („Aufsätze" 490). Zugegeben wird dem Prof. Hofmann, daß die vorgeführte vererbliche morphologische Abänderung „Erworbenes" sei, — aber sie sei es „nicht im Sinne der Deszendenztheorie". Zuzugeben sei, daß bei durch Dichtsaat erzielter Blüthengefülltheit Vererbung im Spiele sei, — aber im Sinne der Deszendenztheorie sei es keine „erworbene Eigenschaft". Die von Hiß erzielten erblichen Abnormitäten werden lediglich „neue" genannt, um sie nicht erworbene zu nennen. Die erbliche Dressur des Vorstehhundes sei nicht eine erworbene Eigenschaft, da ja nur erblich gewordene Abänderung des Reflexapparates zu vermuthen sei. Das Beste zuletzt: der von Weismann selbst erzüchtete Dimorphismus: dieser freilich sei durchaus nicht anders zu erklären, als durch Vererbung erworbener Eigenschaften; aber — tröstet sich Weismann — aber der Versuch sei ja nicht in dieser Richtung angestellt worden.

Caserios ausmerzenden Dolch, die ausjätende Guillotine der französischen Schreckensmänner, die massenhaft auslesende Dynamitbombe der Vaillant, Henry und Konsorten. Damit sollen die Thore zum irdischen Eden aufgesprengt werden, auf daß die Menschheit ins Bellamysche Reich ewiger „größtmöglichster Seligkeit für die größtmöglichste Zahl“ einziehen könne.

Nun ist der Fortschritt zum Stillstande gebracht, er hat keinen Zweck mehr; das sittliche Ideal ist erreicht; nun kann auch die Selektion ihre harte Arbeit einstellen, und gleichsam nur zum Zeitvertreib, als a. D., sich so harmlos bethätigen, wie Wallace es beschreibt.*) Dagegen verlangt es die in den Naturvorgängen waltende sittliche Weltordnung, daß des Kämpfens und Streitens nie ein Ende werde; daß dem sittlichen Ringen als Preis nicht Glückseligkeit winke, sondern nur Minderung des irdischen Jammers; denn die natürlich-sittliche Weltordnung kann der Noth, dieses nie erlahmenden Antriebes zum Fortschritt, nicht entrathen, so wenig auf der psychischen wie auf der physischen Weltseite. Wie auf dem physischen Gebiete die Noth, das struggle of life, Tüchtigkeit hervorruft und die Untüchtigen der Ausmerzung durch Selektion anheimgiebt, so ist sie auch auf dem psychischen Gebiete dem Menschen, dem „Kind der Sorge“, immerdar zum Segen zugleich und zum Fluche, je nach seinem Vermögen und freien Willen.

Und daß thatsächlich der Weltenlauf nach diesem Gesetze der sittlichen Entwickelung sich vollzieht; — daß dieses Gesetz nicht nur ein Ergebniß willkürlich-theoretischer Betrachtung, nicht nur eine Forderung der Vernunft ist; daß thatsächlich der sittliche, soziale und ökonomische Fortschritt auf diesem naturgesetzlich vorgeschriebenen Entwickelungwege sich vollzieht, und nicht nach dem materialistisch ausgegrübelten Wallace-Bellamyschen Rezepte —: Das zu erkennen, dazu bedarf es nicht einmal eines umfassenden Ueberblickes über die Menschheitgeschichte; es genügt, sich vorurtheilsfrei von der Gegenwart belehren zu lassen. Vergeblich hat auch in England der Sozialismus, während vieler Jahrzehnte und mit Gewaltsamkeiten aller Art, auf widernatürlichen Bahnen die Glückseligkeit zu erstürmen gesucht, seine Anhänger in unsägliches Elend stürzend, mit dem einzigen Erfolge: von der öffentlichen Meinung auf den Aussterbeetat gesetzt worden zu sein. Nur

*) Das sehnsüchtige Ausschauen auf „Erfüllung“ hat die materialistische mit der religiösen Metaphysik gemein. Professor Weismann faßt auch das Strombett als eine „Erfüllung“ auf: das Bett hat sich dem in ihm strömenden Flusse angepaßt („Aufsätze“ S. 316). Die Hydrologie dagegen sagt uns, daß der Strom es nie fertig bringt, sein Bett sich anzupassen, daß auch hier ein statisches Regime nie eintritt. Niemals ist der Strom mit dem jedesmal bestehenden Bette zufrieden; in jedem Augenblicke, unablässig, ändert er es. Auch des Wasserstromes Dasein — und damit das Ideal seines Bettes — unterliegt einem nimmer stillestehenden Wechsel.

noch eine Frage der Zeit ist es, wann er in England gänzlich zum „überwundenen Standpunkte" geworden sein wird: von der Auslese, von der Selektion wird er ausgemerzt, während die auf dem Wege gesunden, natürlichen Fortschrittes aufwärts strebende Gewerkschaftbewegung, die den Sozialismus perhorreszirte und nur nach dem Maße des jedesmal Möglichen, und nur unter strenger Achtung der bestehenden Gesetze, nur ihrer Handhaben sich bedienend, nicht allein unberechenbaren Segen über ihre Angehörigen verbreitet hat, sondern auch in der Gesellschaft, in der Kommune und im Staate, zu einer imposanten Macht geworden ist, die in der Leitung der Geschicke der Nation ein gewichtiges Wort mitzusprechen hat.*) Nicht plötzlich, nicht durch einen „Umschwung" irgend einer Art, hat sie diese Achtung gebietenden Erfolge erreicht, sondern in geduldiger, zäher Arbeit, durch Bildung und Erziehung, der Vater seine sittlichen Errungenschaften, seine „erworbenen Eigenschaften" dem Sohne vererbend.

In der zweiten der beiden angezogenen Schriften findet sich auch die eindringliche und unwiderstehlich überzeugende Belehrung: daß die gegenwärtige, von Wallace verketzerte Gesellschaftordnung keineswegs dem Menschheituntergange entgegengeht, sondern überaus lebensfähige und gewaltig aufwärts drängende Fortschrittselemente enthält: gerade durch die vielgeschmähte Kapitalanhäufung wird — und nichts Anderes könnte es bewirken — „der vierte Stand" befähigt, sich kräftig zu organisiren zu wohlgeordnetem, berechtigtem und aussichtvollem Kämpfen für seine natürlichen Interessen.

Wie die Naturzüchtung auf dem leiblichen, so wirkt auch auf dem psychischen Gebiete die sittliche Weltordnung: nach dem selben unwandelbaren, sich selbst ergänzenden Doppelgesetze der Natur: Vererbung überkommener und erworbener Eigenschaften, und die Vererbungergebnisse regelnde Selektion. Schon vor viertausend Jahren ist dieses Grundgesetz der sittlichen Welt in seinem zwiefältigen Wesen erkannt worden; verkündet wurden und noch sind giltig: die Verheißung des Erbsegens: die Gutthaten der Väter sollen den Kindern nachfolgen bis ins tausendste Glied; — und der Fluch der Erbsünde: die Sünden der Väter sollen an den Kindern heimgesucht werden bis ins dritte und vierte Glied. Der Menschheitfortschritt ist gesichert; denn die Kapitalanhäufung durch ererbten Segen hat mehr Bestand als die Schuldanhäufung durch ererbte Sünde.

Freiburg i. B. H. von Samson-Himmelstjerna.

*) Vergl. Gerhardt von Schultze-Gaevernitz: „Zum sozialen Frieden" Leipzig, 1890 bei Duncker und Humblot, und: „Der Großbetrieb, ein wirthschaftlicher und sozialer Fortschritt" 1892, ebendort.

Für den Sozialismus.

Sehr geehrter Herr Harden,

Nicht um Ihrem Streben bittere Fehde zu künden, drängt es heute mich, um Gehör zu bitten; wohl aber halte ich mich für verpflichtet, in der „Zukunft" Revision einzulegen gegen ein Urtheil, das in dem Artikel „Blutrache" (in Nr. 92) und auch später noch über den Sozialismus gefällt worden ist. Ein hervorragender Denker sprach, vor einem halben Jahrhundert schon, prophetisch von dem zweiten Akte des großen Dramas der sozialen Frage, dessen Aufführung die Verfasserin Klio einem Parterre von Königen nicht erlassen würde. Heute nun, wo der soziale Wogenprall schlimmer als je zuvor die ganze Kulturwelt erschüttert, heute, wo, sicherlich zum Erstaunen des seligen Malthus, in dem unermeßlich reichen und keineswegs übervölkerten Riesenkontinent der „neuen Welt" zu diesem Drama bereits lärmende Dilettanten-Proben begonnen haben, ist es von doppelter Wichtigkeit, gerade an dieser Stelle mißverständlichen sozialen Auffassungen entgegenzutreten. Vor zwei Jahrzehnten bereits und unter dem Sozialistengesetze hielt auch Albert Schaeffle in seiner „Quintessenz" eine „Durchläuterung" des Sozialismus „nicht für unmöglich". Sich mit dieser Durchläuterung zu beschäftigen, bezeichnete er als eine der größten und konservativsten Aufgaben: als „eine Aufgabe, wie es für die weiteren Schicksale der Civilisation keine entscheidendere zweite giebt".

Kein Zweifel: der Sozialismus bedroht unsere „Civilisation" mit dem Untergange! — aber nur dann, wenn unsere „Staaterhaltenden" ihre von Vorurtheilen umnebelte Beurtheilung des gehaßten Gegners nicht in richtiger Weise und nicht noch rechtzeitig zu „durchläutern" ernstlich und erfolgreich sich mühen. Zu dieser Durchläuterung gehört aber — nach Schaeffle —: die Zerstreuung der einlullenden falschen Vorstellungen und die Vernichtung der sich selbst täuschenden Ignoranz. Es könnte vermessen erscheinen, dieses Citat hierher zu setzen; doch ist es eine leider nicht zu bestreitende Thatsache, daß gerade in den Kreisen von „Bildung und Besitz" die soziale Ignoranz noch üppig wuchert.

Nach einem Besuche „bei Bismarck a. D." beklagte einst M. H., daß es dem großen Manne, als dem Sprößlinge eines märkischen Junkerhauses, nicht vergönnt gewesen sei, sich zu gerechter Würdigung durchzuarbeiten der neuen Religion von ungeheuer propagandistischer Kraft: des Sozialismus. Auch der Stärkste — hieß es da — könne ihn nicht hemmen, ja kaum fördern; er müsse wachsen, weil das Streben des Einzelnen nach Verbesserung seiner Lage wachse. M. H. beklagte weiter, daß der Fürst „die ungeheure Bewegung" falsch beurtheilte, insofern als er irrend allzu lange in ihr nur den letzten Ausläufer des politischen Radikalismus gewittert hatte.

Und heute?

Heute wissen wir zunächst, daß der Fürst den großen „Szenenwechsel" noch immer nicht bemerkt hat; wir wissen heute, daß er den verhängnißvollen sozialen Irrthum seines reichen Lebens niemals aufgeben wird. Der von M. H. ganz richtig betonte Szenenwechsel war in der That ein gewaltiger. Noch im Jahre 1872 konnte der alte Kanzler mit Recht erklären: er stehe im Dienst der Höfe. Heute dagegen, wo nach Lothar Buchers klugem Urtheil die Diplomatie mehr und mehr von der Nationalökonomie verschlungen wird, hat sich Das gründlich geändert. Möglich, sehr leicht möglich, daß auch heute noch die großen

Fragen der Weltgeschichte durch Blut und Eisen entschieden werden; wehe uns aber, wenn im Zeitalter der allgemeinen sozialen Wehrpflicht und der Millionen-Armeen die verhängnißvolle „ultima ratio regis“ gegen das eigene Volk sich kehrt und gegen voll berechtigte wirthschaftliche Bestrebungen, blos weil sie jetzt noch allzu oft im Gewande einer rüden Demokratie auftreten. Die Bewunderung des Genies, die vollste Würdigung „großartiger Tragoedienfehler“, legt uns geradezu die patriotische Pflicht auf, unsere Stimmen frei und offen auch gegen einen verehrten Mann da zu erheben, wo diese Tragoedienfehler eine Tragoedie inszeniren können, die den Untergang der stolzen Schöpfung dieses Deutschen Reiches im Gefolge haben muß. Heute lesen wir in dem Aufsatze „Blutrache“: „Wer noch im Banne des Schlagwortes von der natürlichen Gleichheit der Menschen steht, Der hat kein Recht, vor der Saat sich nun zu entsetzen, die üppig daraus hervorgeschossen ist.“ Heute lesen wir in Nr. 96: der Bierkrieg sei weiter nichts als eine „längst nicht mehr neue Form der sozialen Auslese“, in deren Bereich „der Streit immer herrscht und die Stärke nur siegt“. Der erste der beiden Sätze wurde bereits in den Zeiten der Pharisäer, in den Bauernkriegen und 1789 von den Konservatoren des „wohlthätig Bestehenden“ und „historisch Gewordenen“ — allemal im Bunde mit den Dienern der Kirche — dem inferioren Menschenmaterial eifrigst vorgehalten. Das ist ein ganz fürtrefflicher Satz, der heute noch nicht allein in märkischen Junkerhäusern, sondern auch in den prunkenden Villen des Thiergartenfreisinns — unheimlich muß es Apostata hierbei werden! — lebhaften Beifalls sich versichert halten darf. Denn er bezeichnet, inmitten einer durch Blutthaten verkommener Strolche und wahnwitziger Terroristen verängstlichten Spießbürgerei, den Sozialismus als Das, was er dieser — leider in Uebereinstimmung mit dem ersten Kanzler — „in Wahrheit“ verkörpern muß: die aufgegangene Drachensaat eines frevlen Schlagwortes und „den letzten Ausläufer des politischen Radikalismus“. Der zweite Satz athmet ödeste Manchesterei und könnte recht wohl von Bamberger verbrochen sein. Zum Glück ist der Aufsatz nicht mit M. H. unterzeichnet.

Es könnte angezweifelt werden, ob denn Ihr Angriff auch wirklich dem Sozialismus gelte. Ich höre einwenden: „Hier ist ja lediglich von den aus der natürlichen Gleichheit abgeleiteten Forderungen die Rede. Was hat aber der lebende wissenschaftliche Sozialismus mit der natürlichen Gleichheit zu schaffen? Nein gar nichts! Wohl ist unser Sozialismus empfangen aus dem Naturrechte und dem Oekonomismus des vorigen Jahrhunderts, wohl hat er das Licht der Welt erblickt im Jahre des Heils und des Unheils 1789, — aber mit ‚Naturgesetzen‘ rechnen wir auf ökonomischem Gebiete längst nicht mehr. Ein starkes Stück wäre es doch, dem Sozialismus heute noch die ‚natürliche Gleichheit‘ in die Schuhe zu schieben, nachdem der konservative Rodbertus sehr frühe schon den verhängnißvollen Irrthum gegeißelt hat, einen gesellschaftlichen Organismus ‚natürlichen Gesetzen‘ zu unterwerfen. Ein starkes Stück wäre es, zu übersehen, daß der Sozialismus das nothwendige Produkt ist der riesigen Produktionveränderungen: der industriellen Revolution! Dann gilt der Angriff unmöglich dem lebenden Sozialismus und es ist ein lächerliches Beginnen, Das zu vertheidigen, was gar nicht angetastet wurde.“ Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum! Denn noch heute erscheint Ihnen die „Legende von der Gleichheit und Gleichberechtigung“ vergesellschafteter Kulturmenschen als ein verderblicher Wahn, dem die Führer der bedrohten Gesellschaft baldigst zu entsagen hätten. Geschähe Das, erklären Sie,

„dann wäre die grausam gräßliche Blutrache doch nicht ganz nutzlos geübt". Ich erschrak von Neuem, als ich Das las! Sie leiten aus der natürlichen Gleichheit die Gleichberechtigung ab und verdammen „die gewissenlose Koketterie mit den Massenrechten der Enterbten" als eine moderne Jakobiner- und Girondisten-Tollheit. Nun hat thatsächlich der Sozialismus die „Jakobiner"-Forderung der aus der Gleichberechtigung abgeleiteten sozialen Gleichheit aufgenommen. Er hat — gestützt auf eine völlig veränderte ökonomische Grundlage, auf eine riesig gestiegene Produktionfähigkeit, auf eine weit fortgeschrittene Beherrschung der Naturkräfte, gestützt endlich auf „geharnischte" Vertreter der sozialökonomischen Wissenschaft — die Ueberführung der papierenen Menschenrechte von 1789 in die Wirklichkeit des zwanzigsten Jahrhunderts mit vollem Recht gefordert. Folglich muß zweifellos Ihr Angriff auch gegen diesen Sozialismus sich richten. Allerdings könnten Sie auch auf den Anarchismus zielen, als auf ein ökonomisches System, das ebenfalls die menschliche Gleichberechtigung zur Basis hat; doch habe ich als Sozialist mit dem Anarchismus, dieser Spottgeburt aus wild gewordenem Liberalismus und philosophischem Stubenhocker-Radikalismus, nichts zu schaffen. Gegen den Anarchismus haben Sie auch niemals die Forderung einer vorherigen „Verengelung" der Menschen erhoben; meine Aufgabe kann also nur die sein, den Sozialismus, als den völligen Widerpart des Anarchismus, hier zu vertheidigen.

Heute bedroht anscheinend das Schreckgespenst Ihres „Sozialismus" mit der alten Gefahr wiederum die neue Zeit: eine „taumelnde Gefolgschaft", eine „bethörte Menge" mit dem „schwerfälligen Gehirn" „trampelt" von Neuem hinter verbrecherischen Demagogen einher; ein moderner Hunnensturm will eine blutrünstige Pöbelherrschaft begründen und — pro nihilo — eine schwer errungene Kultur auf der deutschen Erde zuerst vernichten.

Treten wir diesem Schauergemälde etwas näher, und zwar an der Hand eines konservativen sozialistischen Denkers, der so hoch erhaben steht, daß keine Kritik ohne Weiteres über ihn hinwegtrampeln darf. Dieser sozialökonomische Klassiker beantwortet die Frage: „Was ist Gleichberechtigung?" in echt sozialistischem und — so will es mich bedünken — auch in echt christlichem Sinne, wie folgt: „Der gleiche Anspruch auf diejenigen äußeren gesellschaftlichen Vorbedingungen, die dem Individuum nöthig sind, um, nach Maßgabe seines Beitrages, an den Früchten des sozialen Lebens theilzunehmen." Eine recht vernünftige, mit Rodbertus völlig übereinstimmende Definition der sozialistischen Gleichheit liegt auch von sozialdemokratischer Seite vor, und zwar nicht als die esoterische Weisheit eines Auserwählten, sondern als das Produkt eines öffentlichen Vortrages. In seiner Polemik gegen den Zoologen Professor Ernst Ziegler sprach am 5. März d. J. Liebknecht: „Der Herr Professor versteht vom Sozialismus nicht das ABC; er kämpft gegen Windmühlen oder — richtiger — gegen Dummheiten, die er selber erfunden hat. Niemals ist die körperliche und geistige Gleichheit aller Individuen von der Sozialdemokratie behauptet worden. Der Herr Professor verwechselt die Gleichheit im Sinne der Gleichberechtigung mit dem Unsinn, den er sich selber zurechtgemacht hat. Zur Gleichheit aller Menschen in Bezug auf Anlagen und Fähigkeiten werden wir nie gelangen, eine solche Gleichheit wäre auch der Tod des Fortschritts. Die Verschiedenheit der Individuen ist ein nothwendiger Kulturhebel. Und so treten wir im Sozialismus für das Recht des Individuums ein, das heute nur dann zur Geltung kommen kann, wenn es der herrschenden Klasse angehört."

Mögen Das vorschnelle Gegner stets bedenken; mögen sie aber auch überzeugt sein, daß der Sozialismus diese vielgeschmähte Gleichheit als ein immerdar hochzuhaltendes praktisches Ideal jedenfalls nicht früher sinken läßt, ehe nicht überzeugend der — unmögliche — Beweis geführt sein wird, daß die große Mutter Natur ihre Gaben parteiisch unter die sozialen Klassen vertheilt. Bis dahin werden Sozialisten, im Bunde mit dem alten Aristokraten Goethe, diese Gleichheit verlangen und festhalten daran, daß es Pflicht der Gesellschaft ist, jedes Individuum mit allen Mitteln auf die Höhe zu heben, zu deren Erreichung individuelle Anlagen es befähigen.

Mindestens 90 pCt. aller Kulturmenschen hat die gepriesene segensreiche Himmelstochter der liberalen und feudalen „Ordnung" zu unfreien Proletariern gemacht und zu Waaren entmenscht. Das ist das empörende, immer tiefer und immer schmerzlicher ins Bewußtsein auch der Massen sich einfressende Resultat unserer herrlichen „christlichen Kultur", die man „staaterhaltend" gegen die sozialistischen Hunnen und gegen deren Forderung sozialer Gleichheit zu vertheidigen eifrig beflissen ist. Dabei umwimmeln gedrängte Millionen-Armeen der Noth einen Reichthum an Produktionmitteln, der, vernünftig verwendet, alle Kulturmenschen zu wirklich Freien machen könnte. Weil aber diese schmerzliche Erkenntniß dem unbefangen prüfenden Blicke, selbst des Ungebildeten, geradezu sich aufdrängt, weil im Kapitalismus die „Freiheit" der besitzlosen Arbeitkraft immerdar deren Versklavung bedeuten muß, deshalb hat der Sozialismus die wahre Freiheit, d. h. die wahre soziale Gleichheit des Individuums, erst noch zu erkämpfen. Nur durch seinen Sieg wird die Möglichkeit errungen, daß „unter dem ehernsten aller Daseinsgesetze nur der Tüchtigste sich durchsetzen und behaupten kann", während unter dem Despotismus des rentirenden Eigenthums auch fernerhin die vergaunerte Rücksichtlosigkeit oder die „männliche Prostitution" am Ehesten die Palme des Erfolgs erraffen oder erkriechen wird. Nur auf sozialistischem Wege wird Ihrem Wunsche entsprochen werden können: auf friedlichem Wege „die feudalistischen und großkapitalistischen Schranken allmählich abzutragen, die dem Tüchtigen das Aufsteigen versperren". Ohne das sozialistische Sicherheitventil dieser Gleichheit ist eine verheerende Explosion unabwendbar, und eine fürchterliche Verantwortung laden Diejenigen auf sich, die da wähnen, „staaterhaltend" dieses Ventil verschrauben zu müssen.

Sie behaupten in dem Artikel „Blutrache" ferner: die gewissenlose Koketterie mit den Massenrechten der Enterbten soll die ernste Sorge um das Wohl der Aermsten ersetzen. Mir will es scheinen, als seien die verantwortlichen Leiter des „wohlthätig Bestehenden" von dieser ernsten Sorge Mühen dermaßen hypnotisirt, daß sie die Fruchtlosigkeit ihrer ungeheuer kostspieligen Danaiden-Arbeit gar nicht einzusehen vermögen. Es wird auf diesem Gebiete viel zu viel gethan, und doch: nichts! Was bedeutet denn, bei Lichte besehen, diese bureaukratische „Sozialreform"? Nichts als eine veränderte, man möchte sagen: polizeiliche Armenpflege, die — obwohl gut gemeint und Almosen in Masse spendend — doch weit entfernt davon, nur im Mindesten den angestrebten Zweck zu erreichen, durch quetschenden Zwang und peinlich empfundene Lasten nach unten und oben gleichermaßen verbitternd wirkt. Sie stellt den utopischen Versuch dar, die Leiden der wirthschaftlichen Sklaverei zu heilen auf der unangetasteten Grundlage eben der selben Sklaverei Sie ist unbestreitbar eigens zu dem Zwecke erfunden, gerade dieser Sklaverei dauernd die Existenzmöglichkeit zu sichern. Aber dann wundere man sich auch nicht, wenn verständige

Männer, die als vollberechtigte Bürger an die Wahlurne treten, die zu den Lasten des Staates mit Gut und Blut reichlich beitragen müssen, es endlich satt bekommen, sich wirthschaftlich weiterhin als Waaren behandeln und verhandeln zu lassen!

Vergessen wir nicht, daß in der Geringschätzung sozialer Rezeptdoktorei und „trockener Pelzwäsche" der Sozialdemokrat sich mit Rodbertus und anderen monarchischen Sozialisten begegnet. Vergessen wir ferner nicht, daß auch der demokratische Sozialismus mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit gegen das Lumpenproletariat und gegen die Propaganda des Rowdythums sich gewendet hat. Er hat überhaupt „die unsinnige Revolutionmacherei" verurtheilt und ist sich vollends klar darüber, daß mit verkommenem, in zu niedriger Lebenshaltung angefaultem Gesindel gar kein Kampf durchgeführt werden kann.

Einen weiteren unbegründeten Angriff auf den Sozialismus scheint mir Ihre Behauptung darzustellen: er stachle „die bethörte Menge dazu an, mit gewaltsamen Mitteln für sich zu erreichen, was das liberale Bürgerthum einst nur für sich erstritt". Es ist zum Ueberdruß oft bewiesen worden, es gehört zum sozialistischen ABC, zu wissen, daß der Sozialismus keine neue Klassenherrschaft erstrebt, sondern daß er in der organisirten Hand- und Kopfarbeit des arbeitenden Volkes die ganze Nation sieht und sehen muß. Was aber den gewaltsamen Umsturz anlangt, so haben wir dieses Thema bereits flüchtig berührt. Der demokratische Sozialismus hat mit aller Schärfe betont, daß das herrschende System seine eigene Negation, den Sozialismus, schafft und daß diesem nur die Rolle des Geburthelfers zufällt. Folglich könne die Revolution nicht das Werk einer Schar von Verschworenen sein. Professor A. Wagner hat sich in diesem Sinne bereits auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß im April 1892 geäußert: „Die Sozialdemokraten wollen gewiß eine Revolution im Sinne eines Uebergangsstadiums zu ihrem Staat, aber eine eigentliche gewaltsame Umwälzung erstreben sie nicht." Nebenbei sei bemerkt, daß die soziale Demokratie sogar von dem allgemeinen Stimmrecht nicht viel hält (Wagner, ebenda) und daß Dr. A. Schaeffle noch in seiner „Aussichtlosigkeit" den sozialistischen Gegnern einen „Geist edlen Strebens" zuerkennt: ein „bis zum Martyrium sich erhebender Idealismus" könne selbst manchem Agitator der Sozialdemokratie nicht abgestritten werden, „Geistesleuchten" beherberge sie und „edle Idealisten".

Sogar die soziale Demokratie erstrebt nicht nur nicht den gewaltsamen Umsturz, sondern versieht sich von ihm sogar schweren Schadens. Nach den voraufgegangenen Erläuterungen wird Das einleuchten. Denn da der Kapitalismus selbst es ist, der — weit über den Mittelstand hinaus seine Grundlage der freien Konkurrenz zerstörend — unausgesetzt schaarenweise dem Sozialismus Streiter zutreibt, so ist für diesen eine ganz „friedliche" Aufgabe von selbst gegeben. Er hat die gelieferten Rekruten in sozialistischem Sinne aufzuklären, zu organisiren und zu disziplinieren. Gerade durch diese Arbeit strebt der Sozialismus, die „heraufziehende Hunnenherrschaft" zu vermeiden. Aus stumpfsinnigen, fanatischen Sklaven bemüht er sich, eine geistig uniformirte und disziplinirte Armee selbstbewußter Männer zu organisiren. Wer aber den Krieg kennt, weiß auch, daß die unmenschlichsten Gräuel da die größte Höhe erreichen, wo zusammengelaufene hungernde Freischärlerbanden wüthen.

Mit dem „Himmel auf Erden", den Sie, Arm in Arm mit Adolph Wagner, zum Ueberfluß noch gegen den Sozialismus ausspielen, brauche ich mich nicht eingehend zu beschäftigen. Von einem Himmel im Jenseits werden allerdings

Sozialisten in der Regel nicht viel halten, aber in der Hinsicht befinden sie sich in guter Gesellschaft. Die Abscheulichen pflichten nämlich gern Ihnen darin bei: daß die Wissenschaft den epikuräischen Satz vom endgiltigen Sterben bestätigt hat. Aber trotzdem ist kein Sozialist dumm genug dazu, einen Himmel auf Erden zu erträumen. Der Noth ewiges Bürgerrecht wird auf Erden niemals ganz aufgehoben werden können. Das sozialistische Streben konzentrirt sich daher mit Recht darauf, zunächst auf dieser Erde, aus der unsere Freuden und unsere Leiden quellen, ein Reich — nicht der Glückseligkeit! — aber der sozialen Gerechtigkeit zu gründen und unter freien Menschen dieser Gerechtigkeit nach und nach eine so wohnliche Heimstätte hienieden zu bereiten, wie Das in menschlicher Macht gelegen ist. In diesem „Sozialistenhimmel" hoffen wir auch nach und nach die Höhe der wahren Kultur zu erklimmen, wozu unsere riesigen Produktivkräfte uns längst schon befähigt haben. Dem Eigenthum soll die einzig gerechte, völlig unanfechtbare und durchaus christliche Grundlage endlich gesichert werden: die Arbeit. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!"

Was nun weiter die Verengelung anbelangt und Ihre Behauptung: „Der Weg führt diesmal zur Utopie einer verengelten Zukunftgesellschaft", so ist hier kein Wort mehr darüber zu verlieren.

Aber tief bedauert muß es werden, daß heute noch, auch oberhalb der verknöcherten servilen nationalökonomischen Grammatokratie und oberhalb der spießbürgerlichen Vertretung von „Bildung und Besitz", so viele denkende und auf anderem Gebiete sogar tapfere Männer zu finden sind, die in individualistischem Atavismus dem Sozialismus gegenüber als völlig oder partiell farbenblind sich erweisen. Gerade durch die aus solchen Kreisen kommenden Angriffe wird leicht Das herbeigeführt, was einst Apostata verhindern wollte: die Gefahr, daß alle Menschen „von freierem Wuchse" der Gesellschaft Feinde werden. Grimmige Erbitterung oben und tobende Rachsucht unten bei den Ungebildeten und Verwahrlosten ist menschlich da begreiflich, wo hier und da zwar noch verschwommenes, im Grunde doch aber ideales Streben, inmitten durch eben dieses Streben bedingter Leiden, höhnisch verurtheilt wird. Aus den Geusen des sozialen Befreiungskrieges werden dann leicht Hunnen, die mehr sprengen als nur die Bande frommer Scheu.

Ich muß darauf gefaßt sein, daß von den Gegnern meine Naivetät belächelt wird, die sich von der unheilbrütenden Schaar gräulicher Umstürzler mit dem Honigseim idealen Phrasengeklingels bethören lasse. In dieser Noth sei es mir gestattet, zu meiner Unterstützung nochmals den Nationalökonomen und Staatsmann Dr. A. Schaeffle heranzuholen, auf dessen Urtheil Sie sicherlich Werth legen müssen. Er sagt: „Ehe wirksame Bekämpfung eines bedeutenden Gegners möglich ist, muß man vor Allem genau und unverfälscht wissen, was er will und grundsätzlich wollen muß. Und hierbei darf man nicht subjektive Thorheiten von Heißspornen, wofern sie nur Beiwerk, nicht nothwendiger Ausfluß des Grundsatzes sind, zu Grunde legen, sondern muß an das dem Prinzip nothwendig Entstammende, ja an die denbar vernünftigste Formulirung des neuen Prinzips sich halten." Und weiter: „Die Folge . . . ist, daß man dessen [des kollektivistischen Prinzips] Tragweite hier unterschätzt, dort ins Ungeheuerliche verzerrt. Selbst Gebildete geben sich bezüglich der" [hunnenmäßigen?] „Eigenthumsnegation Blößen einer Ignoranz, welche schon von Tausenden von gemeinen Arbeitern klar erkannt und gern als Böswilligkeit der herrschenden Klassen ausgelegt wird . . . Jede

30*

Möglichkeit einer verständigen Diskussion fehlt, ja man treibt das Proletariat nur in immer tiefere Leidenschaft hinein, wenn man, statt präziser Festhaltung der wirklichen Frage, dem Sozialismus Dinge andichtet, von denen er selbst nichts wissen will. Das ist sehr gefährlich." Sehr gefährlich ist ein solches Verhalten auch im Dienste monarchischer Staatseinrichtungen, die — nach Rodbertus — allein uns bewahren können vor „der langen schweren Nacht rasender Völkerstürme". Wer aber als Staaterhaltender, statt schürfend zu den verschobenen rissigen Fundamenten in die Tiefe zu dringen, Hilfe dadurch zu bringen wähnt, daß er das Horn der offiziellen Sozialreform mit Lorbeer umwindet, Der ist Utopist, und bliese er so gewaltig wie die Trompeter von Jericho, und hätte er Salomos Weisheit; Der ist um keinen Deut weniger Utopist als die erhabensten Kraftmeier, die auf der Geisterleiter der allerneuesten Philosophie die graziösesten und idealsten Sprünge vollführen, oder als die Trefflichsten, die sonst noch in sozialpolitischen Wolken herumstochern —: ein Jeglicher nach seiner Art. „Phrasengießkannen" und „Pathotechniker" — zwei treffliche Worte sind Das vom Fürsten Bismarck — passen weder in die Politik noch in die politische Oekonomie. Akademisch gebildete Flickschneider erst recht nicht.

Im menschenfressenden Konkurrenzkampfe muß nicht allein der liberale wirthschaftliche Kanibale das Interesse seine Amme nennen, sondern auch der von sozialem Mitleiden tief durchdrungene Menschenfreund. Nicht aus Niederträchtigkeit zahlt der Unternehmer so niedrige Löhne; nicht aus Herzenshärtigkeit ersetzt er an seinen Maschinen die Männer durch Frauen und Kinder; nicht immer nur aus geiler Profitgier schlingen Kartelle und Trusts sich bereits zu würgenden Ketten für Großbetriebe. Was dazu treibt, ist die von sehr Vielen peinlich empfundene Thatsache, daß man im rasenden Konkurrenzgetriebe nicht selbst schiebt, sondern von einer unheimlichen, unpersönlichen Macht „vorwärts"-gehetzt wird über zuckende Leiber hinweg. Jeder muß mit, Jeder muß, schon im Interesse der Kinder, die er in dieses Leben hineinstieß, mit allen Kräften und Mitteln dafür sorgen — wie oft vergebens! —, daß seine Lieben nicht auch dereinst zertrampelt werden in den großen Senkgruben des Kapitalismus.

Das ist die Blutrache des kapitalistischen Systems!

In der Hoffnung, Gehör zu finden, verharre ich in dankbarster Anerkennung der vielen geistigen Anregungen, die ich Ihrem Blatte verdanke, als Ihr

Naumburg. Wilhelm Schwarzbach.

* * *

Ich habe diese Entgegnung gern aufgenommen, weil ich den Lesern der „Zukunft" nicht die Gelegenheit nehmen wollte, zu hören, daß ich, ohne jede Einsicht in das Wesen der sozialen Zustände, zwischen „ödester Manchesterei" und hohlen Phrasen hilflos einhertaumele. Eine Abwehr des Angriffes scheint mir nicht nöthig. Der Vergleich der Artikel „Blutrache" und „Bierkrieg" — sie sind, trotz der fehlenden Unterschrift, beide von mir geschrieben — mit den Behauptungen und Prophezeiungen des Herrn Schwarzbach wird jedem Leser die Möglichkeit geben, selbst zu prüfen, auf welcher Seite die tiefere Einsicht und der größere Reichthum an Phrasen zu finden ist. Und schließlich muß ich Herrn Schwarzbach immerhin dankbar sein, denn er hat sich wenigstens die allerliebste Entdeckung des „Vorwärts" einstweilen noch nicht angeeignet, daß ich, als ein schnöder Kapitalistenschreiber, hier „im Interesse des Berliner Bierringes" und für „meinen Gönner Rösicke" arbeite. M. H.

Die Erbin.

Sechs Dutzend Fasaneneier hatten Dmitri Lataniew mit seinem Onkel Nikolaus Veruzow tötlich entzweit. Trotzdem war der alte Graf Nikolaus ein ausgezeichneter Mensch und Dmitri absolut kein böser Junge. Uebrigens hätte Dmitri alle Ursache gehabt, seinen Onkel zu schonen, der als Wittwer ohne Kinder zurückgeblieben und unermeßlich reich war.

Aber Dmitri hatte eine Leidenschaft: er war mit allen Fasern seines Herzens Jäger. Obwohl schon halb ruinirt, verbiß er sich doch in den Wunsch, die schönsten Reviere im ganzen Kiewer Gouvernement zu besitzen, und hielt sie mit eifersüchtiger Sorgfalt im besten Stande. Besonders zahlreich waren darin die Fasanen vertreten, die mit eigenartigen, nur ihretwegen in den Lichtungen gepflanzten Samenkörnern gefüttert wurden und gleich heiligen Vögeln allein dem Gewehr des Besitzers vorbehalten blieben.

Graf Nikolaus hing an diesem Neffen, seinem einzigen Erben, mit zärtlicher Liebe. In der Absicht, ihm eine Ueberraschung zu bereiten, verfiel er auf die Idee, die Jagden auch auf seine eigenen Güter zu verpflanzen, und so schickte er zu Dmitris Verwalter Fedor Gregorowitsch und ließ ihn um zwölf Dutzend Fasaneneier bitten. Der Verwalter gab die Eier, ohne sich zu einer Benachrichtigung seines Herrn verpflichtet zu glauben. Als es Dmitri aber erfuhr, gerieth er in hellen Zorn gegen Fedor Gregorowitsch und jagte ihn mit Schimpf und Schande davon. Fedor beklagte sich beim Grafen Nikolaus. Der Graf hatte jäh die Augenbrauen gerunzelt und einfach gesagt: „Ich nehme Dich in meine Dienste und verdopple Dein Gehalt."

Einige Tage darauf erging sich Graf Nikolaus, allein und über seinem Hasse brütend, auf seinem Gebiete. Da bemerkte er auf einem der Felder ein Landmädchen, das eben Gras mähte. Sie war hübsch, ihre Augen blau wie die Blüthe des Flachses, ihr Antlitz von Unschuld und Zartheit überhaucht. Er sprach sie an, und sie erzählte ihm, sie heiße Tania, sei die Tochter Akim Petrowitschs, eines seiner Pächter, könne lesen und schreiben, sei fromm und fürchte Gott. Der Graf kannte Akim und wußte, daß er ihm sehr ergeben war. Am Abend ließ er ihn selbst zu sich kommen.

„Akim," sagte er ihm, „glaubst Du, daß es Gott ist, der mir die Herrschaft über Dich verlieh?"

„Ich glaube es," erwiderte der Pächter.

„Kannst Du leugnen, daß ich bisher diese Macht im Geiste der Gerechtigkeit und Menschlichkeit gebraucht habe?"

„Nein! wirklich, ich kann es nicht. Noch im vorigen Jahre, wo die Ernte schlecht war, hast Du mir die Hälfte meines Grundzinses erlassen."

„Glaubst Du, daß ich Dich zu einer Lästerung Gottes verleiten möchte und daß ich fähig wäre, Dir irgend Etwas gegen seinen Willen aufzutragen?"

„Ich glaub' es nicht, Väterchen."

„Bist Du bereit, mir rückhaltlos zu gehorchen? Und willst Du, wenn Du erfährst, um was es sich handelt, auch wenn es Dir anfangs wie Sünde er-

scheint, bereitwillig glauben, daß Du Dich irrst; daß ich davon mehr verstehe als Du; und daß die Sache schließlich nur Gott und mich angeht?“

„Ich bin bereit, Dir überall und immer zu gehorchen.“

„Dann höre und unterbrich mich nicht, selbst nicht, um mir zu danken! Schicke mir morg n Deine Tochter Tania .... Wenn sie kinderlos bleibt, werde ich ihr zwanzigtausend Rubel schenken und sie mit einem Beamten des Gouvernements verheirathen. Wenn aber Gott meinen Plan segnet und Tania Mutter wird, so will ich sie öffentlich zu meinem Weibe machen; sie soll Gräfin werden und das Kind, das sie zur Welt bringt, mein einziger Erbe. Hast Du darauf noch Etwas zu erwidern?“

„Ich glaube, Väterchen, ich möchte mich noch mit meinem Weibe Anna Iwanowna berathen. Sie ist tugendhaft und klug.“

„Wenn sie so ist, wie Du sagst, bin ich um ihre Antwort nicht besorgt Geh. Morgen um die Abenddämmerung erwarte ich Deine Tochter.“ ....

Graf Nikolaus saß in der Nische eines hohen Fensters und sah die Sonne blutig roth in die violette Steppe versinken. Mit verlangsamtem Rythmus trällerte er aus der „Schönen Helena“ ein Lied, das er in Paris einst gehört hatte und dessen Melancholie sich ihm, er wußte nicht wie, mit der Oede der Ebene in der Düsterniß unten zu verbinden schien ..

In ihrem Sonntagsstaate, leichenblaß, wurde Tania hineingeführt.

Der Gutsherr erhob sich und ging ihr entgegen:

„Willkommen, Tania. Du weißt, was ich von Dir erhoffe?“

Das junge Mädchen bedeckte in jäher Angst mit beiden Händen das Gesicht und schluchzte krampfhaft.

„Du mußt nicht weinen, Kleine. Du gehorchst ja nur Deinem Vater, Deiner Mutter, Deinem Herrn. Und dann: Du wirst goldenen Schmuck tragen und gekleidet sein wie eine Gräfin.“ Und sanft ließ Graf Nikolaus seine Hand über des Mädchens Locken gleiten, die mattblond waren wie die Strahlen des Mondes.

Als Tania sich Mutter fühlte, heirathete sie der Graf, wie er es versprochen hatte, und installirte sie im Schlosse.

Aber nichts, weder die Freude ihrer Eltern noch die eherbietige Aufmerksamkeit ihres Gatten, weder der Prunk ihres neuen Lebens noch ihre künftige Mutterschaft, nichts konnte die übrigens still resignirte Traurigkeit der Gräfin Veruzow, geborenen Akim, verscheuchen oder auch nur den Schatten eines Lächelns auf ihre Lippen zaubern. Fromm schied sie hin, — drei Tage nachdem sie ein Mädchen, das den Namen Xenia erhielt, zur Welt gebracht hatte.

Von ihrem Vater, der sie anbetete und keinen Augenblick verließ, mit sorglichster Liebe umgeben, wuchs Xenia auf. Sie war ein hübsches, liebenswürdiges und merkwürdig kluges Geschöpf, nur ein Bischen zu zerbrechlich, nur ein Bischen zu zart und nervös.

Da wurde Graf Nikolaus krank; er zählte damals siebzig, Xenia erst neun Jahre. Er dachte: „Wer wird dieses Kind schützen, wenn ich nicht mehr bin? Ihr Großvater, der ehrenwerthe Akim, ist tot und ihre Großmutter kann ihm heute oder morgen folgen ... Mein abscheulicher Neffe ist ja ohne Zweifel kein Schuft. Aber man muß nicht gerade ein Schuft sein, um ein Verbrechen zu begehen, an dem man das größte Interesse hat. Seien wir also ja nicht zu vertrauensselig ... Das Leben meiner theueren Tochter muß besser behütet sein, als es nur je das eines Erbprinzen war, und mein Neffe Dmitri soll vor Wuth

platzen.“ An den folgenden Tagen hatte der Kranke lange Konferenzen mit Leuten, die aus Kiew und Moskau zu ihm gekommen waren. Dann setzte er sein Testament auf, dessen wesentlichste Bestimmungen so lauteten: „Ich vermache meiner Tochter Xenia meine sämmtlichen Güter, Mobilien und Immobilien, mit Ausnahme der nachstehenden Legate: 100,000 Rubel bestimme ich für Leonidas Boborikin, Polizeikommandanten des Kiewer Gouvernements; 50,000 Rubel für Vasili Paskiewitsch, Doktor der Medizin; 50,000 Rubel für Sergius Koraniew, Rechtsanwalt; 50,000 Rubel für meinen Verwalter Fedor Gregorowitsch; 50,000 Rubel für meinen Küchenchef Emile Taupinier; 50,000 Rubel für Marie Levasseur, die Erzieherin meiner Tochter; 20,000 Rubel für jeden meiner Diener und Stallknechte; 20,000 Rubel für meinen Popen Anton; 20,000 Rubel für meine Haushälterin Katharina Großmann; 30,000 Rubel für meinen Hausmeister Ephim; 30,000 Rubel für meinen Portier Kleophas; 20,000 Rubel für meinen Gärtner Triphon; 20,000 Rubel für jede der Kammerzofen Xenias: Praskovia, Lydia und Betty; 15,000 Rubel endlich für jeden meiner übrigen Dienstboten. Diese Legate sind zwei Bedingungen unterworfen: sie sollen den Legataren erst an dem Tage ausbezahlt werden, an welchem Xenia in ihr zweiundzwanzigstes Jahr tritt, und bis zu diesem Zeitpunkte haben alle Legatare mit Ausnahme des Leonidas Boborikin und des Vasili Paskiewitsch, für welche dieser Aufenthalt fakultativ ist, zusammen mit Xenia mein Polstocker Schloß zu bewohnen.“ Folgte eine Anzahl erklärender und schützender Klauseln.

Nachdem er dieses Testament mit eigener Hand geschrieben, gezeichnet und gesiegelt hatte, starb Graf Nikolaus Veruzow beruhigt dahin.

So war also die kleine Komtesse Veruzow mit neun Jahren Eigenthümerin von dreißig Millionen Rubel und zehntausend Hektaren Landes.

Niemals wurde eine Jugend besser geschont, überwacht, umgeben, behütet als die ihre. Sie hatte Puppen und Spielzeug so theuer wie Schlösser; so klein sie war, trug sie reicheren Schmuck als die Zarin, und ihre Umgebung knicte vor ihr. Aber sie durfte weder laufen noch springen, so gern sies mochte, noch auch am Abend spazieren gehen, weder grünes Obst essen noch frisches Wasser trinken, weder zu laut sein noch still bleiben. Wenn sie sich bewegte, hieß es: „Sie hat das Fieber“ und wenn sie ruhig war: „Das macht der Blutmangel.“ Sie durfte kein Pferd besteigen, nie zu Schiffe fahren oder die Eisenbahn benutzen. Stets drängte sich eine von den dreiundzwanzig Personen, die zu ihrer Bewachung beordert waren, zwischen ihre Wünsche und deren Gegenstand, um ihre Zustimmung zu geben oder zu verweigern.

Als Xenia fünfzehn Jahre alt war, fand sie Geschmack an dem Empfange von Gästen und der Veranstaltung von Festen. Aber man fürchtete, sie könnte sich, wenn man sie jungen Leuten vorstellte, in einen davon verlieben, ihn zum Manne begehren, und man besorgte von dieser Heirath nur um so größere Schwierigkeiten für ihre Ueberwachung. Auch vor den unbesonnenen Vorschlägen der andern jungen Mädchen und ihrem ansteckenden Beispiel ängstigte man sich für sie. Und so gestattete man ihr den Verkehr mit ehrwürdigen Matronen, adeligen Mummelgreisen und den reifsten Würdenträgern des Distrikts.

Selbst jedes Zartgefühl wurde der Komtesse gegenüber bei Seite gesetzt. Wenn sie sich auf ihren Spaziergängen in den Wäldern allein glaubte, erblickte sie plötzlich durch das Laub die lauernden Köpfe und Augen ihrer unerbetenen Beschützer. Wenn sie sich über eine Quelle neigte, um Wasser zu schöpfen, oder wenn sie die Laune überkam, von einem Strauche Beeren zu pflücken, entrissen

ihr — befehlend und flehend zugleich — zwei Hände, die aufgetaucht waren, man wußte nicht woher, das angeblich zu kalte Wasser und die Früchte, die das böse Fieber verursachen. Wenn sie zu Wagen ausfuhr, nahmen rechts und links von ihr der Arzt und die Erzieherin Platz, während rückwärts zwei Kammerdiener aufsaßen, und in leichtem Trabe ging die Fahrt nur durch die allerflachsten Landstraßen. Und Xenia sah fern am Horizont doch die waldigen Hügel, in denen sie Schluchten, wildes Gestrüpp und die jähen Pfade der Ziegen ahnte, und träumerisch dachte sie, wie sie all Das niemals schauen würde. Vor Sonnenuntergang kehrte sie dann, mit Pelzen überladen, ins Schloß zurück.

Die glücklichste Gastin des Schlosses war ohne Zweifel Xenias Großmutter, Anna Iwanowna. Die alte Frau lebte in einem ununterbrochenen Wonnerausch. Ihre Enkelin fühlte sehr wohl, daß unter all den Treubezeigungen, die sie unaufhörlich verfolgten, die Gefühle ihrer Großmutter die einzig natürlichen und uninteressirten waren. Sie allein wurde auch niemals tyrannisch; aber da sie geistig schon zu sehr geschwächt war, vermochte die gute Frau die Gefahr nicht zu begreifen, die ihre Enkelin bedrohte. So fühlte sich denn Xenia nur in Anna Iwanownas Gesellschaft etwas glücklicher und athmete nur bei ihr frei wieder auf. In tiefer Rührung und mit feuchten Augen sprach Anna Iwanowna stets von ihrer Enkelin und sie nannte sie nie anders als „unsere kleine Komtesse.“ Bald aber wurde die Greisin kindisch und erlosch schließlich, lächelnd und berauscht bis zum letzten Seufzer.

Die kleine Komtesse weinte ihr bittere Thränen nach.

Unter ihren dreiundzwanzig Beschützern starb sie vor lauter Langeweile in ihrem neunzehnten Lebensjahre.

Gerade am Todestage Xenias wurde Dmitri Lataniew, bei dem seit einiger Zeit schon sehr deutliche Spuren von Geistesstörung aufgetreten waren, in eine Irrenanstalt gebracht.

Paris. Jules Lemaître.

Nekromantie in Wilhelmsburg.

In Nr. 97 der „Zukunft“ berichtete Herr Dr. K. du Prel über vier Sitzungen, die das Privatmedium Fräulein E. Tambke der Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie in München gegeben hat. Das interessante Ergebniß dieser Sitzungen war, daß zwar nicht der objektive, wohl aber der subjektive Beweis für die Echtheit der Geistererscheinungen erbracht wurde. Für mich war dieser Bericht ganz besonders interessant, weil ich vor etwa zehn Jahren das Vergnügen gehabt habe, einer vom Fräulein Tambke gegebenen Sitzung beizuwohnen, die leider vollkommen geistlos blieb.

Diese Sitzung wurde im Hause eines Herrn Schröder hier in Wilhelmsburg veranstaltet. Sie begann damit, daß Fräulein Tambke sich bereit erklärte, einen Geist zu citiren, der Namen errathen könne, die einer von uns auf einen nachher zu verbergenden Zettel schreiben würde. Mein Bruder schrieb auf einen Zettel: „Friedrich der Große“; ich steckte den Zettel ein und sagte dem Fräulein Tambke, der Name bestände aus drei Wörtern. Dann wurde

das Zimmer verdunkelt und die ersten Schauer der Erwartung kamen über uns, — etwas gemildert durch das Klavierspiel des Herrn Schröder. Nach etwa einer Viertelstunde hieß es, der Geist sei dagewesen und habe den Namen aufgeschrieben. Das Zimmer wurde wieder erhellt und der Geisterzettel uns präsentirt. Leider hatte der Geist sich geirrt und statt des richtigen Namens den meines Bruders — Dr A. Stelling — aufgeschrieben. Wir ließen uns aber nichts merken, erklärten ganz erstaunt die Lösung der Aufgabe für richtig und baten um Wiederholung des Experimentes.

Da Fräulein Tambke erklärte, der erschienene Geist sei der des kürzlich verstorbenen Sohnes des Herrn Schröder gewesen, in dessen Hause wir waren, und da dieser junge Mann ein sehr tüchtiger Musiker gewesen war, so sagte mein Bruder, er würde jetzt den Namen eines Verstorbenen aufschreiben, den der junge Schröder als Musiker sehr verehrt habe. Er schrieb: „Mozart"; der findige Geist rieth aber: „Herr Lehrer Maack", der ebenfalls Musiker gewesen und in Wilhelmsburg kürzlich verstorben war. Jetzt zeigte ich die bisher versteckt gehaltenen Zettel. Die Enttäuschung des Mediums und seiner Anhänger war groß; doch half Fräulein Tambke sich aus der Verlegenheit durch die Erklärung, es müsse Jemand zugegen sein, der nicht an Geister glaube, — die Gegenwart solcher Ungläubigen aber verwirre die Geister.

Um den verwirrten Geist zu beschwichtigen, wurde jetzt die leichtere Aufgabe gestellt, er möge uns durch irgend eine schriftliche Mittheilung erfreuen. Es wurde eine Schiefertafel nebst Griffel auf den Tisch gelegt und das Zimmer verdunkelt. Nach längerem Musikvortrage hieß es wieder, der Geist sei dagewesen und habe ein Gedicht geschrieben. Nachdem Licht beschafft war, zeigte sich die eine Seite der Tafel beschrieben. Die Buchstaben waren recht ungleich, die Worte zuweilen in- und auf einander geschrieben, die Linien stiegen auf und ab; aber wenn ein Geist im Dunkeln schreiben muß, so wird er wohl eben so unsicher sein wie ein noch lebender Mensch. Der Sinn des gereimten Geisterbriefes war ungefähr der, daß es im kommenden Frühling wärmer sein würde als jetzt, daß dann die Rosen wieder blühen würden u. s. w. Es brauchte freilich kein Geist vom Grabe herzukommen, um uns Das zu sagen, aber das Experiment war doch nach der Meinung des Mediums vollkommen gelungen.

Wir hatten nun genug gelernt und baten um Schluß. Zuvor wurde uns noch das Sichtbarwerden von Geistern in Aussicht gestellt; da aber diese Wesen nach Aussage des Mediums die Gewohnheit hätten, nur zwischen elf und zwölf Uhr nachts zu erscheinen, so verzichteten wir und gingen.

Auch ein Medium kann sich vervollkommnen. Damals, als Fräulein Tambke uns die Sitzung gab, lernte sie erst Geister, wie der Berliner vielleicht sagen würde. In den Münchener Sitzungen hat sie gezeigt, wie weit sie es inzwischen in der Kunst gebracht hat, die Geister zu beherrschen. So lange aber nicht der objektive Beweis für die Echtheit der vom Fräulein Tambke präsentirten Phantome geliefert ist, wird wohl jedem Ungläubigen das Recht zustehen, zu behaupten, das Fräulein habe es prächtig verstanden, nicht nur die Mitglieder eines wissenschaftlichen Vereins, sondern sogar Herrn Dr. du Prel mächtig zu dup-rellen.

Reiherstieg-Wilhelmsburg. Karl Stelling.

Das Werben um China.

Die Regirungen zweier großen Reiche bieten in diesem Augenblick ihre ganze Gewandtheit auf, um sich die fremden Kapitalisten in schicklicher Entfernung zu halten: Deutschland und China. In Berlin berathen Reichsbankpräsident, Finanzminister und Schatzsekretär mit einander, wie man den Abfluß unserer 3 prozentigen Konsols nach London möglichst hemmen könne. Denn sobald im Auslande schwere Posten unserer doch in Gold verzinslichen Papiere liegen, kann deren Rückverkauf an uns Deutschlands Goldpolitik beeinflussen. Bisher aber haben wir diese Kontrole selbst in Händen gehabt, da die Reichsbank fortwährend ein starkes Portefeuille in Londoner Valuten (d. i. also Gold) unterhielt, mit denen sie je nach Bedarf den Wechselkurs höchst erfolgreich zu reguliren verstand. Aber dreiprozentige deutsche Reichsanleihe steht noch immer circa neun Prozent unter der französischen Rente, und da man an der Themse in einem ungeheuern Ueberfluß schwimmt, so stützt sich der dortige Begehr eben auf ausländische Anlagen. Die Vermittler, die diese schöne Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollen, beeilen sich, unsere Reichsanleihe zu empfehlen, und so darf sich heute der Patriot an englischen Börsen-Cirkularen ergötzen, in denen Deutschland umständlich geschildert wird — Quadratmeilen — Einwohnerzahl — Wohlhabenheit — Solidität — Tüchtigkeit der Verwaltung — geringe und gern getragene Steuerlast —: ein wahres Dorado!

Ueber China, das doch eigentlich unbekannter ist, sind solche Cirkulare einstweilen noch nicht zu lesen. Es war Alles voreilig, — nämlich die verschiedenen Meldungen, wie in Berlin und London ein chinesisches Anlehen erhascht sei, der Kassandraruf der „Vossischen“: einem Reiche, das sich der Kultur (d. h. unseren Waaren) verschließt, mit Geld unter die Arme zu greifen, und endlich das Leitgedicht des „Kladderadatsch“. Dieses mit seinem Rathe an die deutschen Bürger: ihre Truhen geschlossen zu halten, erschien gerade in Tagen, da die Hochfinanz wegen ihrer vergeblichen Liebesmühen um China sehr niedergeschlagen war. Sollte aber der Kaiser des himmlischen Reiches zufällig zu den Abonnenten des „Kladderadatsch“ gehören und sogar in wohlklingenden Reimen die ihm ganz neue Versicherung lesen: „China braucht Geld!“ so könnte Herrn Li-Hung-Tschang außer der gelben Jacke auch noch sein Kopf entzogen werden. Woher stammt denn die Gewißheit, daß man in Peking Geld — oder richtiger: geliehenes Geld — braucht? Bisher ist keine Spur eines solchen Bedarfes zu Tage getreten. Im Inlande und auch auf Korea kommen die Mandarinen entweder mit dem Silber aus, das sie von einer unermeßlichen Bevölkerung ohne großen Steuerdruck erheben können, oder sie bezahlen eben echt asiatisch: gar nicht. Vom Auslande brauchen sie nur Waffen und sonstiges Kriegsmaterial, und die 5 oder 6 Millionen Pfd. Strl., die hierzu in Gold nöthig sind, brauchen bei einiger Hartnäckigkeit des Nehmers eine Anleiheform keineswegs so unbedingt zu passiren. Zudem wird auch jeden Augenblick die Neutralitätserklärung unserer Großmächte erwartet, die sich bei

schwer wiegenden politischen Gründen doch allein aus Rücksicht auf die Waffenindustrien kaum verzögern läßt. Bisher hat diese Rücksicht allerdings obgewaltet, und wenn unsere so scharfe belgische Konkurrenz neulich ihre Meinung dahin ausgesprochen hat, daß nicht die englische, sondern nur die deutsche Regirung ihre Eisen- und Stahlwerke bei Lieferungen nach China unterstütze, so war Dies einseitig geurtheilt. Gegenüber Vorstellungen von Großindustriellen kann der Earl of Rosebery so wenig kalt bleiben wie Graf Caprivi; nur fällt Deutschlands Verwendung stärker auf, weil hier noch die stillen, bedeckten Wege fehlen, wie sie die foreign office seit Generationen einzuschlagen pflegt.

Es ist also gegen die Thatsache nicht mehr aufzukommen, daß unsere Regirung die Verwickelungen in Ostasien als unserer Industrie günstig ansieht und sich für diese so viel Mühe giebt, daß es z. B. den eifersüchtigen Belgiern leicht wird, unsern Schritten beobachtend zu folgen. Damit steht aber auch fest, daß man in der Wilhelmstraße nichts gegen ein Anlehen einzuwenden hätte; denn von einer ernsten Berathung über unsere Exporterweiterung, vielleicht sogar über eine neue Export-Aera, konnte doch keine Rede sein, ohne auch sofort an die Zahlung, an die besondere Art der Rimessen, zu denken. Schade, daß das Buch von Paasch konfiszirt ist; die Beilagen, die mit den Zielen des Herrn Paasch selbst wenig oder nichts zu thun hatten, geben doch überraschende Aufschlüsse über die Bestrebungen und Vorarbeiten, die Rheinland-Westfalen nun schon seit vielen Jahren in China gemacht hat. Hier zum ersten Male sind die deutschen Banken wirklich die Wege der Industrie gegangen, vielleicht nicht aus einer schönen Begeisterung heraus, aber doch weil die Werke, in denen die Diskontogesellschaft, Deutsche und Dresdener Bank und Handelsgesellschaft vertreten waren, ein sehr rasches Verständniß bei ihren Financiers fanden. So liegt zwischen diesen wichtigen Faktoren ein längeres vollkommenes Einverständniß gerade bezüglich Chinas vor, nur daß man sich an eine Handelspolitik von Fall zu Fall halten mußte und noch keine Gelegenheit zu ersehen war, einen wirklich großen Schritt vorwärts zu thun. Immerhin kann man ruhig behaupten, daß die relativ kleinen chinesischen Anlehen, die in London und zuletzt in Berlin um 1874, 78, 84, 86 und 87 abgeschlossen wurden und die bereits zu erheblichen Theilen zurückgezahlt sind, kleine Kunststücke gekostet haben. Das bekannte: „China den Chinesen" verträgt nun einmal keine fremden Gelder mit den hierzu nöthigen Unterpfändern. Und selbst diese haben bei sonst wünschenswerthen Eisenbahnbauten nicht ausgereicht, denn da Eisenbahnen den dortigen Gesetzen zu unterstellen sind, so fehlt den Europäern momentan noch die administrative Sicherheit bei solchen Unternehmungen. Die verhandelnden Mandarinen, so gern sie auch ihre militärischen Schienenstraßen haben wollten, ließen sich auf eine europäische Jurisdiktion doch niemals ein. Wäre es uns möglich, tüchtige Deutsche in Peking auch rechtswissenschaftlich ausbilden zu lassen, so hätten wir schon lange mehr Terrain gewonnen.

Gewiß: alle die ehrlichen Warner vor einer exotischen Anleihe sind in ihrem Rechte und auch das hübsch gereimte Gedicht des Kladderadatsch drückte nur die schmerzensreichen Erfahrungen unseres Publikums aus. Und dennoch: Europa bietet um die Wette Geld nach China an, dieses weist es bisher zurück! Die Industrien, trotz Inland, können eben ohne Export nicht bestehen, noch mehr: sie können es sich bei ihren gegenwärtigen Kundschaftgebieten nicht genügen lassen. Und was bleibt uns, wenn wir den Atlas aufschlagen: ein

einziges, ungeheueres Absatzgebiet, das bisher vom Wettbewerb fast unberührt geblieben ist, dessen Konsum im höchsten Grade zahlungfähig erscheint und dessen Erschließung, falls die Weltgeschichte nicht inkonsequent wird, doch nur eine Frage der Zeit sein kann. Darauf warten alle produzirenden und fabrizirenden Nationen und in erster Reihe — neben England — Deutschland. Wenn man bedenkt, daß China im Jahre 1893 für nicht mehr als 719 Millionen Mark einführte, während z. B. ein so aktives Land wie Frankreich allein in den ersten sieben Monaten d. J. für 2½ Millarden Francs einführte, so lassen sich die Aussichten auf diesem Gebiete einigermaßen übersehen. Es ist eine neue Welt, die sich unserer Industrie und unserem Handel da öffnen könnte, ein Terrain, wo ein Rechnen mit benannten Zahlen möglich ist, und kein Phantasieland, bei dem wir erst eine Verbindung mit den neu entdeckten Bewohnern des Mars abwarten müßten.

Aber wie hineinkommen, ohne gerade à la Palikao den Sommerpalast zu erstürmen? In einem so autokratisch regirten Reiche kann man wie in Rußland nur mit den Herrschgewalten Hand in Hand gehen und deshalb auch das Bemühen von fast ganz Europa, gerade China jetzt Sympathien zu erweisen. Man hält Dies eben für den einzigen Weg zu einem weiteren Fußfassen, um dann dabei zu sein, sobald, wie nach jedem Kriege, auch im Reiche der Zöpfe eine neue Zeit, gleichsam ein Zopfabschneiden, hereinbricht. Klar ist, daß hierbei Anleihen nicht schlecht sind, deren Unterpfänder in Hafenzöllen bestehen, also auf chinesischem Grund und Boden eine fremde Kontrole noch erweitern helfen. Aus diesem Umstande heraus, ganz abgesehen davon, daß mittlere Vermögen ja davon bleiben können, werden die betreffenden Anleihen auch für besonders sicher gehalten. Für das bei Weitem kulturgewandtere und beweglichere Japan regt sich keine Hand. Vergessen sind seine lackirten Theebretter, seine zu uns gesandten Zöglinge, seine Reformen, — lauter Dinge, die unseren Handel hindern, aber nicht fördern. Es sieht wie eine Verabredung aus und ist doch nur der brutale Nahrungdrang, der allen civilisirten Völkern gemeinsame, aus dem dieses neuerwachte Interesse für China plötzlich allenthalben aufflog. Siegen die Chinesen, wie es doch wahrscheinlich ist, so wird die Strömung nach neuen modernen Vertheidigungmitteln, nach Kriegsschiffen, Geschütz und, bei den riesenhaften Entfernungen, vor Allem nach strategischen Bahnen, ganz unaufhaltsam sein. In diesem Falle müßte also unser Einbruch ebenfalls von Anleihen begleitet sein. Siegt aber Japan, so kommt jedenfalls der psychologische Moment, wo, trotz der jüngsten Gegenversicherung eines chinesischen Attachés in Berlin, die Großmächte ihr: Bis hierher und nicht weiter! rufen. Und dann bricht Europas Einfluß noch machtvoller herein. Unter allen Umständen hat sich also die Mauer gesenkt, die uns bisher von jenem so viel versprechenden Riesenreiche getrennt hat, und wo wir sie an einzelnen Stellen überspringen könnten, da, meine ich, sollten wir uns wenigstens selbst keine Hindernisse aufthürmen.

Ganz sicher ist es, daß England jedes chinesische Anlehen ohne Deutschland zeichnen würde, daß dagegen unsere Banken ohne die Mithilfe des Londoner Marktes keinen Pfennig übernähmen. Nicht etwa aus Mangel an einer soliden Unterlage, sondern wegen des Restes von jenem moralischen Katzenjammer, den verschiedene exotische Anlehen bei uns zurückgelassen haben. Nicht zu vergessen, daß das eigentliche englische Kapital sowohl mit Portugiesen

als auch mit Argentinien fertig war, als unser Aufschwung in diesen Werthen erst begann. Mit chinesischen Fonds liegt die Sache anders. In England gilt Chinas Kredit als prima, wahrscheinlich weil er bisher 6 Millionen Lstrl. kaum überschritten hat und weil ferner die wiederholten Ablehnungen von Peking aus imponirt haben mögen. Auch unsere Bankengruppen haben sich in den letzten Jahren derartige Ablehnungen geholt, als sie auf Andrängen unserer Industrie sich Ostasien stärker nähern wollten. Dazu kommt, um die Engländer zu stacheln, noch, daß Mr. Hart, der alte englische Vertrauensmann, der auch Chinesisch versteht, der chinesischen Zollaufsichtbehörde in Shangai beigegeben ist und daß die Einnahmen in den Häfen sehr groß sind. Selbst eine Revolution oder ein Wechsel der Dynastie würde die Bedeutung der Häfen nicht herunterdrücken.

Wie ist nun bisher bei uns das Resultat? Ein Theil unserer öffentlichen Meinung, bald redlich, bald phrasenhaft, bald dem praktischen Leben zu fremd, wünscht genau das Gleiche wie China selbst, nämlich kein Anlehen. Unsere Banken, in enger Fühlung mit Industrie und Regirung, arbeiten aufs Emsigste, um ein solches Anlehen zu erhalten, nehmen jede Masche schnell wieder auf, die sie aus Versehen fallen gelassen haben, und ermüden auch keineswegs durch die Niederlagen, die bislang noch immer in letzter Stunde eingetreten sind. Dabei haben wir die ganze Uebermacht der englischen Konkurrenz durchzukosten, deren Weitblick die Bedeutsamkeit auch unserer finanziellen Rivalität natürlich nicht verhohlen bleibt. Es ist schon viele List aufgeboten worden, um unsere Banken mit einem möglichst kleinen Betrage zu täuschen und abzuspeisen und uns dabei in den Wahn zu versenken, daß jener kleinere Betrag (1½ Million Lstrl.) nur der Anfang von mehr, gleichsam die erste Serie, bilde. Noch kommt hinzu, daß die Shanghai- und Hongkong-Bank, als Repräsentantin der englischen Interessen, eine Macht ersten Ranges an Erfahrung und umsichtiger Leitung darstellt, während unsere Verhandlungen von der Filiale der Deutschen Bank geführt werden, deren Leitung drüben wiederum als gerade nicht besonders geschickt gilt. Die Shangai- und Hongkong-Bank ist übrigens, vermöge ihrer enormen Depositen, auch eine Silbermacht, und sie könnte dem Vicekönig das von ihm, wie es neuerdings wieder heißt, sehnlichst gewünschte Silber billiger als jeder andere Geldgeber verschaffen. Depeschen zwischen Shanghai und London, sowie Briefe zwischen London und Berlin, eilen in dieser Angelegenheit täglich hin und her; Thatsache ist, daß unsere letzten Briefe etwas hoffnungvoller lauten. Eine finanzpolitische Klugheit ists aber jedenfalls nicht, einem Staate freiwillig Geld aufzudrängen, ganz einfach, weil man sich damit von vorn herein selbst die Anleihebedingungen verdirbt.

Inzwischen handelt es sich aber gar nicht mehr allein um das Schnitzelrennen zwischen zwei Geldgebern: den Engländern und Deutschen. In größter Stille ist eine Konkurrenz aufgekommen, deren Furchtbarkeit jetzt Allen in die Augen springt. Wenn diese neueste Rivalin der chinesischen Staatskasse helfen will — und es scheint so —, so bieten London und Berlin vergebens ihr Geld an. Diese Finanzmacht ist die Kaiserin Mutter Tsi-Thsi. Pluto.

Kabale und Neurasthenie.

Sonnabend, als ich spät vom Deutschen Theater verdrossen nach Hause schlich, kam in der Voßstraße, dicht beim Palazzo Mosse, mir eine Erinnerung. Hier war ich vor ein paar Jahren auch einmal an einem Sonnabend entlang gewandelt und mein Begleiter war damals Herr Otto Brahm. Es war in den Zeiten der seitdem schmählich verblichenen Freien Bühne. Am nächsten Tage sollte vor den Esoterikern des Naturalismus da ein arg verspätet romantisches Drama vom Herrn Arthur Fitger aufgeführt werden und ich verhehlte Herrn Brahm nicht, daß der Erfolg mir mindestens zweifelhaft schiene. Er wehrte, mit einer majestätischen Geberde der immer ein Bischen tintigen Hand, die Befürchtung ab und meinte: Nicht doch! Das ist eine sichere Sache, nichts für uns, aber sehr schmackhaft für unser Publikum, — der richtige alte Theaterkram. Vierundzwanzig Stunden später war die sichere Sache unter rüdem Ulk und Hohngeblöke begraben und nach einigen Tagen verkündete in seinem Blättchen der ehrenwerthe Herr Brahm, diesen Ausgang der Sache habe er immer erwartet und das Drama sei überhaupt nur aufgeführt worden, um den Gegnern einer „lebensvollen Bühnenkunst" den Beweis zu liefern, daß der alte romantische Theaterkram heute eben nicht mehr möglich sei. Mir imponirte damals beinahe die Keckheit des Schwindels; und Alles, was ich zur Charakteristik des schlauen Verübers später erfuhr, konnte mich nur in der Ueberzeugung bestärken, daß dieser Mann seinen Weg machen würde. Er hat ihn gemacht: der gelenkige Herr, der in Sozialistenversammlungen einst so beredt über die nahende Emanzipation des vierten Standes schwabronirte, ist von einem Kapitalistenkonsortium nun für die Leitung des großbourgeoisen Deutschen Theaters gemiethet worden und der grimme Kritiker, der die Aufführung von Stücken der Herren Moser, Schönthan und Blumenthal wie einen Akt schnödester Prostitution zu beschmälen pflegte, bewirbt sich nun gierig um den neuesten Schwank von Schönthan und Kadelburg. Er soll Geld verdienen, er muß Geld verdienen, er will Geld verdienen und er wird, um für seine Brotherren und für sich selbst Geld zu verdienen, dem Ursprung der Waaren, mit denen er handelt, nicht allzu ängstlich nachforschen dürfen. Einstweilen war er, wie es bei Theatereröffnungen die Mode will, uns klassisch gekommen, und als ich, nach der über alle Begriffe erbärmlichen Aufführung von „Kabale und Liebe", vom Deutschen Theater verdrossen nach Hause schlich, kam, dicht beim Palazzo Mosse, mir die alte Erinnerung. Was wird, dachte ich, dieser geschickte Mann, der den Wirkungen der Bühne noch immer in rathlosem Unverstand gegenübersteht und der die Tragfähigkeit der Schauspielerstimmen im echolosen Hause

nicht zu beurtheilen vermag, diesmal erfinden, um in mystisches Gewölk die schwere Niederlage des ersten Abends zu bergen? Und die Verdrossenheit wich, denn ein neuer Schwindel ist, schon weil er Abwechselung in die Berliner Monotonie bringt, immer amusant; und plötzlich, ich war selbst darüber erstaunt, trällerte ich, während vom Palazzo Mosse doch ein Schauer banger Ehrfurcht auf die Häupter der Wandelnden herabwehen sollte.

Sonntag, so um acht Uhr früh, las ich dann die Vossische Zeitung, wo Herr Schlenther über die erste That seines Busenfreundes, des Herrn Brahm, mit einer kritischen Objektivität sich äußerte, wie etwa Krapülinski sie im Urtheil über ein Vollbringen des edlen Waschlapski leisten würde. Daß die Aufführung ohne jeden Eindruck vorübergegangen war, daß die freiwillig-gouvernementale Claque sogar das eifrige Mühen bald einstellen mußte und der sichere Klatscher in der Loge des Direktors fast vereinsamt blieb —: Das freilich wurde in dem Plaidoyer nicht mitgetheilt, weil es dem Vertheidiger wohl unbeträchtlich erschien. Dagegen erfuhr ich, daß ein außerordentlich schwieriges Unternehmen gewagt worden sei und daß man den Wagenden „Vieles vergeben" müsse. Warum denn? Bisher hielt man es doch nicht für so fürchterlich schwer, mit der Unterstützung von Geldmännern berühmte Mimen zu werben und das theatralisch wuchtigste Werk der deutschen Bühnendichtung zu kräftiger Wirkung zu bringen. Jedes größere Theater bewältigt spielend diese Aufgabe und ich verstand wirklich nicht, weshalb ich außer den sechs Mark und fünfzig Pfennigen, die das Billet gekostet hatte, auch noch mein Vergeben bereit halten sollte. Aber Herr Schlenther war so freundlich, mich zu belehren; denn er offenbarte, hier habe es sich nicht um eine einfache Aufführung von „Kabale und Liebe" gehandelt, — Gott bewahre, sondern um „bewußte Versuche, durch modernes Empfinden das vorrevolutionäre Pathos der Tragoedie zu bezwingen, durch eine reifere Kunst der Welt- und Menschenkenntniß den Jünglingstraum des in Haß und Liebe enthusiastischen Dichters zu beleben." Das klingt, nicht wahr? Man sieht ordentlich, wie Herr Brahm und seine Histrionen mit ihrer reiferen Welt- und Menschenkenntniß dem armen Schiller zur Hilfe kommen und wie sie das bürgerliche Trauerspiel, das, nach Zelters Wort, den Anzug der französischen Revolution ahnen lasse und elektrische Macht ausübe, mit modernem Empfinden durchdringen. Aehnliche Weisheit fand ich nachher in anderen Blättern: das Experiment, ein klassisches Drama in modernem Stil aufzuführen, so las man da, sei für diesmal zwar nicht völlig gelungen, aber es sei doch im höchsten Grade interessant gewesen. Selbst die einsichtigeren und an Cliquenrücksichten nicht gebundenen Leute, die rückhaltlos die Vorstellung jämmerlich nannten, schienen zu glauben, es sei mit Absicht der Versuch

eines Neuen gemacht worden. Und ich erkannte meinen alten Herrn Otto Brahm aus der Voßstraße, der um Vorwände niemals verlegen ist und in Fährlichkeiten von einer Ausrede rasch und behend in die andere hüpft.

Ueber die angeblich prinzipiellen Fragen, die etwa ins Spiel kommen könnten, wollen wir uns nächstens einmal ausführlicher unterhalten. Vorläufig scheint es mir nur nöthig, gegen den neuesten Schwindel hier sehr entschieden zu protestiren. Das Gefasel von dem modernen Empfinden und der reiferen Welt- und Menschenkenntniß ist nämlich nur der leider längst nicht mehr ungewöhnliche Versuch einer dreisten Täuschung. So theaterfremd und so thöricht ist weder Herr Brahm noch Herr Schlenther, daß sie wähnten, man könne mit nüchterner Trivialität das verstiegene Pathos Schillers „bezwingen". Sie hätten sehr gern eine gute Aufführung zu Stande gebracht, eine Aufführung im alten und niemals doch veraltenden Stil gesunder, temperamentvoller und theaternatürlicher Schauspielkunst; für die Hauptrollen aber fehlten ihnen Darsteller, die über tiefe Töne einfachen und großen Empfindens verfügen, und so wurde mühsälig eine bleigraue Einheitlichkeit zusammengestoppelt und zur Entschuldigung dann die Parole vom neuen Stil ausgegeben. Neu waren an der Vorstellung nur winzige Aeußerlichkeiten: Luise Millerin trug, obwohl bei Hofe man sich mit Schlittenpartien ergötzt, einen Strohhut, Ferdinand bewegte sich in der Uniform wie ein eben eingekleideter Kadet, den das Seitengewehr unaufhaltsam zu Boden zieht, Wurm war ein frischer Bursch, dem mans ansah, daß er sehr viel mehr Gage hat als sein Präsident, als Fürstenmaitresse erblickten wir eine unschön alternde Dame, die ihre Spätlingstriebe an einen derben Jungen zu bringen sucht, und die Millerin bestreute und fältelte ihren Todesbrief recht nach der Kunst. Alles Uebrige war alt, so alt wie das Bemühen erfahrener Mimen, die Unfähigkeit zum Ausdruck starker Leidenschaft hinter erquälte Theatermätzchen zu verbergen.

Also ists wieder einmal nichts mit der reiferen Welt- und Menschenkenntniß und mit dem berühmten modernen Empfinden? Doch; Etwas steckt schon dahinter. Diese modernen Komoedianten nämlich, die weder gehen noch sprechen gelernt haben und deren lüderliches Flennen und Flüstern wir als Natürlichkeit bestaunen sollen, die „bezwingen" wirklich das Pathos des Dichters und machen aus seinen ragenden Kraftgeschöpfen winzige Schwächlinge, neurasthenische Bübchen und hysterische Jungfern. Sie können nicht lieben wie Ferdinand und Luise, die der Wirbelwind einer der Sitte widerstrebenden Leidenschaft ins frühe Grab fegt, darum zappeln und zucken sie nur ein Bischen, wo heiße Flammen emporschlagen sollten, und darum entsteht — zwar kein neuer Schauspielerstil, aber — eine sogenannte interessante Vorstellung von Kabale und Neurasthenie. **M. H.**

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. September 1894.

Von Gottes Gnaden.

Paulus, der mit Drohen und Morden so lange wider die Jünger des Herrn geschnaubet hatte, ward auf dem Weg gen Damaskus vom Licht des Himmels umleuchtet und zum Christglauben bekehrt. Deshalb schrieb er, als er an die Korinther die erste Epistel richtete: „Ich bin der Geringste unter den Aposteln, als der ich nicht werth bin, daß ich ein Apostel heiße, darum daß ich die Gemeine Gottes verfolget habe. Aber von Gottes Gnade bin ich, Das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie Alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist". Das war ein Bekenntniß der Demuth: das Eingeständniß, daß in dem Irrenden der Wille des Höchsten lebendig geworden war. Als vierhundert Jahre später dann Nestorius von Konstantinopel die menschliche von der göttlichen Natur Christi scheiden wollte, als Cyrillus von Alexandria ihm entgegentrat und, um die irdische Abkunft des Heilands zu heiligen, die Anbetung der Jungfrau Maria als neuen Kult heischte, da wurde nach Ephesus ein Konzil berufen und in dieser Stadt, die im Leben des Paulus eine nicht unbeträchtliche Bedeutung erlangt hatte und die nun den Sieg des Cyrillus über die Nestorianer sah, kam auch das paulinische Wort aus dem Korintherbrief wieder zu Ehren. Die versammelten Bischöfe setzten das Dei gratia vor ihre Titel, um in Demuth damit ihre Abhängigkeit von der Gnade Gottes zu zeigen. Lange blieb die neue

Formel dann auf die Träger geistlicher Würden beschränkt und sie wurde, als die Macht des römischen Bischofs gewachsen war und er die Rolle des Statthalters Christi auf Erden zu spielen begann, in die Worte erweitert: Dei et Apostolicae Sedis gratia. Die Karolinger sollen, vielleicht weil sie sich der Abstammung vom Bischof Arnulph von Metz rühmen durften, die geistliche Formel zuerst bei weltlichen Fürsten eingeführt haben und sicher ist, daß sie vom fünfzehnten Jahrhundert an überall Eingang fand, wo ein Herrscher unumschränkt über das Leben und die Habe seiner Unterthanen gebot. Die christliche Welt erblickte zum ersten Male Könige und Kaiser von Gottes Gnaden, Kaiser und Könige, die ihre Krone von Gott allein empfangen zu haben behaupteten und die für ihr an keine gesetzliche Schranke gebundenes Handeln nur vor Gott sich verantwortlich fühlten. Da geschah es denn wohl, daß aus dem Wort der Demuth ein Wort des Hochmuthes wurde und in Fürstenhirnen der stolze Wahn sich einnistete, mit dem Goldreif habe auch eine besondere Kraft, eine nur den Gekrönten bestimmte göttliche Weihe, sich um ihre Schläfen geschmiegt und sie seien an Erkenntniß und Weisheit über den Troß der gemeinen Sterblichen nun erhaben. Das Gefühl der Abhängigkeit von dem Wehen und Walten eines im Unermessenen thronenden Geistes trat häufig zurück und in den Vordergrund rückte das selbstherrliche Bewußtsein, als ein von der göttlichen Gnade Auserwählter in einem großen oder kleinen Erdenwinkel der Stellvertreter des höchsten Willens zu sein. Paulus hatte gesagt, nur durch die Gnade Gottes sei es ihm, dem Geringsten unter den Aposteln, beschieden gewesen, Gutes und Großes zu vollbringen; mancher Kaiser und König hat in seinem Gottesgnadenthum einen Freibrief gesehen, der ihn der Achtung des Rechts und der Sitte überhob. Das Wort aus dem Korintherbrief blieb bestehen, aber der Sinn hatte recht oft sich gewandelt.

Die mystische Auffassung der Herrscherweihe entsprach den Vorstellungen einer Zeit, die mit Dante den Wundertraum von der Universalmonarchie geträumt, an dem byzantinischen Kodex sich genährt und den staatsrechtlichen Anspruch in den knappen Satz eingesargt hatte: Praesumitur rex habere omnia iura in scrinio pectoris sui. Die Völker waren zu jung, zu unreif im Fühlen und Denken, um freiwillig, nur nach dem Rath der kühlen Vernunft, einem höchsten Vertreter ihrer Wünsche und ihrer Interessen huldigen

zu können; wo sie das Knie beugen sollten, da mußten sie einen Hauch göttlicher Weihe verspüren und deshalb durfte der König kein gewöhnlicher Sterblicher sein. Die Könige wiederum, die meistens als Eroberer in ihre Länder kamen, mochten sich nicht auf das immer verhaßte Recht des Siegers berufen und wollten doch nicht auf die Möglichkeit verzichten, die Gesetze nach Belieben zu ändern und abzuschaffen und, als absolute Herrscher, über das Vermögen der Unterthanen willkürlich zu verfügen; deshalb machten sie gern von dem milderen, den Haß nicht aufreizenden Rechte Gebrauch, das aus der Gnade Gottes entsprang. So waren beide Theile mit dem geltenden Zustand zufrieden: die Völker, die einen der Anbetung würdigen Gegenstand hatten, und die Könige, die den Anspruch auf schrankenlose Gewalt aus dem übersinnlichen Ursprung ihres hohen Berufes ableiten konnten. Die Jahrhunderte gingen dahin und willig beugten und bogen die geduldigen Völker sich, unter der sanften oder auch harten Hand der Herrscher von Gottes Gnaden.

Langsam aber zog, während die Zeiten sich wandelten, ein Wetter herauf und in der klaren Atmosphäre nüchterner Verständigkeit brach es los. Während der Kämpfe zwischen Sachsen und Franken, während des Krieges der rothen und weißen Rose, hatte in England der Despotismus geherrscht, das gemeine Recht war unaufhörlich gebrochen worden und das Parlament hatte, unter dem siebenten und achten Heinrich so gut wie unter Elisabeth, ein trauriges Scheindasein geführt. Religiöse Streitigkeiten hielten die Aufmerksamkeit gefangen und in der Masse des Volkes war das Rechtsgefühl noch nicht zu freier Regung erwacht. Da stieg Jakob der Erste, der Sohn Darnleys und der Maria Stuart, auf den Thron und mit ihm erschien ein neuer — für England neuer — Monarchentypus. Dieser „britische Salomo“ wollte von dem Satz des Seneca, daß nicht der Staat dem König, sondern der König dem Staate gehört, nichts wissen; er verachtete den weisen Lehrer und eiferte dem tollen Schüler nach, schwelgte beinahe neronisch an üppigen Tafeln und in den Armen reizender Pagen und suchte daneben noch theologischen und literarischen Ruhm. Er gab, weil von seinem Wohlbefinden das Wohlbefinden Aller abhänge, einem Küchenchef das selbe Gehalt wie seinen Ministern, spielte den allgegenwärtigen, den allwissenden und allweisen Vater des Volkes und ließ, ehe er in London noch die Regirung antrat, ohne Prozeß

und Urtheil einen Dieb aufhängen, um durch diesen Akt der Kabinetsjustiz seinen neuen Unterthanen zu zeigen, daß er sich als den Statthalter Gottes auf Erden betrachte und nicht gesonnen sei, Grenzen des Königsrechtes anzuerkennen. Durch so schroffe und freche Betonung des Gottesgnadenthums erreichte der eine Stuart, was die Häuser York und Plantagenet nicht vermocht hatten: er brachte das Volk zum Nachdenken über sein Recht und über die Machtvollkommenheit, die es einem falschen und feigen, grausamen und geilen Lüstling überantwortet sah. Die Zumuthung, in diesem Jakob die göttliche Gnade anzubeten, war für die britische Kaltblütigkeit allzu abenteuerlich und der redselige Prasser wurde zum Totengräber der thatsächlich absoluten Monarchie, die bis dahin unbestritten bestanden hatte. Er selbst kam noch glimpflich davon; aber gleich nach seinem Tode begann der Versuch, das Rechtsverhältniß der Krone auf eine festere Basis zu gründen, und als Karl der Erste, Jakobs Sohn, das Versprechen brach, das er mit der Annahme der Petition of Right gegeben hatte, als er erklärte, für seine Handlungen Gott allein verantwortlich zu sein, da brach der Sturm los. Das Unterhaus erklärte 1648, es könne sich ein Volk ohne König denken, nicht aber einen König ohne Volk, und im ersten Monat des nächsten Jahres fiel das Haupt Karls Stuart unter dem Beil des Henkers. Auch Heinrich der Siebente hatte während der letzten Regirungjahre das Parlament nur berufen, um sich für seine Tochter die Prinzessinnensteuer bewilligen zu lassen; sein Nachfolger hatte mit Schwert und Strang schrecklich gewüthet und Elisabeth hatte im Kriegsrecht und in den Sprüchen der Sternkammer die Mittel gefunden, von dem gemeinen Recht sich zu emanzipiren; aber die Stuarts erst trieben die Flammen des Aufruhrs empor, weil sie ausdrücklich für sich das Recht in Anspruch nahmen, an kein menschliches Recht gebunden und nur dem überirdischen Richter verantwortlich zu sein. Die Zeiten hatten sich geändert: die Leicester und Essex hatte eine stumpfsinnige, vom Glanz geblendete Menge bestaunt, gegen Buckingham und Strafford ballten sich zornige Fäuste und für die britische Welt wenigstens wars um den mystischen Zauber des Gottesgnadenthums für immer geschehen. Ein neues Staatsrecht kam auf; Twysden schrieb: „Den Unterschied zwischen dem römischen Recht und den Gesetzen unseres Landes finde ich darin, daß jenes auf dem Grundsatze beruht: was dem Fürsten gefällt, ist Gesetz,

und diese den Satz voranstellen: nur nach den vom Volke gemachten oder bestätigten Gesetzen kann das Königreich regirt werden". Und Bracton prägte das Dogma: „Der König kann nichts Anderes thun, als was er von Rechts wegen thun kann; denn die Gewalt ist ihm anvertraut, auf daß er Recht und nicht Unrecht thue. So lange er Recht thut, ist er der Stellvertreter Gottes; aber er wird zum Priester des Teufels, wenn er Unrecht thut". Damit war neben die Verantwortlichkeit vor Gott zum ersten Male die Verantwortlichkeit vor den Gesetzen gerückt und die Despoten von Gottes Gnaden waren konstitutionelle Erbkönige von Volkes Gnaden geworden.

Das Wetter zog weiter. In England hatten praktische Erwägungen, denen der eisige Fanatismus der Puritaner sich verband, zum Ausbruch geführt; in Frankreich brachte abstraktes Grübeln und ein theoretisch begeisternder Wahn die Entscheidung. Der lange Selbstmord des ancien régime, von dem Taine spricht, wurde durch das unterirdische Wühlen der Rousseau und Voltaire, durch die geistige Maulwurfsarbeit des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, beendet und blutdürstige Ideologen wurden die Rächer des beleidigten Rechtes. Wie die ersten Stuarts hatten auch die letzten Louis ihr Land als einen Jagdgrund betrachtet, auf dem man nach Willkür und Laune pürschen und feistes Wild zusammentreiben durfte, oder als einen Pachthof, dessen Einkünfte ein Taschengeld für den König sind und dessen 26 000 000 Bewohner nur zum Amusement und zum Nutzen des Herrn ihr Leben empfingen, — und wie Karl Stuart büßte auch Ludwig Capet das frevle Vermessen auf dem Schaffot. Der Glaube war mählich zerfressen worden, die Tradition sank in Trümmer, für die Beurtheilung aller menschlichen Einrichtungen sollte die Vernunft künftig den einzigen Maßstab bieten und der Unschuldige litt für die Schuldigeren, weil vor dem Gerichtshof der Vernunft das Gottesgnadenthum nicht bestehen konnte und zwischen der Anschauung einer erneuerten Zeit und dem Anspruch der Könige eine furchtbare Kluft sich aufthat. Die englische Revolution war ein lokales Ereigniß, ein Insularvorgang, gewesen; die französische Revolution wurde ein europäisches Datum, weil sie von einer Revolutionirung des Menschengeistes ihren Ausgang nahm und in segenden Gewittern dann das alte Gewölk auseinandertrieb. Die Könige hatten nicht in paulinischer Demuth sich vor der göttlichen Gnade gebeugt, sondern in verstiegenem

Selbstbewußtsein sich über jede irdische Schranke hinweggesetzt und für ihre lüderliche Frivolität eine blinde Anbetung geheischt, die erwachend die Vernunft ihnen nun versagte. Und als mit dem Korsen die erste Herrscherfamilie, deren plebejischen Ursprung man nachweisen konnte, den Thron bestieg, da brach, wie Joseph de Maistre vorausgesagt hatte, auch für die Fürsten eine neue Weltenepoche an.

Während draußen die Stürme tobten, war über dem deutschen Norden der Himmel heiter geblieben. Es war ein Glück für Preußen, daß in dem Augenblick gerade, wo unter dem alten Herrschaftsystem die Grundmauern wankten, ein neuer Geist die abgelebte Form der Monarchie durchdrang. Friedrich der Zweite hatte die Lehre Massillons besser als Ludwig der Fünfzehnte verstanden; schon als vierundzwanzigjähriger Jüngling rief er warnend den Fürsten zu, daß ihre Schwäche nur in dem falschen Glauben beruhe, die Völker seien für sie, nicht sie für die Völker, geschaffen, und er wurde bis an sein Lebensende nicht müde, den König immer wieder den premier serviteur, magistrat, domestique, des Staates zu nennen. Erst ein später Enkel, Friedrich Wilhelm der Vierte, legte wieder Werth auf das Bekenntniß, dem das nüchterne Pflichtgefühl Friedrichs widerstrebt hatte: „daß ich meine Krone von Gott allein habe und daß ich nur ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde meiner Regirung." Und erst unter diesem König erlebte Preußen seine Revolution; selbst die äußerste Demüthigung blieb dem starken Selbstgefühl des kranken Schwärmers nicht erspart, und als er unter der schwarzweißrothen Fahne umherreiten und vor den Leichen der Empörer den Hut ziehen mußte, da mochte den Träger der göttlichen Gnade schmerzlich wohl das Empfinden durchzucken, daß es auch hienieden schon eine Rechenschaft für die Könige giebt. Noch am elften April 1847 hatte er feierlich erklärt, „daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles, zu wandeln", und drei Jahre später war er gezwungen, seinen königlichen Namen unter die sorgfältig paragraphirte Verfassung zu setzen.

Eine Verfassung ist ein Vertrag, — und ein Vertrag ist nur auf der Basis der Gleichberechtigung denkbar. Ein Fürst, der mit seinem Volk einen Vertrag abschließt und sich wichtiger Machtvollkommen-

heiten begiebt, zeigt schon dadurch, daß er nicht ferner mehr als ein von mystischem Glanz umstrahlter Uebermensch betrachtet werden will, sondern als der Repräsentant und der erste Vertrauensmann der Nation. Ueber den Werth und die Lebenskraft konstitutioneller Monarchien werden die Urtheile weit auseinandergehen und aus den Erfahrungen, die mit dem Parlamentarismus ringsum gemacht worden sind, hat die ehrenwerthe Anschauung, die in dem absoluten Königthum von Gottes Gnaden die vollkommenste Staatsform sieht, naturgemäß einen beträchtlichen Zuwachs an Kraft erhalten. Im Rahmen der preußischen Verfassung aber — und noch weniger im konstitutioneller Gefüge des Reiches — ist für dieses Regirungideal kein Raum. Das muß jeder überzeugte Monarchist als ein Glück betrachten; denn die Minderheit, die — nicht öffentlich nur, wo die Heuchelei herrscht, sondern im Innersten — dieses Ideal bekennt, wäre nicht stark genug, um es gegen den Ansturm der demokratisirten Masse schützen zu können. Nicht um Meinungen und Sentiments handelt es sich hier, sondern um die thatsächlich vorhandenen Grundlagen unseres Staatsrechtes, mit denen auch der Unwillige sich abzufinden hat. Unsere Verfassung kennt kein Königthum von Gottes Gnaden im alten Sinn, der Begriff der Unterthänigkeit ist ihr fremd und in unserer Volkshymne wird als die Stütze des Herscherthrones nicht der Gehorsam des Unterthanen, sondern die Liebe des freien Mannes bezeichnet. Deshalb hat es einen tiefen und vielfach peinlich wirkenden Eindruck gemacht, als der Kaiser in einer politisch bedeutsamen Tischrede, die er in Königsberg hielt, von seinen Unterthanen sprach und sich mit starker Betonung den Vertreter des Königthums aus Gottes Gnaden nannte.

Der Versuch einer Auseinandersetzung mit dem Monarchen wird heute häufig als eine unerlaubte Vermessenheit bezeichnet und Mancher, der sich dann für besonders monarchisch hält, meint, einer Rede des Kaisers dürfe die Gegenrede nicht folgen. Dieser Standpunkt ist längst unhaltbar geworden; der Kaiser tritt persönlich hervor, nicht um ins Leere verhallende Monologe zu sprechen, vielmehr um ein Echo zu hören, und wer nicht der politischen Betrachtung gänzlich entsagen will, Der muß auch mit persönlichen Aeußerungen des regirenden Herrn sich beschäftigen. Dabei muß das Bewußtsein lebendig sein, daß jedes gehässige Wort gegen den Repräsentanten des Reiches zugleich das Prinzip und die Nation herabsetzen muß; an das Wort

Bismarcks muß man sich erinnern: „Ihr sollt vom Könige nicht anders als mit Ehrerbietung sprechen“, aber auch an Fichtes mahnenden Ruf: „Diese Reden beschwören Euch, Fürsten Deutschlands! Diejenigen, die Euch gegenüber so thun, als ob man Euch gar nichts sagen dürfte oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler, sind arge Verleumder Eurer selbst; weiset sie weit weg von Euch. Die Wahrheit ist, daß Ihr eben so unwissend geboren werdet als wir anderen Alle und daß Ihr hören müßt und lernen, gleichwie auch wir, wenn Ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit. Möchte doch diese Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die Euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu Euch dringen“! Viele und vielfach verschiedene Stimmen haben sich auch jetzt, wie nach jeder Rede des Kaisers, erhoben, jede Partei hat versucht, die Worte des Monarchen zu ihren Gunsten auszulegen oder umzudeuten, in jedem Blättchen fast hat die würdelose Taktik der Lüge und Heuchelei sich herrlich bewährt; aber kaum irgendwo hat man einen Hauch der wirklichen Stimmung verspürt. Wenn man die Zeitungen liest, kann man glauben, der Kaiser habe aus der Seele des Volkes heraus gesprochen, und erst im Privatgespräch erfährt man, welche ernsten Sorgen die Rede geweckt hat. Das ist begreiflich: keine Partei will es mit dem Monarchen verderben, jede hofft, ihn, wie Bismarck einst sagte, noch als Hospitanten in ihren Reihen zu sehen, und deshalb überbieten sie einander in schlotternd loyalen Versicherungen. Dieses erbärmliche Treiben enthält eine latente Beleidigung des Herrschers, der seine Entschlüsse gewiß nicht von dem Maß des Beifalls abhängig macht, der von der einen oder der anderen Seite ihm gespendet wird. Die Pflicht gegen das Land und gegen seinen gekrönten Vertreter gebietet vielmehr, auch diesmal rückhaltlos auszusprechen „Das, was ist“, und laut und offen zu sagen, daß die Königsberger Rede gerade bei den überzeugtesten Monarchisten bange Fragen und quälende Zweifel aufgescheucht hat.

Die überzeugten Monarchisten von heute sind zum größten Theil Verstandesmonarchisten. Sie glauben nicht mehr an eine nur den Gekrönten bestimmte göttliche Weihe, die sich mit dem Goldreif um die Schläfen der Fürsten schmiegt, aber sie haben aus den Erfahrungen des zur Neige gehenden Jahrhunderts gelernt, daß die Herrschaft eines Menschen, der auf seinem hohen Sitze keinen Gewinn oder Vortheil mehr zu erstreben hat, den Völkern nützlicher ist als die scheinbare

Freiheit unter der Massenherrschaft der Gier und der Selbstsucht. Vor dem Einen, der herrscht, wollen sie ehrerbietig sich neigen, aber sie versagen ihm blinde Anbetung. Sie stehen auf dem Boden des streng konservativen Lagarde, der gesagt hat: „Das Königthum ist zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt worden. Jetzt wird so leicht Niemand mit dem mystischen Unsinne früherer Tage kommen: Alle werden, wenn sie sich auch bisher die Sache vermuthlich nicht klar gemacht haben, einig darüber sein, daß der König der Vertrauensmann der Nation ist. Unten Volk, dann eine lange Weile gar nichts, und oben ein Dalai-Lama in Uniform, so verstehen wir die Monarchie nicht.“ Diese Auffassung gilt, da die Standesunterschiede gefallen sind, für den Adeligen so gut wie für den Bürger: Beide werden, wenn sie monarchische Gesinnung bekennen, mit Achtung jedes Wort und jede persönliche Handlung des Königs hinnehmen, aber Beide werden auch, wenn sie ihr Daseinsrecht behaupten und die Verfassung respektiren wollen, ihr selbständig prüfendes Urtheil sich da vorbehalten, wo der Vertrauensmann der Nation aus eigenem Recht neue Wege beschreitet und wohlthätig Bestehendes in die Rumpelkammer weist. Die ganze Unruhe, die seit vier Jahren aus dem Deutschen Reich nicht mehr weichen will, die nagende Sorge, die im Süden und Norden immer hastiger die Fundamente des jungen Gebäudes durchwühlt, stammt im Grunde nur aus der Frage: Will der Kaiser die Selbständigkeit des Urtheils und das Recht freier Kritik gelten lassen oder will er das alte Gottesgnadenthum wieder lebendig machen? Die Sorge ist schwer, denn die Geschichte lehrt, daß jedesmal ein gewaltsamer Ausbruch erfolgte, so oft zwischen der Anschauung der Zeit und dem Anspruch der Herrschenden eine weite Kluft aufgerissen war, — und der Tag von Königsberg hat hinter die unruhige Angst ein neues Fragezeichen gesetzt.

Der Kaiser will keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß die im Reich und in Preußen getriebene Politik seinen eigensten Intentionen entspricht. Das beweist einen rühmlichen Muth, denn diese Politik ist ganz außerordentlich unpopulär, — nicht bei Nörglern und schlimmen Agrariern nur, wie man in den Zeitungen uns weismachen möchte, sondern weit über die Kreise der im eigentlichen Sinne Werthe schaffenden Stände hinaus; es wäre heute durchaus nicht mehr schwer, Berliner Bankdirektoren und Börsenmakler vorzuführen, die über den Nutzen der Handelsvertragspolitik genau so denken wie Graf

Mirbach und Adolf Wagner. Die Frage, ob es vortheilhaft ist, mit einer so umstrittenen Politik den Namen des Kaisers eng zu verbinden, bedarf nicht der Prüfung; dem monarchischen Gedanken kann es nicht zuträglich sein, wenn in den wichtigsten Existenzfragen die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung gegen eine Politik sich erhebt, die ihm Tag für Tag als eine persönlich kaiserliche bezeichnet wird. Nach dem Artikel 44 der preußischen Verfassung bedürfen Regierungakte des Königs zur Giltigkeit der Gegenzeichnung, und die Minister, nicht der König, tragen vor dem Lande dafür die Verantwortlichkeit; im Reich liegt die Exekutive beim Bundesrath, in dem der Kaiser nur in seiner Eigenschaft als König von Preußen vertreten ist, und die Verantwortlichkeit trägt hier in erster Linie der Reichskanzler. So hat Bismarck das Verhältniß aufgefaßt und so hat er es auch in der großen Debatte über den Beamtenerlaß des alten Kaisers interpretirt; er war gezwungen, die lebendige Idee des preußischen Königthums mitunter besonders stark zu betonen, weil die Herren Mommsen und Virchow und Genossen das Wehegeschrei von der Kanzlerdiktatur und dem Hausmeierthum durch alle Gassen heulten, als sei der Kaiser und König in der Hand des allmächtigen Verwesers ein willenloses Werkzeug geworden, aber er hat auch damals gesagt: „Die Minister sind verantwortlich: Ich kann mich verantwortlich machen für meine eigenen Handlungen und kann mich auch verantwortlich gemacht haben durch eine Bürgschaft, die ich übernehme, für Handlungen eines Anderen, und ich habe mich verantwortlich gemacht für alle Handlungen meines Königs, die ich gegenzeichne, und auch für die, welche ich nicht gegenzeichne, werde ich am letzten Ort gern die Verantwortlichkeit übernehmen". Nicht gegen den Kaiser haben auch jetzt die Stände und die Parteien gekämpft, die in der Handelsvertragspolitik ein unheilvolles und für die monarchische Zukunft des Reiches lebensgefährliches Beginnen sahen und sehen, und es empfiehlt sich nicht, den Kampf selbständiger und freier Bürger gegen unerfahrene Minister dem Zustand aus einer fernen, anders gearteten Zeit zu vergleichen, wo ein absoluter Herrscher eine Adelsfronde bezwang, die das Königsrecht einschränken wollte. Kein verständiger Mensch zweifelt an der guten Absicht des Monarchen, aber sehr viele verständige Menschen zweifeln daran, daß er immer die Möglichkeit hat, inmitten der Pflichten der Repräsentation auch die ganze Tragweite verwickelter Fragen zu erfassen und die schwierigsten Probleme der

Volkswirthschaft zu lösen. Das, meinen sie, wäre nur möglich, wenn er durch eine göttliche Gnade das Weihegeschenk der Allweisheit, der Allgegenwart und der Allwissenheit empfangen hätte, — und diesem mystischen Wahn, der an dem Bewunderer Friedrichs befremden müßte, versagt in unserer nüchternen Zeit sich der blind vertrauende Glaube.

Der König von Preußen hat, als er die Verfassung unterschrieb, auf zwei Drittel der Legislative verzichtet; er hat die Rechte und die Verantwortlichkeiten getheilt und sich hinter das schützende Gitter der konstitutionellen Einrichtungen zurückgezogen, aber er hat nicht aufgehört, selbst zu regiren, denn er behielt das Recht, Gesetze vorzuschlagen und zu verwerfen, und ihm allein blieb die vollziehende Gewalt anvertraut. Was der König von Preußen für sein Land thut, Das wird immer dankbar begrüßt werden und in dankbarer Freude hat man auch jetzt vernommen, daß die erste Anregung zu den Meliorationen in der Provinz Ostpreußen vom König ausgegangen ist, und nicht, wie es vom Bundesrathstische herab verkündet wurde, vom Grafen Caprivi. Dem Geist und dem Wortlaut der Verfassung aber würde es widersprechen, wenn die Verantwortlichkeit für die Entschlüsse der preußischen Regirung beim preußischen König gesucht und wenn jeder aufrechte Mann, der ein Gegner dieser Entschlüsse ist, deshalb als ein persönlicher Feind des Monarchen geächtet werden sollte; dadurch wäre das wichtigste Recht, das die Verfassung dem Staatsbürger bietet, mit hemmenden Rücksichten bedroht. Daran ändert auch die Thatsache nichts, daß der Kaiser ausschließlich zum Adel gesprochen hat. Der Adel ist eine gesellschaftliche, nicht eine politische Institution; er wirkt gesellschaftlich wohlthätig, aber er könnte politisch unheilvoll wirken, wenn er heute noch mit dem Anspruch aufträte, anderen, ihm gleich berechtigten Staatsbürgern das Vorbild und der Erzieher zu sein, und wenn künstlich der Schein geschaffen würde, als sei in der Nähe des Thrones ihm eine privilegirte Stellung gewahrt. Der Adel, dessen Name mit dem êthel, dem Erbgut, zusammenhängt, hat mit ehrlichen Waffen jetzt für die Sicherheit seiner Erbgüter und seiner Familien gekämpft und dem Kaiser mag wohl die auch vom Grafen Caprivi gläubig nachgesprochene Freihandelsphrase vorgetragen worden sein, daß der ganze Kampf nur das Werk habgieriger Latifundienbesitzer war. In der rauhen Wirklichkeit der Dinge sieht die Sache indessen recht anders aus; da weiß man, daß der Adel gerade von den kleinen Landwirthen gedrängt worden

ist und daß seine thätigsten Mitglieder den Dank ihrer Mitbürger reichlich verdient haben. Wie der Adel seine gesellschaftliche Stellung zum Monarchen ordnen will, Das ist seine Sache; wenn er der schmückende — oft genug freilich auch erstickende — Epheu sein, wenn er die Ehren nicht nur, nein, auch die persönliche Ehre oder Unehre, sich vom Souverain bestimmen lassen will, so mag er es thun; wenn er die Opposition gegen die Politik der Regirung aber wirklich als ein Unding betrachtet, dann ist im politischen Leben nicht sein Platz und er mag sich beeilen, das Mandat zurückzugeben, das einem freien, durch keine zärtliche Rücksicht gehemmten Bürger anvertraut war.

Der Versuch, den Monarchen in einen engen Kreis adeliger Privatberather einzumauern und mit patriarchalischem Feudalismus die Leiden der Völker zu heilen, ist noch immer gescheitert, unter Strafford wie unter Polignac, und er würde heute noch rascher als früher scheitern, weil die Auffassung der Monarchie sich umgestaltet hat. Mit Vertrauen blickt auch heute noch das Volk auf seinen Führer, den Fürsten, aber mit einem Vertrauen, das aus dem wägenden Urtheil, nicht aus unklaren Gefühlen, stammt. Das theologische Vertrauen, das Vertrauen ohne Gründe, das dem an keine irdische Rechtssatzung gebundenen Träger der göttlichen Gnade galt, ist, man mag es noch so sehr bedauern, für immer dahin, es kann, als ein spontanes Erzeugniß, nicht wieder zurückgezaubert werden und der Aufforderung, durch Dick und Dünn dem Geweihten des Herrn in unbekannte Paradiese zu folgen, steht das moderne Empfinden spröde und kühl gegenüber, wie Sir Edward Coke einst den Messages of Love, mit denen Karl Stuart um blindes Vertrauen warb. Der Bürger, der kein Unterthan mehr ist und den von dem Edelmann keine scheidende Schranke mehr trennt, läßt sich das Recht, selbst zu prüfen und frei seine Meinung zu sagen, nicht mehr begrenzen. Die Karolinger haben mit einem nichtigen Schattenkönigthum dafür gebüßt, daß sie das geistliche Dei gratia zuerst bei weltlichen Fürsten eingeführt haben, und ein weit schlimmeres Schicksal könnte heute den Herrscher bedrohen, der, in großem und hohem Wollen, an den mystischen Wahn sich verlieren würde, er könne, er ganz allein in der gewandelten Welt, ein anderes Gottesgnadenthum wieder lebendig machen, als es in demüthigem Sinn Paulus einst träumte, der Geringste unter den Aposteln.

Agrarpolitik.

V. Die Gründe gegen die Gesammtreform des Agrarkredites.

Nachdem in den früheren Aufsätzen ein Vollbild der Gesammtreform des landwirthschaftlichen Darlehensrechtes gegeben worden ist, soll zum Schluß noch die an dem Reformplan geübte Kritik entkräftet werden. Die eingehende Erörterung sei der „Neuen Folge“ meiner „Deutschen Kern- und Zeitfragen“*) vorbehalten; hier will ich mich nur auf die wichtigsten Punkte beschränken.

Die Einwendungen lassen sich zunächst in drei Kategorien scheiden. Erstens sind es solche, die sich gegen den entwickelten Reformplan selbst richten, dann solche, die vom Standpunkt der schrankenlosen Individualfreiheit ausgehen, endlich solche, die behaupten, das Bedürfniß für die Reform sei nicht erwiesen, Zeit und Volk seien für die Institutionen noch nicht reif, die Schwierigkeiten des Ueberganges in den neuen Kreditrechtszustand seien kaum zu überwinden.

Obenan stand die Befürchtung der Einengung des Personalkredites. Gerade das Gegentheil hiervon ist zu erwarten. Durch die Verschuldunggrenze sowie durch die kreditgenossenschaftliche Absonderung alles übrigen Kredites würde vielmehr erreicht werden, daß das Vertrauen in die Person, welches Verwandte, Bekannte, menschenkennende Geschäftsmänner, also die eigentlichen Träger gesunden Personalkredites, fassen, gestärkt wäre; denn die tilgbare Besitzschuld würde ja mit jedem Jahre kleiner, der Besitzschuldner also auch für seine Personalschulden immer zahlungfähiger werden. Sodann wären wucherische Personalkreditgeber in der Gewährung eines nur im Erb- und Veräußerungfall in das Gut und Gutsinventar vollstreckbaren Kredites sehr stutzig gemacht. Sie könnten die loyalen Personalkreditgläubiger durch Kündigungüberfälle, Wechselmanipulation u. s. w. nicht mehr schädigen, sie würden das Kreditgeben in der Hauptsache selbst unterlassen. An ihrer Stelle käme der loyale Personalkreditgeber zu gesicherter Geltung. Das Personalkreditwesen würde also gereinigt und hiermit, soweit Das wirthschaftlich überhaupt wünschenswerth erscheint, auch gestärkt werden.

Nicht haltbarer ist das Bedenken, daß der Wirthschaftkredit durch die hypothekarische Zurückstellung hinter den Besitzkredit nothleiden würde. Wie denn? Die für den Besitzerwerb eingegangenen Verbindlichkeiten erlangen schon beim bestehenden Recht in der Regel die erste Hypothek. Die Verschuldunggrenze und die Kreditgenossenschaft sorgen durch die Verhütung der Besitzüberschuldung und durch die Gewährung nur wirthschaftlichen

*) Ernst Hofmann u. Co., Berlin. Der Band erscheint in diesen Tagen.

Kredites auf Tilgung lediglich dafür, daß ein größerer Theil des Vermögenswerthes dem Nichtbesitzkredit als verfügbarer Pfandwerth übrig bleibt und im Maß der Tilgung in immer größerem Umfang sich zur Verfügung stellt. Durch die eine wie durch die andere Einrichtung kann der Kredit für wirthschaftliche Verwendung jeder Art, d. h. der Betriebskredit, der Erholungskredit (bei Nothständen), der Kredit für Betheiligung an Versicherungen und an Wirthschaftgenossenschaften, der Kredit für Kinderausstattung, nur gefördert werden, ob er nun auf zweite Hypothek oder auf Faustpfand oder rein personell gewährt, ob er in die Realkredit- oder in die Wechselkredit- oder in die Bürgschaft- oder in die Pfandscheins-Form eingekleidet wird. Für den Meliorationkredit aber mit seiner langfristigen Tilgung hätte eine besondere Ausgestaltung sehr wohl Raum. Der Kredit für Familienzwecke wäre schon bei der Kreditgenossenschaft mindestens so leicht zu haben, wie er jetzt bei Privaten in jenen Fällen zu finden ist, wo kein Pfand zur Sicherstellung vorhanden ist.

Die Kreditgesammtreform ist anderen Kritikern widerwärtig, welche die möglichste Ausbreitung der modernen Real- und Personalversicherung auf die Landwirthschaft wünschen und erstreben; diese Versicherung soll durch die Reform verkümmert werden. Auch dieses Bedenken hat keinen Grund. An der Vieh-, Hagel- und anderen Realversicherung, an der freiwilligen und an der zwangsverbindlichen Personalversicherung wird sich der Landwirth doch weit sicherer betheiligen, wenn die Besitzschuld nicht mehr so absorbirend sein kann, wie es jetzt der Fall ist, und wenn die Kreditgenossenschaft in vorübergehenden Nothstandszeiten kurzgefristeten Kredit auch für Prämienzahlung einräumt, während solcher Prämienkredit jetzt schwer zu finden ist. Eben so verhält es sich mit der Personalversicherung. Zwar könnte daran gedacht werden, zur Verschuldunggrenze den Lebensversicherungzwang als Mittel der Miterbenabfindung, also zur Verhinderung der Besitzüberschuldung, hinzuzufügen; im Fall der Schließung der Hypothekenbücher für den Besitzkredit durfte Dergleichen empfohlen werden. Dagegen die Lebensversicherung an Stelle der Verschuldunggrenze wäre das einfachere Mittel nicht. Die erzwungene Lebensversicherung neben den Tilgungraten für die Besitzschuld würde sich allgemein nicht erschwingen lassen, daher darf man sie allgemein auch nicht auferlegen. Die freiwillige Personalversicherung aber wird durch die hier empfohlenen Institute mittelbar nur starke Anregung empfangen: denn sie ist das Mittel, auch bei mehreren Kindern das Gut der Familie zu sichern.

Ein anderer Einwurf richtet sich dagegen, daß die gesetzliche Verschuldunggrenze den Verkehrswerth der Güter gegen den Durchschnittsertragswerth hin unter Umständen hinter diesen zurückdränge, was die der-

maligen Besitzer beim Wiederverkauf ihrer Güter beeinträchtigen müsse. Dieser Einwurf entbehrt ebenfalls jeder Stichhaltigkeit. Die Beschränkung auf dasjenige Maß der Besitzverschuldung, bei welchem der Grundbesitz von einer Generation in die andere sich zu behaupten vermag, bildet vielmehr die Grundvoraussetzung der natürlichen und gesunden Bildung der Güterpreise auf dem „Grundmarkte". Je richtiger die gesetzliche Verschuldunggrenze gezogen wird, desto mehr bilden sich normale Verkehrswerthe, die auch für den Erbanschlag als Normalmaß gerechter Abfindung mit Ausschließung der schrankenlosen Schätzungwillkür maßgebend gemacht werden können. Die angefochtene mittelbare Wirkung der Verschuldunggrenze, bestehend in dem Ausschluß zahlungunfähiger Kaufliebhaber, ist gerade ein Vorzug, nicht blos gegenüber den Preismißbildungen bei Verschuldungfreiheit, sondern auch gegenüber dem schematischen, absoluten Rückgriff auf den Ertragsschätzungwerth beim Anerbenrecht. Der unter der Voraussetzung der Verschuldunggrenze zu Stande kommende Verkehrswerth kann sich nur dann vom Ertragswerth etwas weiter nach oben entfernen, wenn solche Kaufliebhaber, welche ohne eine bis zur Verschuldunggrenze reichende Verschuldung dennoch kauffähig sind, in stärkerer Zahl und mit besonderer Dringlichkeit auftreten. Das würde in der Regel nur in beschränktem Maße stattfinden. Wofern es stärker stattfände, wird es in volkswirthschaftlich bedenklicher Weise nur durch Besitzaufsaugung seitens des Geldkapitals geschehen, — eine Aufsaugung, der eine gute „Landpolitik" nachdrücklich zu steuern vermag; die jetzige Ueberschuldungfreiheit und das Intestatanerbenrecht vermögen der Gefahr der Besitzaufsaugung ebenfalls nicht zu steuern ohne nebenhergehende eingreifende „Landpolitik", welche die Gütererwerbung auf Pachtverwerthung, wo und wann Das schädlich ist, hemmt und weiter durch Kauf von Land und durch Wiederverkauf zu den für jeden Gebietstheil wünschenswerthen Besitzgrößen in die Entwickelung der Grundbesitzverhältnisse regelnd eingreift.

Auf die Wirkung der Zurückdrängung des Verkehrswerthes stützt sich eine andere Anklage: die gesetzliche Verschuldunggrenze vereitle den kleinen Leuten ohne eigenes Vermögen ihr höchstes Streben, das Streben nach einem Stück heimischer Erde, das Heirathen und die Ansässigmachung; nur der reiche Kaufliebhaber, klein oder groß, könne zum Besitz eines Gütchens oder Gutes kommen. Diese Anklage ist auch aus dem Munde von Anhängern des Intestatanerbenrechtes geflossen und von dieser Seite ist sie unbegreiflich. Denn das Intestatanerbenrecht schließt sehr viele Menschen, und zwar alle nach- oder alle vorgeborenen Geschwister, vom Landerwerb in der Heimath aus und in allen Anerbenrechtsgegenden, die

nicht schon ganz zum „Zweikindersystem“ übergegangen sind, finden sich Tausende und aber Tausende von Brüdern und Schwestern als Knechte und Mägde der Brüder, ohne heirathen zu können; nur die Wanderung in nichtanerbenrechtliche Zonen ermöglicht diesen Elementen Besitzerwerb und Selbständigkeit.

Aber auch die Anhänger der Freitheilbarkeit, d. h. jener „Mobilisirung“, welche Grund- und Mobiliarbesitz im Rechte über den selben Kamm scheert, sind zur Erhebung ihrer Einwände nicht berechtigt. Die gesetzliche Verschuldunggrenze übt gegen die mittellosen Kaufliebhaber nur zweierlei Zwang, der in deren eigenstem Interesse liegt: den Zwang, entweder den heimathlichen Boden, wo kein Platz ist, ohne vorherigen Ueberschuldungruin zu verlassen, der „Schollenkleberei“ zu entsagen, oder durch Ersparung in der Jugend, da das Sparen eines Paares junger Leute besonders leicht ist, durch einige Verspätung der selbständigen Niederlassung, durch Besonnenheit in der Familiengründung, sich zum Besitzerwerb innerhalb der gesetzlichen Verschuldunggrenze in den Stand zu setzen. Unsere Verschuldunggrenze unterstellt die „landhungrigen“ Leute ohne Vermögen keinen anderen Bedingungen, als die Freitheilbarkeit es auch thut; sie hindert aber oder erschwert wenigstens ruinösen Besitzerwerb, verhütet das Wandern, wenn es schon zu spät ist, das Unterlassen des Sparens in den Jahren, da man „Gerten schneiden“ sollte, um zur rechten Zeit einen festen Stab zu haben, endlich wirkt sie dem Leichtsinn in der Familiengründung entgegen. Die Zurückdrängung des Verkehrswerthes auf seinen natürlichen Stand macht vielmehr auch den Leuten mit kleinerem Vermögen Gütchen zu mäßigerem Preise und mit der Möglichkeit dauernder Behauptung zugänglich; ihre Lage wird verbessert. Auf diesem Wege bleibt der Erlangung von Gütchen aller bisherige Spielraum. Eine „Landpolitik“, die zu Ertragswerthpreisen Land erwürbe, um es ohne Verlust später zu veräußern, würde im Stande sein, den Landhunger jeder Art selbstbauender Landleute, denjenigen des Großbetriebes, des Mittel- und des Kleinbetriebes zu befriedigen.

Die Verlangsamung der Volkszunahme, gar deren Umschlag in Entvölkerung durch Antrieb zum Zweikindersystem ist der Sinn eines weiteren, nicht minder haltlosen Einwurfes gegen die Kreditgesammtreform. Es sei davon geschwiegen, daß das Anerbenrecht überall, so lange es mit patriarchalem Verharren der Miterben im Dienste und Hause des Anerben verknüpft bleibt und wo keine „Hände“ absorbirende Industrie in die Thäler und in die Ebenen der Intestatanerbenrechtsgebiete eindringt, weit mehr, als die Verschuldunggrenze es thut, der Volkszunahme, namentlich der ehelichen, entgegenwirkt, was Hainisch für das alpine Deutsch-Oesterreich

so glücklich ins Licht gestellt hat. Es sei auch davon geschwiegen, daß das Zweikindersystem selbst bei schrankenloser Verschuldbarkeit eintreten und mit starker Verschuldung verbunden bleiben kann, was die Erfahrung Frankreichs seit einem Jahrhundert erweist. Es sei vielmehr hervorgehoben, daß die Verschuldunggrenze, indem sie zum Sparen anspornt und der Landbevölkerung breitere Grundlagen für den Betriebskredit übrig läßt, der intensiveren Wirthschaft und hiermit der Aufsaugung größerer Bevölkerungüberschüsse im landwirthschaftlichen Berufe selbst sich günstig erweist. So lange in der heimischen Industrie und im dünner bevölkerten Ausland die landwirthschaftlich entbehrlichen Bevölkerungüberschüsse durch Binnenwanderung und durch Auswanderung Unterkunft finden, kann die eheliche Fruchtbarkeit mit starker Volkszunahme auch bei Bestand der Verschuldunggrenze sehr wohl zusammen bestehen. Wo Dies aber nicht der Fall ist, wird Verlangsamung der Volkszunahme durch Geburtenrückgang statt durch erhöhte Kindersterblichkeit viel wünschenswerther sein als die Aufrechterhaltung der Geburtfrequenz mit Vernichtung der überzähligen Kinder im Wege erhöhter Sterblichkeit, namentlich erhöhter Kindersterblichkeit. Unter der zuletzt bezeichneten Voraussetzung tritt Geburtenrückgang oder erhöhte Sterblichkeit auch dann und da ein, wann und wo die schrankenlose Verschuldungfreiheit besteht.

Eine weitere Anfechtung galt dem angeblichen Mangel an Fürsorge für den Meliorationkredit. Man könnte diesen kritischen Einwurf einfach damit ablehnen, daß für den Meliorationkredit wenigstens nicht schlechter gesorgt sein würde als jetzt bei unbeschränkter Besitzverschuldung; denn auch jetzt geht der Besitzkredit dem Kredit für Melioration thatsächlich in der ersten Hypothek vor, und wo zum Besitzerwerb eine starke Verschuldung stattfindet, ist eben für den Meliorationkredit an Pfandwerth erster Hypothek zum Einsatz nichts oder wenig übrig. Vielmehr sichert die Verhinderung des mißbräuchlichen Besitzkredits auch dem Meliorationkredit einen stärkeren Einsatz von nachhypothekarischer Sicherheit. Dazu kommt, daß der Tilgungzwang für allen Kredit im Laufe der Besitzergeneration immerfort mehr Pfandwerth auch zur Meliorationverschuldung freimacht. Der gesammte Personalkredit wird, wie gezeigt ist, ebenfalls gefördert und wirksamere Verwendung auch für den Meliorationzweck zulassen. Die Bedingungen für den Meliorationkredit werden hiernach, verglichen mit dem Zustand schrankenloser Verschuldungfreiheit, mindestens keine ungünstigeren.

Auch die Frage: wie wird die gesetzliche Hypothek des Fiskus zur Sicherstellung der Steuerleistung zu regeln sein? ist nicht geeignet, die Durchführung der Kreditgesammtreform zu beirren. Wenn man das jetzt schon bestehende Vorrecht des Fiskus beläßt, so wird das künftige Kreditrecht in diesem Punkte immerhin nicht schlimmer werden, als das jetzt

bestehende weit herum unter dem geltenden System der unbeschränkten Kreditfreiheit bereits ist. Der bestehende Zustand würde aber eine Verbesserung erfahren und die Zwangsvollstreckung der Steuerschuld in das Gut und das Gutsinventar würde wesentlich vermindert werden, da die Kreditgenossenschaft kurz befristeten Kredit auch für Deckung der in Nothstandszeiten entstehenden Steuerreste zu geben befugt wäre.

Eine zweite Reihe von Einwürfen stützt sich auf den Standpunkt schrankenloser Verschuldung- und Bewegungfreiheit, auf den extremen Individualismus. Der Ultraliberalismus lehnt sich dagegen auf, daß die jetzige individualistische Anarchie im Kreditnehmen und im Kreditgeben, im Ausbeuten und Sichausbeutenlassen, im Kündigen und im Tilgen, durch eine den Mißbrauch durch den rechten Gebrauch verdrängende Ordnung ersetzt werde. Es läßt sich aber zeigen, daß die gesunde Verschuldung- und Bewegungfreiheit des Individuums unverkümmert bleiben würde.

Verglichen mit dem Anerbenrecht, vermeidet die hier vertretene Kreditrechtsform jeglichen Rückgriff auf die alte erbrechtliche Besitzgebundenheit, auf Bevorzugungen und Zurücksetzungen nach dem Zufall der Geburt. Sie will weder Ungerechtigkeit gegen die Miterben noch Willkürlichkeit des Erbanschlages ohne Rücksicht auf den ordentlich erreichbaren Verkehrswerth, noch Hemmung der Bewegung des Grundbesitzes zum persönlich tüchtigsten und besitzlich kräftigsten Wirthe; die Reform wirkt gleichwohl auf natürliche Bildung der Güterpreise im Grundbesitzverkehr und hiermit auf die Erhaltung des Grundbesitzes in der Familie und auf den Uebergang zum betriebskräftigsten unter den Erben hin.

Auch abgesehen vom Vergleich mit dem Anerbenrecht, von dessen Anhängern mehrfach die Anfechtungen der Kreditgesammtreform am Lautesten — oft auch Vorlautesten — erhoben worden sind, setzt sich diese Reform mit dem rechten Gebrauch der individuellen Bewegungfreiheit nicht im Geringsten in Widerspruch. Die Summe des gesetzlich ausgesprochenen Zwanges, die in ein dermaßen reformirtes landwirthschaftliches Kreditrecht hineingelegt wäre, ist bei Weitem nicht so groß wie die Summe alles Zwanges und aller Kontrole, die bei der jetzigen schrankenlosen Verschuldungfreiheit thatsächlich auf den landwirthschaftlichen Kreditnehmern lastet. Zwang zur Tilgung ist eine im Wesen der haltbaren Wirthschaft liegende thatsächliche Nothwendigkeit für jeden guten Wirth; das fortgebildete Darlehnsrecht mit seiner Ordnung, Sonderung und Gliederung der Tilgung nach den einzelnen Arten der Kreditverwendung macht den Tilgungzwang, der übrigens im Annuitätenwesen schon jetzt eine weite Ausbreitung gefunden hat, vielmehr leichter.

Die willkürliche Kündigung des Kredites ist ein schwerer Zwang für den jetzigen durch Kündigungüberfall in Noth versetzten Schuldner

oft eine Schädigung auch eines älteren Mitgläubigers. Von den Zwangs- und Nothlagen der unbeschränkten Kündigungbefugniß würden sämmtliche ländlichen Darlehnsschuldner durch die nur dem Gläubiger zum Entgelt für geordnete Tilgung auferlegte Unkündbarkeit gänzlich befreit werden. Nur derjenige Schuldner, welcher in der Zahlung der Zinsen und der Tilgungbeträge säumig wäre, würde Kündigung und Zwangsvollstreckung erleiden, wie jetzt auch. Oder vielmehr weder so häufig noch so hart wie jetzt! Denn er hätte nur einen Kredit zu tilgen und zu verzinsen, welcher so gegeben und tilgbar gemacht ist, daß jeder ordentliche Wirth Zinsen und Tilgungraten erschwingen kann; er hätte an der Besitzkredit-Korporation und an der Wirthschaftkredit-Genossenschaft, selbst an Gläubigern des Personalkredites, der dann keine Anziehungskraft für Kreditwucherer mehr haben würde, mildere, zum Stunden geneigtere Gläubiger. Die Wahl der Kreditgenossenschaft stände Jedem frei und der völlig schuldenfreie Grundbesitz wäre weder unmittelbar noch mittelbar gezwungen, an der Besitzkreditbank sich zu betheiligen. Lediglich darin wäre der Wirthschaftkreditnehmer gebunden, daß er stets nur einer bestimmten Kreditgenossenschaft seines Kreises oder Landes angehören könnte, und auch Das nur dann, wenn man der Kreditgenossenschaft die Generalnachhypothek am Gut und Gutsinventar einräumen will.

Die Auswahl der Kreditgenossenschaften würde und müßte eine reichhaltigere werden. Für den kleinen, den mittleren und den großen Besitz würden sich verschiedenartige Genossenschaften bilden, für den kleinen Besitz wohl überwiegend solche nach dem Vorbild der Raiffeisenschen Darlehnskassen mit enger örtlicher Abgrenzung. Für den Mittelbesitz würden andere Kreditgenossenschaften entstehen, etwa nach Kreisen, statt nach Gemeinden, und ohne die einläßliche Verwendungskontrole der Raiffeisenschen Vereine. Jede Art von Kreditgenossenschaft hätte Nutzen von der Verschuldunggrenze, da für sie eine im Maße der Tilgung steigende Generalnachhypothek am Gute sammt Gutsinventar, nicht nur der reine Personalkredit, übrig bliebe.

Der reine Personalkredit wäre nicht gebunden, sondern — und zwar nur auf mittelbare Weise — von der Mitbewerbung des Personalkreditwuchers im Kreditgewähren befreit; die Zurückdrängung des Wucherkapitals durch die Beschränkung der Klagbarkeit auf die zwei Fälle des Erb- und Verkaufsliquidaten wäre eine Befreiung, und was an Nachhypothekar-, Faustpfand- und Personal-Kredit aus den Händen des privaten Darlehnskapitals in Folge der gedachten Zurückdrängung weniger angeboten werden würde, wäre voll ersetzt durch die Gewährungen des alsdann nothwendig sich verallgemeinernden Kreditgenossenschaftwesens. Zu dem also zurückgedrängten Personalkredit würde auch der für leichtfertige Zehrschulden gehören; auch

darin läge nur eine Befreiung des Darlehnsnehmers aus dem Bann der eigenen Leidenschaften, welche nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Angehörigen, Freunde, Kameraden, so oft und so leicht das wirthschaftliche Verderben bringen, — die Befreiung aus den Klauen und den Netzen des Wuchers.

Die Betriebsfreiheit behielte der Schuldner ganz. Kein Standesgenosse hätte ihm ein Wort bei der Wirthschaftführung drein zu sprechen. Auch die fortlaufende Kontrole der deklarationmäßigen Verwendung genommener Wirthschaftkredite konnte im nunmehrigen Reformvorschlage fallen gelassen werden. Daß der Schuldner den Verwendungzweck bei der Kreditaufnahme angebe, bliebe zwar unerläßlich, damit die sachgemäße Befristung der Tilgung jeder Art von Wirthschaftkredit stattfinden könne. Eine fortlaufende Kontrole der Verwendung ist aber nicht erforderlich, da der Mißbrauch des Wirthschaftkredits für unwirthschaftliche Verschuldung die Unfähigkeit zur Zahlung von Zinsen und Tilgungraten herbeiführt und dann der Kündigungfall gegeben ist, wie beim heutigen Privatkreditwesen auch.

Das Maß von Zwang, das die Kreditgesammtreform auferlegen würde, ist hiernach verschwindend klein und durch die Wohlthaten, die gewonnen würden, weit aufgewogen. Dieses Kreditrecht ist dabei lediglich Fortbildung der bestehenden Verhältnisse und bleibt durchaus auf dem Boden der neuzeitlichen Rechtsanschauungen und Rechtsbedürfnisse. Die Wirkung wird nicht durch unmittelbaren Zwang erzielt, sondern nur dadurch, daß der Landwirth den in das Gut und Gutsinventar vollstreckbaren Nachhypothekar-, Faustpfand- und Personal-Kredit nur bei einer der den gesetzlichen Vorschriften genügenden Kreditgenossenschaften finden kann. Dieser Zwang würde sofort nach Einführung des neuen Kreditrechtes ein unmerklicher werden und der Vorschlag trägt daher auch vollständig der Forderung der Riehlschen Bauernpsychologie Rechnung, „den Bauer vorwärts zu treiben, ohne daß er die Absicht merkt, seine Entwickelung zu fördern, ohne diese aus ihren eigenthümlichen Bahnen herauszuwerfen". Die Einwendung, daß beide Institute mit dem Bauernstolz sich nicht vertragen würden, ist durch die veränderte Formulirung völlig gegenstandslos geworden.

Schließlich erweist sich auch die dritte und letzte Reihe der erhobenen Anfechtungen als grundlos.

Die Thatsache der starken und immer zunehmenden Grundverschuldungen kann nicht geleugnet werden, die andere Thatsache aber, daß der städtische Grundbesitz theilweise noch stärker verschuldet sei, so wie die Thatsache, daß die Grundverschuldung nicht überall die selbe ist, beweisen gegen das Bedürfniß der Kreditgesammtreform gar nichts. Die Bedürfnißfrage bedarf angesichts der rasch um Milliarden steigenden Agrarverschuldung zur Bejahung keines weiteren Wortes.

Unsere Zeit soll nach einer anderen Behauptung für die Gesammtreform des landwirthschaftlichen Kreditrechts noch nicht reif sein, die erforderlichen Kräfte zur körperschaftlich-genossenschaftlichen Selbstverwaltung des Kredites noch nicht besitzen und zuvor noch durch die Schule des sich entfaltenden Wirthschaftgenossenschaftwesens gehen müssen. Dieser Wunsch nach Verzögerung entbehrt jeden festen Grundes und beruht offenbar auf einem Mangel in strenger Unterscheidung zwischen Wirthschaftkammer einerseits, Besitzkreditkorporation und Wirthschaftkreditgenossenschaft andererseits. Die Kräfte zur körperschaftlich-genossenschaftlichen Kreditselbstverwaltung des Standes sind reichlichst vorhanden. Wann und wo sie fehlen sollten, würde übrigens für den Anfang auch eine staatlich-gemeindliche Organisation der Verwaltung sehr Bedeutendes leisten können; zum Aufschub der Kreditgesammtreform überhaupt ist unter keinen Umständen ein zureichender Grund vorhanden. Nicht die Wirthschaftgenossenschaften für andere Zwecke als für den Zweck der Kreditgewährung sind als die Vorschule der Erziehung für die kreditgenossenschaftliche Selbstverwaltung anzusehen, vielmehr ist umgekehrt die allgemein verbreitete Kreditgenossenschaft Voraussetzung dafür, daß Alle die Mittel haben, auch am übrigen Wirthschaftgenossenschaftwesen sich zu betheiligen und die Selbstverwaltung von der Kreditgenossenschaft aus zu lernen; die so heiß gewünschte und wirklich wünschenswerthe Ausbreitung des ganzen ländlichen Wirthschaftgenossenschaftwesens wird erst nach der allgemeinen Herstellung der Kreditgenossenschaft eintreten, denn diese schafft erst die Mittel zur allgemeinen Betheiligung.

Hiernach bleibt nur noch der Anfechtungsgrund der Uebergangsschwierigkeiten übrig. Diese Einwendung habe ich schon früher in der „Zukunft“ zu erledigen gesucht. Eine raschere Bereinigung, eine Art Ablösung der Lasten der „Geldfeudalität“, jedoch ohne Staatsbeiträge, bleibt möglich. Ueberstürzung kann aber und soll vermieden werden. Man könnte den Uebergang aus dem jetzigen in den neuen Zustand binnen einer ganzen Generation in dem Tempo, wie sich die Erb- und Kauf-Besitzwechsel und die hiermit sich verbindenden Liquidationen ergeben, langsam und schonend vollziehen. Krisen und Katastrophen würden hierdurch sicher vermieden werden. Es wäre auch nicht nöthig, die Gesammtreform in einem einzigen Wurfe zu vollziehen; man kann mit der Verschuldunggrenze und der zu dieser gehörigen Bankorganisation des Besitzkredites beginnen und die Reform des Wirthschaftkredites der Weiterentwickelung vorbehalten.

Hiermit dürfte die von der preußischen Regirung ins Rollen gebrachte Agrarkreditrechtsreform die erforderliche Beleuchtung erfahren haben.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Der Prediger Salomo.*)

Besser als in irgend einem anderen Werk der jüdischen Literatur läßt sich in dem Buche vom Kohelet (nach Luther: der Prediger Salomo) die Seltsamkeit, die Mannichfaltigkeit und der überraschende Reichthum des jüdischen Geistes erkennen. Man denke doch! Seit Antiochus Epiphanes fiebert Israel unaufhörlich; unter Schmerzen zeugt es das Christenthum und leidet für die Menschheit. Hier aber, in diesem Buche, tritt uns ein jüdischer Dichter entgegen, der sich offenbar so ruhig wie nur irgend ein Mensch in der Welt fühlt. Patriotismus und Messianismus gehen ihn gar nichts an; er seufzt nur über sich selbst und schöpft Traurigkeit wie Trost ausschließlich aus seiner eigenen Seele. Als ein Skeptiker und ein Epikuräer zugleich stattet er sein Werk mit Gefühlsnuancen aus, die es zu einer der reizvollsten und originellsten Schriften machen, die jemals in irgend einer Sprache geschrieben worden sind.

Die Grundfabel des Kohelet ist sehr durchsichtig. Kohelet, ein Sohn Davids, ist ein mächtiger König gewesen. Er hat große Bauten ausgeführt und das Leben in vollen Zügen genossen. Er hat die Weiber und den Wein geliebt und die Weisheit erforscht, — als ein gelehrter Parabolist und als ein Kenner der Naturgeheimnisse. Das sind Züge, unter denen Geschichte und Legende uns Salomo darzustellen pflegen; kein Zweifel, daß der Autor, dem die Salomo zugeschriebenen Sprüche bekannt waren, gerade diesen Nachfolger Davids zum Helden erwählt hat. Erschien doch dieser berühmte König als geeignetstes Beispiel, um die Aufgabe des Dichters zu illustriren und die Eitelkeit aller irdischen Dinge zu beweisen. Wer könnte auch besser als Salomo, der die Gipfel des Ruhmes und der Glückseligkeit erklommen hatte, die Vergeblichkeit alles menschlichen Strebens und die vollste Nichtigkeit der Grundlagen der Gesellschaft erkennen?

„Alles ist eitel!“ Das ist die wohl zwanzigmal wiederholte Zusammenfassung der Weltanschauung des Kohelet. Jeder Abschnitt dieses Werkes enthält die Betrachtung irgend einer Seite des menschlichen Lebens, doch jede Betrachtung führt regelmäßig zu der immer gleichen, unvermeidlichen Schlußfolgerung, zum obligaten Rundreim: „Alles ist eitel!“ Diese Schlußfolgerung bekräftigt der Autor durch die verschiedenartigsten Experimente. Sie gefällt ihm so sehr, daß er sie gewissermaßen zum Rhythmus seines Gedichtes macht. Die Welt zeigt ihm eine Reihe von sich stets gleich bleibenden Erscheinungen, die immer wieder kreisförmig sozusagen aufeinander folgen. Kein Fortschritt! — keine Besserung! Die Mißbräuche sind ewig und das Uebel, das man vertrieben zu haben glaubt, erscheint sofort wieder, — und mächtiger, als es zuvor war.

Kohelet erzählt uns, daß er Alles im Leben versucht und Alles eitel gefunden habe. Die Vergnügungen, die Macht und der Luxus, ja selbst die Weiber, lassen nichts als Bedauern hinter sich. Wozu seinen Geist mit der Wissenschaft ermüden, da der Mensch doch nichts weiß und niemals Etwas wissen wird! Wozu die Weiber lieben, diese albernen Geschöpfe, die bösen Geister des Mannes? Wohl Dem, der ledig bleibt! — möchte der Autor sagen. Aber der Junggeselle ist auch nicht besser daran, denn er arbeitet und spart sein Leben lang

*) Dieser Abschnitt ist dem nachgelassenen Schlußbande von Renans Meisterwerk, der Geschichte des Volkes Israel entlehnt, die in deutscher Uebersetzung bei S. Cronbach in Berlin erscheint.

für die Erben, die er nicht kennt und denen sein Andenken ganz gleichgiltig sein wird. Schließlich kommt die Freundschaft an die Reihe. Hier scheint der Autor wenigstens einige angenehme Erfahrungen gemacht zu haben. Doch wer könnte Frieden finden in einer Welt, wo das sittliche Gesetz das Gute befiehlt und wo doch Alles absichtlich geschaffen zu sein scheint, um das Böse zu ermuthigen?

Das Verbrechen ist ein Irrsinn! Gewiß! — Aber die Weisheit und die Frömmigkeit werden so schlecht belohnt. Wie viele Verbrecher werden geehrt und erreichen ein Glück, das doch von Rechts wegen nur den tugendhaften Menschen zu Theil werden sollte. Und ach! — wie viele tugendhafte Menschen brechen unter der Last der Unglücksfälle zusammen, die doch nur den Bösen treffen müßten! Die Gesellschaft ist zu schlecht eingerichtet. Die Menschen nehmen niemals die richtigen Stellen ein. Die Könige sind selbstsüchtig und böse, die Richter lasterhaft, die Völker undankbar und vergeßlich. Und was ist denn die wahre praktische Weisheit? — O, die ist einfach genug! Man genieße ruhig und bescheiden das Vermögen, das man durch Arbeit gewonnen, man lebe glücklich mit der Frau, die man als junger Mann geliebt hat, man vermeide alle Exzesse, man trachte nicht, allzu klug zu sein, und bilde sich nicht ein, durch eifriges Streben das Schicksal besiegen zu können, doch man ergebe sich wiederum niemals der Narrheit, denn sie bestraft sich fast immer selbst; man sei nicht allzu reich, da der große Reichthum nur Sorgen mit sich bringt, und nicht allzu arm, denn der Arme wird gewöhnlich verachtet; man nehme die Vorurtheile der Welt so, wie sie nun einmal sind und versuche sie weder zu bekämpfen noch zu verbessern. Kurz: man handle immer nach den Gesetzen der Mäßigkeit, wie es einem Philosophen der Mittelwege zukommt, und halte sich von jedem übergroßen Eifer und von jedem Mystizismus fern. Unser Autor ist ein vorurtheilsloser Gentleman, zwar gut und edel und großmüthig im Grunde seiner Seele, doch muthlos und verbittert durch die Gemeinheit der Zeit und durch die traurigen Bedingungen des menschlichen Lebens. Er möchte ja so gern ein Held sein, — doch Gott lohnt das Heldenthum so schlecht, daß man sich wirklich fragen muß, ob man nicht etwa gegen seine Absichten handeln würde, wenn man einen solchen Weg einzuschlagen versuchte.

Eine solche Lehre hätte man bei den Griechen wie bei uns für eine Blasphemie gehalten und für die Verleugnung des Daseins Gottes. Und doch beabsichtigt unser Autor nichts Dergleichen. Seine Theorie drückt nur die Meinung aller konsequenten Juden aus, die durch die fieberhafte, seit der Erhebung der Hasmonäer um sich greifende Exaltation nicht angesteckt worden waren. Der Dichter des Kohelet gehört durchaus nicht zu jenen Unsinnigen, die da sagen: „Es giebt keinen Gott". Er kann wohl für skeptisch, materialistisch oder fatalistisch, namentlich aber für pessimistisch gelten, doch er ist sicherlich kein Atheist. Ihm würde eine Verleugnung Gottes gleichbedeutend sein mit der Verleugnung der augenscheinlichen Welt, d. h. einfach mit dem Irrsinn. Wenn er sündigt, so geschieht es nur, weil er Gott für gar zu groß und den Menschen für gar so klein ansieht. Er erkennt an, daß Gott die Welt erschaffen hat, um seine Allmacht zu zeigen, und daß er ununterbrochen neues Leben schafft. Nur die Ziele, die der Schöpfer bei der Erschaffung des Weltalls und des Menschen sich gestellt hat, bleiben unergründlich. Doch wer sollte es wagen, vor einem so mächtigen Wesen sich nicht zu beugen? Zweifellos richtet Gott die Menschen, wenn auch nach ziemlich unverständlichen Gesetzen,

und obgleich es in den meisten Fällen geradezu unmöglich ist, seine Einwirkung und seine Hand sofort zu erkennen. Alles in Allem hat Gott ziemlich wenig Interesse für den Menschen, da er ihn in die falscheste Lage gebracht hat, indem er ihm das Streben nach Erkenntniß verliehen und ihn zugleich an ein vergängliches Schicksal gebunden hat, das für Kluge und Narren, für Mensch und Vieh, sich gleich bleibt und an eine Gesellschaft, in der die Dinge niemals nach den Forderungen der Gerechtigkeit und der Vernunft vor sich gehen.

Offenbar wäre die undurchdringliche Dunkelheit, welche die Weltregirung nach der Meinung unseres Autors umhüllt, sofort hell geworden, wenn er die geringste Vorstellung von dem zukünftigen Leben gehabt hätte. Doch er behält darüber die selben Ideen wie jeder gebildete Jude, dem die Auferstehungtheorie und der Glaube an das zukünftige Gericht fremd ist, (z. B. die Sadduzäer). Für ihn endet der Tod das Leben des Individuums; denn das bleiche und farblose Dasein der Refaïm, das die leichtgläubigen Juden und namentlich die abergläubigen Kanaanäer so sehr beschäftigt hat, ist für ihn jeder sittlichen Bedeutung bar. Man fühlt doch nichts mehr in dem Scheol, und so bleibt der Tod des Menschen oder des Thieres genau die selbe Erscheinung. Mensch und Thier leben durch göttlichen Athem, der die Materie auf geheimnißvolle Weise erhebt und durchdringt, und: „es giebt nur einen Odem in allen Dingen". Im Tode trennt sich der göttliche Odem von der Materie; der Körper kehrt zur Erde, von der er entnommen wurde, zurück, und der Geist kehrt zu Gott, der ihn ausgeströmt hat. Dann lebt noch eine Zeit lang die Erinnerung, welche die Existenz des Menschen unter seinen Nächsten fortsetzt, und schließlich verschwindet auch diese und Alles ist zu Ende. Um über ein so trauriges Schicksal sich zu täuschen, behaupten viele Juden, daß der Mensch in seinen Kindern weiterlebe. Die Kinderlosen und die Eunuchen tröstete man durch das Versprechen eines Erinnerungsteines, der ihr Gedächtniß in ihrem Stammvolk verewigen sollte. Doch Kohelet ist diesen kindischen Tröstungen unzugänglich. Ist der Mensch einmal tot, meint er, so verschwindet sein Gedächtniß nach und nach und es ist, als ob er nie gelebt hätte.

Der liebenswürdige Dichter, der uns diese reizenden philosophischen Phantasien hinterlassen hat, wäre zweifellos sehr erstaunt, wenn er sehen würde, daß wir seine Schrift als ein Symbol eines wohl überlegten Glaubensbekenntnisses zu deuten versuchen möchten. Er würde uns geantwortet haben: „Und es giebt noch ein Uebel, das ich unter der Sonne gesehen habe und das schlimmer ist als alle anderen Uebel, und dieses Uebel heißt die anmaßende Weisheit, die das Weltall mit vier Worten erkärt, das Blaue des Himmels in ein Glas einzuschließen versucht und die Endlosigkeit in einen drei Finger breiten Rahmen einspannen möchte. Wehe dem Weisen, der nicht wenigstens einmal des Tages sich widersprochen hat . . ." Kein Mensch stand dem Pedantismus ferner als der Autor des Ecclesiastes. Die klare Erkenntniß einer Wahrheit hinderte ihn nicht, zwei Schritte weiter mit der selben Klarheit eine andere Wahrheit zu erkennen, die der ersten geradezu widersprechen mußte, und die vollständige Ueberzeugung von der Richtigkeit der menschlichen Beweggründe hält ihn nicht im Geringsten davon ab, den lebhaftesten Geschmack für die Freuden des menschlichen Lebens zu haben.

Mit allen seinen Wunderlichkeiten aber müssen wir diesen Dichter lieben, denn er hat wirklich alle unsere Schmerzen erkannt und durchgelitten. Es bleibt ja

zweifellos ein Glück, daß wir neben ihm Zenon und Epictet besitzen, doch kein Grieche hat jemals die Seltsamkeit unseres Schicksals besser begriffen als dieser Sadduzäer. Der Dichter des Buches Hiob hätte der Autor des Ecclesiastes sein können, wenn er fünf oder sechs Jahrhunderte länger gelebt hätte. Die furchtbar mächtige Klage der alten hebräischen Schrift, die beinahe gotteslästerlichen Beschwörungen des unglücklichen Patriarchen, haben sich nun in den hoffnunglos ergebenen Schmerz eines gelehrten Weltmannes verwandelt. Hiob ist unermeßlich kühn in Wort und Gedanken, trotzdem er viel religiöser in seinem Innern bleibt. Kohelet dagegen hat nicht einmal mehr die Kraft, gegen Gott sich zu empören. Es ist ja so nutzlos. Gleich Hiob neigt er sich vor einer unbekannten Macht, deren Handlungen durch keine erkennbaren Beweggründe veranlaßt sind; doch er tröstet sich darüber. Wenn nur die Richter nicht gar so verdorben, die Weiber nicht gar so treulos, die Erben etwas dankbarer und die Regirenden etwas verständiger wären, so würde er sich mit dem Leben sehr gut versöhnen können und sogar gern anerkennen, daß es — trotz den Aussichten auf ein grämliches Alter — eigentlich ganz angenehm sein kann, ein durch kluge Vorsicht erworbenes Vermögen an der Seite einer geliebten Frau ruhig zu genießen. Von den Frauen sagt der Autor zu viel Schlechtes, als daß man nicht annehmen müßte, er habe sie leidenschaftlich geliebt, und die Art, wie er von ihren Fehlern spricht, läßt uns vermuthen, daß er sie leicht wieder lieben würde. Auch versteht er, trotz seinem Abscheu vor dem Leben, so manchen trefflichen praktischen Rath zu ertheilen über die Art, wie die Gunst des Hofes zu erlangen und zu erhalten sei, über die Vorsicht, die man den Priestern gegenüber immer beobachten soll, über die Unsicherheit des gemünzten Vermögens, wie auch über die beste Art, seine Kapitalien anzulegen und sie so zu vertheilen, daß man wenigstens nicht Alles auf einmal verlieren kann.

So viel Seelenruhe inmitten der Streitigkeiten jener Zeiten, in die wir die Entstehung des Ecclesiastes verlegen, könnte uns in Erstaunen setzen. Man darf sich aber über diese Gemüthsruhe nicht sonderlich wundern. Der Glaube an die Auferstehung und an das letzte Gericht, der die Juden aus der religiösen Sackgasse, in die sie gerathen waren, befreite, hat sich vorläufig der Masse noch nicht mitgetheilt. Viele talmudistischen Gelehrten glauben an das Reich Gottes und an die Auferstehung gleich den Christen. Doch die Meisten halten sich an die alte Weltanschauung des Judenthums, und die zahllosen jüdischen Märtyrer, die der christliche Fanatismus im Mittelalter dem Flammentode überlieferte, glauben nicht alle an die Unsterblichkeit der Seele. Gleich dem Rabbiner von Mainz beschuldigt sich mancher Heilige auf dem Wege zum Richtplatz aller möglichen Frevelthaten, um das Grundprinzip, daß Gott seine treuen Diener nicht verlassen kann, aufrecht zu erhalten. Der Jude ist nicht gottergeben gleich dem Christen, für den Armuth und Niedrigkeit Tugenden sind. Der Jude betrachtet sie als Unglücksfälle, gegen die man kämpfen und sich wehren muß. Die Mißbräuche und Gewaltthaten, die den Christen ruhig lassen, empören den Juden, und gerade dadurch wird das jüdische Element in allen Ländern, wo man es nicht gewaltsam unterdrückt, zum thätigsten Förderer des Fortschritts und der Reformen. Die Lehren von St. Simon und der industriell-finanzielle Mystizismus unserer Tage sind zur guten Hälfte aus dem Judenthum erwachsen und in den revolutionären Bewegungen Frankreichs spielt das jüdische Element eine sehr wichtige Rolle. Der Jude ist immer der Meinung, daß man schon hier

unten die größtmögliche Gerechtigkeit einführen muß. Die jüdische Tikva — „das Vertrauen“ —, jene Sicherheit, daß das Geschick des Menschen nicht vergeblich sein könne und daß eine glänzende Zukunft schließlich doch die Menschheit erwartet, ist kein asketischer Glaube an die Existenz eines der menschlichen Natur widersprechenden Paradieses, es ist ein philosophischer Optimismus, der auf einen unbesiegbaren Glauben an das Gute aufgebaut ist.

Kohelet nimmt in der Geschichte des langen Kampfes des jüdischen Gewissens gegen die Ungerechtigkeit der Welt einen ganz besonderen Platz ein. Er ist gewissermaßen eine Pause in diesem Kampfe. In dieser Schrift finden wir keine Spur vom Messianismus, vom Auferstehungsglauben, vom religiösen Fanatismus oder vom Patriotismus, nicht einmal eine besondere Verehrung der jüdischen Rasse. Für den Autor dieses Buches giebt es nach dem Tode nichts mehr. Sein Gott lebt im Himmel und wird auf der Erde niemals herrschen. Kohelet sieht die Vergeblichkeit aller Versuche, die göttliche Gerechtigkeit mit dem Lauf der Welt in Einklang zu bringen, ein und findet sich damit ab. Nach seiner Meinung braucht der Mensch, der die elementaren Pflichten gegen seinen Schöpfer erfüllt hat, nur noch friedlich im ungestörten Genuß eines ehrlich erworbenen Besitzes zu leben und das Alter, das man in hübschen Redewendungen beschreiben darf, ruhig zu erwarten. Das der feinen Sinnlichkeit nicht fremde Temperament des Autors bürgt dafür, daß er mehr als einen inneren Trost besessen hat, um sich für den Pessimismus seiner Philosophie zu entschädigen. Im Grunde liebt er das Leben, wie alle talentvollen Pessimisten. Der Gedanke an Selbstmord, der einen Augenblick lang beim Erkennen der Ungerechtigkeiten der Welt den Geist Hiobs durchzuckt, kommt ihm niemals in den Sinn.

Und Das ist das Interessanteste in dem Buch Kohelets. Diese Schrift allein zeigt uns den geistigen und sittlichen Zustand der sicherlich zahlreichen Juden jener Zeit, die weder Fanatiker noch Patrioten waren. Der Geschichte Israels würde eines der wichtigsten Streiflichter fehlen, wenn wir diese paar Blätter nicht hätten, um uns den Seelenzustand jener Israeliten zu vergegenwärtigen, die mit dem durchschnittlichen Menschenlos sich abgefunden hatten, die von jeder Exaltation und jeder Hoffnung sich fern hielten und die Propheten — wenn ihre Zeit noch Propheten gehabt hätte — für Thoren erklärt haben würden, — kurz, jener Israeliten, die weder sozialen Träumen noch Zukunfts-Utopien sich ergeben wollten. Der Autor des Kohelet ist ein Weltmann, kein Gelehrter oder Frömmling. Man könnte fast glauben, daß er die Thora gar nicht kennt, und wenn er die Propheten, diese furchtbaren Anwälte der Gerechtigkeit, gelesen hat, so hat er sich von ihrem Geist doch gar wenig angeeignet. Ihr feuriger Haß des Bösen, ihr unruhiger Eifer, die göttliche Ehre rein zu halten, sind ihm vollständig fremd. Ein einziger Gedanke könnte die tausendjährige Geschichte der hebräischen Propheten zusammenfassen: „Der Tag wird kommen, an dem die Gerechtigkeit und das Glück auf Erden herrschen werden.“ Kohelet ist kein Mitglied dieser exaltirten Familie. In der langen Kette erhabener Menschen — von Jesaia bis Jesus — ist kein Platz für ihn. Ihm scheint die Erde den Mißbräuchen für ewig geweiht zu sein, und mit einer Art von Eigensinn behauptet er immer wieder, daß die Welt sich niemals bessern wird.

Ob wohl die Lage unseres Weisen bei Lebzeiten eben so vereinsamt war, wie seine Arbeit in der Geschichte der Literatur zu stehen scheint? Man darf

Das kaum glauben. Die Weisheitlehre, die auf die Verneinung des zukünftigen Lebens und auf die ausschließliche Verfolgung einer praktischen, zu Reichthum und Erfolgen führenden Philosophie sich gründete, war in Israel immer zahlreich vertreten. Das noch vor der Gefangenschaft geschriebene Buch der Sprüche ist im Grunde eben so profan wie der Kohelet. Auch in jener älteren Schrift beschränkt sich die Moral auf eine weltmännische Vorsicht, die sich auf die rein weltliche Lebenserfahrung gründet, während die Religion nur einen untergeordneten Platz einnimmt, als ein zur Lebensführung und für die guten Manieren eines wohlgebildeten Mannes nothwendiges Requisit.

Man hat oft zu beweisen versucht, daß die Philosophie des Kohelet Spuren des griechischen Einflusses aufweist. Nichts ist weniger sicher. Jeder Zug dieses Buches läßt sich durch die logische Entwickelung des jüdischen Gedankens vollständig erklären. Der Autor lebte zwar wahrscheinlich nach Epikur, doch er scheint keine hellenistische Erziehung genossen zu haben. Sein Stil ist durchaus semitisch und enthält kein griechisches Wort, keinen einzigen charakteristischen Hellenismus. Ein Grieche hätte auch ein so muthloses Werk kaum schreiben können. Das Vertrauen zur Wissenschaft erhält den Muth der griechischen Dichter. Kohelet dagegen schreibt das Werk der ausgesprochensten Zermorschung, in dem sich die ganze tiefe Erschöpfung einer alt gewordenen Zeit ausdrückt. Und dabei ist dieses Hohelied des Skeptizismus, diese zugleich elegante und unheimliche Schrift, nur kurze Zeit vor den Evangelien und dem Talmud geschrieben. Welch ein merkwürdiges Volk, diese Juden! Welche seltsamen Gegensätze leben dicht neben einander in dem Geist dieser Rasse! Israel hat der Welt ihren Gott gegeben und glaubt selbst kaum daran; es hat die Hoffnung auf das Himmelreich begründet, von der die ganze Menschheit lebt, und seine eigenen Weisen versichern uns, daß der Mensch sich nur um das irdische Dasein kümmern sollte; es hat die Religion geschaffen und ist selbst das am Wenigsten religiöse Volk. Die verständigsten Rassen glauben Alles, was Israel gepredigt hat, und Israel selbst lächelt skeptisch darüber. Die alte jüdische Literatur hat den Fanatismus aller Nationen entzündet, doch die Juden erkennen besser als irgend Jemand die schwachen Seiten dieser Literatur.

Die Philosophie des Kohelet ist nicht streng logisch gegliedert. Die Schlußfolgerung seiner Prämissen mußte eigentlich der Atheismus sein. Doch die Inkonsequenz Kohelets hat etwas Rührendes. Zwei- oder dreimal, als man schon glauben könnte, daß er in den reinen Materialismus endgiltig versinken würde, strebt er plötzlich empor in warmen erhabenen Aeußerungen. Diese Art, zu philosophiren, ist die allein richtige. Man wird die Einwendungen des Materialismus niemals ganz abwehren können, denn es giebt kein Beispiel, daß ein Gedanke oder ein Gefühl ohne Gehirn oder in einem in Zersetzung begriffenen Gehirn sich geäußert hätte. Andererseits aber wird der Mensch niemals glauben wollen, daß sein Schicksal dem Los des Thieres völlig gleich sei. Selbst wenn Das bewiesen werden könnte, würde man es nicht glauben. Das ist es gerade, was uns gestattet, frei zu denken. Der nothwendige Glaube steht so hoch über allen Angriffen, daß er unzerstörbar bleibt. Die Menschheit wird uns nur so weit folgen, wie unsere Systeme ihren Pflichten und Instinkten entsprechen. Wir dürfen also unsere Gedanken ruhig aussprechen; sie werden keine Frau hindern, ihre fröhlichen Lieder zu singen, und keinem Kinde seine Sorglosigkeit nehmen; die Jugend wird nach wie vor den Freudenrausch

genießen, der tugendhafte Mensch tugendhaft bleiben, der Asket sein Fleisch ertöten. Die Mütter werden sich immer wieder aufopfern und die Vögel singen und die Bienen ihren Honig sammeln, gleichviel, welche Theorien die Wissenschaft aufstellen mag. Und auch Kohelet vergißt inmitten seiner größten Thorheiten nicht die Möglichkeit eines Gottesgerichts. Folgen wir seinem Beispiel und erhalten wir das Ewige — den Ewigen — inmitten der Vergänglichkeit der Dinge. Die ersten Opfer des Tages, wo man an Gott nicht mehr glauben würde, wären die Atheisten. Man philosophirt niemals ruhiger, als wenn man die Ueberzeugung hat, daß dieses Philosophiren keine praktischen Konsequenzen haben kann. Klingt nur, ihr Kirchenglocken! — Je lauter ihr Klang, desto ruhiger darf ich behaupten, daß diese Töne keine verständliche Melodie bilden. Hätte ich zu befürchten, die Klänge könnten auf mein Geheiß verstummen, — dann erst müßte ich ängstlich und vorsichtig werden.

Was uns in dem Kohelet ganz besonders auffällt und gefällt, ist die Persönlichkeit des Autors. Kaum jemals hat sich ein Dichter einfacher und natürlicher gegeben. Seine Selbstsucht zeigt sich mit einer so naiven Offenheit, daß sie aufhört, verletzend zu sein. Dieser Dichter war sicherlich ein liebenswürdiger Mensch. Die Herzensgüte eines Skeptikers ist die solideste, denn sie entspringt dem tiefen Verständniß der allerhöchsten Wahrheit: nil expedit. Der Kohelet scheint nicht verheirathet gewesen zu sein, — Das ist die bitterste Kritik, die man über sein Jahrhundert fällen könnte. In unserer Zeit hätte er sicherlich geistreiche Frauen genug gefunden, die weniger schlecht, als er es behauptet, gewesen wären und die ihn geliebt und getröstet hätten. Die Frauen zürnen selten über das Böse, das man ihrem Geschlechte nachsagt. Eine gewisse Gereiztheit gegen die Weiber betrachten sie nur als einen Beweis der Aufmerksamkeit. Die Frau empfindet Abscheu und Geringschätzung nur für den Mann, der ruhig und gleichgiltig, ohne sich um sie zu kümmern, anderen Interessen leben kann. Der Dichter aber, der offen gesteht, daß er Alles auf der Welt schal und öde findet, mißfällt den Weibern am Allerwenigsten.

Dieser letzte Zug ist es, der den Prediger Salomo zu einem ganz modernen Buch macht. Der Pessimismus unserer Tage wird darin so fein und zugleich so prägnant ausgedrückt wie kaum irgendwo. Der Autor ist so eine Art Schopenhauer, der sich in sein Schicksal ruhig ergeben hat und der seinem modernen Bruder Philosophen, den eine böse Schicksalslaune an den Speisetisch deutscher Wirthshäuser gekettet hat, vielfach überlegen ist. Gleich uns Modernen erfreut sich Kohelet an der Trostlosigkeit und betrauert die Freude der Fröhlichen. Er zieht keine Schlüsse, sondern schlägt sich mit den unlösbaren Widersprüchen herum, und er liebt das Leben, trotzdem er dessen Eitelkeit wohl erkannt hat. Dabei macht er keine Phrasen, er spiegelt sich nicht in den gemachten Eindrücken, er bewundert nicht das Pathetische seiner Geberden, während er dem bösen Schicksal flucht. Ich denke mir diesen Dichter gern wie einen feinen, wohlgebildeten Mann von eleganter Erscheinung, als Ahnherrn eines der reichen Pariser Juden des neunzehnten Jahrhunderts, der nur zufällig zur Zeit Jesu oder der Makkabäer nach Judäa verschlagen wurde. Denn Kohelet ist thatsächlich und vor Allem ein moderner Jude. Zwischen ihm und Heinrich Heine ist nur eine halbverschlossene Thür. Wenn man ihn mit Elia und Jeremia, mit Jesus oder Johannes von Gischala vergleichen will, so begreift man kaum, durch welches Wunder eine Rasse so verschiedene Erscheinungen hervorbringen konnte. Will man ihn dagegen neben einen jener modernen

Israeliten stellen, die alle großen Handelsstädte Europas seit fünfzig Jahren kennen gelernt haben, so staunt man über die seltsame Aehnlichkeit. Man braucht nur zweitausend Jahre zu warten, bis der römische Stolz verbraucht und das Barbarenthum überwunden ist, und man wird sehen, wie dieser Sohn der Propheten, dieser Bruder der fanatischen Zeloten der Thora, dieser Vetter Christi, zu einem vollendeten Weltmann sich entpuppen wird; wie wenig er sich um das Paradies kümmern wird, dessen Existenz die Welt auf sein Wort geglaubt hat, und wie rasch er alle dynastischen und feudalen Vorurtheile ablegt. Mit einer erstaunlichen Leichtigkeit und Grazie wird er allen Falten der modernen Civilisationgewänder sich anpassen; als echter Lebenskünstler wird er alle Freuden einer von Anderen geschaffenen Welt genießen und die schönsten Früchte von den Feldern abpflücken, die Andere bebaut haben. Er wird die Beschränkten, die ihn verfolgen, verdrängen und den Narren, die ihn verachten, sich unentbehrlich machen. Alles, was geschieht, geschieht nur für ihn. Für ihn haben Clodwig und seine Franken ihre wuchtigen Hiebe ertheilt, für ihn haben die Capetinger ihre tausendjährige Politik aufrecht erhalten, hat Philipp August bei Bouvines gesiegt und Condé bei Rocroi. O Eitelkeit aller Eitelkeit! — Welch ein wundervolles Rezept, um alle Freuden des Lebens zu erlangen, ist doch diese so laut proklamirte Eitelkeit. Wir Alle haben ihn gekannt, diesen Apostel der irdischen Weisheit, der sich durch keine übernatürliche Fabel blenden läßt und alle Träume von einer besseren Welt gern für eine Stunde der schönen Wirklichkeiten dieser Erde geben möchte! Jeder Mißbrauch der Macht empört ihn, doch sein Wesen ist den demokratischen Prinzipien unzugänglich. Geschmeidig und doch stolz steht er der Macht gegenüber; ein Aristokrat mit weißen Händen, mit der nervösen Empfindlichkeit eines Menschen, der jede harte körperliche Arbeit von sich fern zu halten versteht, ein Philister durch seine Mißachtung der kriegerischen Tugenden und durch jene Empfindung Jahrhunderte langer Erniedrigung seines Stammes, von der ihn seine persönliche Erhebung nicht zu befreien vermag. Er glaubt nur noch an den Reichthum, dieser Sohn der Propheten, der die Welt umgewandelt hat durch seinen Glauben an das Reich Gottes. Und der Reichthum ist ihm wirklich zum Lohn geworden. Er kann arbeiten, aber er versteht auch, zu genießen. Ihn würde die tolle Ritterlichkeit niemals antreiben können, seine reiche Wohnung gegen einen nur um den Preis von Gefahren zu erobernden Ruhm zu vertauschen; ihn wird kein asketischer Stoizismus jemals bewegen, die Beute für den Schatten fahren zu lassen. Für ihn steht der Einsatz des Lebens nur hier unten und er ist zur vollkommenen Weisheit gelangt, die da heißt: Du sollst die Früchte Deiner Arbeit ruhig genießen, inmitten feiner Kunsterzeugnisse, umgeben von Erinnerungen an vergangene, bis zur Neige ausgekostete Freuden des Lebens. Eine erstaunliche Bestätigung für die Philosophie der Eitelkeit aller Dinge. Es lohnte sich wirklich, die Welt in Flammen zu setzen, einen Gott am Kreuze sterben zu lassen, allen Jammer, alle Verfolgungen zu ertragen, drei- bis viermal das eigene Vaterland einzuäschern, alle Tyrannen der Welt zu beschimpfen und alle Götzenbilder zu stürzen, um zu enden als ein Rückenmarkleidender, in einem vor Zugluft sorglich verwahrten Hause des aristokratischen Paris, mit dem Bedauern, daß das Leben gar so kurz und die Freuden gar so flüchtig sind. Ist Das nicht wirklich „eitel und ein Jammer?"

Ernest Renan.

Deutsche Darwinisten als Sozialethiker.

Das Spezialistenthum der Gegenwart hat zwischen Naturwissenschaft und Zunftethik eine weite Kluft geschaffen. Wohl hat in England Spencer all' die Aeußerlichkeiten der Entwickelunglehre in sein ethisches System aufgenommen; wohl ist Leslie Stephen mit seinem epochemachenden Buche über die Wissenschaft der Ethik auf diesem Pfade weitergeschritten; wohl steht Wilhelm Wundt der ganze gewaltige Apparat der Psychologie auf physiologischer Grundlage für seine Ethik zur Verfügung; wohl haben in England Huxley und Wallace, Morison und Balfour, Fiske und Williams den Versuch gemacht, die geltende Ethik an der Biologie zu messen oder umgekehrt —: eine grundlegende Beeinflussung hat die Zunftethik von dem Darwinismus bis dahin aber noch nicht erfahren. Spencer hat nicht daran gedacht, die soziale Auslese als oberste sittliche Forderung einer auf die Entwickelunglehre gegründeten Sozialethik zu proklamiren; Stephen haftet als übergewissenhafter Empiriker viel zu sehr an den exakten Beobachtungen, die er in der Vergangenheit und Gegenwart gemacht hat, um daran denken zu können, daß mit dem Zeitalter der Evolution auch für die Ethik eine neue Aera anbricht, weil sich für das Handeln des Menschen, wenn er das Produkt einer natürlichen Entwickelung ist, naturgemäß andere Normen ergeben müssen, als wenn er von einer Gottheit fix und fertig auf unseren Stern gesetzt wäre; Wundt geht in seiner „Ethik" an all' den neuen ethischen Keimen, die die Entwickelunglehre in unserer Zeit gesät hat, achtlos vorüber und denkt in seinem Idealismus nicht daran, daß man auch Ideale reformiren kann; und die englischen Darwinisten von Fach sind durch die herrschenden demokratischen Anschauungen nur allzu sehr dem Gedanken entwöhnt, daß auch für den Menschen von heute das Gesetz der Auslese der Tüchtigsten noch gelten kann.

Wenn der Rabbi von Nazara heute wiederkäme, dann könnte er sagen: es ist leichter, daß ein Schiffstau durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Demokrat oder Zunftethiker den Kern des Darwinismus verstünde. Noch immer glaubt die Zunftethik, die außer Wundt noch völlig im Banne des Glücksutilitarismus steht, die Thatsachen der Entwickelunglehre träge ignoriren zu können. So ist es denn in Deutschland wie in England ge-

wesen. Was drüben Huxley und Wallace, Spencer und Williams versucht haben — nämlich die Ethik mit der Evolutiontheorie in Verbindung zu bringen —, Das haben in Deutschland ebenfalls Darwinisten vollbracht. Wie drüben Huxley und Wallace in erster Reihe stehen, so in Deutschland Ernst Häckel; Spencers Stelle nimmt bei uns Carneri ein, Fiske ist Besser zu vergleichen und an der Stelle des Systematikers Williams steht ein Dichter: Wilhelm Jordan. Sie sind alle vier Arbeiter an der Aufgabe, die Brücke zu schlagen von der neuen Erkenntniß zu den neuen Normen des Handelns. Jeder legt die Hand in seiner Weise an. Keiner von ihnen vollendet das Werk, aber von Jedem geht ein Hauch eines neuen frischen Geistes aus, dem die Zukunft gehört.

Wir sind da, Das ist eine Thatsache; und wir sind im Laufe von Jahresmillionen geworden, Das ist nicht weniger gewiß. „Es wohnt ein Trieb nach Glück, nach Kraftbethätigung, in unserem Geiste, der uns die Hand regen heißt, um unseren Hunger zu stillen und ein Weib zu erwerben, um dem Durst nach Liebe zu genügen, dem Drange, der dem Individuum Lust gewährt und rein persönlich scheint und der trotzdem die Gattung sichert und das Individuum sterben läßt.“ Und wie, wenn alles Das, was uns kaum da und dort einmal deutlich ins Bewußtsein tritt, was uns zu selbstverständlich, zu gewöhnlich, scheint, wovon wir kaum sprechen, nun gar unser Kern, das Beste an uns wäre, wenn all die Phrasen von der Menschheit nur Wind wären, den wir uns vormachen? Das Erbstück aus einer Periode des Geisteslebens, die das Dasein der Erklärung bedürftig fand und der der erste beste Gedankensetzen zur „Erklärung“ gut genug war? Wir sind geworden; wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß wir bereits der Endpunkt der Entwickelungskette sind, als deren Glied wir uns zu betrachten gelernt haben. Werden wir weiter! Suchen wir unser Dasein zu verstehen, statt es uns durch eine Formel zu „erklären“. Lernen wir die Bedingungen kennen, unter denen die Entstehung der Gattung Mensch möglich war, und versuchen wir, die Ursachen lebendig zu erhalten, die unsere Vorfahren zu uns umgemodelt haben. Dann wird sich ja finden, wozu sie uns weiter ummodeln werden. So bewußt mitzuwirken an dem weiteren Aufschwung menschlicher Entwickelung, in einem Handeln, das im Einklang steht mit den der Natur abgelauschten Gesetzen, Das muß mit der Zeit in dem Bewußtsein des empfindenden Menschen ein Motiv schaffen, das dem Ausblick auf Engelsang und Schwefeldunst der alten mythologischen Religion tausendfach überlegen ist, zumal es in innigstem Einklang steht mit der Elternliebe, und in dem Gefühl der Verantwortlichkeit für die angeborene Gesundheit der Kinder, soweit sie in menschlicher Macht steht, seine sicherste und festeste

Stütze findet. Wie, wenn wir das Lebendighalten jener Ursachen, die unsere Vorfahren zu uns umgemodelt haben, die bewirkt haben, daß die Form des Lebens gestiegen und gestiegen ist, zum sittlichen Gebote erhöben? Wenn wir darin die „natürliche Ethik“ fänden?

„Die weitaus wichtigste und schwierigste Anforderung, welche die praktische Philosophie an die Entwickelunglehre stellt, scheint diejenige einer neuen Sittenlehre zu sein“, sagt Häckel in seinem Vortrag über die heutige Entwickelunglehre im Verhältnisse zur Gesammtwissenschaft (1877). Aber hier steht auch er noch auf dem Boden Spencers. „Unabhängig von jedem kirchlichen Bekenntniß lebt in der Brust jedes Menschen der Keim einer echten Naturreligion; sie ist mit den edelsten Seiten des Menschenwesens selbst untrennbar verknüpft. Ihr höchstes Gebot ist die Liebe, die Einschränkung unseres natürlichen Egoismus zu Gunsten unserer Mitmenschen und zum Besten der menschlichen Gesellschaft, deren Glieder wir sind. Dieses natürliche Sittengesetz ist viel älter als alle Kirchenreligion; es hat sich aus den sozialen Instinkten der Thiere entwickelt. Bei Thieren sehr verschiedener Klassen, vor Allem bei Säugethieren, Vögeln und Insekten, treffen wir dessen Anfänge an. Nach den Gesetzen der Gesellung (Assoziation) und der Arbeittheilung vereinigen sich hier viele Personen zu der höheren Gemeinschaft eines Stockes oder Staates. Das Bestehen desselben ist mit Nothwendigkeit an die Wechselwirkung der Gemeindeglieder und an die Opfer geknüpft, welche dieselben auf Kosten ihres Egoismus dem Ganzen bringen. Das Bewußtsein dieser Nothwendigkeit, das Pflichtgefühl, ist nichts Anderes als ein sozialer Instinkt. Der Instinkt ist aber immer eine psychische Gewohnheit, welche ursprünglich durch Anpassung erworben, dann aber im Laufe der Generationen erblich geworden ist und zuletzt ‚angeboren‘ erscheint“. Und: „Anknüpfend an diese Auffassung hat also die Ethik der Entwickelunglehre keine neuen Grundsätze aufzusuchen, sondern vielmehr die uralten Pflichtgebote auf ihre naturwissenschaftliche Basis zurückzuführen“, und „Weit entfernt also, in dem Einflusse der Entwickelunglehre auf unsere religiösen Ueberzeugungen eine Erschütterung aller geltenden Sittengesetze und eine verderbliche Emanzipation des Egoismus zu fürchten, hoffen wir davon vielmehr eine vernunftgemäße Begründung der Sittenlehre auf der unerschütterlichen Basis fester Naturgesetze“.

Von unserem Kulturstandpunkte erscheint Häckel die christliche Sittenlehre weit vollkommener und reiner als diejenige aller anderen Religionen und nach seiner Meinung verdankt die heutige menschliche Kultur unzweifelhaft einen großen Theil ihrer Vollkommenheit der Ausbreitung und Veredelung der christlichen Sittenlehre. Er ist überzeugt, daß die vernünftige Sittenlehre der monistischen Naturreligion „mit dem guten und wirklich

werthvollen Theile der christlichen Ethik in keinem Widerspruch steht und, mit ihr vereinigt, auch fernerhin dem wahren Fortschritte der Menschheit dienen wird." Fünfzehn Jahre später, nach weiterer Beschäftigung mit der Entwickelunglehre für ein halbes Menschenalter, dachte Häckel anders. Da war ihm klar geworden, daß die geltende christlich-demokratische Moral mit ihrer Gleichmacherei sich mit dem obersten Prinzip aller organischen Aufwärtsentwickelung, der Auslese, nicht vereinen lasse, daß diese vielmehr das beste und das einzige Kampfmittel gegen jene Moral sei, die seit nahezu zweitausend Jahren mit dem Anspruch der Alleingiltigkeit auftritt. In einem Streitaufsatz über „Die Weltanschauung des neuen Kurses" schrieb er 1892: „Die wahren und wirklich brauchbaren Waffen im Kampfe gegen die Irrlehren der Sozial-Demokratie liefert nicht der christliche Glaube, sondern die vernünftige Wissenschaft, und vor Allem ihr jüngstes und hoffnungvollstes Kind, die moderne Entwickelunglehre. Wenn heute noch bisweilen Herr Bebel und andere Sozialisten-Führer ihre utopischen Theorien auf die Entwickelunglehre und speziell auf den Darwinismus gründen wollen, so beweisen sie damit nur, daß sie dessen Grundgedanken nicht kennen oder nicht verstehen. Denn der Darwinismus — die Selektion-Theorie — erscheint im Lichte unbefangener Kritik als ein aristokratisches Prinzip; es beruht auf der ‚Auslese der Besten!' Die Arbeittheilung, auf welcher vorzugsweise die fortschreitende Entwickelung der organischen Welt beruht, bewirkt mit Nothwendigkeit eine stets zunehmende ‚Divergenz des Charakters', eine immer wachsende Ungleichheit der Individuen, ihrer Thätigkeit, ihrer Bildung, ihrer Lage. Je höher die menschliche Kultur aufsteigt, desto größer müssen die Unterschiede und Abstufungen der verschiedenen Arbeiter-Klassen werden, die zu ihrer verwickelten Maschinerie zusammenwirken. Der Kommunismus und die von der Sozial-Demokratie erstrebte Gleichheit der Existenz-Bedingungen und -Leistungen würde dagegen gleichbedeutend sein mit dem Rückfall in die Barbarei, in den thierischen Urzustand der rohen Naturvölker."

Hier spricht Häckel nur von Arbeiter-Klassen. Sie bedeuten ihm also die Gesammtheit des Volkes. Die Schmarotzer schließt er aus; sie fallen für ihn selbstverständlich außer Betracht. Auf schroffe Klassenunterschiede, ihre Zerklüftung der Bevölkerung in Herrschende und Beherrschte, Ausbeuter und Ausgebeutete, obere Zehntausend und elende Proleten, soll sich der Ausspruch also nicht beziehen, wie er mißbeutet worden ist. Hat man doch gemeint, Häckel wolle damit eine Lanze für wirthschaftliche Ausbeutung brechen.

Eine Ethik auf Grundlage der Entwickelunglehre muß naturgemäß zu allererst Sozialethik sein. Kennt doch die Naturwissenschaft kein isolirtes Individuum, sondern nur in Wechselbeziehung befindliche Glieder von

Gattungen. Eine durchgeführte Scheidung zwischen Individualethik und Sozialethik ist freilich ein Unding. So lange man das Individuum der Gesellschaft gegenüberstellte, hatte sie ja ein gewisses Recht. Aber wie, seit man das Einzelnwesen der Gattung gegenüberstellt? Sollte da sich jener Gegensatz nicht in Individualethik und Gattungethik verwandeln? Und muß die Individualethik da nicht wieder auf der Gattungethik sich aufbauen? Allerdings ist es nicht ausgemacht, ob die beste Entwickelung des Individuums auch dem Besten der Gesellschaft dient, aber daß sie dem Besten der Gattung dient, liegt schon darin verbürgt, daß sie die Durchschnittstüchtigkeit der Gattung hebt. Eine Ehe zwischen zwei starken, gesunden, begabten Menschen, die sich lieben, ist immer eine That im Dienste der Gattung.

Häckel hat versucht, zu einer ideellen Sozialethik durch einen biologischen Vergleich Zugang zu gewinnen.

Die Arbeittheilung nimmt in der Stammesgeschichte der Lebewesen, wie in jedem einzelnen Lebensprozeß, eine derartig überragende Stelle ein, daß es überaus naheliegt, die in der Naturwissenschaft darüber gesammelten Beobachtungen auf den sozialen Organismus des Menschenstaates zu übertragen. Trotzdem besteht ein fundamentaler Unterschied: im Bienenstaat, im Ameisenstaat, in allen seinen Abstufungen vom Militärstaat der brasilianischen Eciton bis zum Sklavenstaat der blutrothen und blonden Ameise, in der Siphonophore und dem Zellenstaat des menschlichen Organismus, haben wir es mit erblich verschiedenen Individuen zu thun, die für eine besondere Funktion besondere Eignung besitzen und in deren Besorgung ihre Daseinspflicht erfüllen. Ohne das gleichzeitige Vorhandensein und Arbeiten der Luftblase, der Schwimmglocken, der Tastpolypen, der Freßpolypen, der Fortpflanzungpersonen, würde die Siphonophore selbst und ihr Stamm zu Grunde gehen. Eben so muß der Bienenstaat aussterben, sobald man ihm seine sechshundert Drohnen entzieht, und der Zellenstaat des Menschen, sobald man die Gehirnzellen ihrer Funktion enthebt. Häckel sagt: die sogenannten Gewebe entsprächen „den verschiedenen Ständen oder Korporationen des Staates, oder noch genauer den erblichen Kasten, wie wir sie im alten Egypten und noch heute in Indien antreffen," die Gewebe seien „erbliche Zellenkasten im Kulturstaate des vielzelligen Organismus. Die Organe aber, die sich wieder aus verschiedenen Geweben zusammensetzen, sind den verschiedenen Aemtern und Instituten zu vergleichen. An der Spitze aller steht die mächtige Centralregirung, das Nervencentrum, das Gehirn. Je vollkommener das höhere Thier entwickelt, je stärker die Zellenmonarchie centralisirt ist, desto mächtiger ist das beherrschende Gehirn und desto großartiger ist der elektrische Telegraphenapparat des Nervensystems zusammengesetzt, welcher das Gehirn

mit seinen wichtigsten Regirungbehörden, den Muskeln und Sinnesorganen, in Verbindung setzt.“ Das ist sicher ein Vergleich, der zum Verständniß des menschlichen Gesellschaftsystems ganz wesentlich beiträgt. Anders wird Dies sofort, wenn man aus jenem Vergleiche umgekehrt Normen für die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft ableiten oder auch nur einen bestehenden sozialen Zustand in ihr rechtfertigen will. Eine Drohne kann nie durch eigene Anstrengung zu einer Arbeitbiene, ein Ameisensoldat nicht zur geflügelten Ameise und eine Magenzelle nicht zur Gehirnzelle werden, wenigstens nicht im Laufe einer individuellen Entwickelung. In der menschlichen Gesellschaft aber ist dem einzelnen Individuum keineswegs sein Platz im sozialen Ganzen in dieser naturnothwendigen Weise bestimmt. Der selbe Mensch kann als Arbeitbiene, Ameisensoldat, Magenzelle und Gehirnzelle in der menschlichen Gesellschaft eine Stelle ausfüllen. Selbst in den Kasten des Ostens haben wir es mit bloßer Menschensatzung — bloßem Menschenvorurtheil — zu thun, nicht mit unabänderlichen Naturthatsachen wie hinsichtlich der Flügelameisen und der Arbeitameisen. Das Attribut der Naturnothwendigkeit fehlt absolut. Die Tötung aller Fürsten, aller Juristen, aller Rentiers, aller Handwerker, aller Ackerbauer, aller Fabrikarbeiter, würde die betreffende soziale Gemeinschaft keineswegs zum sicheren Untergang bringen. Im Gegentheil: sofort würden sich Tausende von Händen finden, die die Arbeit jener aufnähmen, so weit sie nothwendig wäre. Namentlich zu der Stellung der Fürsten und Rentiers würde der Andrang überaus bedeutend sein, während die Arbeitbienen außer Stande wären, die Drohnen zu ersetzen, und die Raubameisen sich ihre Arbeiter aus dunklen Stöcken stehlen müßten.

Auf die soziale Gliederung der menschlichen Gesellschaft hat Häckel das aristokratische Prinzip der natürlichen Auslese noch nicht angewandt, zu einer Sozialaristokratie als Gesellschaftsystem ist er nicht gelangt, aber die Bedeutung der natürlichen Auslese für die menschliche Gesellschaft hat er an vielen Stellen seiner Werke ausdrücklich betont. Er hat auf die Unsittlichkeit des Cölibates hingewiesen und gezeigt, wie es eine schiefe Auslese schaffe. Er hat die geschlechtliche Auslese in der Menschenwelt vielfach betont, das Heirathen der erblich Angeseuchten wiederholt mit scharfen Worten verdammt und ist für die Gesundheit der kommenden Generation eingetreten. Er hat auf die Bedeutung der Todesstrafe als soziales Ausscheidungmittel der Schlechtesten hingewiesen und ist der absoluten, über das Ziel hinausschießenden und damit die Rasse schädigenden Humanität mehr als einmal entgegengetreten. In Deutschland, wo man so leicht von einer „Entfesselung des Daseinskampfes“, von einer „Vergewaltigung der Schwachen“ und von „rücksichtloser Selbstsucht“ phantasirt,

die mit Beseitigung der geltenden Pflastermoral hereinbrechen sollen, sind solche maßvolle, entschiedene Worte von doppelter Bedeutung gewesen. Trotz der klaren Erkenntniß des aristokratischen Charakters der Entwickelunglehre hat Häckel 1893 in seiner Schrift über den Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft an der Hochschätzung des christlichen Sittengesetzes festgehalten. Menschenliebe in dem naturgemäßen Gleichgewicht zwischen Egoismus und Altruismus ist ihm das oberste Sittengesetz der vernünftigen Religion.

Kein Verständiger wird die Menschenliebe und Hilfbereitschaft gegenüber dem Mitmenschen aufgeben und aufgehoben wissen wollen; aber daß wir die Menschenliebe so weit treiben sollen, daß wir dem erblich Kranken nicht nur das Leben erhalten, sondern ihm auch noch die Ehe gestatten, damit er seine Krankheit auf ein Dutzend Kinder vererben kann und die nächste Generation zwölfmal so viel zu „helfen" hat, Das kann nur ein Narr verlangen oder Jemand, der zu beschränkt ist, um die einfachsten Folgen menschlicher Handlungen übersehen zu können. Nicht absoluten Altruismus, sondern Gleichgewicht zwischen Egoismus und Altruismus, um diese bildlichen Ausdrücke zu gebrauchen, gilt es, und die Einsicht zu mehren, daß eine „altruistische" That ein Verbrechen an der Rasse sein kann.

Häckel hat niemals ein Buch über Ethik geschrieben. Trotz seiner erstaunlichen Vielseitigkeit hat er dieses Gebiet, abgesehen von gelegentlichen Aeußerungen, unangebaut gelassen. Aber wo ihm solche entfallen sind, da tragen sie auch den Stempel eines Denkens, dem die Idee der Entwickelung auf jedem Gebiete zur selbstverständlichen Voraussetzung geworden sind. Aber der deutsche Stamm besitzt gleich dem englischen einen Mann, der sein ganzes Leben der Anbauung seiner Entwickelungethik, oder wie er sagt, darwinistischen Sittlichkeit gewidmet hat, obgleich er eben so als Politiker thatkräftig im öffentlichen Leben gestanden hat, den Ritter Bartholomäus von Carneri, Mitglied des österreichischen Reichsrathes.

Mit seinem grundlegenden Werke „Sittlichkeit und Darwinismus" ist er 1871 auf den Plan getreten und hat seitdem über Gefühl, Bewußtsein und Willen, den Menschen als Selbstzweck, die Grundlegung der Ethik, Entwickelung und Glückseligkeit, über die Lebensführung des modernen Menschen und über Empfindung und Bewußtsein geschrieben. Keiner der anderen Männer, die sich auf diesem Gebiete versucht haben, hat eine solche Fülle von alten ethischen Gedanken darwinistisch umgeprägt, eine solche Fülle von einzelnen ethischen Sätzen aus dem Darwinismus gezogen und ihnen eine scharfe, schlagende Form gegeben. Keiner, auch Spencer nicht, hat wie er mehr als zwanzig Lebensjahre an die Aufgabe gewendet, eine Ethik zu schaffen, die mit der gesicherten naturwissenschaftlichen Erkenntniß

im Einklang steht. Eine geschlossene Ethik der Entwickelung hat er freilich nicht geliefert. Das Prinzip der organischen Entwickelung, der Wettbewerb um die Daseinsmittel und die dadurch erfolgende Auslese, steht nicht leuchtend im Mittelpunkte; neben ganzen Kapiteln voll neuer Sittlichkeit findet man bei ihm andere, die noch ganz unter dem Banne der Humanitätideale stehen.

Es ist nicht ohne Bedeutung, wenn gerade in unseren Tagen die Zurückführung der Sittlichkeit auf die Erkenntniß, die alte Lehre des Sokrates, wieder hervortritt, so oft sie auch schon widerlegt worden ist und sich selbst dadurch widerlegt, daß die Gebildetsten keineswegs mit den Sittlichsten identisch sind, daß der Gelehrtenstand sich keineswegs durch eine ausnahmweise hohe Stellung in der Sittlichkeit auszeichnet. Die Ergebnisse der Naturforschung beginnen, Einfluß auf alle anderen Gebiete zu gewinnen. Die Technik der gesammten Arbeit haben sie bereits umgestaltet. Das Verkehrswesen und die ganze Form des Daseins für den Menschen ist eine andere geworden und auf fast allen Feldern der Geisteswissenschaften beginnt der neue Gedanke, eine Umformung der bis heute üblichen Anschauungen und Begriffe vorzunehmen. Da ist es denn kein Wunder, wenn der Erkenntnißethiker die Bedeutung des Wissens für die Fortbildung der Ethik in der Gegenwart insofern überschätzt, als er Wissen und Sittlichkeit oder Intelligenz und Sittlichkeit für indentisch erklärt und der bisherigen Sittlichkeit diesen Namen überhaupt abspricht oder ihr als „Moral“ eine tiefe Stellung unter seine „Ethik“ anweist, ja mit der Gegenwart das Zeitalter der wirklichen Sittlichkeit erst begonnen wissen will. Das ist der Standpunkt, den Carneri in seinem Buche „Sittlichkeit und Darwinismus“ einnimmt. Er ist sich klar darüber, daß die Gebote der Sittlichkeit mit den Ergebnissen der modernen Forschung übereinstimmen, daß ihre Voraussetzungen mit diesen zusammenfallen müssen, daß viele Gebote darum anders lauten müssen als ehedem, Pflichten erwachsen, wo man früher keine sah, und Rechte fallen, die man ehedem für ewig hielt, daß die ethischen Werthe umgewerthet werden müssen und die neue Weltanschauung tausend Handlungen andere Gefühlswerthe zuweist als die ältere, daß eine Umwerthung der primären Werthurtheile durch das sekundäre Werthurtheil hindurch Platz greifen muß. Aber alles Das ist noch nicht klar durchgedacht. Carneri bleibt mitten auf dieser Bahn stehen. Bisher hat das unmittelbare Gefühlsurtheil den Werth der menschlichen Handlungen bestimmt. Das soll nun aufhören, das Zweckurtheil, die Ueberlegung, das Wissen, die Erkenntniß, soll nun an seine Stelle treten. Er vergißt dabei, daß ein Wissen immer nur zu einer Klugheitberechnung genügt, aber zu dem sittlichen Urtheil keineswegs ausreicht. Zu einem solchen ist das Zweckurtheil, das sein „gut“ = „nützlich“ auf eine Schlußkette baut, erst geworden, wenn im

menschlichen Bewußtsein die Schlußkette ausfällt und mittels Abkürzung der Gedankenbahn mit der Vorstellung sich gleich auch das Begleitgefühl einstellt, das bisher das Ergebniß der Schlußkette war.

Sein letztes Ziel faßt Carneri sehr unbestimmt. „Sobald das Allgemeine unsere Richtschnur ist", sagt er, „unterliegt es keinem Zweifel, daß wir für kommende Generationen zu sorgen haben. Abgesehen davon, daß wir betreffs der Erhaltung unseres Selbst und Hebung der Thätigkeit, zu welcher wir befähigt sind, aus einem zweckentsprechenden, den verschiedenen Altersstufen und Lebensstufen angepaßten Ernährungsystem einen sehr erheblichen Nutzen ziehen, ist im Verein mit geistiger Fortbildung gerade Dies die Art, in der wir auf die Entwickelung unserer Nachkommen einwirken können." Für Carneri ist das moderne Ideal die in der Weltgeschichte sich vollziehende Vervollkommnung des Menschen, der vollendete Mensch. Welche Eigenschaften aber sind das Merkmal des vollendeten Menschen? Je nach dem Entscheid, den wir hierüber treffen, wird die zukünftige Menschheitentwickelung andere Züge zeigen. Wenn wir unseren Kindern tüchtige Mütter nehmen wollen, — welches sind die Merkmale der tüchtigen Mutter? Demuth, Sanftmuth, stilles Bescheiden, oder reger Geist, Thatkraft, kühner Sinn, Leibesstärke, Lebensfreudigkeit? So bestimmen unsere Ideale, indem sie unsere Zuchtwahl direkt beeinflussen, schließlich doch die Menschheitzukunft. Ob diese aber eine Aufwärtsentwickelung darstellen wird, Das hängt einzig und allein davon ab, ob unsere Ideale mit dem Naturwalten im Einklang stehen und mit ihm in gleicher Richtung wirken.

Mit den Rousseauschen Menschenrechten hat Niemand so gründlich abgerechnet wie Carneri in seinem Hauptwerk. „Eine mit der Lehre Darwins übereinstimmende Ethik", sagt er, „kennt keine natürlichen oder angeborenen Rechte und kann daher auch bei Volksstämmen nur von erworbenen Rechten sprechen. Die bereits erworbenen Rechte können eben so wieder verloren gehen". Und „wie die Bürgerrechte im Staate durch den Einzelnen, so müssen die Menschenrechte in der Staatengesammtheit durch die Völker, durch die Menschheit, erworben werden." Carneri dehnt die Forderungen der Sittlichkeit auch auf die Neugestaltung der sozialen Verhältnisse aus. In seinem Buche „Der Mensch als Selbstzweck" kommt er zu dem Satze, es gelte, jede denkbare Anstrengung zu machen, Jeden in die Lage zu bringen, sich selbst zu helfen.

Carneris Stärke besteht in der Ausbildung einzelner Punkte. Seine theoretische Ansicht über Sittlichkeit und seine Antwort auf die Frage nach den letzten sittlichen Zielen werden weniger befriedigen. Es ist um ihrer Wirkung willen zu bedauern, daß keine sieghaft leuchtende Idee im Mittelpunkte seiner schönen Bücher steht. Der Kessel, in dem die Sittlichkeit von

morgen und übermorgen gebraut wird, brodelt zum Ueberschäumen voll. Eine ganze Menge siedender Wogen scheinen gleich hoch zu schlagen.

Aus all den Theorien und Forderungen, den Idealen und Zielen, den sittlichen Zwecken und Problemen, scheint sich aber eins zu heben, dem die Ethik der Zukunft zu dienen bestimmt ist, schon weil es eine Pflicht ist und kein Recht. Es ist die Pflicht gegen die nächste Generation und durch sie die Pflicht gegen alle Zukunft. „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Dirs wohl gehe und Du lange lebest auf Erden" lehrt das alte mosaische Gebot nach egyptischem Vorbilde, und „Du sollst Dein Kind ehren, auf daß es tüchtig werde und seine Arbeit leiste im Leben", lehrt die Ethik auf naturwissenschaftlicher Grundlage. In seiner „Religion der Naturwissenschaft" predigt der greise Leopold Besser in Bonn im Gegensatz zu dem alten individualistischen Rechtsstandpunkt „die Pflicht der Eltern gegen das aus ihrer Ehegemeinschaft entstehende Individuum". Er führt den Gedanken noch nicht aus, aber er deutet ihn an mit ein paar nicht mißzuverstehenden markigen Sätzen: „Hier bestehen klare, abgegrenzte, scharf umrissene Pflichten. Und stünde unsere Gesellschaftordnung, unsere Gesetzgebung, unser ganzes Anschauen über unsere Herkunft, unsere Entstehung, auf biologischem Boden, so würde das Fundament aller sozialen Ordnung, der Grund- und Eckstein unserer menschlichen Gesellschaft nicht in dem Arbeit- oder Eigenthums- oder Rechts-Begriff gesucht oder ausgesprochen sein, sondern es würde lauten: die höchste und heiligste aller menschlichen Pflichten ist die der Eltern gegen ihre Nachkommen."

In der Schlußbetrachtung von Bessers „Religion der Naturwissenschaft" tritt die Idee der Erhaltung und Hebung der Art als Ideal der Zukunft hervor, wenn auch zunächst nur auf kleinem Gebiete. Schon vor ihm, vor Häckel und Carneri aber hatte ein deutscher Dichter die gleichen Pfade eingeschlagen und die gleichen Ideale durch die Lande verkündet.

Schon als Charles Darwin noch an seinem grundlegenden Werke über die Entstehung der Arten arbeitete, hatte Wilhelm Jordan einzelne Züge der Entwickelunglehre, die Lamarck noch nicht gekannt hatte, vorweg genommen. In seinem dreibändigen Mysterium „Demiurgos" führt er aus, wie Kampf und Noth die treibenden Faktoren der Entwickelung seien. Nehmt sie aus dem Dasein hinweg, und mit ihnen schwindet nicht nur aller Fortschritt, sondern augenblicklich beginnt der Entartungrückgang.

Unsere Enkel

„bringens bis zu Negerschädeln,
die ihrigen werden schon mit Schwänzen wedeln."

Trotz all seiner Sprachpracht und seinem Anschauungreichthum fehlt dem Demiurgos die Spitze, trotzdem klingt er unbefriedigt aus, weil der

Dichter das große Wort noch nicht bieten kann, auf das das Gedicht Hoffnung erregt: das Evangelium einer neuen Sittenlehre.

Mit dem Jahre 1860 tritt Jordans Geistesleben in eine neue Phase ein. Das Ziel, auf das er suchend, tastend, danebentappend, losgesteuert war, legt ihm die „Entstehung der Arten“ sonnenklar vor Augen. Jetzt festigt sich die Richtung seiner Denkens und seitdem ist sie niemals wieder von ihrem Kurs abgewichen. Die endgiltige Fassung seines Doppelepos „Die Nibelunge“ ist bereits tief von der neuen Auffassung alles Werdens durchtränkt. Das Ideal, Großes zu leisten, die eigene Tüchtigkeit dem Sohne zu vererben und durch Erziehung und Wahl einer geeigneten Mutter für seine Kinder den eigenen Enkeln zu sichern, Das ist der Gedanke, von dem alle großen Gestalten des Gedichtes beherrscht sind. Das ist der Inhalt des Brautgespräches zwischen Brunhild und Siegfried auf dem Hinterberge, Das klingt durch die Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Siegfried und Gunther, Das beherrscht den alten Hildebrand und läßt ihn Siegfrieds Tochter Schwanhild seinem eigenen Sohne zuführen. Gegenüber der persönlichen Tüchtigkeit ist alle ererbte äußere Macht nur ein Schattenspiel. Gunther rühmt zu Siegfried, wie stolz er selbst auf seine erlauchten Ahnen sein könne, und Siegfried erklärt ruhig, er fände es viel schöner, daß seine Ahnen auf ihn stolz sein könnten. Daß das Leben ein Kampf ist, steter nimmer ermattender Wettbewerb um die Daseinsmittel, um das sichere Plätzchen im Naturhaushalt, ist diesen Recken selbstverständlich, und das zagenlose Aufnehmen dieses Kampfes, die gesunde Selbstbehauptung, die Lebensfreude, das Kraftbewußtsein und Weltbehagen —: Das sind ihre Hauptzüge und zugleich diejenigen, deren unsere Zeit am Meisten bedarf.

Wilhelm Jordans schönstes und bedeutendstes Buch sind seine „Andachten“ (1879). In ihnen steht seine Weltanschauung nicht nur auf ihrer Höhe, sondern in ihnen ist sie auch dichterisch am Vollendetsten zum Ausdruck gebracht. Im Wesentlichen ist das Buch allerdings der Erkenntnißseite geweiht, den Fragen, wie die Welt auf der Höhe unserer heutigen Erkenntniß aussieht; aber auch die ethische Seite — die Frage, was wir thun sollen — kommt hier und da zu Worte, besonders in den „Osterfragen“ gegen das Ende hin. Schon der Gedichtcyclus „Asträos“ ist ihr im Grunde gewidmet. Jordan knüpft sein naturwissenschaftliches Ideal an die alte absterbende Religion. Es besteht darin, gute, schöne Menschen zu schaffen, und im alten Hellenenthum findet er es wieder

„Zur Kunst, die schöne, gute Menschen schafft,
Erweckt nur edler Kult die Gotteskraft.“

Das Zauberwort, das nach diesem Ideal hinführt, heißt: „Die Zucht“, — und im Preise der Liebe und Ehe kann der Dichter nicht müde

werden. Vor Allem hierin brauchen wir nach seiner Meinung Gesundung. Es gilt, den Geschlechtstrieb in die Schranken unserer Gesittung zu bannen. „Das geschieht aber nicht durch seine Verlästerung, sondern durch seine Heiligung innerhalb dieser Schranken, durch Verklärung der ersprießlichen Scham, die uns ihm gegenüber anerzogen ist, zur echten Keuschheit der Ehrfurcht vor dem Erhalter des Geschlechts. Es geschieht nicht durch zaghafte Schonung oder gar fernere Pflege der Vorstellungen, welche die Lust seiner Befriedigung auch im geweihten Dienste der Zucht mit einem Makel, mit einem Schattenrest von Sündhaftigkeit, für das Gewissen behaften, sondern durch offenen und entschiedenen Bruch mit dem Wahn, dessen lange Herrschaft die Lebensfreudigkeit bedenklich angewelkt hat: dem Wahn, daß es dem Menschen eigentlich zur Unehre gereiche, nicht anders zu entstehen als Pflanzen und Thiere." Die persönliche Geschlechtsliebe steht ihm auf erhabener Höhe, und für ihn unterliegt es keinem Zweifel, daß dem Grade der Zeugungwonne „der Grad der Vollkommenheit ihrer Frucht entspricht und große Menschen nur große Liebe ins Dasein setzt."

Als Darwinist vor Darwin gehört Jordan der älteren Schicht von Darwinisten an, die noch unbedingt an eine Erblichkeit erworbener Eigenschaften glaubt. Der Fortschritt des Menschen ist ihm ein doppelter. Vor Allem gilt es, daß der Mensch besser werde, daß die Rasseneigenschaften sich steigern, daß die Gattung sich hebe. Daneben steht aber auch der Fortschritt der Kultur, jener Aufhäufungprozeß von Entdeckungen und Erfindungen, der das Geistes- und Kulturleben der Menschheit mit jedem Jahre manichfacher differenzirt. Darwin beschränkte sich darauf, die menschliche Erkenntniß zu bereichern; Jordan geht bewußt dazu über, aus dieser Erkenntniß neue Normen für das sittliche Handeln zu gewinnen. Er selbst charakterisirt diesen Zug scharf, wenn er von Darwin sagt:

Wie — so lautet *seine* Frage, —
Stärken, steigern, Hunger, Tod?
Meine: Was erlöset weiter
Gott in uns aus Leid und Noth?
So vom Baum des Lebens pflückten
Beide wir die selbe Frucht.
Ihm des Wissens, mir der Weisheit
Allerhöchstes ist die Zucht.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Die Reise des kleinen Gab.

Von meinen Fenstern aus konnte ich über den Hof hinweg bis in das Innere des Erdgeschosses im Hinterhause blicken, das von der Familie des kleinen Gabriel, den man im Hause schlechtweg „den kleinen Gab" nannte, bewohnt wurde. Der Vater war Zuschneider in einem Konfektiongeschäft, die Mutter, die mit fünfundvierzig Jahren schon ganz weiß war, verwendete den Rest ihrer durch fünf Wochenbetten geschwächten Gesundheit auf die Besorgung des dürftigen Haushaltes. Von den fünf Kindern waren die drei ältesten ausgeschwärmt und suchten sich auf eigene Faust durchzuschlagen, so daß nur noch eine achtzehnjährige Tochter, die als Näherin ihren Unterhalt verdiente, und der kleine Gab, der buckelig war, bei den Eltern lebten. Als die späte, unwillkommene Frucht einer richtigen Pariser Ehe zwischen zwei Menschen, die ihr halbes Leben in ungesunden Arbeiträumen und dunkelen, schlecht gelüfteten Hinterläden verbringen, war der kleine Gab unheilbar rachitisch. Sein gekrümmtes Rückgrat drückte die Schultern fast bis zu den Ohren hinauf und seine schwachen, weichen Beine bogen sich unter der Last des unförmlichen Körpers; er konnte deshalb überhaupt nur gehen, wenn sein Oberkörper durch ein orthopädisches Korset gestützt wurde.

Auf diesem schiefen, von hinten und von vorn buckeligen Oberkörper saß ein Kopf mit einem viel zu stark entwickelten Schädel, aber mit einem Gesicht von auserlesener Feinheit und ganz eigenartig ergreifendem Ausdruck. Obgleich Gabriel acht Jahre alt war, hätte man ihn, seinem armen, verkrüppelten und verkümmerten Körper nach, höchstens auf fünf geschätzt; sah man aber nur sein frühreifes, nachdenkliches Gesicht mit der vorspringenden breiten Stirn und den traurig sinnenden schwarzbraunen Augen an, so konnte man ihn leicht für einen zwanzigjährigen Jüngling halten. Vater, Mutter und Schwester liebten und bewunderten ihn um seines liebevollen, zärtlichen Wesens und seines außergewöhnlich geweckten Verstandes willen.

Der Arzt hatte ihm jede anstrengende Arbeit und alles Lernen verboten; aber um den Kleinen zu zerstreuen und ihm einige Abwechselung zu verschaffen, führte man ihn in eine Schule, wo er, auf das Zuhören beschränkt, gleichwohl Alles behielt, was gelehrt wurde. Eines Abends fand ich ihn nach Schulschluß unter dem Thorweg unseres Hauses, an die Portierwohnung gelehnt. Seine Mutter war ausgegangen, um einige Besorgungen zu machen, und seine Schwester war noch nicht aus dem Geschäft zurückgekommen. Gegen die Mauer gelehnt, die verlangenden Blicke auf die Straße gerichtet, wartete er mit einem nachdenklichen, schmerzvoll ergebenen Ausdruck in den feinen Zügen. Während ich mit ihm sprach und ihn nach Allerlei fragte, hielt er seinen schüchternen, aber forschenden Blick fest auf mich gerichtet. Mittlerweile kam die große Schwester ganz athemlos herbeigerannt und rief ihm entgegen:

„Ach, armer Gab, ich habe Dich warten lassen! Du bist gewiß recht ungeduldig und ärgerlich geworden, nicht?"

„Nein", erwiderte Gab ruhig, mit einem silberhellen, dünnen Stimmchen, „ich dachte nur, daß Du mich vielleicht satt haben und nicht mehr zurückkommen werdest ..... Ich bin ja immer so krank und so langweilig und lästig."

„Ach, du böser Bub", flüsterte das junge Mädchen und bedeckte ihn mit Küssen; dann wandte sie sich mit Augen voll Thränen nach mir um und sagte: „Er ist so lieb und klug und urtheilt so vernünftig, wie ein Erwachsener .... Wie schade, daß es mit seiner Gesundheit nicht besser bestellt ist! .... Der Doktor sagt, wenn Gab nur an die See gehen könnte, da würden ihn die Luft und die Sandbäder wahrscheinlich gesund machen ... Aber die See ist so weit und es kostet schrecklich viel Geld .... Doch ich will schon versuchen, so viel zu verdienen, daß man ihn hinbringen kann" ....

* * *

Und das muthige, thatkräftige Mädchen arbeitete von morgens bis abends, um die nothwendige Summe zusammenzubringen. Ohne sich Ruhe zu gönnen, quälte sie sich an ihrer Nähmaschine ab, sie fältete und rüschte, sie schnitt zu und heftete und nähte unaufhörlich. Bis tief in die Nacht hinein vernahm ich das kurze, hastige, hackende Geräusch der Nähmaschine, das an das Zirpsen der Heuschrecken im Feld erinnert; hinter den von der Lampe beleuchteten Gardinen konnte ich die Umrisse der fleißigen Gestalt erkennen und unwillkürlich kamen mir einige Strophen des furchtbaren „Liedes vom Hemde" von Thomas Hood in den Sinn:

„Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis das Hirn beginnt zu rollen!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Augen springen wollen!
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum —
Dann über den Knöpfen schlaf' ich ein,
Und nähe sie fort im Traum!

„Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bei Dezembernebeln fahl!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Im Frühlingssonnenstrahl!
Wenn sich ans steile Dach
Das Schwalbennest dort lehnt
Und mit dem Lenz zumal
Im Sonnenschein mich höhnt!"

Da im ganzen Haus die Geschichte des kleinen Gab bekannt war, betrauten die Frauen der Miether seine große Schwester gern mit Aufträgen aller Art. Wo man dem Jungen begegnete, im Hof oder auf der Straße, hielt man ihn an und sprach mit ihm; man liebkoste, man verwöhnte ihn und schickte ihm alle möglichen Leckereien. Er, der stets scheue, schüchterne Knabe, suchte sich den Liebkosungen zu entziehen, wo es irgend möglich war, und überlegte sich, mehr beunruhigt als erfreut, was diese plötzlichen Freundschaftbeweise wohl zu bedeuten haben könnten.

„Die Dame im dritten Stock hat mir Spielsachen geschenkt", fragte er nachdenklich seine Schwester, „warum denn, da sie mich doch gar nicht kennt?" Nachdem er sich die Sache dann geraume Zeit hin und her überlegt hatte, fügte er mit einem Scharfsinn, der ein schmerzlich trübes Licht auf die Gedankenarbeit des Kindes warf, hinzu: „Wahrscheinlich hat sies gethan, weil ich buckelig bin!"

Die Arbeit trug ihre Früchte —: die Sparbüchse in der hintersten Ecke einer Komodenlade füllte sich immer mehr. Bald war es Juli und schon wurde mit den Vorbereitungen zur Abreise begonnen: ein neuer lederner Koffer und ein vollständiger Anzug für das Kind wurden angeschafft und der entzückte kleine Gab sprach mit seinen Schulkameraden nur noch von seiner Reise ins Seebad. Allein da sollte noch in der letzten Stunde ein unglücklicher Zufall Alles über den Haufen werfen.

Im fünften Stock wohnte ein kleiner Beamter mit seiner jungen Frau

und diese hatte die Näherin beauftragt, ihr Hochzeitkleid der jetzigen Mode entsprechend umzuarbeiten. Das Kleid war ziemlich theuer gewesen und sollte nun im kommenden Winter zu kleinen Gesellschaften und Kränzchen getragen werden. Eines Abends spielte der kleine Gab mit dem Tintenzeug; es entglitt seinen dünnen Fingerchen und die Tinte floß unglückseligerweise auf den weißen Atlasrock! . . . Man schalt ihn nicht, denn sein entsetztes, vor Schreck erstarrtes Gesicht war gar zu traurig anzusehen.

Die große Schwester unterdrückte einen Schrei, wischte schweigend, aber aufgeregt die Tinte mit einem Schwamm ab, so gut es eben ging, und stellte dann den Umfang des Schadens fest. Die Tinte hatte acht Meter Atlas verdorben! Es war nicht daran zu denken, das Unglück der Kundin im fünften Stock zu erzählen und ihr Mitleid zu Gunsten des kleinen Gab anzurufen, denn die Beamtenfrau war nicht reich und ihr Hochzeitkleid war ihr einziges Staatsgewand, das bei allen festlichen Gelegenheiten getragen werden sollte. Außerdem besaß die Schneiderin auch ihren Stolz und wollte nicht das ganze Haus in ihr Unglück einweihen. Das Einfachste und Würdigste war jedenfalls, rasch nach dem Bon-Marché zu laufen und den Stoff zu ersetzen. Acht Meter zu fünfzehn Franken das Meter ergab eine Summe von 120 Franken. Das machte eine schlimme Bresche in die Sparbüchse und das Reisegeld! — Es war vorbei! Auch in diesem Jahr mußte auf die Kur im Seebad verzichtet werden! Schweigend küßte die Näherin ihren kleinen Gab und machte sich dann muthig wieder an die Arbeit.

* * *

Während des folgenden Winters wurde im Erdgeschoß hart gearbeitet. Der Herbst war regnerisch und naßkalt gewesen und hatte einen üblen Einfluß auf die Gesundheit des kleinen Gab gehabt. Alle Knochen schmerzten ihn, der Kopf that ihm weh und häufig bekam er auch Fieberanfälle. Der Arzt hatte ihn untersucht, dabei bedenklich den Kopf geschüttelt und mehr denn je darauf gedrungen, daß man das Kind bei Beginn der guten Jahreszeit sofort ans Meer schicke. Diesmal war man ganz fest entschlossen: möge es kosten, was es wolle, — Ende Mai werde unfehlbar ins Seebad gereist! Und eifriger und anhaltender als je ließ die Nähmaschine ihr heuschreckenartiges Gezirpe vernehmen und das junge Mädchen arbeitete noch tiefer in die Nacht hinein.

Man hatte dem kleinen Gab ein Bilderbuch gekauft, das nur Seelandschaften enthielt. Ansichten von großen Häfen mit ihren Wäldern von Mastbäumen, die, einer neben dem andern, an den Mauern der Quais emporragten; steile Klippen, schroffe Felsen, an deren Fuß schaumgekrönte Wellen brandeten; Fischerbarken, die wie Vögel mit weißen Flügeln auf der hohen See dahineilten.

Der kleine Gab sprach nur noch vom Meer, von nichts als vom Meer: er sah es Nachts in seinen Träumen, ja manchmal sogar am hellen Tag durch den grauen Nebel hindurch, der den inneren Hof erfüllte. In krankhaften Sinnestäuschungen erblickte er von den Wellen gepeitschte hohe Klippen und unendliche, durchsichtig klare Wasserflächen, auf denen Schiffe aller Art mit geschwellten Segeln dahinflogen. Manchmal nahm er eine große Muschel, die den Kaminsims zierte, und hielt sie sich ans Ohr. Dann konnte er, den Hals zwischen die Schultern gezogen, mit sinnenden, verträumten Augen stundenlang dem Rauschen der See lauschen, das aus weiter, weiter Ferne durch die Muschel hindurch zu ihm herüberklang.

* * *

Da der Winter ganz ausnahmweise naß und kalt war und der Arzt ausdrücklich verboten hatte, den Knaben ausgehen zu lassen, traf ich den kleinen Gab nie mehr unter dem Thorweg des Hauses. Von Zeit zu Zeit erblickte ich ihn aber am Fenster, dessen einen Vorhang er zurückgezogen hatte. Seine traurigen, tief eingesunkenen Augen starrten ins Weite und seine abgezehrten Finger zeichneten die unbestimmten Umrisse von Schiffen auf die helle Fensterscheibe. Dann fielen plötzlich seine Blicke auf meinen Beobachtungposten an dem Fenster gegenüber, und sobald er mich sah, zog er mit scheuer Miene die Mullgardine wieder vor. Gegen Mitte März konnte er nicht mehr ans Fenster kommen. Seine Knochen schmerzten heftiger, seine allzu schwachen Beinchen vermochten die Last des mißgestalteten Körpers nicht mehr zu tragen und auch die Kopfschmerzen steigerten sich immer mehr. Von nun an lag er den lieben langen Tag in seinem kleinen Bett und besah sich zum hundertsten Mal das Bilderbuch mit dem Meer und den großen Schiffen mit den weißen Segeln. Den Gedanken an seine Reise aber hatte er doch nicht aufgegeben.

„Wann reisen wir endlich ab?" fragte er seine Schwester, und als ihm diese erklärte, daß man die gute Jahreszeit und schönes Wetter abwarten müsse, erwiderte er mit seinem dünnen hellen Stimmchen: „Weißt Du, ich dränge nur deshalb so, weil ich schnell, recht schnell gesund werden möchte, damit ich Dich nicht mehr um mich weinen sehe."

Dann ließ er sich die Namen der Städte nennen, durch die man kommen würde, und bald wußte er sie alle auswendig: von Chantilly, über Clermont nach Amiens, und endlich das Meer, das ersehn — —!

„Sind wir nur erst einmal dort", sagte er, „dann thun mir meine Knochen gar nicht mehr weh — Das weiß ich ganz bestimmt." Mittlerweile wollte er aber die große rosige Muschel vom Kaminsims immer bei sich haben; er drückte das Ohr fest an ihre perlmutterartig schimmernde Oeffnung und horchte aufmerksam auf das ferne Brausen der See, die ihn bald, bald von allen seinen Leiden befreien sollte.

* * *

Gegen Ostern hin vernahm ich das dumpfe, zitternde Geräusch der Nähmaschine nicht mehr. In dem dürftigen Stübchen drüben wurde nicht mehr gearbeitet und doch verrieth der Schein einer Lampe, der bis tief in die Nacht hinein aus einem der Fenster fiel, daß dort gewacht wurde, — gewacht an dem Schmerzenslager des kranken Kindes.

„Es steht sehr schlecht um ihn," sagte die Hausmeisterin eines Morgens zu mir und zog instinktiv einen großen bausbackigen Buben näher an sich, „er kanns nimmer lang treiben . . . der arme, kleine Kerl! . . . Es ist eine Erlösung für ihn!" . . .

Ein paar Tage später traf ich im Thorweg mit zwei Leichenträgern zusammen, die einen kleinen Sarg trugen, dem die arme Familie folgte . . . . .

Es war der kleine Gab, der endlich seine große Reise antrat, — hinaus auf das unergründliche Meer des Unbekannten.

Paris. André Theuriet.

Die Wiener Guthaben.

Ueber den Geldmarkt urtheilen zumeist Leute, die kein Geld haben, und daher kommt es auch, daß man in vollster Oeffentlichkeit den schiefsten Kombinationen über Zinssatz und Bankpolitik begegnet. Hauptsächlich grassirt diese Zeitungseuche im Herbst.

Sicher ist die gegenwärtige Abundanz (1¾ Prozent) ganz ungewöhnlich, während sonst schon im August ein Anziehen bemerkbar wurde. Aber damit ist doch nicht gesagt, daß nunmehr bei uns die Herbstansprüche unterblieben wären. Im Gegentheil, wenn es auch bisher ungedruckt blieb, so hat doch unsere Industrie die Banken in Berlin recht lebhaft benutzt. Diese kamen dadurch in die immerhin Vorsicht erfordernde Lage, daß sie nach der einen Seite Geld auf längere Zeit auszugeben haben und auf der andern Seite viele Baarguthaben bei sich sehen, die zwar eine relativ hohe Zinsvergütung genossen, aber als täglich kündbar für die eben erwähnten neueren Ansprüche unverwendbar blieben. Nothwendiger Weise mußten die Herren in Berlin dann ihren Satz für Baardepositen auf ½ Prozent reduziren und nun begann jene erbauliche Verwechselung von Ursache und Wirkung, ohne die überhaupt die Hälfte aller finanziellen Zeitungdepeschen nicht zu denken ist. Diese Zinsherabsetzung sollte nämlich die Wiener Kundschaft zu einer Kündigung ihrer Baarguthaben gereizt haben und in Folge Dessen sollte die Geldsteifheit an der Spree entstanden sein. In einem derartigen Falle hätte aber doch Wien, wohin jene Summen jetzt abflossen, *keine* Vertheuerung erfahren müssen, während nun dort die gleiche Erscheinung wie bei uns eintrat.

Indessen, von einem solchen mathematischen Beweis abgesehen: wie denkt man sich eigentlich den Zweck der Wiener Guthaben in Deutschland? Vorausgeschickt sei, daß die österreichische und ungarische Regirung längst keine Gelder mehr in Berlin zur Verfügung hat, da *diese* Zurückziehung in der That enorme Summen betroffen haben würde. Die zahlreichen Wiener Firmen, die bei uns in Berlin Papiere kaufen, müssen doch um den Gegenwerth besorgt sein. Ein Deutscher, der in Paris handelt, oder ein Engländer, der in Berlin kauft, kann wegen seiner Rimessen ruhig warten, denn die französische und deutsche Valuta erfreut sich großer Stetigkeit. Indessen ein Wiener hat mit den größeren Schwankungen seines Wechselkurses zu rechnen; und falls er sich da nicht vorsieht, würde er neben seiner Effektenspekulation wider Willen auch mit der Deckung in Risiko gerathen. Nach Deutschland müßte er in Marknoten bezahlen; indem er nun bei seiner Berliner oder Frankfurter Verbindung über beständige Guthaben verfügt, hält er als Gegenwerth feste Positionen in Marknoten und überhebt sich so einer — wie gesagt: unfreiwilligen — Valutaspekulation. Gäben aber diese Wiener Häuser mit ihren Guthaben ihren Marknotenbesitz auf, so bliebe ihnen nichts Anderes übrig, als auf dieselbe Weise nach Paris oder London zu gehen, um sich eben dort die Deckung in Napoleon- oder Sterlingwechseln zu sichern. Wozu also eine ganz überflüssige Verschiebung, wo obendrein an den Westplätzen noch weniger Zins vergütet wird?

Etwas freilich haben die Verbreiter des erwähnten Irrthums läuten hören. Die Wiener Kunden sollen nämlich auf die Idee verfallen sein, ihre in Berlin erzielten großartigen Kursgewinne von den letzten Monaten einmal zu sehen; sie haben sich ihre — Differenzen schicken lassen. Daß nun diese drei

bis vier Millionen Gulden ausmachen, könnte mehr als wahrscheinlich sein. Man berechne sich nur, daß Kreditaktien vom Juli bis zum September um siebzehn Gulden gestiegen sind, daß Staatsbahn, denen die Berliner Skepsis das Schicksal von Lombarden geweissagt hatte, in der selben Zeit um zehn Gulden, Buschtherader um nicht weniger als sieben und dreißig Gulden gestiegen sind. Aber mit den inländischen Papieren kommt eine so lange ausgeruhte und deshalb doppelt kräftige Börse wie Wien nicht mehr aus. Die Fachkenntniß einzelner dortiger „Größen" hat die Spekulation auf Schweizer Bahnaktien gelenkt und diese stiegen seit Juli zwischen sechs und neun Prozent. Die Wiener ließen sich auch von unserer Minderbewerthung der Bergwerkspapiere nicht anstecken, sondern sie sahen die gute Entwickelung ihrer eigenen Industrie und folgerten daraus: wenn Eisen und Kohle in Oesterreich gut geht, kann es damit im Nachbarlande ebenfalls nicht ganz schlecht aussehen, — und engagirten sich enorm. Vom 1. Juli bis 1. September sind nun gestiegen: Laura um 5 Proz., Bochumer 9, Gelsenkirchener 13, Harpener 10 und Hibernia 12 Prozent. Selbstverständlich verdienen die Herren am Schottenring auch an Diskontokommandit ein hübsches Geld (9 Prozent).

Es ist gewiß nicht darauf zu schwören, daß ein Optimismus berechtigt war, weil er zufällig Recht bekommen hat; aber man muß es den Wienern lassen: im Gegensatz zu der von Tag zu Tag rechnenden Berliner Spekulation nehmen sie einen sachlicheren Standpunkt ein. Sie zielen weniger darauf ab, inmitten einer abwärtsgehenden Strömung noch ein halbes oder ganzes Prozent mitzunaschen, als sich bei niederen Kursen den innern Werth des Papieres selbst anzusehen und sodann auf längere Zeit „hineinzugehen". Auch Das, was von dem Erfahrungmangel der jüngeren Börsengeneration Wiens behauptet wird, findet seine Grenze, und zwar an den dortigen Banken. Diese haben allerdings die Erfahrungen der großen 1873er Krachs auf dem Nacken, und da die Prolongationen bei ihnen stehen, so zögern sie keinen Augenblick, sobald sie es für nöthig finden, ihrer Spekulation den Beißkorb anzulegen. Die Vorsicht der Berliner Institute betrifft weniger das Ganze als das Verhältniß des Einzelnen, sie haben nichts mit dem Platz, sondern mit ihren — Provisionen zu thun. Wie gesagt: in den letzten Monaten hat das Wiener System gesiegt, während die Berliner Spekulation stark heruntergekommen ist und den Wienern in ihrer Hausse folgt, etwa wie man einem glücklichen Lotteriegewinner nachspielt. Es ist nicht einmal sicher, ob man in Wien so stark in Lokalwerthen engagirt ist, wie von mancher Seite behauptet wird. Das sind immer die verzwicktesten Unternehmungen, denn sie haben nur einen engen Markt. Die alten Pariser Spekulanten großen Schlages hatten stets große Baarsummen flüssig, damit man ihre etwaigen Verlegenheiten nicht gewahr würde. Wenn sie aber erst Papiere lombardiren müssen, um zu bezahlen, so merkts Monsieur A. und erzählts dem Monsieur B. Gewiß haben sie sich aber vor Lokalwerthen gehütet, auf die sie in schweren Stunden nichts bekommen hätten.

Noch Eins: es wurde vorhin von den Geldansprüchen unserer Industrie gesprochen. Falls aber unsere Eisen- und Stahlwerke jetzt über größere Summen verfügen müssen, so lockt sie hierzu der neue amerikanische Zolltarif so wenig wie der russische Handelsvertrag. Es wird da viel übertrieben und vor Allem übersehen, daß einmal unterbrochene Verbindungen so leicht nicht wieder herzustellen sind. Gewohnheit geht eben über Verträge. Pluto.

Umsturz.

In der Rede, die, zur Wonne aller liberalen Mannesseelen in Stadt und Land, den harten Tadel der agrarischen Agitationen enthielt, hat der Kaiser auch den gesammten Adel deutscher Nation zum Kampf gegen die Parteien des Umsturzes aufgerufen. Der Ruf kam ein Bischen überraschend; erstens, weil von den griesemännlichen Recken so lange uns der ruhig abwartende Muth der Kaltblütigkeit als Allheilmittel angepriesen worden war, und zweitens, weil man bei der etwas verworrenen Lage, in die der Caprivismus uns gesteuert hat, nicht genau zu erkennen vermag, wo die Parteien des Umsturzes heute eigentlich sitzen. Früher, ja, da glaubte man, daß die Welfen die Wiederherstellung des Königreiches Hannover, die Polen zunächst die Autonomie für die Provinz Posen und später die Auferstehung des Jagellonenreiches erstrebten, daß Beider Wünsche beim Centrum Unterstützung fänden und daß die damals letzte Verpuppung der Fortschrittspartei die Monarchie durch ein parlamentarisches Regiment mit einem Girondistenpräsidenten an der Spitze ersetzen wolle. Heute lächelt der gläubige Bürger über so veraltete Vorstellungen. Den Welfen ist, weil Recht doch Recht bleiben muß, der Cumberlandhort restituirt, die Polen sind die zärtlichsten Freunde des preußischen Staates und sie werden für ihre anhängliche Treue durch besonders gute Plätze bei Diners und Festlichkeiten belohnt, das Centrum hat durch die Gleichstellung des Sedansieges mit dem russischen Handelsvertrag den Widerstand gegen die Militärvorlage längst wett gemacht und auch der Freisinn in Escarpins wenigstens hat, soweit er nicht auf der Strecke blieb, den Anschluß an den Caprivihof und an die Marschall-Inseln gefunden. Von Umsturzgelüsten könnte also höchstens noch bei der Sozialdemokratie die Rede sein, also bei einer Partei, nicht bei Parteien. Allerdings fließt, nach dem wundervollen Bilde des leitenden Generals, auch die Agitation der Agrarier und der Antisemiten in die Tonne, aus der die Sozialdemokratie schöpft; gegen Agrarier und Antisemiten wird aber der Kaiser nicht gerade die ostpreußischen Edelleute als erstes Kampfbataillon aufrufen, die, mit Ausnahme des in allen Freisinnsleitartikeln berühmten Grafen Dönhoff-Krupp-Friedrichstein, sämmtlich Agrarier und beinahe ohne jede Ausnahme wohl auch Antisemiten sind; dieses Schauspiel wäre doch noch beträchtlich merkwürdiger als der Anblick, wie offiziös gegen den Boykott gewettert wird, während steifnackige Vertreter des preußischen Adels, von Bismarck bis zu Mirbach und Genossen, ganz munter boykottirt werden. Wenn aber die Sozialdemokraten den Umsturz planen, sind dann die Agrarier die zu ihrer Bekämpfung geeignete Truppe? Die Agrarier haben — Manche von ihnen leider zu spät — gegen die Handelsverträge gestimmt, die Sozialdemokraten sind voll und ganz und in prachtvoller Unentwegtheit für diese allerhöchste Segnung des neuen Kurses eingetreten. Wo waren damals die Parteien des Umsturzes, als die Grundlagen unserer wirthschaftlichen Selbständigkeit aufgegeben wurden? Die Sozialdemokraten handelten ganz konsequent; sie folgten der Lehre Karls Marx, der schon 1849 gesagt hat: „Das System der Handelsfreiheit beschleunigt die soziale Revolution". Eigentlich ists doch grausam, daß man durch Zwangsmaßregeln eine Partei, die dem Vaterlande so bedeutende Dienste geleistet hat, in ihrer kleinbürgerlichen Entwickelung unterbrechen will, und man sollte, ehe die große Mobilmachung erfolgt, doch recht aufmerksam prüfen, wo die Gefahr eines Umsturzes heute eigentlich ihre Wurzel hat.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. September 1894.

Lourdes.

Durch den schweren Dunst eines Augustmittages rollt und rasselt der Weiße Zug, der Zug mit den weißen Fähnchen, der von Paris Pilger und Krüppel und Kranke an die Pyrenäengrenze führt, ins gelobte Land der Marienwunder. Mit dem fahlen Geflimmer der schwülen Luft mischt sich der Qualm, den die Lokomotive ausathmet, während sie durch sonnige Thäler und hellgraue Ebenen die zusammengepferchte Schaar der Bresthaften schleppt. In den Krankenwagen, wo hinter dicht verschlossenen Fenstern seit dem Morgengrauen ein Häuflein elender Menschheit kümmerlich lebt, in Schmerzen sich windet und regt, ißt und trinkt und die Nothdurft verrichtet, ist die Hitze und der säuerlich scharfe Spittelgeruch schon unerträglich geworden und dennoch schüttelt den siechen Troß ein Schauer, als durch die Reihen ein Frösteln des Todes schleicht. Kurz vor der Abfahrt von Paris ist noch ein Kranker einhergekeucht, den bald das Bewußtsein verlassen hat. Niemand kennt ihn, Niemand weiß seinen Namen, seine Herkunft, sein Leiden. In seinen Taschen findet man kein Papier, nur einen Rosenkranz, ein Messer und drei Sous. Irgend ein im Lärm der Riesenstadt Verkommener, der die letzte Kraft und den letzten Heller zusammengerafft hat, um auf Kosten fremder Wohlthäter im Lande der Wunder die Heilung zu suchen. Doch er verröchelt, ehe noch das Ziel seiner Sehnsucht sich zeigt, und Niemand kann ihm Linderung bringen. Da, in Poitiers, hat der Zug einen Aufenthalt und eine barmherzige Schwester schickt nach dem Priester mit den

Sterbesakramenten. Im letzten Augenblick erst wird er aus den Wartesälen herbeigeschafft, und während die Thüren zuklappen und der Bahnhofsvorsteher zur Weiterfahrt drängt, weil der Zug schon Verspätung hat, vollzieht sich die traurige, tröstende Ceremonie. Das Schauspiel ist gar nicht feierlich: der Priester muß rennen, zwischen Thür und Angel die frommen Sprüche herunterjagen, mit dem heiligen Oel hastig die blutlosen Lippen des Sterbenden betupfen, — und in das letzte Amen gellt ihm schon der schrille Pfiff der Lokomotive hinein. Die Pilger und Krüppel und Kranken verstehen von den lateinischen Litaneien kaum ein Wort und die Weihehandlung müßte im Drängen und Schieben und Stoßen des Bahnhofsgetriebes ihnen eigentlich wie ein Zerrbild erscheinen. Und doch wirkt selbst hier die Macht der Gewöhnung und mit dem leisen Oelduft zieht linder Trost in die rollende Stätte des Jammers ein: der Fremde mag ruhig nun sterben, da im Himmel ein herrliches Auferstehen ihm winkt. Das erste Stampfen und Pusten der Maschine wird von dem sehnsüchtig jubelnden Gesang des Magnificat übertönt und der Zug rollt weiter, ins Wunderland.

Der Gegensatz, der in einer großen symbolischen Anschauung hier zum Ausdruck kommt, konnte an dem wachen Sinn eines Dichters nicht spurlos vorübergehen. Das Symbol ist vielleicht erdichtet, aber den Gegensatz bietet auf Schritt und Tritt uns die Wirklichkeit und schon Friedrich Vischer hat ihn erkannt, als er in die Sammlung seiner Aphorismen den Spruch eintrug: „Immer aufs Neue muß ich mich wundern, daß ein eifriger Katholik unsere moderne Tracht tragen, Eisenbahn, Telegraph, Buchdruckerkunst, alle Fortschritte unserer Mechanismen benutzen mag. Alle diese Formen widersprechen schlechtweg den Voraussetzungen, der ganzen Grundlage seines Glaubens und Wollens.“ Der Widerspruch hat den Glauben nicht getötet, seine Macht nicht einmal geschwächt; und den Augenblick, wo die Fortschritte unserer Mechanismen benutzt werden, um ins Wunderland die Reise zu beschleunigen, wo mitten im hellen und lauten Getriebe moderner Technik doch der alte Kinderglaube gewaltig sich regt und in der überhasteten Ceremonie selbst für Tausende Trost und Weihe erweckt, — diesen Augenblick hat ein Dichter gewählt, um mit plastischer Kraft den seltsamen Gegensatz lebendig zu machen. Der Dichter durfte kein gläubiger Katholik sein, sonst hätte er den Widerspruch gar nicht empfunden; auch kein Protestant, sonst hätte er den Mund spöttisch

verzogen und mit Vischer den Katholizismus „ein an das Heidenthum anbequemtes und darüber selber Heidenthum gewordenes Christenthum" genannt. Er mußte, wenn ihm die Dichtung gelingen sollte, als ein verhärteter Materialist in einem katholischen Lande gelebt, die Kirchensitte lange belächelt und den Regungen animalischer Triebe nur eifrig immer nachgeforscht haben, bis eines Tages ihn die Erkenntniß traf, daß zwischen Himmel und Erde ein Uraltes noch lebt, ein längst tot Geglaubtes, eine übersinnliche, mystische Macht, von der seine Nüchternheit bisher sich nichts träumte und die dennoch die Seelen der Menge beherrscht. Aus dem Staunen über den Zwiespalt zwischen den Wahrnehmungen der Sinne und den Vorstellungen des Geistes ist häufig schon ein großes Gedicht erwachsen und dieses Staunen hat, wenn die Zeichen nicht trügen, Emile Zola auch zu der Trilogie von den drei Städten geführt. Er hatte das Thier im Menschen von allen Seiten studirt und war, als ein hart gesottener Determinist, zu der felsenfesten Ueberzeugung gekommen, daß der aufrechte Vierfüßler, das zweizinkige Gabelthier, das in seiner Gottähnlichkeit so stolz sich sonnt, genau den selben Gesetzen und Daseinsbedingungen unterworfen ist wie ringsum das andre Gethier. Mit Schiller, der auch nicht immer der blasse Idealist der Töchterschulenlegende war, mochte er glauben, daß „an zwei Gliedern nur hängt die moralische Welt". Zweimal schon hatte er auf dem langen Marsch durch die Geschicke der Familie Rougon-Macquart vor dem Walten einer übersinnlichen Macht, vor religiösen Vorstellungen, betrachtend sich aufgehalten: in La faute de l'abbé Mouret und im Rêve; da war der Christglaube zuerst ihm ein schwächlich kränkelndes Abirren vom Kybeledienst zum Madonnenkultus und dann ein frommer, hysterischer Kindertraum; das Thier blieb Thier und seine Aufgabe war, sich zu paaren und der Gattung Frucht zu verschaffen. Viel später erst entstand ihm die Frage, ob in der besonderen Thiergattung homo sapiens nicht am am Ende doch eine höhere Sehnsucht lebt, ein Bedürfniß, das die übrige Thierheit nicht kennt. Er war aus dem Bann der historischen Ependichtung, aus der Einsamkeit von Médan, endlich wieder herausgetreten und sah nun, wie Glaubenskämpfe noch immer die Welt bewegten, die ihm entgöttert erschienen war und in der sein Auge so lange nur Kämpfe um materielle, um greifbare Güter aufgespürt hatte, Kämpfe um Geld, um Macht, um äußeren Glanz und die

Sättigung derber Triebe. Die Geschöpfe, mit denen er bisher seinen Makrokosmos bevölkert hatte, zeigten selten ein vertrautes Menschengesicht; wenn man sie sah, mußte man des Wortes von Eugène Delacroix sich erinnern, daß durch die Vereinfachung, durch die Uebertreibung einzelner Züge und durch die Beseitigung feinerer Linien, aus jedem Menschenantlitz sehr leicht ein Thiergesicht gemacht werden kann; die Schöpfung Zolas wimmelte von solchen menschenthierischen Typen, denen kein Hauch göttlichen Odems eingeblasen war und die dennoch lebten, wie im Reiche Gogs die apokalyptischen Schreckensgestalten. Er schwelgte im Animalischen und zeigte, auf dem Riesencarton, der die Inschrift La Bête humaine trägt, wie mitten in den technischen Subtilitäten einer gesteigerten Civilisation, in der Welt der Eisenbahnen, der Telegraphen und der elektrischen Signale, die alte Bestialität und die wüste Mordgier immer noch wüthet und würgt, die in Erdhöhlen einst die Schwachen den Starken zur blutigen Beute gab. Da, plötzlich, kam das große Staunen über ihn; in den stumpfen oder auch fratzenhaft verzerrten Thiergesichtern sah sein ruhiger Blick ein Flackern irrer Verzückung, den Ausdruck brünstiger Bitte um himmlischen Trost, und als er dem überraschenden Schauspiel dann nachdachte, mußte er merken, daß er in den übel riechenden Katakomben des zweiten Kaiserreiches den Wechsel der Zeiten verschlafen hatte und daß von der Thiermenschheit aus seiner zwanzigbändigen Schöpfung sogar eine stattliche Schaar sich trennte, um vor den heiligen Zeichen des Kinderglaubens niederzuknien und dem Lockruf des Zauberers von Rom in ekstatischem Hoffen zu folgen. Die Welt, die sein Auge umfing, war wieder einmal fromm geworden; rascher noch als vorher rasselten die Eisenbahnzüge über die Felder, mit verbesserten Signalvorrichtungen; — aber das Stampfen und Pusten der Lokomotive wird von dem sehnsüchtig jubelnden Gesang des Magnificat nun übertönt und der Pilgerzug rollt ins Wunderland.

Zola hat sich früher häufig einen Naturalisten genannt und dieses Wort hat eine unendliche Verwirrung gestiftet; nicht etwa, weil es neu war — Montaigne und Goethe, Bjelinski und Taine hatten vom Naturalismus oft schon geredet —, sondern, weil es falsch verstanden wurde und zuerst vielleicht auch falsch angewendet worden war. Der Dichter der Thérèse Raquin und der Madeleine Férat bildete sich ein, er werde näher als irgend ein Anderer vor ihm der Wahr-

heit auf den Leib rücken, die vérité vraie umklammern und die rauhe und rohe Wirklichkeit in den Rahmen eines Romans spannen können. Das war ein eitler Literatentraum, den vor ihm manches junge Dichtergeschlecht schon geträumt hatte, seit die neue Gattung der denkenden Künstler ins geräuschvolle Dasein getreten war: die dem Studenten Goethe befreundete Gruppe, die von Klingers Schauspiel „Sturm und Drang" den Kriegsnamen empfing, der wüthige Troß der französischen Romantiker, mit Victor Hugo an der Spitze, das junge Deutschland und, etwas später, Balzacs rüstige Nachkommenschaft; sie hatten sämmtlich geglaubt und oft genug auch in hochtrabenden Sätzen erklärt, mit ihnen erst werde eine lebensvolle, eine moderner Menschen wahrhaft würdige Kunst beginnen, das Erdichten und das Erfinden werde ein Ende nehmen und dem Finden und dem Verdichten menschlicher Dokumente künftig den Platz räumen müssen. Schließlich war das Ergebniß jedesmal ein Kostümwechsel und höchstens noch eine Erneuerung der veralteten Technik; der aufgehäufte Schutt wurde bei Seite gekehrt, das Handwerkszeug sauber geputzt und auf die alten Modellpuppen wurden neue Kleider genäht; aber die Wahrheit, die objektive, für Alle wahre, ließ sich nicht fangen, weil jedes Menschenauge ein Besonderes als Wahrheit erkennt und der schauende Künstler sich nicht zur Objektivlinse des Mikroskopes entmenschen kann. Der Sturm und Drang endete in Faustens seligem Puppenstand, Victor Hugo lallte vom Glockenstuhl der Notre-Dame-Kirche verzückte und verzückende Schwärmerweisen in die cité-lumière hinab, Gutzkow schwelgte in prächtigen Jamben mit Uriel Acosta, und Flaubert vergaß beim Heiligen Antonius die rauhe und rohe Wirklichkeit. Nach allen hastigen Anläufen war die Dichtung nicht wahrer geworden als in den Tagen der Shakespeare und Wolfram und Rabelais, und wenn der Naturalismus nichts weiter bedeuten sollte als ein Streben nach lebendiger Wahrheit, dann war das Wort eine anmaßliche Phrase oder eine Selbstverständlichkeit. Zola aber, dem der Instinkt immer das Beste leistet, hatte es anders gefühlt und heute kann man ermessen, weshalb er so eigensinnig auf dem Schlagwort bestand. Er fand die Stätte, wo sonst die Dichter geschaffen hatten, öde und leer. Das Thema der Dichter, die wir die klassischen nennen, war der Kampf zwischen dem Willen und den Leidenschaften gewesen; ihre Geschöpfe waren frei, sie handelten, wie der „Charakter", die

Summe des Wollens, es ihnen vorschrieb, und sie kamen in Konflikte, wenn der Wille mit einer Leidenschaft hart zusammenstieß. Als Zola sich selbst fand, war das Dogma von der Freiheit des menschlichen Willens zerstört; die Deterministen triumphirten und Comtes philosophie positive stand siegreich im Mittelpunkt der erneuerten Weltbetrachtung. Von den drei Stadien, die nach Comte der Menschengeist zu durchlaufen hat, sollte das theologische und das metaphysische überwunden sein und das dritte nun, das positive, die Erde beherrschen; man glaubte nicht mehr an übernatürliche Einwirkungen, an Wunder, nicht an abstrakte Ursachen und an die Herzensscholastik der Mystiker; der wahrhaft moderne Mensch, so hieß es, begnügt sich damit, den Zusammenhang der Phänomene zu suchen und zwischen den Thatsachen und ihren Bedingungen das verbindende Glied zu finden. Diese Lehre, die von den Naturwissenschaften kam und in Sainte-Beuve und später in Taine beredte Verkünder fand, konnte die Literatur nicht unberührt lassen. Zuerst zeigte die Wirkung sich in der Kritik: wo früher vom Katheder herab Urtheile verkündet und Censuren vertheilt worden waren, da wurde nun botanisirt, die Abstammung geprüft, jede Bedingung des Entstehens untersucht und das Entstandene in die Art eingereiht. Aber auch die Dichter mußten sich mit den Thatsachen der neuen Erfahrung abfinden. Wenn der Wille nicht frei waltet, wenn der Mensch das Resultat der Abstammung, der Umgebung und der tausend kleinen und großen Ursachen ist, die von der Wiege bis zur Bahre auf ihn einwirken —: welchen Zweck hatte es dann noch, den Konflikten des Willens mit den Leidenschaften nachzuspüren? Das hatten die Klassiker ja zur Genüge gethan; die waren doch nicht zu übertreffen. Jetzt kam es darauf an, das ihnen unbekannte x zu finden, jetzt galt es, die Summe der Einwirkungen, die einen Menschen und ein Menschenschicksal bestimmen, herauszurechnen. Der Mensch, darin gipfelte die neue Wahrheit, handelt nicht, wie er will, sondern, wie er muß, und die Bedingungen seines Müssens hat der moderne Dichter zu enthüllen. Damit war der stolze Herr der Schöpfung verkleinert und zum Spielball von Mächten geworden, die nun nicht mehr übernatürlich, sondern natürlich sein sollten. Der Sozialismus und dieser Naturalismus haben aus der selben Wurzel die Nahrung gesogen; Comte hatte sich zum Altruismus bekannt und das Wohl der Gattung über das Gedeihen des Einzelnen gesetzt; auf diesem

Wege lag die Expropriation der Expropriateure, wie Karl Marx sie ersehnte, und das Streben nach gleichen Daseinsbedingungen, die alle Ungleichheiten des geistigen und materiellen Vermögens und alle Möglichkeiten der Ausbeutung aus der Welt schaffen sollten. Auf diesem Wege lag aber auch die Verthierung des Menschen der neuen Dichtung und das Bemühen, das geistige Leben, das früher den Individuen eigen gewesen war, nun auf modernisirte Schicksalsmächte zu übertragen, die das Werden und das Vergehen des entgeistigten Erdenbewohners bestimmen. Hier stößt man auf die einzige Verwandtschaft, die heute in allen Ländern die großen Dichter verbindet; sie Alle haben den Willen entthront und geheimnißvolle Kräfte auf den leeren Sessel erhöht: das gespenstische Heer überkommener Ansichten und Vorurtheile, einen Unheil zeugenden Hort oder den Heil spendenden Gral, mystische Vorstellungen oder die unüberwindliche Macht des Milieu. Ibsen und Wagner, Tolstoi und Zola, — sie Alle sind Deterministen und von den frei wollenden Menschen der Klassiker trennt eine weite Kluft ihre unfrei taumelnden Geschöpfe.

Neben dieser Entwickelung war eine andere einhergegangen. Das Gelände, das die Naturwissenschaften beackern wollten, mußte vorher sorgfältig von den Stoppeln religiöser Einbildungen gereinigt werden. Diese Arbeit übernahmen in Frankreich die Encyklopädisten und Diderot wurde der Vater Augusts Comte. Aber der Glaube an einen Gott-Schöpfer wehrte sich und er fand in Rousseau einen mächtig wirkenden Apostel, der einer christlichen Dichtung die Wege bereitete. Damit war ein zweiter Gegensatz zu den Zeiten der Klassiker gegeben. Diese Schöpfer freier Menschen hatten fast immer in einem hellenischen Kraftkultus geschwelgt, die große Persönlichkeit bewundert und sich um das christliche Ideal wenig bekümmert. Jetzt kam, da der Einzelne nichts mehr galt und die Gattung nur noch wichtig war, die Mitleidenspoesie auf, die vor den Schwachen und Niedrigen sich in den Staub warf und über den Jammer der Menschheit brünstige Thränen vergoß. Eine Trennung vollzog sich; zur Rechten blieb die Nachkommenschaft Rousseaus: Chateaubriand, die Staël, Hugo, und weiter bis zu Gogol und Dostojewski, nach links schwenkten die eigentlichen Naturalisten ab, die nach der Sonne sich sehnten und nach gesunder Natur: Balzac, Stendhal, die Brüder Goncourt, und so fort bis zu Ibsen und Zola. Die Welt war schlecht und der

Mensch ein unfreies, armes Geschöpf, das fremde Mächte bestimmten; darüber war man einig und bei der Frage erst entstand die Scheidung, ob hienieden das Leiden nur eine vorbereitende Prüfung für ein herrliches Jenseits sein soll oder ob in der Zeitlichkeit schon sich das Geschick der Menschheit erfüllt. Das Paradies für jeden Einzelnen, der im Engelsgewand dann wieder die Persönlichkeit erwarb, oder der irdische Triumph der Gattung: so lautete die Frage, — und der derbe Arbeiter der Rougon-Macquart, der an den Werken der englischen Sozialethiker und Zuchtmänner herumgenascht hatte und bei Claude Bernard zu Hause war, konnte über die Antwort nicht zweifelhaft sein. Er war Determinist, sein robuster Sinn verschloß sich himmlischer Tröstung und betete die Natur allein an, die schaffende, sprossende, die nie erschöpfte Gebärerin. Er konnte mit Recht sich einen Naturalisten nennen und den letzten Band seines Epencyklus mit dem Bilde des saugenden Kindes beenden, dem Symbol eines unaufhörlich erneuerten Lebens. Mochte die Familie Rougon-Macquart in Jammer und Schande verkommen und mit ihr das Vaterland niedergebrochen sein: das Leben ging weiter und das Kind des Doktors Pascal und seiner Clotilde sog aus den straffen Brüsten der Mutter neue Kräfte zu neuem Streben. Die ganze — etwas eng begrenzte und billige — Moral des Naturalisten ist in diesem Bild: der Einzelne sündigt und sinkt, unter dem Einfluß bestimmender Schicksalsmächte, nach ihm aber kommen neue Menschen und über den Kulturdünger hinweg schreitet ein neues Geschlecht aufrecht dem Siege der Gattung entgegen.

Zola war ganz zufrieden. Er hatte, wie vor ihm George Sand, die Kinderkrankheit des Pessimismus überstanden und sich eine behagliche Weltanschauung zurechtgemacht, der Massenerfolg war ihm zugefallen, und er hatte in sich den Epiker erkannt, der nicht in besondere Subtilitäten verwickelter Seelenzustände sich vertieft, sondern große nationale Stoffe von allgemeinem Interesse lebendig macht und das Gewimmel der Menge auf die Beine bringt. Man muß, um ihn richtig zu beurtheilen, immer bedenken, daß er nicht ein Psychologe und ein feiner Sprachkünstler ist, der den merkwürdigen Fall aufsucht und seine Sätze soignirt, vielmehr ein stark empfindender epischer Dichter, der, ohne um Kleines und Kleinstes sich ängstlich zu sorgen, mit Massen Massenwirkungen erzielt. Er ist seit Rabelais vielleicht das erste ganz volksthümliche Genie Frankreichs und er hat mit dem Dichter des Pantagruel zwar nicht die frech ausbrechende

Lustigkeit gemein, die den Darwin und Schopenhauer wohl ins Grab folgen mußte, aber die kecke Lust am Natürlichen. Rabelais war der Mönchskutte entlaufen und war später doch wieder höheren Trostes so bedürftig geworden, daß er einen Bischof zum Schutzpatron erkor und in der Todesstunde von dem grand peut-être sprach, das er suchen wolle. Zola wird wahrscheinlich ohne so hoch fliegende Wünsche sein Leben beenden, — und auf die Tröstungen der Kirche hat er sich durch sein Buch über Lourdes die Aussicht verscherzt.

Die römische Kirche ist eine durch die Jahrhunderte ragende Weltmacht und Emile Zola ist ein Romancier, dem die eigenen Landsleute sehr oft einen lüderlichen Stil und eine grobe Bazararbeit vorwerfen und den der Deutsche Kaiser weit hinter Herrn Ohnet stellt. Das Urtheil des Deutschen Kaisers ist bedauerlich, denn Zola ist nicht nur unermeßlich größer, er ist auf seine besondere Weise auch sehr viel sittlicher als der schlaue Heuchler der Hüttenmeisterlichkeit. Die verärgerte Stimmung der Franzosen läßt sich schon eher begreifen: der Enkel einer Kandiotin ist nicht einmal ein echter Gallier, ist nicht fein, nicht geistreich, nicht witzig und nimmt dennoch seit manchem Jahr nun im Vordergrunde der europäischen Literatur den ersten, den breitesten Platz ein; außerdem hat er die Legende des zweiten Kaiserreiches zerstört und sich nicht gescheut, mit der muthigen Schilderung der Débâcle Herrn Chauvin in seinen heiligsten Gefühlen zu verletzen. Aber, kurz und gut, Zolas Ruhm wird heftig bestritten und gerade die feinsten Geister, denen jede brutale Kraft auf die Nerven fällt, loben den neuen Homer nur mit Widerwillen. Nun schreibt dieser Mann ein Buch über Lourdes; er schreibt es ohne Gehässigkeit, mit sorgsamer Vertheilung von Licht und Schatten, als ein getreuer Schüler Comtes, der im Atheismus selbst nur das Rudiment einer theologischen Anschauung sah. Lourdes ist kein Dogma; man kann ein vortrefflicher Katholik sein und braucht doch nicht an Lourdes zu glauben, das seit den Tagen des neunten Pius geduldet ist, aber nicht anerkannt. Und was geschieht nun? Monseigneur Ricard, der Generalvikar von Aix, schreibt ein Buch gegen Zola und erhält im Auftrag des Papstes vom Kardinal Rampolla einen Dankesbrief für sein gottgefälliges Werk; in Lourdes wird von den Kanzeln gegen den Lästerer gepredigt und Leo der Dreizehnte läßt selbst sich herab, in der Encyklika über den Rosenkranz vor der schlimmen Schmähschrift zu warnen.

Woher stammt dieser laut wetternde Zorn? Sind die klugen Staatsmänner des Vatikans plötzlich hitzige Rachsüchtlinge geworden, die ein Lächeln über die Kirchensitte mit lärmenden Flüchen verfolgen und nicht bedenken, wie sie damit dem Verhaßten die beste Reklame machen? Gewiß nicht. Als Zola sein Epos vom Gelde schuf, hatte er den genialen Einfall, der jüdischen Hautefinance das Ideal eines auf Aktien gegründeten Papstthums entgegenzustellen, und er notirte sorgfältig das skeptische Lächeln, mit dem die Büste Pius des Neunten auf die Generalversammlung der katholischen Weltbank herniedersah. Rom schwieg, denn der Spaß konnte geduldet werden. Wenn der Statthalter Christi jetzt empfindlich wird und das Schweigen bricht, wenn er die Gläubigen vor einem Buche warnt, das dem flüchtigen Blick als ein Roman wie andere Romane erscheint, dann weiß er sicher genau, was er thut und warum er es thut, dann hat er gefühlt, daß hier ein wuchtiger Angriff versucht worden ist, den man abwehren muß. Und der Kluge irrte sich nicht: über Zola war das große Staunen gekommen, er sah, daß die Welt wieder einmal fromm geworden war, und er rüstete zur entscheidenden Auseinandersetzung.

Die Wahl des Terrains für den großen Kampf machte ihm keine Sorge. Das Talent dieses Mannes gleicht einem riesigen Schwamm, der rasch ringsum Alles aufsaugt und nach einem derben Druck dann die ganze trübe Flüssigkeit wieder von sich spritzt. Dabei ist dieser Naturalist ein in bunten Bildern denkender Visionär und ein Romantiker, der von den christlichen Göttern zu asiatischen Götzen geflüchtet ist und dem von allen uns heiligen Büchern gewiß nur die Apokalypse behagt. Einst hatte er für den Verfall der zweiten napoleonischen Herrlichkeit ein Symbol gesucht — denn ohne beherrschend überragende Symbole kommen die dichtenden Deterministen natürlich nicht aus — und vor seinem Blick war das Bild der babylonischen Hure erschienen, die jetzt die Züge einer Pariser Cocotte trug; da hatte er ja, was er brauchte; das Weib hatte, das käufliche, das Paradies des Louis Napoleon und des Barons Haußmann zerstört, das Weib auf dem Thron und in modischen Prunkpalästen, Eugenie und Cora Pearl; aber diese berühmten Muster genügten dem suchenden Sinn des Dichters noch nicht: seine Dirne mußte die strotzende Gliederpracht einer heidnischen Göttin haben und zugleich, als ein Proletarierkind, die vernichtende Rache in die Reihen der

Besitzenden tragen, sie mußte erst eine ganze Gesellschaft vergiften und am eigenen Giftstoff dann gräßlich einsam vereitern, während unten der trunkene Pöbel Kriegsrufe johlt. Zola wird durch die Natur seines Genies dazu getrieben, für Das, was er sagen will, immer den stärksten, den ungeheuerlichsten Ausdruck zu suchen; dieser Hang macht ihn dem zärtlichen Makronenmagen unverdaulich, aber er hat ihn auch diesmal wieder den richtigen Weg geführt. Der Glockenklang hatte aus seinem Sezirsaal ihn aufgescheucht, Frankreich war fromm geworden, die heiligen Zeichen des Kinderglaubens reizten die Kampflust des Materialisten und er fand wieder den stärksten, den ungeheuerlichsten Ausdruck für Das, was er sagen wollte. In Lourdes hatte Bernadette Soubirous die Heilige Jungfrau gesehen; in Lourdes war eine einträgliche Fremdenindustrie entstanden und eine üppig blühende Korruption, seit die einfältige Hirtin von der Erscheinung begnadet ward; nach Lourdes schleppten die Eisenbahnzüge alljährlich Hunderttausende, die im Wunderlande die Heilung suchten; nur in Lourdes konnte das große Treffen bestanden werden. Emile Zola nahm ein Billet nach Lourdes und stieg behend in den Weißen Zug.

Die Begleiter, die er sich wählte, sind nicht allzu interessant: ein krankes Jüngferchen, das innig glaubt und deshalb geheilt werden kann, namentlich, weil es längst schon sein Leiden nur noch träumt, und ein junger Geistlicher, der den verlorenen Glauben wieder erlangen möchte und der dann doch ungetröstet nach Hause kehren muß, weil seine Skepsis sich der Macht des Wunders verschließt. Beide sind nach allen Regeln der Botanisirkunst auf vererbte und anerzogene Eigenschaft studirt und Beide sind dennoch unpersönliche Typen geblieben, die für ihre Menschlichkeit ein tiefer reichendes Interesse nicht wecken können. Aber der Epiker kann auf seiner Fahrt eine interessante Reisegesellschaft auch gar nicht gebrauchen; seine Begleiter müssen so allgemein erkennbar und so durchsichtig sein wie der Stoff seines Gedichtes und dessen wasserklare Philosophie; er muß die Möglichkeit haben, durch einen entscheidenden Zug, durch ein Leitmotiv, sie dem Leser immer wieder vor die Augen zu führen, denn er kann bei komplizirten Seelengebilden und bei besonderen Fällen auf dem langen und langsamen Marsch nicht verweilen, dem ein vielstimmiger Chor die Escorte bildet. So haben seit den mythischen Zeiten Homers alle großen Epiker gepflegt und gethan und da kommt Zola den

Ahnen am Nächsten, wo er die Chormassen in Bewegung setzt. Früher, als die Familie Rougon-Macquart noch umging, bestand der Chor aus Bauern, Fischern, Handelsgehilfen, Grubenarbeitern, Soldaten, Säufern und Theaterleuten, die alle erdenklichen Typen in einem bestimmten Milieu darstellen und das Gefühl einer wimmelnden Vielheit der Erscheinungen hervorbringen mußten. Diesmal sinds Pilger, Sieche, Wohlthätigkeitbummler, barmherzige Brüder und Schwestern, feiste und hagere Mönche; auf der einen Seite die nach Wunder Lechzenden, auf der anderen die geschäftigen Unternehmer der Wunder und die Schaar der um himmlischen oder irdischen Lohn schwitzenden Zwischenhändler; die Gruppirung erinnert ein Bischen an die Fahrtgenossen des verschlagenen Dulders und an Penelopens Freier. Man sieht diese Massen, man hört und man riecht sie; die Wirkung der Prozessionen, des schwülen Hauches, der aus dieser in sehnsüchtigem Hoffen lallenden Menge emporschlägt, ist nicht zu übertreffen und sie ist so übermächtig, daß man die Protagonisten immer wieder vergißt. Und doch muß man ihrer gedenken, da besonders, wo es sich nicht um eine literarische Kritik handelt, sondern um den Versuch, in einer aus weithin hallendem Sprachrohr erklingenden Verkündigung das Echo einer Weltbetrachtung zu erkennen, die vielleicht dem unklaren Drängen und Wünschen einer ganzen Zeit die Zunge gelöst hat.

Der Dichter selbst erschwert uns das Lauschen. Er will das ganze Lourdes geben, die Legende und die Geschichte, und er verzettelt dabei die Kraft, und ein vieltheiliges Mysterienbild entsteht, auf dem der Blick mühsam nur sich zurechttasten kann. Er nimmt die kleine Bernadette, zeigt, wie das Wunder ihr von dem ersten geistlichen Lehrer suggerirt worden ist, wie sie später, als eine den Vätern der heiligen Grotte gefährliche Konkurrentin, beseitigt wurde und am Ende im Jammer über das ihr vorenthaltene Frauenglück starb, nachdem sie das geweihte Wasser von Lourdes selbst eigensinnig verschmäht hatte. Er nimmt den Ort, der ein stiller und reiner Flecken war und in den mit dem Wunder nun die Gewinngier und die Sittenverderbniß eingezogen ist. Er führt die stillen und lauten Kämpfe uns vor, die zwischen der alten und der neuen Stadt sich entspinnen, und das hastige Wühlen der geistlichen Parteien, die um die Beute schachern und raufen. Das Alles ist, sogar in dem schwerfälligen Tempo des epischen Marsches, unterhaltend und interessant, aber es hat mit dem

Hauptthema des Buches wenig zu thun. Auch die umständlichen Darstellungen, in denen Zola als ein echter Autodidakt schwelgt, um die natürlichen Grundlagen der Wunderwirkungen uns zu erklären, würde man ohne Bedauern vermissen. In seinem Aufsatze The faith-healing hat Charcot die heilende Macht des Glaubens sicherer und schärfer beleuchtet und nachgewiesen, daß die modernen Wallfahrtorte nur die uralten Erscheinungen wiederholen, die aus den Tempeln des Serapis und des Asklepios uns überliefert sind. Die Wissenschaft konnte und kann dem Leidenden nicht immer die Heilung bringen, namentlich eine Wissenschaft von dem zweifelhaften Werth der inneren Medizin; da geschieht es denn, wie es immer geschah, daß die Verzweifelnden an eine letzte Hoffnung sich klammern und daß die krankhaft gesteigerte Autosuggestion dann die — scheinbare oder auch wirkliche — Heilung bewirkt. Dieser Erfolg stellt um so leichter sich ein, wo zur Autosuggestion noch die Suggestion aus der Brunst einer in gleicher Sorge vereinten Menge sich gesellt oder wo die psychische Einwirkung besonders mächtig ist. Charcot hat in der Salpêtrière ganz andere Wunder gewirkt als Notre-Dame de Lourdes und Zola hätte sich getrost den ganzen gelehrten Apparat sparen können, wenn er in der Chronique hebdomadaire de la Grotte, dem Wochenblatt, das die Fremdenliste und das Wunderverzeichniß von Lourdes bringt, die Annoncen gelesen und mitgetheilt hätte. Da giebt es Vin de Vial, Eczémas und andere Allheilmittel, an die gewiß nicht leichter zu glauben ist als an himmlische Gnadenspenden. Wenn jährlich Tausende nach Wörrishofen pilgern, wenn Hunderttausende gläubig das werthlose Zeug verschlucken, das gestern Antipyrin hieß, heute Migränin heißt und morgen vielleicht Influenzin heißen wird, wenn an Wasser und Pulver der heilende Glaube sich hängt, — dann braucht man mit der Erklärung der Wunder von Lourdes sich nicht lange mehr aufzuhalten.

Der Sinn des Werkes und seine polemische Bedeutung, die widerwillig im Vatikan anerkannt worden ist, liegt in den beiden Hauptgestalten, um die der Chor sich gruppirt. Wieder sind alle Typen erschöpft, die in diesem bestimmten Milieu möglich waren. Fromme und Habsüchtige, Büßer und Sünder, Mädchen, die von der Jungfrau einen Mann erbitten, Frauen, die um Fruchtbarkeit flehen, Putzsüchtige, Stellenjäger und verflatterte Liebesucherinnen. Im Vordergrunde aber stehen Pierre und Marie, der Held und die Heldin

der Fünftagereise, das gläubige Kind, das durch den Glauben geheilt wird, und der ungläubige Mann, dem selbst vor dem an der Geliebten gewirkten Wunder der Glaube nicht wiederkehrt und der an einen schwächlich schwärmenden Mitleidenskultus sich verliert. Niemals vorher vielleicht hat Zola in die Thiergesichter seiner Geschöpfe so viel Menschlichkeit hineingemalt und dennoch sind auch diese Bevorzugten symbolische Typen geblieben; nicht, weil dem Dichter die Kraft versagte, sondern, weil der Naturalist es so wollte, der mit romantischen Kunstmitteln hier der Romantik zu Leibe ging, der Romantik in ihrer ursprünglichen, religiösen Gestalt, die aus Rom stammt und deren Bekämpfer in Rom nun geächtet wird. Pierre trägt nicht zufällig den Namen des Jüngers, der den Heiland verleugnete und dann bitterlich weinete: auch er hat, freilich im Innersten nur, den Herrn abgeschworen, auch er findet im Mitleid nur den letzten Trost, da er nicht glauben kann und doch lieben muß. Und neben ihm steht Marie, die holde Verkörperung alten Kinderglaubens, der Alles zum Guten gedeiht und die niemals doch ein Weib werden wird, weil sie in nächtiger Zwiesprache der Jungfrau für immer die Jungfräulichkeit angelobt hat. Beide sind, wie man gern sagt, sympathische Gestalten, aber Beide sind unfruchtbar und darum werden sie von dem für die Gattung begeisterten Dichter verdammt, darum erscheinen diese Guten und Milden und Zarten ihm werthloser und unnützlicher noch als selbst die bösartigste Brut der Familie Rougon-Macquart, die mit Koth und Blut die nach Befruchtung sich sehnende Erde gedüngt hat.

Als Jesus bei dem Hochzeitmahl zu Kana saß und die Mutter dienstwillig ihm nahte, wehrte er ihr mit dem Wort: Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen? Nach den Begriffen menschlicher Vernunft muß Das bedeuten, daß die Mutter keinen Theil an der Göttlichkeit des Sohnes hat. Die katholische Kirche hat sich darum nicht bekümmert; sie hat die Mutter neben den Sohn gesetzt und in ihrem romanischen Herrschaftgebiet aus den Resten des Minnedienstes den Madonnenkultus geschaffen, den Büßerwinkel für allzu galante Völker. Bisher war die Anbetung der jungfräulichen Mutter kein Dogma gewesen; Maria wurde nur angerufen, um bei dem göttlichen Sohn das Flehen des Rufenden zu unterstützen, und der Glaube an Lourdes konnte schon deshalb kein Dogmensatz sein, weil in Lourdes die Mutter Gottes nicht als Mittlerin auftrat, sondern als selbständige

Spenderin göttlicher Gnade. Das war unevangelisch, aber es konnte trotzdem katholisch sein und es ist katholisch geworden, seit der Papst aus der Zurückhaltung herausgetreten ist und offen für Lourdes Partei ergriffen hat. Der Papst ist nicht nur unfehlbar, er ist auch klug, — und er sitzt auf so hohem Sessel, daß er weiter als gewöhnliche Sterbliche den Blick schicken kann. Er muß dafür sorgen, daß in seinem Bereich keine partikularistische Regung aufkommen darf und daß nirgendwo nationale Heiligthümer entstehen, die er nicht rechtzeitig gesegnet hat. Deshalb hat er Jeanne d'Arc selig gesprochen und für Lourdes sich gerührt, denn Notre-Dame de la Revanche und La Reine de la Victoire konnten der Katholizät des Glaubens gefährlich werden, in einer Zeit, die in Frankreich alte Wünsche wieder wach werden sieht und der selbst der Glaube nur eine Waffe für kommende Kämpfe bereiten soll. Regnum Galliae, Regnum Mariae: Das liest man allwöchentlich fast in der Zeitung von Lourdes. Auch Zola hat es gelesen. Als das große Staunen über ihn kam und er sah, wie von seiner Thiermenschheit sogar eine stattliche Schaar dem Lockruf des Zauberers von Rom in ekstatischem Hoffen folgte, da erkannte er bald auch die künstliche Zusammensetzung dieses gar nicht mehr naiven erneuerten Glaubens und seine Unnützlichkeit für das Menschengeschlecht. Er sah den Pilgerzug und dachte des anderen Zuges, der auch eine hypnotisirte Menge einst an die Grenze schleppte, und die Aehnlichkeit der chair à miracle mit der chair à canon beschäftigte seinen Sinn. Und während er für Kybele und gegen die Madonna sein Epos schrieb, während er die unfrohe Askese der Altgläubigen und das sentimentalische Mitleiden der Renanisten verwarf und der Natur das Hohelied sang, der schaffenden, sprossenden, der nie erschöpften Gebärerin, ward er selbst doch vom Mitleid ergriffen, denn zwischen den stammelnden Betern, die unverstandene Litaneien lallten, saß hoffend ja auch der Aermste, den Niemand kennt und der nichts mehr sein Eigen nennt als einen Rosenkranz, ein Messer und drei Sous. Es ist immer noch besser, mochte der Dichter denken, wenn dieser Mühsälige seinen Rosenkranz herunterbetet, als wenn er zum Messer greift; und soll er verröcheln, ehe noch das Ziel seiner Sehnsucht sich zeigt, dann mag er vom Wunderglauben noch lieber betrogen werden als von dem unfrommen und unfruchtbaren Wahn, er könne im Blut des Nachbarn sich neue Lebenskraft trinken.

Sozialpolitische Reformen in England.

Die meisten unter unseren jüngeren Sozialpolitikern lieben es, den Blick nach England zu wenden, wenn sie ein sozialpolitisches Vorbild nöthig haben. Dem blinden, auf die Eigenartigkeit der deutschen Verhältnisse keine Rücksicht nehmenden Nachäffen englischer Zustände verdanken wir auch mancherlei Einrichtungen, die sich auf kontinentalem Boden nicht bewährt haben. Dennoch müssen wir anerkennen, daß wir in sozialpolitischen Dingen von England viel lernen können, und sei es auch mitunter einmal, um zu erfahren, wie Das oder Jenes nicht gemacht werden soll.

Das gegenwärtige englische Kabinet läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seine Arbeiterfreundlichkeit zu dokumentiren. So ist es denn auch dahin gekommen, daß im gegenwärtigen Kabinet, das meines Erachtens weit mehr der Noth als dem eigenen Triebe gehorcht, Pläne Billigung gefunden haben, die über die Forderungen eines großen Theiles der englischen Arbeiter hinausgehen. Den ersten Beweis seiner arbeiterfreundlichen Gesinnung glaubte das liberale Kabinet durch die Berufung einer Kommission zum Studium der Arbeiterfrage gegeben zu haben. Diese Kommission hat unter dem Vorsitze des Herzogs von Devonshire drei Jahre hindurch getagt, 583 Experten vernommen und ein 65 Blaubücher füllendes Material zusammengetragen. Da sich ihre Kosten auf die hübsche Summe von 50 000 Pfd. Sterling beliefen, so erwartete man schon deshalb mit Spannung das Ergebniß. Da es nun aber wesentlich negativer Natur ist, so ist die Enttäuschung um so größer. Die Kommission zum Studium der Arbeiterfrage hatte sich schon bald nach ihrem Zusammentritte in zwei Lager gespalten; der größtentheils aus Unternehmern bestehenden Mehrheit der Ausschußmitglieder stand eine Minderheit von Arbeitermitgliedern gegenüber, und alles Konferiren vermochte keinen Einklang herzustellen. Beide Gruppen haben schließlich ihre Vorschläge in je einem umfangreichen Berichte niedergelegt. Obgleich sie an sich ziemlich dürftiger Natur sind, ist es doch nicht ohne Interesse, in einigen Punkten Das, was die Kommission gewollt hat, mit Dem zu vergleichen, was das Kabinet zu thun für gut befindet.

In den Berichten wird man vor allen Dingen eingehende Erörterungen über die Frage der Einigungämter und Schiedsgerichte erwarten, und Das um so mehr, als die Kommission ja unter dem Eindrucke des großen Kohlenstrikes und seiner Folgen tagte. Der Bericht der Minorität faßt sich freilich kurz; er bezweifelt, daß die Arbeiterausstände jemals aufhören könnten, giebt indessen zu, daß die Einigungämter einigen Nutzen würden stiften können, wo es sich um die Auslegung eines schon bestehenden Vertrags handle; wenn dagegen die Eingehung eines neuen Vertrages

in Frage komme, würden sie wenig leisten. Der Bericht der Majorität betont zunächst, daß die Arbeiter in wohlorganisirten Industriezweigen schon jetzt ausreichende Gelegenheit hätten, Abhilfe für ihre Beschwerden über das Arbeitverhältniß zu finden, während in unorganisirten Berufszweigen, besonders in den ungelernten Branchen, Differenzen dieser Art weit eher durch Arbeiteinstellung als durch Schiedsspruch erledigt würden. Sodann führt er aus, daß die Errichtung von industriellen Tribunalen mit gesetzlichen Vollmachten zur Behandlung der aus Abmachungen entstehenden Streitfragen für das ganze Land nicht zu empfehlen sei, weil die Verhältnisse der einzelnen Gewerbe sehr verschieden seien. Man könne es den Stadt- und Grafschafträthen überlassen, probeweise solche Gerichte für begrenzte Gebiete einzusetzen, denn keine Centralbehörde würde eine genügende Kenntniß besitzen, um solche Tribunale den lokalen Bedürfnissen entsprechend einzurichten. Dagegen sei die Errichtung von freiwilligen Einigung- und Schiedsämtern, jedoch ohne Herbeiziehung des Handelsamtes, zu empfehlen. Auf die vermittelnde Thätigkeit des Handelsamtes legt nun gerade ein Gesetzentwurf Gewicht, den die Regirung vor einiger Zeit im Parlamente eingebracht hat. Die Regirung ist wesentlich über Das hinausgegangen, was die Majorität der Arbeitkommission für wünschenswerth gehalten hat. In einem noch größern Widerspruche befindet sich ihr Antrag indessen mit den Anschauungen der Minorität. Obgleich sich diese Minorität aus allen Arbeitern zusammensetzte, die der Kommission angehörten, so verdient doch hervorgehoben zu werden, daß der größte Theil der englischen Arbeiterschaft selbst keineswegs das geringschätzige Urtheil über die Bedeutung der Einigungämter theilt. So haben die Kohlengrubenarbeiter nach Beilegung des großen Strikes aus eigener Initiative ein Einigungamt eingesetzt, das über alle im Laufe dieses Jahres entstehenden Streitigkeiten zwischen Kohlengruben-Arbeitern und Kohlengruben-Besitzern in England und Wales zu entscheiden hat. Freilich, Eins ist zu beachten. Nach dem englischen Gesetzentwurfe soll die auf Beilegung von Arbeitstreitigkeiten gerichtete Thätigkeit des Handelsamtes im Wesentlichen erst beginnen, wenn „ein Streit zwischen einem Unternehmer oder einer Klasse von Unternehmern und Arbeitern oder zwischen verschiedenen Klassen von Arbeitern besteht oder befürchtet wird". Meines Erachtens wird Das in vielen Fällen zu spät sein. Ich halte für wünschenswerth, daß Einigungämter schon in Zeiten sozialen Friedens in genügender Zahl vorhanden sind und ein Augenmerk darauf richten, die Gestaltung der Arbeitbedingungen zu verfolgen, entstehende Streitigkeiten schon rechtzeitig zu erkennen und im Keime zu ersticken. Wo die Gährung in den Arbeiterkreisen einmal so weit gediehen ist, daß sie jede Minute zum Ausbruch zu kommen droht, da ist die Wirksamkeit eines Einigungamtes schon von vorn herein sehr in Frage gestellt.

Neben dem Theil der Berichte, der die Frage der Beilegung von Arbeitstreitigkeiten behandelt, dürfte der Theil ein großes Interesse bieten, der sich mit der Frage der Arbeitzeitdauer für erwachsene Männer beschäftigt. Die Mehrheit der Kommission ist der Ansicht, daß von der gesetzlichen Feststellung eines Maximalarbeittages für alle Gewerbe nicht die Rede sein könne; dagegen, so bemerkt sie, scheine es eher möglich, Dies den einzelnen Gewerben zu überlassen, allein der Kommission sei kein einziger praktischer Vorschlag unterbreitet worden, wie man die Grenzen eines Gewerbes und dessen Entscheidung genau feststellen könnte. Der Bericht der Minderheit wiederum legt den Hauptwerth auf die Forderungen des gesetzlichen achtstündigen Arbeittages, der allein helfen könne, die unbefriedigende Lage der Arbeiter zu verbessern und die Zahl der Arbeitlosen zu vermindern. In diesen Anschauungen haben die Arbeitermitglieder der englischen Kommission nun keineswegs die Gesammtheit der englischen Arbeiter hinter sich; sehr viele Berg- und Hüttenarbeiter, insbesondere die Bergleute des Nordens, wollen vom obligatorischen Achtstundentage nichts wissen, weil sie behaupten, daß die nordländischen Gruben der Konkurrenz von Belgien und Rheinland-Westfalen ausgesetzt seien und eine Herabsetzung der Arbeitzeit ein Sinken der Löhne zur Folge haben würde. Arbeiterfreundlicher als die Arbeiter selbst ist indessen die Mehrheit der Regirung. Der Kriegssekretär, Mr. Campbell-Bannerman, und der Erste Lord der Admiralität, Graf Spencer, haben vor Kurzem den Achtstundentag in allen von ihnen abhängenden Arsenalen und Regirungwerkstätten freiwillig auf administrativem Wege eingeführt. In der Unterhausdebatte über die von Mr. Samuel Woods beantragte Bill, betreffend Einführung eines Achtstundentages für „unter Tage" arbeitende Bergarbeiter, erklärte der Staatssekretär des Innern, Mr. Asquith, die Regirung behandle die ganze Angelegenheit als offene Frage. Er und die meisten Minister stimmten für die Bill. Unter den Vertretern der Regirung, die sich dagegen erklärten, befand sich Mr. Burt, Unterstaatssekretär im Handelsamt. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, als Mr. Burt der erste Arbeiter ist, der ins Parlament gewählt wurde, und Jahre lang Sekretär der vereinigten Bergarbeitervereine war. Das endgiltige Schicksal der Achtstunden-Bill ist eine Ablehnung, wenn auch keine formelle, gewesen. Das englische Unterhaus hat am 21. August ein Amendement Thomas angenommen, wonach die Bill nicht für das ganze Staatsgebiet Kraft erhalten, sondern nur grafschaftweise eingeführt werden solle, wenn es die Mehrheit der Arbeiter der betreffenden Grafschaft fordern würde. Dieses Amendement ist eben so wie ein anderes, das die Dauer der Wirksamkeit der Bill probeweise auf einen Zeitraum von fünf

Jahren beschränken wollte, in einem ziemlich schwach besuchten Hause mit einer Majorität von fünf Stimmen angenommen worden. Die Urheber und Freunde der Bill hatten indessen bereits vorher erklärt, daß sie die Annahme des Amendement Thomas als einer Ablehnung gleichwerthig ansehen würden, und verzichteten deshalb auf eine Weiterberathung der Bill.

Mit der Einführung des Achtstundentages haben einzelne Industrielle auf dem Kontinente wie in England Versuche unternommen. Wohl die Mehrzahl der Versuche ist mißglückt, einige haben dagegen zu einem befriedigenden Ergebniß geführt. Für den Entschluß der englischen Regirung, den Achtstundentag in den Armee- und Marinewerkstätten einzuführen, ist namentlich das Resultat des Matherschen Experiments maßgebend gewesen. Der Versuch des Eisenindustriellen Mather in seinen großen Maschinenwerkstätten den Salford Iron Works (Manchester) erstreckte sich auf 12 Monate und betraf rund 1200 Arbeiter. Die Arbeitzeit wurde von 53 auf 48 Stunden wöchentlich verringert, ohne Reduzirung der Löhne. Die Vermehrung der Arbeitkräfte war so gering, daß die Lohnausgaben um nur 0,4 pCt. stiegen; diese Zunahme wurde jedoch genau ausgeglichen durch eine 0,4 prozentige Verringerung, die das Beleuchtung-, Feuerung- und Maschinen-Abnutzung-Konto ergab. Trotz dem Fortfalle von fünf Arbeitstunden wöchentlich war die Produktion aber gegen die früheren Jahre gestiegen. Bei der Beurtheilung dieses Versuchs dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß die Arbeitzeit in den Matherschen Werkstätten schon vor Einführung des Achtstundentages verhältnißmäßig kurz war; die Folgen einer Herabsetzung der Arbeitzeit werden aber wesentlich andere sein, wenn es sich um eine Verringerung von 9 auf 8, als wenn es sich um eine Verringerung von 11 oder 10 auf 8 Stunden handelt. Daneben war aber in Salford ein Antrieb für alle Arbeiter vorhanden, das Experiment erfolgreich zu gestalten, ein Antrieb, der ganz und gar fortfallen würde, wenn man den Achtstundentag als eine dauernde gesetzliche Institution besäße. Die Leute arbeiteten unter der Vereinbarung, daß die alte Arbeitzeit wieder hergestellt werden sollte, wenn das Ergebniß der Jahresarbeit unbefriedigend wäre. Die Vorarbeiter der verschiedenen Abtheilungen waren ernstlich ermahnt worden, während des Versuchsjahres die größte Aufmerksamkeit und Wachsamkeit in der Beschleunigung der Arbeit zu üben, das Material gut im Voraus bereit zu halten, Zeitverluste, die in Verbindung mit dem Schärfen und Zurichten der Werkzeuge entstehen, abzukürzen, u. Dgl. mehr. Von besonderer Bedeutung aber war der Umstand, daß annähernd 1/3 der Arbeit in Akkordarbeit bestand und daß deshalb die Leistung der Stückarbeiter auf die der Tagelohnarbeiter nicht ohne Einfluß sein konnte, um so weniger, als Alle ein ganzes Jahr hindurch an dem gleichen Versuche be-

theiligt gewesen waren. Aus diesen und anderen Gründen lassen sich aus dem in Salford angestellten Versuche kaum Lehren ziehen.

Der Achtstundentag hat eine schutzpolitische und eine lohnpolitische Seite. Wo die Arbeitstrenge und die Gesundheitgefahr gewisser Betriebe und Verrichtungen besonders ins Gewicht fallen, da kann ein gesetzlicher Achtstundentag sehr wohl am Platze sein; auch läßt sich die gesetzliche Einführung eines Maximalarbeittages überhaupt ohne Zweifel rechtfertigen. Dagegen kann es nicht die Bestimmung der Arbeiterschutzgesetzgebung sein, dem Arbeiter das nicht zu lange, sittlich und physisch noch zulässige Arbeiten zu verbieten. Nun ist es allerdings weit mehr die lohnpolitische als die schutzpolitische Seite, die unsere Sozialdemokraten in der Frage des Achtstundentages im Auge zu haben pflegen; nach ihrer Annahme soll trotz einer 25 prozentigen Kürzung der gewerblichen Arbeitzeit für diese kürzere Arbeitzeit mehr Lohn erreicht oder zum Mindesten doch die Beschäftigung einer größeren Zahl jetzt überzähliger Arbeitkräfte zum gegenwärtigen Lohne durchgesetzt werden. Das könnte zweifellos nur dadurch geschehen, daß der Unternehmergewinn gekürzt und die nationale Produktionfähigkeit ganz erheblich gesteigert würde. Diese Entwickelung läßt sich indessen nicht voraussehen, weit eher ist sogar anzunehmen, daß von den Voraussetzungen mindestens eine falsch sein wird.

Der Minorität der englischen Kommission zum Studium der Arbeiterfrage ist mit dem Achtstundentage allein freilich auch nicht gedient. Für das allgemeine Darniederliegen der Geschäfte macht sie die „Privatunternehmen" verantwortlich. „Die ganze Kraft staatsmännischer Kunst", so schließt ihr Bericht, „muß nach unserer Ansicht hinfort darauf gerichtet sein, so schnell wie möglich an Stelle kapitalistischer Unternehmungen öffentliche zu setzen und, wo Dies nicht ausführbar ist, alle industriellen Operationen so streng und im Einzelnen zu regeln, daß jedem Arbeiter die Bedingungen seiner Existenz gesichert werden." Ihrer Weisheit letzter Schluß ist sonach die Verstaatlichung der Produktion. Sonst weiß die Minorität an positiven Vorschlägen wenig zu bieten; nur die Forderung, daß die Unternehmer, die Hausindustrielle beschäftigen, für die gute Beschaffenheit ihrer Arbeiträume verantwortlich gemacht oder gezwungen werden sollen, eigene Arbeiträume zu gewähren, dürfte allenfalls der Beachtung werth sein. Die Majorität der Kommission ist nicht ganz so arm an Vorschlägen wie die Minorität. Sie will die Beaufsichtigung der Werkstätten verschärft und ungesunde Arbeiträume, besonders der Schuhmacher, Möbelarbeiter, Wäscher und Bäcker, geschlossen wissen. Auch ungesunde Wohnungen der ländlichen Arbeiter sollen von den Behörden geschlossen werden können. Die Frauen der Seeleute sollen während der Abwesenheit ihrer Männer deren halben Lohn beziehen dürfen.

Wie man aus diesen Vorschlägen ersieht, sind sie jedenfalls auch nicht derart, daß es des umfangreichen und kostspieligen Apparates der Kommission bedurft hätte, um zu einem solchen Ergebnisse zu gelangen. Scheinbar in Zusammenhang mit ihnen, thatsächlich aber ohne einen solchen, steht die Bill zur Erweiterung der Fabrikakte, die die englische Regierung im Mai im Unterhause eingebracht hat. Die Bill hat zunächst den Zweck, der Benutzung unzulänglicher Arbeiträume in den Fabriken und industriellen Etablissements ein Ende zu machen. Während der Tagesarbeit sollen für jeden Arbeiter 250 Kubikfuß Luft vorhanden sein, während der Nachtarbeit, d. h. nach 8 Uhr abends, 400 Kubikfuß. Die Gerichte sollen die Befugniß haben, ungeeignete Arbeiträume sofort schließen zu lassen. Maschinen, die in Bewegung sind, dürfen nicht nur von jugendlichen Personen, wie bisher, sondern auch von Frauen nicht mehr gereinigt werden. Wäschereien und andere Industriezweige, die bis jetzt nicht unter die Fabrikakte fielen, sollen nun ebenfalls den Bestimmungen der Fabrikakte unterstellt und in Folge Dessen einer ständigen Kontrole unterzogen werden; das Gleiche gilt von Docks, Werften und allen Plätzen, auf denen zeitweilig Bauwerke aufgeführt werden. Die Eigenthümer der „Miethskasernen-Fabriken“, d. h. solcher großen Fabrikgebäude, deren einzelne Räume an eine größere Zahl kleiner Fabrikanten vermiethet wird, sollen für den den gesundheitlichen Anforderungen entsprechenden Zustand dieser Häuser haftbar gemacht werden. Der Minister des Innern soll ferner das Recht besitzen, die Arbeitzeit bei gefährlicher und gesundheitsschädlicher Arbeit zu beschränken und die Anstellung von Frauen, jungen Leuten und Kindern ganz zu verbieten. In der Textilbranche endlich sollen die Fabrikanten bei Stückarbeit jedem Arbeiter eine gedruckte Lohnliste einhändigen, damit er weiß, was er zu fordern hat.

Wie aus Alledem hervorgeht, wird der Ausbau der Fabrikakte von der englischen Regierung in einer wesentlich anderen und energischeren Weise beabsichtigt, als nach den Ergebnissen der Arbeitkommission gut scheinen könnte. Ohne Frage wird Das zur Folge haben, daß man auch in den Staaten des Kontinents ähnliche Gesetzesmaßnahmen in Anregung bringt; denn man ist eben gewöhnt, in England das sozialpolitische Vorbild zu erblicken. Was das Deutsche Reich im Besonderen anbelangt, so sind hier freilich durch die Gewerbeordnung-Novelle von 1891 schon manche Forderungen erfüllt worden, die in England erst jetzt durch die Erweiterung der Fabrikakte Berücksichtigung finden sollen. Allein, es darf nicht verschwiegen werden, daß manche Arbeiterschutzbestimmungen bei uns gewissermaßen nur auf dem Papiere stehen, weil für ihre Durchführung zumal in Preußen, keine ausreichenden Garantien gegeben sind.

Die englischen Industriellen haben in ihrer Verstimmung die lächerliche Behauptung aufgestellt, daß der größte Theil der nach England kommenden deutschen Waaren in Gefängnissen hergestellt werde und daß die deutsche Industrie in der Lage sei, sehr billig zu produziren, weil die Sträflinge nur sehr geringe Löhne bekämen. Im Unterhause ist dann allen Ernstes behauptet worden, daß in unseren Gefängnissen alle Spielarten der Eisen- und Stahlindustrie von den einfachen Nägeln bis zu den schweren Stahlschienen hergestellt würden, und der Handelsminister mußte versprechen, durch das Auswärtige Amt Erhebungen über die Ausdehnung der Gefängnißarbeit in Deutschland pflegen zu lassen. Wie man diese Erhebungen veranstaltet hat, ist mir nicht bekannt geworden; dagegen weiß ich, daß man auf das Ersuchen der englischen Botschaft um Auskunft hie und da eine nicht mißzuverstehende Antwort gegeben hat. Jedenfalls haben die Erhebungen den vorauszusehenden Abschluß gefunden: das englische Oberhaus hat mit 49 gegen 26 Stimmen in zweiter Lesung die Bill angenommen, nach der alle nach England eingeführten Waaren die Bezeichnung ihres Ursprungs — darunter das „made in prisons“ — tragen müssen und die Einfuhr von in fremden Gefängnissen fabrizirten Waaren beschränkt wird. Da man nun schon heute mit Hilfe der Merchandise Marks Act dem Export fremder Industrien nach und durch England die größten Schwierigkeiten und Hindernisse bereitet und Waaren, die nur den geringsten Verstoß gegen jenes Gesetz zeigen, mit Beschlag belegt und vernichtet, so ist leicht vorauszusehen, welchen Chikanen unsere Exporteure nach der Erweiterung des englischen Markenschutzgesetzes ausgesetzt sein werden. Ob sich bei uns die Regirung stark genug fühlen wird, um gegen unsre englischen Freunde Repressalien zu ergreifen, muß sehr bezweifelt werden.

Die englische Regirung weiß das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden; sie versüßt sozialpolitische Pillen mit schutzzöllnerischen Mitteln. Auch darin können wir von ihr lernen. Gut werden wir vor Allem aber thun, wenn wir uns ihre sozialpolitische Grundanschauung zu eigen machen, die Anschauung, daß jede materielle und intellektuelle Förderung des Wohls der arbeitenden Klassen durchaus im Interesse der nationalen Produktion und nicht zuletzt im Interesse der Unternehmer selbst liegt und daß die günstigere Gestaltung der Daseinsbedingungen die Leistungfähigkeit der Arbeiter steigert. Das freilich werden wir nicht übersehen dürfen, daß auch die englische Sozialpolitik eine Ausbreitung sozialdemokratischer Lehren und Anschauungen nicht zu verhindern vermocht hat.

Dr. Kuno Frankenstein.

Die Theorie der Genialität.

Es kann wohl dem Schriftsteller begegnen, daß er kaum nach Vollendung seiner Arbeit bedauert, sie geschrieben zu haben; die Freude der Untersuchung, der Schöpfung, ist verschwunden, aber das Bedauern über die Irrthümer oder auch über die nie fehlenden Möglichkeiten einer Verbesserung bleibt. Diesmal aber kann ich von mir das Gegentheil sagen. Ich glaube, in meinen Untersuchungen über das Genie eine Arbeit gethan zu haben, die zwar nicht vollständig, aber der Vollendung näher ist, als ich bei meinen geringen Kräften hoffen durfte. Viel dazu beigetragen hat, daß die Kritik der gebildetsten Länder Europas es mir ermöglichte, viele Irrthümer meiner ersten Untersuchungen über diesen Gegenstand zu beseitigen.

Obgleich meine Theorien auf Thatsachen fest gegründet waren und nur die Ergänzung der ausgezeichneten Arbeiten von Morel, Moreau und Jacobi bildeten, wurden sie doch anfangs mit Ungläubigkeit aufgenommen und, was noch schlimmer ist, mit einer Gleichgiltigkeit, die Beachtung und Diskussion von vorn herein ablehnt; die Meisten durchliefen das Buch wie eine Sammlung von Anekdoten oder wunderlichen Märchen, ohne sich um die Schlußfolgerungen zu kümmern, zu denen es gelangte. Die Zeit und die Menschen haben mir schließlich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber wichtiger für meine Arbeit war noch, daß sich endlich ernsthafte Kritiker gefunden haben, die durch ihre Angriffe meinen Ideen zur Verbreitung und zur Diskussion verholfen haben. Im Lichte dieser Kritik wurden die Einzelnheiten des Problems immer deutlicher und der Antrieb zu neuen Studien auf diesem Gebiet regte sich immer kräftiger in mir; so entstanden allmählich meine Forschungen über die Physiognomie, das Gesichtsfeld, die Psychometrie, die Sehschärfe, über die Schrift, die Erschöpfung und die Epilepsie bei genialen Menschen. Ferner über die Bedeutung der Phagocytose, über die Beziehungen zum Geschlecht, zur Rasse, zur Gestaltung und geologischen Struktur des Bodens, zu den ökonomischen, sozialen und Unterrichts-Verhältnissen. Dazu kamen ferner Beobachtungen über die atavistische Herkunft der Frühreife des Genies, über seine Unbesonnenheiten und Verwirrungen und über die Pseudo-Genialität, wie man sie in der Psychose und in den mediumistischen Erscheinungen findet.

Diese Arbeiten und neue Mittheilungen über psychische Anomalien bei Michel Angelo, Campanella, Coleridge, Giordano Bruno, Manzoni, Leopardi, Balzac, Wagner, Dante, Gautier, Zola, Sgambari, Sbarbaro übergebe ich jetzt dem deutschen Publikum.*)

*) In dem Buche „Entartung und Genie“, das, unter Mitwirkung des Verfassers vom Dr. H. Kurella deutsch herausgegeben, im Verlage von Georg H. Wigand, Leipzig, im Oktober erscheinen wird und dem auch dieser Abschnitt entnommen ist.

Eine solche Fülle von Untersuchungen mußte mich schließlich meinem Ziel, der Erklärung des Wesens des Genies, näher bringen. Zu dieser Hoffnung ermuthigt mich außer der Entdeckung neuer Degenerationzeichen auch die geringe Stichhaltigkeit der neuerdings über das Wesen des Genies aufgestellten Theorien.

So hat man mir entgegengehalten, „daß das Genie den Höhepunkt kräftiger und wohl equilibrirter geistiger Entwickelung darstellen müsse, daß die Genialität Ueberlegenheit, Vollendung, Ueberentwickelung der menschlichen Kräfte bedeute, daß in ihr eine außerordentliche Differenzirung gewisser geistiger Fähigkeiten stattfände, daß die Abweichung vom Durchschnittstypus nach oben nicht immer eine Atypie oder eine Entwickelunghemmung, wie die Degenerationlehre sie verlange, bedeute, sondern einen höheren Grad der Humanisation, und daß man deshalb gerade auf das Gegentheil meiner Theorien schließen müsse."

Das sind Ausbrüche des „gesunden Menschenverstandes"; seine Vertreter glauben oder stellen sich, als wüßten sie nicht, daß derartige Probleme sich nicht aprioristisch lösen lassen, von irgend einer geistreichen Prämisse aus, nach Art der alten Metaphysik, sondern daß auch hier die Thatsachen als Unterlage dienen müssen. Wenn uns nun einmal Thatsachen die Existenz eines mangelnden Gleichgewichtes, einer partiellen Entwickelunghemmung auf der einen Seite zeigen, denen andrerseits eine ausgleichende Ueberentwickelung entspricht, so ist es unnütz, mit aprioristischen Argumenten zu kämpfen, wären diese auch begründet, ja etwa sogar vom gesunden Menschenverstande unterstützt. Es giebt keinen Forscher, der nicht schon erfahren hat, daß er jedesmal, wenn er sich an die Lösung eines großen Problems macht, mit dem „gesunden Menschenverstand" kämpfen muß, mit dem „gesunden Menschenverstand", der, die Erde nach Regenwürmern durchwühlend, sich nicht zu jenen höchsten Synthesen erheben kann, in denen die Entdeckung der Wahrheit sich vollzieht; der gesunde Menschenverstand hat früher behauptet, daß die Erde sich nicht bewegt, daß Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus ganz verschiedene Kräfte sind, daß die Schöpfung ein einziger Akt war und durch furchtbare Katastrophen unterbrochen wurde; nun —: dies Alles ist gerade das Gegentheil von Dem, was die Wissenschaft schließlich darüber zu sagen hatte.

Die Vorstellung, daß ein Degenerationprozeß die Grundlage der Genialität sei, hat etwas Absurdes und Abstoßendes wohl im ersten Augenblick, wenn man zwei anscheinend unvereinbare Begriffe, nämlich die höchste menschliche Größe und die tiefste Degeneration, verkuppelt sieht; aber das Widerstreben verliert sich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß für die heutige Biologie Degeneration etwas ganz Anderes bedeutet als für die

gewöhnliche Auffassung und daß jeder Fortschritt sich auf Kosten von Organen vollzieht, die dabei der Rückbildung und Entartung verfallen.

Von gewissen Vertretern des gesunden Menschenverstandes ist mir auch entgegengehalten worden, viele von den Defekten, die ich dem Genie nachweise, hätten alle, auch die Nicht-Genies. Das ist wahr, aber gerade in der besonderen Qualität und Quantität dieser Defekte liegt das Abnorme, und vor allen Dingen zeigt sich die Abnormität in dem Gegensatz gewisser Merkmale zu dem Gesammtbilde der Persönlichkeit. Eitel sind schließlich auch die Köchinnen, aber auf Das, was zu ihrem Beruf gehört; eine Eitelkeit aber, die an die eigene Gottähnlichkeit glaubt, findet sich in der Regel nicht bei Köchinnen. Der Marquis rühmt sich seiner Abstammung von Roland aber er wird sich kaum rühmen, Bildhauer zu sein, und eben so wenig wird ein Bildhauer, der ein Durchschnittsmensch ist, sich rühmen, von einem mittelalterlichen Baron abzustammen, worauf Michel Angelo so stolz war.

Man hat mir ferner vorgeworfen, bei dem Genie keinen Atavismus gefunden und ihn auch nicht untersucht zu haben, und mir bemerkt: „Wenn die organische Entwickelung als ihr Resultat dies allmähliche Aufsteigen von den niederen zu den höchsten Formen der Lebewelt gehabt hat, wenn die Psyche sich parallel und auf Grund der morphologischen Prozesse vervollkommnet hat, so müssen offenbar in jeder Epoche der Erdgeschichte und innerhalb jeder Gruppe unserer Ahnenreihe Varietäten bestanden haben, die im progressiven Sinne vom Typus abwichen, also auch geniale Individuen; es müssen deshalb auch unter den Thieren höher stehende Intelligenzen und Seelenkräfte bestanden haben". (Morselli.)

Das ist in der That ein geistreicher Einwand, dem ich früher hätte begegnen müssen. Gewiß, auch unter den Hausthieren giebt es, wie unter den heutigen Naturvölkern, Genies; aber es geht den Genies wie allen anderen Kämpfern im Daseinskriege: die Schwachen — und schwach und inferior sind alle Genies gegenüber den neuheitfeindlichen und deshalb ihnen beständig abgeneigten Massen — werden im Entstehen unterdrückt und hinterlassen nur eine leichte Spur, einen traurigen Schatten (wie den des Salomon von Caus, des Erfinders der Lokomotive), sie werden zerstört vor, während oder nach ihren Entdeckungen, denn die Menschheit erträgt und duldet keine Ungleichheit. So kommt es, daß das Studium des Atavismus, das ich nach diesem Rathschlag unternommen hatte, mir Resultate gab, die wichtig sind, gerade weil sie negativ ausfielen. Die Natur, auch eine grausame und unerbittliche Gleichmacherin, will das Genie nicht dulden, selbst wenn sich bei den Thieren ein zu großes Talent zeigt, läßt sie es durch Unfruchtbarkeit, durch geringere Vitalität und nicht selten durch Epilepsie für seine höheren Fähigkeiten büßen, so daß sie auch hier den pathologischen Ursprung des Genies bestätigt.

Gegenüber dem Begriff der epileptoiden Degeneration beim Genie, den ich zur Geltung zu bringen suche, hat man mir die alte Beschuldigung vorgehalten, so absolute Formeln wären unwissenschaftlich; als ob die Wahrheit etwas Halbes und Verschwommenes wäre! Die Sonne steht entweder still oder sie bewegt sich, tertium non datur, das Blut cirkulirt entweder oder steht still und ist nicht halb in Bewegung, halb in Ruhe. Halbheiten und Kompromisse mögen zu billigen Triumphen führen bei den Massen, die klaren Formeln abgeneigt sind und sich durch sie in ihrem behaglichen Hindämmern und in dem bequemen Wandeln auf der Mittelstraße, die ihrer blöden Mittelmäßigkeit zusagt, gestört fühlen. Wer es wagt, neue Lehren vorzubringen, Der muß sofort auf den Widerstand der stumpfen Masse stoßen. Die Anerkennung meiner Lehre ist im Grunde weder eine Frage der Logik noch der Wissenschaft; wenn eine Nation noch nicht reif dafür ist, eine Frage in Angriff zu nehmen, so läßt sie sie unberührt, man geht dann höchstens um sie herum, sucht an der Lösung zu mäkeln, um einen Angriffspunkt für kritiklose Skepsis zu finden, um den Denker zu verhöhnen, und ergiebt sich auch nicht gegenüber der absoluten Klarheit.

Man hat sich entsetzlich erstaunt gestellt und mich gefragt, von welcher Epilepsie ich denn eigentlich spräche, „ob es sich um diejenige handele, wie sie in der Pathologie verstanden wird, wie der Arzt sie zu sehen und zu behandeln bekäme, also um die Neurose, die sich in Anfällen von Bewußtlosigkeit — an die deshalb jede Erinnerung fehlt — mit nachfolgenden von der Hirnrinde ausgehenden Konvulsionen äußert", und hat dann geschlossen, ich müßte mich wohl irren, denn „nur eine ganz kleine Zahl geistig hochstehender Menschen habe an dieser Krankheit gelitten". Gegen einen solchen Angriff brauche ich mich eigentlich nicht zu vertheidigen. Es giebt keinen Kliniker, ja kaum einen unterrichteten Arzt, der unbekannt sein kann mit der Erweiterung, die das Gebiet der Epilepsie-Pathologie in den letzten fünfzig Jahren erfahren hat, so daß die unter Bewußtseinsverlust und Krämpfen verlaufende Form, die früher für die gewöhnliche Betrachtung den Typus ausmachte, zu einer bloßen Varietät der Epilepsie geworden ist. Diese Aenderung der Anschauungen hat sich vollzogen nicht auf Grund bloßen Theoretisirens, hypothetischen Tastens, sondern auf dem Boden des physiologischen Experimentes, das die Epilepsie als eine mehr oder weniger umschriebene Reizung der Hirnrinde erkennen läßt.

Wenn man mir nun ferner entgegenhält, „daß die Inspiration, von welcher die geniale Schöpfung abhängt, nicht immer das Produkt der sogenannten Ekstase ist, vielmehr das einer minutiösen, geduldigen, mühevollen Arbeit des Bewußtseins, daß, soweit das wissenschaftliche Genie in Frage kommt, Dinge, wie das Bad des Archimedes, die Lampe Galileis, der Apfel

Newtons, die Blume Goethes, der Armadillpanzer Darwins, entweder bloße Legenden oder nichts als zufällige Anstöße von lange vorbereiteten Gedankengängen wären", so erwidere ich: diese Beispiele entkräften schon ihre Prämissen, weil auch der kortikale Reizzustand des Epileptikers sich nicht immer so explosiv abspielt, wie es scheint. Er wird langsam vorbereitet, z. B. durch eine Vergiftung oder durch einen heftigen Affekt, der die Hirnrinde so lange reizt, bis es zu einer plötzlichen Entladung kommt. Wenn diese uns als etwas Plötzliches erscheint, so ist sie es doch nicht für den Kliniker, der aus den vorausgehenden Veränderungen der Physiognomie, den Sprachstörungen und Halluzinationen, ja aus chemischen Veränderungen des Urins erkennt, daß es sich nur um die letzte Szene eines im prädisponirten Organismus schon lange sich abspielenden Dramas handelt.

Wenn man weiter behauptet, daß ganz im Gegensatz zur Epilepsie „das Genie die Geduld ist", so ist dieser Satz Buffons bisher noch nicht bestätigt worden, selbst nicht von jener höchsten Instanz landläufiger Weisheit, dem Sprichwort, das vielmehr sagt, „die Geduld ist die Tugend der Esel," und, wie ich hinzufügen möchte, der Buchgelehrten, die eine vollkommene Antithese des Genies sind.

Man hat mir ferner eingewendet, daß eine Anschauung, die das Heterogenste zusammenwirft, einen Mathematiker wie Siacci und einen Dichter wie Goethe, einen Dichter wie Heine mit einem Künstler wie Michel Angelo, und Mohammed mit Newton, nicht wahrscheinlich ist und deswegen nicht wahr sein kann, „da die Persönlichkeit eines Naturforschers eine ganz andere ist als die eines Dichters, da zwischen einem an den Schreibtisch gebannten Geiste und dem Manne der Aktion, zwischen dem geduldigen Philologen und dem glorreichen Eroberer, unermeßliche Abgründe liegen". (Morselli.) Gewiß macht diese Identifizirung auf eine gewöhnliche Intelligenz zunächst einen verblüffenden Eindruck, ganz wie jede andere richtige Theorie, die den Leib der Wahrscheinlichkeit durchbohrt, um die Wahrheit zu treffen; wenn man jedoch überlegt, so findet man diese Analogie auch am Leitfaden der Logik, denn wir wollen ja keine spezielle Qualität untersuchen, sondern die Natur des Genies, gleichviel an welchen Gegenständen es sich bethätigt; das Wesen des zu Grunde liegenden kortikalen Reizes ist immer das selbe, es findet sich stets die gleiche, unbewußt wirkende, gespaltene Persönlichkeit u. s. w., wir finden das Alles in den Bekenntnissen Foscolos, der ein Dichter war, Napoleons, wie in denen Disraelis, der ein berechnender Diplomat war, und es zeigt sich in den analogen Eigenthümlichkeiten der Schrift und der Reaktionzeit bei Mathematikern wie bei Literaten. Eine eigene Psychophysiologie für jede Form höchster Begabung fordern wäre das Selbe, als wollte man für alle Varianten des Siliciumbi-

oxyds, den Onyx, Amethyst, Achat, Saphir und Feuerstein, eine besondere Zusammensetzung verlangen, oder als wollte man leugnen, daß Kohle, Graphit und Diamant, nur weil sie dem Auge und dem Tastsinn so verschieden erscheinen, reiner Kohlenstoff sind.

Man hat mir ferner eine Anzahl von genialen Männern entgegengehalten, die ihr Leben lang ohne jede Spur pathologischer Zustände geblieben sind; aber eine genauere Prüfung ihres Lebens ergiebt, daß solche Störungen thatsächlich vorhanden waren, wenn sie auch zum Theil deshalb nicht beachtet wurden, weil die Zeitgenossen dieser Männer derartige Dinge nicht richtig zu beurtheilen wußten. „Wir kennen das Leben von Sokrates und Horaz besser als das Shakespeares," sagt Smiles, „weil seine Zeitgenossen seine Größe nicht würdigten und deshalb seiner Persönlichkeit keine Beachtung schenkten. Auch von Plato und Aristoteles wissen wir wenig; von Correggio haben wir nicht einmal ein Portrait". Auch vermögen, wie Johnson bemerkt, nur wenige Derer, die neben dem Genius leben, ihn gut zu beobachten, und mit Recht sagt Chamfort, Niemand könne seinem intimsten Freunde die Geheimnisse seines Wesens, seiner Laster u. s. w. entdecken. Darum wissen die Zeitgenossen in der Regel wenig von der Persönlichkeit ihrer großen Männer, und erst wenn spät und allmählich die Einzelnheiten ihres Lebens bekannt werden, findet man die dem Genius beigemischten pathologischen Bestandtheile; Das hat sich bei Guido Reni, ja selbst bei Dante und Michel Angelo*) gezeigt, die man mir früher gerade als Muster von Normalmenschen entgegengehalten hatte.

Guido Reni war auf einer infantilen Entwickelungstufe stehen geblieben und war eine so zarte Erscheinung, daß sein Meister ihn als Modell für seine Engel und Elfen benutzte, zugleich war er mikrocephal und auch im reifen Alter ohne Neigung zum weiblichen Geschlecht. Nach den vorliegenden Quellen war er so übermäßig eitel, daß er sich für wichtiger hielt als den Papst. Als er in Rom sein Atelier hatte, besuchte ihn einmal Paul V. und erlaubte ihm merkwürdigerweise, seinen Hut aufzubehalten; er selbst behauptete hinterher, der Papst hätte ihn errathen, denn er wäre lieber von dem unvollendeten Bilde fortgegangen, als daß er den Hut abgenommen hätte. Er hatte Anfälle von ausgesprochenem Verfolgungdilirium. Als er in Neapel, wo er die Kapelle des Heiligen Januarius ausmalen sollte, erfuhr, daß einer seiner Gehilfen die Bastonnade erhalten hatte, überfiel ihn ein solcher Schreck, daß er sofort die Stadt verließ. Als er in seine Heimath zurückgekehrt war, fing er an, zu spielen, und zwar mit einer solchen Leidenschaft, daß er alle Bilder in seinem Atelier verspielte, Vermögen, Ehre und Reputation verlor und sich manchmal

---

*) S. Lombrosos Aufsatz in der „Zukunft" v. 23. Dezember 1893.

wie ein Tobsüchtiger geberdete. Bei der Arbeit führte er drohende Selbstgespräche und glaubte, sein Haus würde belagert. Eines Tages kam ein junger Mann, früher sein Schüler, auf den Einfall, an dem Gitter seines Atelierfensters in die Höhe zu klettern. Guido Reni griff den Unvorsichtigen an und hätte ihn beinahe getötet, — in dem Glauben, es wäre eine Verschwörung gegen ihn im Gange. In seinem Verfolgungwahn glaubte er, er könne jeden Tag ums Leben kommen, und Jedem, der in seiner Gegenwart vom Tode sprach, ging es schlecht. Als eines Tages ein Edelmann, der ein Bild bei ihm bestellt hatte, ihm sagte, er möchte sich damit beeilen, da Niemand wüßte, wie lange man noch zu leben hätte, und es immerhin möglich wäre, daß der Tod ihn abhielte, das Bild zu beendigen, gerieth Guido in helle Wuth und erklärte, er würde keinen Pinselstrich mehr an dem Bilde thun. Eines Tages aber beherrschte ihn der Gedanke an den Tod so sehr, daß er sich daran machte, seine Forderungen und seine Spielschulden zusammenzustellen, und eine öffentliche Auktion seiner Bilder und seiner ganzen sonstigen Habe ankündigte.

Den furchtbarsten Schreck hatte er aber, als bei irgend einer Gelegenheit ein paar Pilger ihn besuchten, die nach Loreto wollten und sämmtlich Priesterkleider trugen. Der Maler fragte sie, ob sie sämmtlich Priester wären, worauf Einer ohne Bedacht antwortete, ja, und sie wären ihrer so viele, weil sie einem Toten das Geleit geben wollten. Das hatte Guido gerade noch gefehlt; der arme Maler hielt sich für geliefert, ging nirgends mehr hin, wo Menschen waren, und starb 1642 am Verfolgungwahn.

Was die angebliche psychische Intaktheit mancher Genies betrifft, so ist doch zu bedenken, daß erst die Zeit zu einem Urtheil über die wahre Größe eines Mannes verhilft. Ehe dieses Urtheil gefällt ist, gelten viele wohlequilibrirte Talente für genial, deren Mittelmäßigkeit das Glück gehabt hat, den Geschmack der großen Menge nicht zu verletzen, vielmehr ihm entgegenzukommen und ihn sozusagen in breite Kanäle zu leiten. Mancher gilt auch für groß, nur weil er weit von uns entfernt ist. Wenn Ovid, Cicero und Livius moderne Schriftsteller wären, so würden sie für bloße Rhetoren gelten. Wie viele sogenannte Klassiker, die Niemand ohne Stolpern liest und von denen man, wenn sie heute lebten, nicht viel Aufhebens machen würde, gelten noch immer als genial!

Wo man meine Theorie nicht für bizarr oder falsch erklärt, wirft man ihr vor, grausam und unbefriedigend zu sein. Daß sie traurig stimmen mag, leugne ich nicht, aber doch auch nicht trauriger, als die Natur uns stimmt, die aus ähnlichen Keimen und auf der selben Scholle Rose und Brennnessel, Veilchen und Tollkraut hervorbringt.

Turin. Professor Cesare Lombroso.

Soldatenmißhandlungen.

Die Mißhandlungen haben in der deutschen Armee noch immer nicht ihr Ende erreicht. Mit der trivialen Phrase, daß in einer großen Armee immer „Etwas vorfallen“ wird, können sie nicht ihre Entschuldigung finden. Die Mißhandlungen sind das Symptom einer Krankheit, eines Fehlers im Organismus. Unter Mißhandlungen verstehe ich eine Behandlung des Soldaten, die einen Mangel an Ehrgefühl bei ihm voraussetzt. Daher rechne ich auch Schimpfwörter und Quälereien zu den Mißhandlungen.

Das Kriterium einer richtigen Behandlung der Mannschaften liegt zunächst in dem Appell an ihr Ehrgefühl. Der deutsche Soldat wird sich stets dafür dankbar erweisen, wenn ein reges Ehrgefühl bei ihm vorausgesetzt wird. Daß Dies aber nicht in genügender Weise geschieht, Das eben, behaupte ich, beweisen die Mißhandlungen.

Eine andere Wurzel dieser Ausschreitungen ist die leider bei den Juristen auch noch vielfach herrschende Anschauung, daß die Menschen durch die Furcht regirt werden müssen: in der Armee spielt dieser Faktor jedenfalls keine geringe Rolle. Eine dritte Ursache der Mißhandlungen endlich ist der Affekt. Aber auch dieser ist keine Entschuldigung; auch er deutet auf einen Fehler im Organismus. Wozu Leidenschaft? Hat man es denn mit einer Zähmung der Widerspenstigen zu thun? Ist es möglich, Das scheint mir die entscheidende Frage, die Armee auf den Standpunkt zu erheben, daß der Appell an das Ehrgefühl als Sporn genügt, daß an Stelle der Furcht die Zuneigung zu den Vorgesetzten und die Liebe zum Beruf das Geschäft der Erziehung übernähmen und Leidenschaft und Aufregung als überflüssig und schädlich von vorn herein ausgeschlossen wären?

An dieser Stelle möchte ich nur darauf hinweisen, daß die Mißhandlungen das Symptom einer Krankheit, eines Fehlers im Militärkörper selbst, seines Organismus sind, und daß, ehe dieser Fehler nicht beseitigt ist, der Kampf gegen die Mißhandlungen völlig aussichtlos ist. Sie deuten unfehlbar auf ein Mißverhältniß zwischen Wollen und Können, einen Dualismus zwischen Leib und Seele, Geist und Materie, hin. Dieser Dualismus steckt im System, in der Methode, im Exerzir-Reglement, das bereits äußerlich durch seine Eintheilung in die „Schule“, das Gefecht und die Parade, diese Zwiespältigkeit zeigt. Aus der alten Zeit, der guten alten Zeit, ist es herübergenommen und hält nun die Armee in den Banden der Tradition gefangen. Daß der Schule eine solche Wichtigkeit beigelegt worden ist, daß sie ein völlig selbständiges Leben zu führen versucht, Das ist der Pfahl im Fleische der Armee, denn mit der Schule tritt eine Erscheinung auf, in der ich hauptsächlich die Ursache der Mißhandlungen er-

blicke: der Drill. Der Drill ist der Nährboden, auf dem die Mißhandlungen wachsen. Erst mit dem Drill können sie von der Bildfläche verschwinden.

Sicher ist ja, daß sie in den letzten Jahren an Zahl abgenommen haben. Mir ist gesagt worden, daß vor etwa zehn Jahren noch die Mannschaften, trotz ziemlich regelmäßiger Prügel von Seiten der Unteroffiziere, unter einander streng darauf hielten, daß Niemand eine Anzeige erstattete. Dieser leidige Zustand existirt nicht mehr; aber eine feste Bürgschaft, daß er nicht zurückkehre, ist nicht gegeben und eine Behandlung der Mannschaften, wie sie dem Geiste eines civilisirten Volkes entspricht, ist bis jetzt nur in schwachen Ansätzen vorhanden und kann auch nicht eher durchgehends erreicht werden, als bis das Haupthinderniß eines auf gegenseitige Achtung gegründeten Verhältnisses zwischen Vorgesetzten und Untergebenen für immer beseitigt ist: der Drill.

Ein österreichischer Erzherzog, der zugleich Soldat und Philosoph war, hat schon vor zehn Jahren seiner Armee zugerufen: „Man drille nicht, man erziehe." An den Rand seiner Broschüre „Drill oder Erziehung" soll Kaiser Wilhelm geschrieben haben: „Drill und Erziehung". Mit diesem Worte des Kaisers ist der Drill als gleichberechtigter Faktor neben die Erziehung gestellt worden und das Reglement hat die Gleichberechtigung jenes Faktors in seinem ersten Theile, der „Schule", vollkommen anerkannt. Daß Kaiser Wilhelm auf militärischem Gebiet mit Recht als Autorität galt, braucht nicht erst bewiesen zu werden; aber man vergesse nicht, daß er, im Jahre 1797 geboren, unseren Ideen fremd gegenüber stehen mußte. Seine Jugend fällt in eine Zeit, da das ganze Geschäft der Erziehung im Drill aufging; so aber ist unsere Zeit von jener verschieden, daß man heute sagen muß: der Drill hat in der Erziehung aufzugehen.

Dem Schulexerziren ist im Reglement ein so breiter Raum gegeben worden, daß ihm die eine Hälfte des Jahres, vom Oktober bis zum April, fast ausschließlich angehört und auch in der anderen Hälfte eine sehr große Aufmerksamkeit gewidmet werden muß. Monate werden damit zugebracht, Exerzirbewegungen einzuüben, die nur dem Drillmeister irgend welche Befriedigung gewähren können, für den Krieg selbst aber nicht den geringsten Werth haben. Ihre Bestimmung ist die, dem Führer volle Herrschaft über seine Abtheilung zu gewähren, diese ihm so unterzuordnen, daß sie auf einen Wink, einen Laut, von ihm sich bewegt. Das Werkzeug soll mit dem Meister so in Eins sich verschmelzen, daß eine Differenz zwischen beiden a priori ausgeschlossen ist. Die Disziplin also ist es, worauf in letzter Instanz das Schulexerziren gerichtet ist, und darum wird, daran zweifele ich nicht, der größere Theil des Offiziercorps dem Verlangen, das Schulexerziren zu beseitigen, nur einen Sturm der Entrüstung entgegenbringen. Man spricht ja sogar von einer Exerzir-Disziplin und unterscheidet sie

von der Disziplin überhaupt: nämlich als etwas rein Aeußerliches, nur durch die größte Uebung Angeeignetes. Es ist ja richtig, daß die Schwierigkeiten, welche die Schulexerzitien im Allgemeinen bieten, an die Mannschaften die größten Ansprüche machen und sie den größten Geduldproben unterwerfen; aber erstens ist der Zweck, den sie haben, auch bei Uebungen zu erreichen, die den Soldaten direkt auf den Krieg vorbereiten (Märsche, Gefechtsübungen), und zweitens stehen die Mittel zu jenem Zweck in gar keinem Verhältniß. Das Schulexerziren mit seinen fabelhaften Ansprüchen an Strammheit und Exaktheit ist nicht mehr bloßes Mittel zur Erzielung der Disziplin, sondern ist zum Selbstzweck geworden: die Inspizirung, die Parade, ist das unmittelbare Ziel, auf das der Compagniechef hinarbeitet. Was aber eine Inspizirung zu bedeuten hat, weiß Jeder, der eine Weile in der Front gestanden hat.

Mit dem Schulexerziren als Selbstzweck tritt aber auch der Drill auf den Plan. Der Drill, was ist der Drill? Er ist jenes mechanische Einstudiren der Rolle, die eine Compagnie bei der Vorstellung aufzusagen hat, mit den ewigen Wiederholungen, bis sie sie so zu sagen wie im Schlafe auswendig kann. Er umfaßt ein besonderes Studium und man kann ein sehr guter Drillmeister sein, ohne Etwas vom Heerführer zu haben, und man kann ein sehr tüchtiger Heerführer werden, ohne Drillmeister zu sein; und doch kann Jemand an der Unkenntniß der Drillkunst scheitern, ehe er seinen Beruf zum Führer hat beweisen können. Ich meine, schon darin allein läge eine vernichtende Kritik des Drills.

Aber der Hauptvorwurf, den man gegen den Drill richten muß, ist der, daß er den Soldaten zu einer Maschine, zum bloßen Figuranten, degradirt, der seine Künste schließlich ganz im Traume macht. Der Drill arbeitet mit einer solchen Energie geradezu gegen den kriegerischen Zweck des Soldaten, daß man oft über das schwache Resultat der Gesammtbildung im höchsten Grade erstaunt ist. Der Drill ist nichts als Ballast, aber nicht Ballast, der das Gleichgewicht der Kräfte herstellt, sondern der es aufhebt. Man schaffe ihn ab und man wird sehen, wie Frische, Energie, Elastizität und Initiative sich rasch wieder einstellen werden. Und mit dem Drill wird auch die oft üble und total verkehrte Behandlung der Mannschaften mit einem Schlage verschwinden; denn den Drill muß man in erster Reihe für die Mißhandlungen verantwortlich machen. Der Drill ist es, der unsere Exerzirplätze so unendlich langweilig, eintönig und geisttötend macht, daß selbst den Eifrigsten die Lust am Dienst vergeht: und mit der Lust schwindet die gute Laune, und mit ihr das gute Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Der Untergebene wird zu einem Gegenstande des Mißvergnügens und der Vorgesetzte wird zum Feinde; die Ausbildung

wird zu einer Art von Kampf zwischen ihnen und die schlechte Behandlung der Soldaten ist die Frucht dieses Kampfes. Siegt der Vorgesetzte in diesem Kampfe, wie Das doch in der deutschen Armee die Regel ist, dann ist der Soldat zum willenlosen Werkzeuge gemacht, siegt aber der Untergebene, dann — gute Nacht, Disziplin!

Man denke an den Aufwand von Zeit, Kraft und Energie, dessen es bedarf, um eine Compagnie zur Maschine zu machen, und man wird sich nicht wundern, wenn den Compagniechef bisweilen die Geduld verläßt und es dann hergeht, wie einst unter Friedrich dem Großen, über Gerechte und Ungerechte. In dem ganzen Militärdrama spielen die Vorgesetzten überhaupt oft eine weniger beneidenswerthe Rolle als die Untergebenen. Den Compagniechef vor Allem, dem die ganze Verantwortung für die Ausbildung zufällt, trifft nicht allein der Vorwurf, wenn es bei der Inspizirung nicht „klappt", sondern auch, wenn ein Soldat schlecht behandelt worden ist. Sitzt er seinen Unteroffizieren nicht fortgesetzt auf der „Pelle", so erreicht er nichts; thut er es aber, so kann er sicher sein, daß diese es ihre Leute entgelten lassen. Und so entsteht denn in der Armee eine Spannung, ein gereizter Ton, eine Animosität, die das Leben nicht nur unerquicklich macht, sondern auch keineswegs zum Segen der gemeinsamen Arbeit gereicht.

Die hochgradige Nervosität der Offiziere ist in nicht geringem Grade diesem Umstande zu verdanken; aber das Schlimmere ist, daß, je schärfer der Wind weht, um so mehr das Gefühl abgestumpft wird. Die Folge davon ist, daß der Unteroffizier, der sich mit Worten nicht mehr zu helfen weiß, zu Thätlichkeiten übergeht: die Mißhandlung ist da! Das ist die Genesis der Mißhandlungen: Abstumpfung der Mannschaften durch Drillen, Aufregung der Vorgesetzten gegenüber der Indifferenz der Leute, harte Worte zur Aufrüttelung, passiver Widerstand des Mannes, — Schlagen.

Gegenüber der Frage: Was an die Stelle des Schulexerzirens setzen? kann ich nur auf die Aufgabe der Armee überhaupt hinweisen. Je sorgfältiger heute die Ausbildung des einzelnen Mannes geschehen muß, um so weniger darf die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Zweck des Soldaten abgelenkt werden. Die Ausbildung für das Gefecht macht in so hohem Grade Ansprüche an die körperliche Gewandtheit, die Selbstbeherrschung, die Subordination, die Intelligenz und die Elastizität des Geistes, daß sie zur Disziplinirung des Mannes vollkommen genügt. Um die Achtung vor den Vorgesetzten, die Liebe zum Dienst, zum militärischen Beruf überhaupt, um Patriotismus und Enthusiasmus, um die gesammten Fähigkeiten des Mannes aus ihrem Schlafe zu wecken, kann bei aller Strenge des Dienstbetriebes der Soldat nicht gut genug behandelt werden.

Hauptmann a. D. Georg von Forell.

Die Urgeschichte der Familie.

I.

Bis über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus war die allgemeine Ansicht, daß die erste gesellschaftliche Organisation der Menschen die patriarchalische Einzelnfamilie gewesen sei. Zuerst wurde diese Ansicht erschüttert durch Bachofens Entdeckung des „Mutterrechts" (das Buch erschien 1861), welches von ihm so gedeutet wurde, daß es eine unterschiedlose Geschlechtsgemeinschaft in der Urzeit bewies. Fast gleichzeitig machte Mac Lennan die selbe Entdeckung (1865) und zog die selben Schlußfolgerungen aus ihr. 1871 erschienen dann des Amerikaners Morgan „Systems of consanguinity" und 1877 seine „Ancient Society"; in diesen Büchern wurde namentlich mit Hilfe der von Morgan entdeckten Verwandtschaftbezeichnungen verschiedener primitiver Völker zum ersten Male eine wirkliche Geschichte der Familie und der ihr entsprechenden Organisation gegeben. Zwar fanden sich die von ihm geschilderten älteren Organisationformen nicht mehr in der Wirklichkeit; aber die Verwandtschaftbezeichnungen, die er fand, wiesen darauf hin, daß sie früher einmal existirt hatten; während die thatsächliche Organisation sich entwickelt hatte zu neuen Formen, waren die alten Verwandtschaftbezeichnungen, obwohl sie nunmehr sinnlos geworden waren, bestehen geblieben und hatten nunmehr für den Forscher die Bedeutung Darwinscher Rudimente, aus denen man die frühere Form rückwärts konstruiren konnte. Die Morgansche Theorie fand — namentlich in Deutschland — zuletzt allgemeinen Anklang, während in England die Forscher mehr an Mac Lennan festhielten. Jedenfalls schien die Promiskuität-Hypothese bereits ganz sicher begründet zu sein. In den letzten Jahren sind nun zwei Werke erschienen, welche diese Hypothese einer Kritik unterwerfen und wieder neue Ansichten über die Urgeschichte der menschlichen Organisation aufstellen: „Die primitive Familie" von Starcke, einem Privatdozenten in Kopenhagen, in deutscher Sprache geschrieben (1888), und „History of human marriage" von Westermark, Dozenten in Helsingfors (1891), in englischer Sprache erschienen, jetzt aber auch in guter deutscher Uebersetzung. Das erste Werk ist ungemein klar geschrieben und enthält eine Menge bedeutender Gesichtspunkte; den Hauptvorzug des zweiten Werkes bildet das reichhaltige Material, das in ihm aufgehäuft ist, freilich oft etwas unkritisch.

Morgan fand bei den Irokesen, unter denen er Jahrzehnte gelebt hat, und in deren einen Stamm er auch adoptirt war, die „Paarung-Ehe" als wirkliche Eheform vor, eine Einzelnehe also, die von beiden Seiten gelöst werden kann. Die Verwandtschaftbezeichnungen jedoch entsprachen dieser Eheform nicht. Nach ihr müßte, sollte man meinen, das Verwandtschaftsystem doch das selbe sein wie bei uns. Der Mann nennt jedoch bei den Irokesen die Kinder seiner Brüder Söhne und Töchter wie seine eigenen, sie nennen ihn Vater und sich unter einander Brüder und Schwestern. Die Kinder seiner Schwestern nennt er Neffen und Nichten, sie nennen ihn Oheim und sich unter einander Vettern und Basen. Die Frau nennt die Kinder ihrer Schwestern Söhne und Töchter wie ihre eigenen, sie nennen sie Mutter und sich unter einander Brüder und Schwestern; und die Kinder ihrer Brüder nennt sie Neffen und Nichten, sie nennen sie Tante und sich unter einander Vettern und Basen. Dieses Verwandtschaftsystem findet sich nicht nur bei allen ganowanischen

Stämmen, sondern auch bei den Ureinwohnern Indiens und mehr oder weniger modifizirt auch anderweitig.

Nun glaubte Morgan, in Hawaii in der jüngsten Vergangenheit eine Familienform zu finden, die zu diesem Verwandtschaftsystem paßte, aber wieder mit einem Verwandtschaftsystem verbunden war, das nicht zu ihr paßte. Nach dem System auf Hawaii sind alle Geschwisterkinder Brüder und Schwestern, nicht nur die des Bruders für sich und der Schwester für sich. Nehmen wir fünf Brüder und fünf Schwestern an; ihre Nachkommenschaft betrage zusammen zwanzig Menschen; dann sind die fünf Brüder die Väter, die fünf Schwestern die Mütter jedes Einzelnen, und die zwanzig Kinder sind die Söhne und Töchter jedes Einzelnen der Geschwister. Dieses Verwandtschaftsystem muß gleichfalls früher einer Familienform entsprochen haben, wie die frühere Familienform in Hawaii dem ganowanischen Verwandtschaftsystem entsprochen haben muß. „Die Familie ist das aktive Element; sie ist nie stationär, sondern schreitet vor von einer niedrigeren zu einer höheren Form, im Maße, wie die Gesellschaft von einer niederen zu einer höheren Stufe sich entwickelt. Die Verwandtschaftsysteme dagegen sind passiv; nur in langen Zwischenräumen registriren sie die Fortschritte, die die Familie im Lauf der Zeit gemacht hat, und erfahren nur dann radikale Aenderung, wenn die Familie sich radikal verändert hat."

Auf diese Weise gelingt es nun Morgan, folgende Epochen der Familienentwickelung zu konstruiren:

Zunächst den Urzustand, wo allgemeine Promiskuität innerhalb des Stammes herrscht. Dieser Urzustand ist nirgends mehr zu beobachten, wird aber erschlossen aus der Thatsache des primitiven Mutterrechts. Da nämlich bei dieser Promiskuität der Vater stets unsicher ist, kann Abstammung nur von mütterlicher Seite gelten. Theorie und Argument für sie stammen von Bachofen, der diesen Urzustand als „Hetärismus" bezeichnet. Beachten wir, daß dieses einzige Argument auf schwachen Füßen steht: es hat nämlich die Annahme zur Bedingung, daß das „Mutterrecht", das die Richtung der Abstammung nur von der mütterlichen Linie hat, *nur* dadurch entstanden sein könne, daß die Vaterschaft unsicher sei. Sobald sich herausstellen sollte, daß noch eine andere Erklärung für das Mutterrecht denkbar oder wahrscheinlich ist, stürzt die ganze Theorie um.

Aus dem Urzustand entwickelt sich 1) die Blutsverwandtschaftfamilie. „Sie beruht auf der Gruppenehe von Brüdern, leiblichen und kollateralen, mit ihren Schwestern."

Auch die Blutsverwandtschaftfamilie ist nirgends in der Wirklichkeit beobachtet, sondern von Morgan aus dem hawaiischen Verwandtschaftsystem geschlossen worden. Die Annahme ist dabei: wenn die eine Generation sich als Großeltern, die zweite als Eltern, die dritte als Kinder, die vierte als Enkel bezeichnet, so kann Das nur den einen Grund gehabt haben, daß die Generationen jede unter sich in geschlechtlicher Gemeinschaft gelebt haben. Da die Vaterschaft ungewiß ist, so haben sich deshalb alle männlichen Mitglieder einer Generation als Väter aller Kinder betrachtet. Bei den Müttern kann Das nicht der Fall sein, denn die Mutterschaft ist doch gewiß, und jedes Kind kann nur eine Mutter haben, was Mac Lennan in seiner Kritik des Morganschen Systems hervorhebt. Daß trotzdem alle Weiber der vorhergehenden Generation auch als Mutter jedes einzelnen Kindes der folgenden,

auch des von ihnen nicht geborenen, gelten, kann nur durch eine formelle Uebertragung erklärt werden; diese ist aber sehr gut möglich und findet sich auch anderweitig. Aber die Frage entsteht: läßt sich dieses Verwandtschaftsystem nur so erklären? Und wenn sich eine andere mögliche Erklärung findet, ist diese nicht dem Gedankengang der Naturmenschen angemessener?

Auf die Blutsverwandtschaftfamilie folgt bei Morgan: 2) die Punaluafamilie. „Diese beruht auf der Gruppenehe mehrerer, leiblicher und kollateraler Schwestern mit ihren Ehemännern, wobei die gemeinsamen Ehegatten nicht nothwendig mit einander verwandt zu sein brauchten. Eben so auf der Gruppenehe mehrerer leiblicher und kollateraler Brüder mit ihren Ehefrauen, wobei diese Frauen ebenfalls unter einander nicht verwandt zu sein brauchten, obwohl in beiden Fällen Dies häufig vorkam. In jedem Fall war die Gruppe der Männer gemeinschaflich mit der Gruppe der Frauen verheirathet."

Diese „Punaluafamilie" nun entspricht dem Verwandtschaftsystem bei den Irokesen und von ihr haben sich auch noch Spuren gefunden, — wie bereits erwähnt ist, zunächst in Hawaii. Aber hier entsteht die Frage, inwieweit hier zuverlässige Berichte vorliegen und ob die zuverlässigen die Punaluafamilie als ein allgemeines und nothwendiges Stadium der Entwickelung erweisen oder ob sich nicht jedesmal besondere Momente auffinden lassen, welche die Punaluafamilie jedesmal veranlaßt haben, aber nicht allgemein geltend gewesen sind. Sollte sich Das erweisen, so bliebe als Beweis nur noch das Verwandtschaftsystem übrig, und dieser Beweis ist unzulänglich, wie wir sahen, wenn es sich herausstellt, daß die Verwandtschaftbeziehungen nicht nur durch die geschlechtlichen Zusammenhänge bestimmt sein müssen.

3) Die syndasmische oder Paarungfamilie. „Sie beruht auf der Ehe zwischen einzelnen Paaren, jedoch ohne völlige eheliche Treue. Die Dauer der Ehe stand im Belieben der Ehegatten."

4) Die patriarchalische Familie. „Sie beruhte auf der Ehe eines Mannes mit mehreren Frauen; ihre Folge war im Allgemeinen die strenge Abschließung der Frau."

5) Die monogamische Familie. „Sie war begründet auf der Ehe zwischen einzelnen Paaren unter der Voraussetzung vollständiger ehelicher Treue."

Aus der Punaluafamilie nun läßt Morgan die Gentilorganisation entstehen; ihr vorauf aber geht die Organisation in Klassen nach dem Geschlecht. Diese herrscht noch gegenwärtig unter dem Theil der australischen Ureinwohner vor, welche die Kamilaroisprache sprechen, neben ihr beginnt aber schon die Organisation in Gentes. Das Volk ist in acht Klassen getheilt, vier männliche und vier weibliche, die einander entsprechen. Alle Glieder der einen männlichen Klasse sind unter einander Brüder und sind auch Brüder der entsprechenden weiblichen Klasse, weil ihre Abstammung von einer gemeinsamen Urältermutter präsumirt wird; aus dem selben Grund sind alle Glieder der einen weiblichen Klasse unter einander Schwestern und auch Schwestern der entsprechenden männlichen. Vom bloßen Gesichtspunkt der Verwandtschaft aus braucht man also nur vier Klassen zu unterscheiden, von denen jede in einen männlichen und einen weiblichen Zweig getheilt ist; anders ist aber die Sache vom Standpunkt des Rechts auf Heirath anzusehen. Es durfte immer eine männliche Klasse sich nur mit einer bestimmten weiblichen Klasse verheirathen, nicht mit der Klasse der Schwestern, sondern mit einer anderen; und zwar galt jedes einzelne In-

dividuum der einen mit jedem einzelnen Individuum der anderen Klasse für verheirathet. „Hier finden wir in einer direkten und bestimmten Form die Punalua-Ehe in einer Gruppe von ungewöhnlicher Ausdehnung, jedoch aufgelöst in kleinere Gruppen, jede eine Miniaturrepräsentation des Ganzen und vereinigt zum Zweck des Wohnens und Lebensunterhalts." Die Kinder von je zwei Klassen, nämlich einer männlichen und einer weiblichen, erhalten nun nicht die Klassennamen ihrer Eltern, sondern die Namen von zwei anderen Klassen, natürlich wieder einer männlichen und einer weiblichen. Je vier Klassen alterniren also ihre Namen unter einander je nach den Generationen.

Bezeichnen wir die männlichen Klassen mit A, B, C, D, die vier weiblichen mit a, b, c, d, so sind Aa, Bb, Cc, Dd Geschwister; Ad, Bc, Cb, Da Gatten; und die Kinder von Ad sind Cc, die Kinder von Bc sind Dd, die Kinder von Cb sind Aa und die Kinder von Da sind Bb. Wir sehen jetzt auch den Grund, weshalb z. B. A nur d heirathen darf: die A sind Kinder von C und b; die A sind Männer, wie wir wissen; heiratheten sie die c, so heiratheten sie ihre Tanten; wenn die b, so ihre Mütter, und wenn die a, so ihre Schwestern; es bleiben ihnen nur die d übrig.

Nun hat sich bei den Kamilaroi bereits die Gentilorganisation gebildet. Es giebt 6 Gentes, die in folgender Weise durch die Klassen aus folgenden Paaren bestehen:

I: Cc oder Dd,
II: Bb oder Aa,
III: Cc oder Dd,
IV: Bb oder Aa,
V: Cc oder Dd,
VI: Bb oder Aa.

Wenn wir nun dieses scheinbar sehr verwickelte System erklären wollen, so müssen wir mit Morgan annehmen, daß ursprünglich nur zwei männliche und zwei weibliche Klassen waren und daß diese vier später in acht getheilt wurden; eben so können wir auch annehmen, daß die Gentes I, III und V einerseits, II, IV und VI andererseits gleichfalls je eine Gens gewesen sind. Die Ansicht der Kamilaroi ist auch, daß sie ursprünglich von je zwei Stammmüttern abstammen, welche die Begründerinnen der vier Klassen resp. zwei Gentes gewesen sein würden. Die beiden ursprünglichen Gentes würden seine I Cc oder Dd, II: Bb oder Aa. Wenn wir nun bedenken, daß Mutterfolge gilt, so werden wir sehen, daß die Kinder immer in der Gens ihrer Mutter bleiben: die von d sind Cc; die von c: Dd; die von b: Aa; die von a: Bb. Die Heirath aber findet statt, indem sich A aus II mit d aus I; B aus II mit c aus I; C aus I mit b aus II und D aus I mit a aus II verheirathet. Nach der Auftheilung der zwei in sechs Gentes durften auch die Mitglieder von I, III und V resp. von II, IV und VI nicht unter einander heirathen.

Verfolgt man die Resultate der Heirathen, so findet man, daß die Vermischung naher Verwandten nicht vermieden wird, wegen des Durchkreuzens der Klassen- und Gentilorganisation. In den folgenden Gleichungen stellen die beiden Buchstaben vor dem Gleichheitzeichen die Eltern, die nach dem Gleichheitzeichen die Kinder dar: cB = Aa; bC = Dd; aD = Bb; dA = Cc. Nun verheirathen sich die Kinder wieder; A nimmt d und hat als Kinder cC; A ist Sohn von cB, d Tochter von bC; seine Mutter und ihr Vater sind Geschwister,

sie also Vetter und Base. Vermieden wird bei diesem System zwar die Geschwisterehe, aber die Ehe der Geschwisterkinder ist sogar obligatorisch.

Die Entwickelung geht nun darauf hin, die alte Klassenverfassung zu beseitigen und eine reine Gentilverfassung zu erzielen. Erstens wird späterhin jeder der beiden Dreiheiten von Gentes, wenn auch in beschränktem Umfang, das Heirathen innerhalb der Dreiheit, und zweitens werden vorher nicht erlaubte Heirathen in bestimmte Klassen hinein gestattet. Die Tendenz dieser Entwickelung ist: jedes männliche Mitglied einer Gens kann jedes weibliche Mitglied einer anderen Gens heirathen. Die Kinder der Beiden gehören in die Gens der Mutter. Unmöglich ist die Geschwisterkinderheirath auch hier nicht, aber doch wenigstens zu einer Zufälligkeit gemacht.

Das treibende Moment zur Entwickelung und Herausgestaltung der Gens ist nach der Morganschen Annahme fast ausschließlich das Streben, die geschlechtliche Vermischung von Blutsverwandten zu beseitigen. Oefters scheint er die Ansicht zu haben, daß dieses Streben bewußt war und zur Verhütung der üblen Folgen der Vermischung Blutsverwandter für die Nachkommenschaft bewußt befolgt wurde. Meistens aber drückt er sich so aus, daß diejenigen Gruppen die zur Vermeidung dieser Vermischung gekommen seien, die lebensfähigsten Individuen enthalten haben und so im Kampf ums Dasein siegen mußten.

Das große Verdienst Morgans, die Gentilorganisation zum ersten Male gründlich untersucht und in ihrer ungemeinen Wichtigkeit als Vorläuferin des Staates — in einem Sinn auch der Familie — dargestellt zu haben, wird niemals geleugnet werden können. Die Frage ist freilich, ob wir uns ihren Entstehung in der von Morgan geschilderten Weise denken sollen.

An eine bewußte Politik der Naturvölker ist schwer zu glauben. Allerdings darf man wohl nicht, wie Starcke es thut, als Parallele herbeiziehen, daß selbst heute kranke Personen noch heirathen, obwohl sie doch wissen müssen, daß sie schwächliche Nachkommenschaft erzeugen werden, daß man also von den Naturvölkern in diesem Punkt noch viel weniger Voraussicht erwarten könne. Solche Parallelen sind aber stets gefährlich. Es wäre durchaus nicht undenkbar, daß schwächliche Nachkommenschaft als Strafe der Götter für eine von ihnen nicht gewollte Vermischung aufgefaßt wurde; und nur die Frage, ob die Naturvölker die Folge mit der richtigen Ursache in Verbindung setzen werden, also den Grund in der Verwandtschaft suchen, scheint mir bedenklich zu sein. Auch an eine Folge des Kampfes ums Dasein kann ich nicht glauben. Starcke wie Westermark heben hervor, daß die Inzuchtversuche immer nur unter der Bedingung gemacht sind, daß die erzeugten Thiere sorgfältig geschützt wurden. Nun werden durch die Inzucht nicht nur die schädlichen, sondern auch die nützlichen Eigenschaften gesteigert. Da die Naturvölker nun alle Arten des Kampfes ums Dasein kämpfen, so werden die Individuen, welche die schädlichen Eigenschaften übermäßig geerbt haben, bald ausgemerzt und es könnte folglich auf diese Weise sogar eine ausgezeichnete Rasse geschaffen werden.

Da die Abneigung gegen Inzucht — von Westermark mit dem unpassenden Namen „Blutschande“ belegt — thatsächlich vorhanden ist, so muß, wenn man Morgans Anschauung nicht theilt, ein anderer Grund gesucht worden. Die Hypothese Westermarks scheint mir durchaus verwerflich, daß ein instinktiver Widerwille gegen Vermischung von Personen vorhanden sei, welche einander räumlich sehr nahe sind, und da die Verwandten Das meistens seien, so erkläre sich daraus die Abscheu gegen „Blutschande“. Ein solcher Instinkt

scheint mir nicht zu existiren — wenn auch freilich der entgegengesetzte Trieb, wenigstens beim modernen Kulturmenschen, vorhanden ist, daß alles Fremde und Fremdartige zur Liebe reizt, weil es nämlich die Phantasie mehr in Bewegung setzt — und zudem scheinen mir die betreffenden Anschauungen wegen der Rigorosität, mit welcher Uebertretungen bestraft werden, auf einen religiösen Ursprung hinzuweisen. Vielleicht — Das ist nur eine Vermuthung von mir — erklärt sich die Sache, wenn man einmal den Einfluß der Namen auf die Eheverbote untersucht und dabei die Namen als religiöse Kategorien, mit der Seelenübertragung zusammenhängend, im Auge behält.

Wie Dem nun aber auch sei —: wenn man genau zusieht, so wird man finden, daß die Erklärung Morgans über die Entstehung der Gens überhaupt keine Erklärung ist. Wie kamen die Menschen zum ersten Male auf die Organisation in Klassen? Auf diese Frage erhalten wir keine Antwort, außer der gelegentlichen Andeutung des bewußten Zweckes, die Geschwisterehen zu vermeiden. Das Weitere, nämlich die bessere Stellung der exogamen Gruppen im Kampf ums Dasein, setzt doch die Exogamie schon als bestehend voraus und kann ihre Verbreitung erklären, aber nicht ihren Ursprung.

Indessen hat Morgan noch eine zweite Erklärung für den Ursprung der Gens: die Punaluafamilie. Ich will diese Erklärung mit den Worten von Engels geben: „Nehmen wir aus der Punaluafamilie die eine der beiden Mustergruppen, nämlich die einer Reihe von leiblichen und entfernteren Schwestern, sammt ihren Kindern und ihren leiblichen oder entfernteren Brüdern von mütterlicher Seite, so haben wir genau den Umkreis der Personen, die später als Mitglieder einer Gens in der Urform dieser Institution erscheinen. Sie haben alle eine gemeinsame Hausmutter, kraft der Abstammung, von welcher die weiblichen Nachkommen generationweise Schwestern sind. Die Männer dieser Schwestern können aber nicht mehr ihre Brüder sein, also nicht von dieser Hausmutter abstammen, gehören also nicht in die Blutsverwandtschaftgruppe, die spätere Gens; ihre Kinder aber gehören in diese Gruppe, da Abstammung von mütterlicher Seite allein entscheidend, weil allein gewiß ist.“ Am Schluß bemerkt dann Engels, daraus, daß die Gens bei allen Völkern nachweisbar ist, und daraus, daß sie auf die geschilderte Weise „nicht nur nothwendig, sondern sogar selbstverständlich sich aus der Punaluafamilie entwickelt hat“, gehe hervor, daß die Punaluafamilie gleichfalls allgemein existirt habe. Ein solcher Beweis, auf eine bloße Hypothese gestützt, dürfte nicht sehr sicher sein; Morgan erzählt, daß die Mitgliederzahl der gegenwärtigen Indianergentes zwischen 100 und 1000 schwankt. Man kann sich schwer vorstellen, daß das bloße Bewußtsein der Blutsverwandschaft eine solche Menge von Personen zusammenhalten kann bei Völkern, wo das Individuum, wenn es nach seinem Alter gefragt wird, antwortet, es sei fünf Jahre, vielleicht aber auch hundertfünfzig Jahre alt. In der That werden diese Personen praktisch auch zusammengehalten durch gemeinsame Namen, Kult und Bemalung, kurz, durch den Totemismus; daß sie außerdem glauben, von einer gemeinsamen Urmutter abzustammen, kann einen realen Grund haben und kann auch Substruktion sein; ganz unmöglich aber würde dieser bloße Glaube an gemeinsame Abstammung die Organisation zusammenhalten. Die Betreffenden haben das gemeinschaftliche Totem und schließen daraus auf gemeinsame Abstammung.

Nordhausen. Dr. Paul Ernst.

Glaube und Wissenschaft.

Unter allen krampfhaften Versuchen, die verfahrenen Zeitverhältnisse zu bessern und unser Volk zu retten, hat keiner Aussicht auf Verwirklichung, wenn nicht eine völlige sittliche Erneuerung des Volksgeistes vorhergeht. Eine sittliche Erneuerung aber ist undenkbar ohne eine religiöse Erweckung. Um diese vorzubereiten, vollzieht sich in aller Stille eine rührige Thäthigkeit kleiner Kreise. Es muß eben erst der Boden zugerichtet werden; und diese Arbeit erfordert viel Geduld und Gottvertrauen, denn die große Masse unseres Volkes ist noch weit davon entfernt, sich mit Begeisterung religiösen Fragen zuzuwenden. Die soziale Frage absorbirt die Kräfte. Aber gerade diese wird zur religiösen Frage werden müssen, wenn wirklich befriedigende Zustände eintreten sollen. Darum können wir uns der Aufgabe nicht entziehen, den christlichen Glauben, als den Schöpfer und Träger alles religiösen Lebens, mehr in den Mittelpunkt zu stellen. Die katholische Kirche versäumt keine sich ihr bietende Gelegenheit, ohne mit Nachdruck zu betonen, daß sie und ihre Orden das alleinige Heilmittel in den sozialen Nöthen der Gegenwart bereit halten. Die evangelische Kirche glaubt, es ihrer „Magdstellung" schuldig zu sein, hübsch still und bescheiden zur Seite zu treten und fein demüthig zu warten, bis sie eines Tages gebraucht wird.

Und doch müßte sie alle nur denkbaren Anstrengungen machen, um die Führerin in der geistigen Bewegung unserer Zeit zu werden. Die äußere „Macht"-Stellung gönnen wir gern der katholischen Kirche, wenn wir Evangelischen nur wirklich dem Volke dienen. Der Protestantismus hat ein geschichtliches Recht darauf, geistigen Fortschritt zu fördern und in sich zu verkörpern. Leider ist das wissenschaftliche Leben vom religiösen heutzutage durch einen tiefen Graben getrennt und es hat den Anschein, als wollten je mehr und mehr Wissenschaft und Glaube sich ganz scheiden.

Wodurch es allmählich dahin gekommen ist, Das will ich hier nicht näher untersuchen; leider ists genug, daß die Thatsache vorliegt. Wichtiger ist für uns die Frage: ist denn keine Versöhnung möglich? Nun, allzu Viele auf beiden Seiten wollen keine Brücken schlagen, freuen sich vielmehr daran, die Kluft zu vertiefen. Aber es wäre von traurigen Folgen begleitet, käme es wirklich dahin, daß kein Weg mehr herüber und hinüber führte. Eine Wissenschaft, die der Religion feind ist, muß auf Abwege sich verirren, und ein Glaube, der die Wissenschaft fürchtet, verliert einen großen Theil seiner Kraft.

Deshalb verlange ich zuerst von jedem Pfarrer, daß er in engem Zusammenhang mit der geistigen Bildung bleibt, mag es ihn auch noch so viel Ueberwindung oft kosten. Der evangelische Geistliche muß ein Kind seiner Zeit sein; seine ganze Ausbildung schon stellt ihn mitten in das Kulturleben der gebildeten Kreise. Er athmet die selbe Schulluft, den selben freien Geist der deutschen Hochschule wie alle den höheren Berufskreisen Angehörenden. Er beansprucht für sich keinen besonderen character indelebilis, er schöpft seine Bildung nicht blos aus der Bibel und aus theologischen Schriften, sondern zum großen Theil aus alten und modernen Heiden. Viele Pfarrer jedoch brechen im Amte

völlig mit ihrer klassischen Bildung, um die sie auf der Schule doch so viele Qual haben ausstehen müssen; sie begnügen sich mit der Lektüre von Kirchenzeitungen und Sonntagsblättern, aber am pulsirenden Leben der Gegenwart nehmen sie keinen Antheil mehr. Von der „Welt" wollen sie nichts mehr wissen. Wer aber nicht in seiner Zeit lebt, wird sie nicht verstehen noch bessern können. Was heute die Geister in der Welt bewegt, muß uns mitbewegen. Was die heutige Bildung hervorbringt, muß uns bekannt sein; sonst stehen wir im Leben wie eine zerfallene Ruine, die wohl angestaunt wird, aber Niemand zur Einkehr verlockt. Es ist doch zum Lachen, wenn die moderne Wissenschaft als gottfeindlich und christusfeindlich bekämpft wird von Leuten, die sie niemals kennen gelernt haben. Wir beklagen uns, daß Unkenntniß und Unverstand die Bibel meistern will, und fallen dann doch in den selben Fehler.

Da höre ich einen Amtsbruder rufen: „Na, Das fehlte noch, daß dieses moderne Gift in die Pfarrhäuser hineingeschleppt wird!" Wir rühmen uns aber doch: unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Dann sieht es aber mit der weltüberwindenden Kraft des Glaubens schlimm aus, wenn wir uns dermaßen fürchten. Ein Glaube, der sich vor den Resultaten der Wissenschaft verbergen muß und nicht die Fähigkeit besitzt, das Gift des Unglaubens auszuscheiden, ist nur werth, daß er möglichst rasch von der Bildfläche verschwindet. Wie die Wissenschaft es verstanden hat, die Giftpflanzen der Gesundheit der Menschen nutzbar zu machen, muß es auch die Kirche lernen, den Unglauben dem Glauben unterwürfig zu machen. Deshalb ist auch ganz besonders Gewicht darauf zu legen, die Männer der Wissenschaft für den Glauben, für das Christenthum, zurückzugewinnen, damit der Beweis geliefert wird: religiöser Sinn und Wissenschaft können sehr wohl in einer Person vereint sein.

Eine der vielen Halbheiten unserer Zeit ist es, daß man einen tiefgehenden Gegensatz zwischen Glauben und Wissenschaft konstruirt hat, aber die letzte Schlußfolgerung nicht zu ziehen wagt. Ist der Bestand des christlichen Glaubens von der Wissenschaft bedroht, so daß mit Wissenschaftlichkeit religiöses Denken und Fühlen nicht verbunden sein kann, so ist damit das Todesurtheil über das Christenthum als Weltreligion gesprochen. Der Gegensatz ist aber gar nicht in dieser Schärfe vorhanden; doch er wird angenommen und es wird danach gehandelt. Auf der einen Seite finden wir eine ängstliche Scheu, ein vorsichtiges Sichabschließen gegen Alles, was Wissenschaft heißt, — und auf der anderen Seite ein hochmüthiges Verachten der Gläubigkeit und Religiosität. Ist denn nun eigentlich wirklich die Wissenschaft dem Glauben feindlich?

Die Wissenschaft kann sich ihrem Wesen nach nicht an irgend welche gegebenen Verhältnisse und Kenntnisse oder Offenbarungen binden, sie kann nicht bei einem bestimmten Punkte stehen bleiben, Halt machen und sagen: darüber hinaus darf ich nicht; sie hat die Aufgabe, und Das ist ihre Eigenthümlichkeit, mit allen Mitteln des Verstandes und Scharfsinnes, der Ueberlegung und Reflexion dem letzten Grunde alles Daseins und Lebens nachzuspüren. Dabei darf sie sich nicht hemmen noch einengen, weder Weg noch Resultat sich vorschreiben lassen. Da traf nun die wissenschaftliche Forschung mit der Jahrhunderte alten Tradition der Kirche zusammen. Sollte sie nun Halt machen an Dem, was die Bibel lehrte? Konnte sie ihre Ueberzeugung unterdrücken, weil in der christlichen Gemeinde bestimmte Vorstellungen über die Schöpfung der Welt und

die Erschaffung der Menschen herrschten? Wenn sie Das gethan hätte, wäre sie sich selbst untreu geworden und hätte kein Recht mehr auf den Namen: Wissenschaft. Aber die Theologie selbst blieb vom Geiste der Wissenschaft nicht unberührt und die wissenschaftliche Theologie rang sich durch zu der Erkenntniß, daß die Lehre von der Verbalinspiration der Heiligen Schrift unhaltbar sei. Die einzelnen Schriften wurden auf ihren Werth geprüft, ihr Alter wurde festgestellt und sie wurden in ursprüngliche und erweiterte Bestandtheile zerlegt. Es wurde nachgewiesen, daß Abschnitte, die für uralt galten, erst aus verhältnißmäßig junger Zeit stammten, daß Schriften, die man für unmittelbar von Gott eingegeben angesehen hatte, aus bestimmten Tendenzen heraus geschrieben waren. Dem gegenüber konnte es nicht ausbleiben, daß in allen Kreisen, die am Buchstaben der Schrift festhalten wollten, nun gar die Wissenschaft als ein Werk des Teufels erklärt wurde. Es wäre unnatürlich gewesen, wäre dieser Widerspruch ausgeblieben. Das Heiligste läßt sich Niemand berühren oder gar rauben. Damit hätte die Wissenschaft mehr rechnen müssen. Die Kirchenfeinde aber erhoben nun die Fahne der Wissenschaft, und damit war der Gegensatz zwischen Glauben und Wissenschaft gegeben. Die Kirche steht der Wissenschaft fremd und kühl gegenüber; und die Wissenschaft sieht vielfach im Glauben ein Hemmniß, das sie gern beseitigen möchte. Wo findet man noch einen religiösen Arzt? Das ist eine ganz seltene Spezies geworden. Die Juristen waren schon früher keine guten Christen Die Philologen spötteln über die Einfalt der Gläubigen. Die Lehrerwelt schwärmt für Pädagogik ohne Christenthum. Die Presse läßt vereinzelt noch an Paradetagen das Christenthum im Festzug mit aufziehen, aber sonst ist kein Verständniß dafür vorhanden: Weg damit! Der Adel hält zwar offiziell am Bekenntniß des Apostolikums fest, mit der Bethätigung des Christenstandes im Leben ists aber vielfach eine eigene Sache. Aehnlich ist es in allen Schichten der Bevölkerung, in allen Ständen und in allen Berufsklassen geworden. Das Christenthum ist aus den einflußreichen Kreisen der Bevölkerung hinausgedrängt. Aeußerlich wird es natürlich festgehalten und geübt; aber die wirkliche Lebensbethätigung des christlichen Glaubens wird den Geistern zweiter Güte zugeschoben. Das Christenthum hingegen erhebt den Anspruch, auch in diese Kreise wieder einzudringen und in ihnen das Lebenselement zu werden.

Soll nun aber der christliche Glaube etwa ein Kompromiß schließen? Soll er auf wesentliche Stücke seines Charakters Verzicht leisten, um jenen verlorenen Boden zurückzuerobern? Ein Glaube, der sich selbst seiner Blüthe und Kraft beraubte, der, um Menschen zu gefallen, geschmeidig wie ein Höfling würde, würde n i e, n i e die Welt erobern. Nur Das muß der Glaube von sich abstreifen, was nicht zu seinem eigentlichen Wesen gehört; er muß sich reinigen von Dem, was ihm Menschen angehängt und aufgeladen haben; er muß seine Kraft in sich selbst suchen und sich auf sein eigentliches Gebiet beschränken. Er hat nicht die Aufgabe, der Wissenschaft zu widerstreben; denn die Wissenschaft befaßt sich mit solchen Gegenständen, die dem Auge sichtbar und dem Verstande begreifbar sind. Der Glaube hat aber seinen Sitz nicht im Verstande und dem Intellekt, sondern im Herzen und Gefühl; er befaßt sich mit Gegenständen, die dem Auge unsichtbar und dem Verstande unbegreifbar sind. Sobald irgend ein Gegenstand vom menschlichen Verstande begriffen werden kann, ist er nicht mehr Objekt des Glaubens, er gehört dann einem ganz anderen Gebiete, dem des Wissens, an. Wer zum Wissen gelangen will,

muß studiren, mit Kopf und Verstand arbeiten, denn nur, was er selbst erarbeitet hat, besitzt er wirklich; aber durch das Gebet z. B. gelangt Niemand zu wissenschaftlichen Resultaten. Der Glaube ist ein Empfangen, ein Erfülltwerden mit dem Geiste Gottes. Nicht der suchende Verstand: das suchende Herz wird durch den Glauben befriedigt. Der Glaube ist für Alle da, denn Alle haben ein Herz, das von Sehnsucht nach Gott und nach Gnade erfüllt ist, während die Wissenschaft nur für Wenige vorhanden ist, denn die Durchbildung des Verstandes, die wissenschaftliches Arbeiten ermöglicht, ist nur in ganz verschwindendem Maße den Menschen gegeben. Die Wissenschaft ist auch nie etwas Fertiges und Abgeschlossenes, sie ist in ihren Methoden und Resultaten rastlos wechselnd, sich fort und fort entwickelnd. Deshalb ist sie nicht im Stande, die inneren Herzensbedürfnisse zu befriedigen. Wer sich auf wissenschaftliche Resultate verlassen wollte, würde trübe Erfahrungen machen müssen, denn er müßte jeden Tag befürchten, daß eine neue Methode die bisherigen Errungenschaften völlig entwerthete. Die Religion ist Offenbarung. Diese Offenbarung kann durch die Forschung der Wissenschaft nicht geändert noch bedingt werden. In sie kann man sich wohl versenken und vertiefen, aber durch eigene Geistesarbeit wird eine neue Offenbarung nicht gegeben. Allerdings wird der Eindruck, den die Offenbarung auf das Menschenherz ausübt, verschieden sein, je nach der Geistesrichtung und Individualität des Einzelnen. Darum hat auch die Wissenschaft eine Aufgabe an der Offenbarung, nämlich herauszufinden und auszusondern, welche menschliche Zuthaten zu der Offenbarung hinzugekommen sind. Denn da die Offenbarung durch Menschen vermittelt ist, durch menschliche Arbeit weiter getragen und mit menschlichen Augen angesehen wird, kann es nicht ausbleiben, daß menschliche Zuthaten den eigentlichen Kern verhüllen. Die Kirche und der Glaube des Einzelnen müssen sich deshalb freuen, wenn durch wissenschaftliche Arbeit die Nebendinge aus dem Grund des Glaubens und der Kirche ausgemerzt werden. In der That verdankt die Kirche dieser Arbeit ganz wichtige Resultate. Die Erforschung der alten Texte und Handschriften, die Arbeiten der Dogmen- und Kirchengeschichte haben auf viele Lehrgegenstände ein ganz neues Licht geworfen. Vieles ist als unhaltbar erkannt und auch ohne Schwierigkeit preisgegeben worden, was früher in allen Lehrbüchern zu finden war, andererseits hat die rastlose, sich nie zufriedengebende Thätigkeit der Forscher auch die Wahrheit vieler Geschehnisse in überraschender Weise bestätigt. Wollten wir Das heute entbehren? Ist Das etwa unevangelisch?

Und wenn wir wüßten, daß die Forschung der Wissenschaft uns selbst Das zerstören würde, was uns am Meisten ans Herz gewachsen ist, so dürften wir ihr darum doch erst recht keine Schranken ziehen. Nur was im Licht der Wahrheit bestehen kann, hat einen Werth. Die Wissenschaft hat ihre Schranken in ihrer Kraft. Ueber sich selbst kann sie nicht hinaus.

Daß es einen Gott giebt, kann Niemand wissenschaftlich beweisen; daß es aber keinen geben sollte, eben so wenig. Der Glaube aber beweist das Dasein Gottes, auch sein Wesen, in unumstößlicher Gewißheit. Wodurch beweist er, daß ein Gott lebt und für mich sorgt? Dadurch, daß der Glaube den Menschen, der auf den in Christo geoffenbarten Gott sein Vertrauen setzt, zu einem neuen Menschen macht und ihm inneren Herzensfrieden giebt. Wer glaubt, macht die innere Erfahrung, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben. Ob dieser Gott die Welt ge-

schaffen hat? Der Glaube zweifelt nicht daran, denn ihm ist alles Leben und Sein ein Ausfluß Gottes. Wie diese Schöpfung sich zugetragen hat, Das st freilich dem Glauben ganz einerlei. Kann uns die Wissenschaft sichere Aufklärung darüber geben? Doch nur zum Theil, zumeist beschränkt sie sich doch auch auf Hypothesen, die wohl von viel geistiger Arbeit und großem Verstand des Forschers zeugen, dem Laien aber doch keine Gewißheit schaffen können. Je nachdem die Verstandeskräfte vorhanden sind, in das Geheimniß des Werdens und Vergehens einzudringen, wird auch die Vorstellung der Weltschöpfung sich verschieden bei den Einzelnen ausbilden. Für den naiven, unwissenschaftlichen Sinn des gewöhnlichen Menschen giebt es sicherlich keine sinnigere und anschaulichere Deutung als die im ersten Buch Mose gegebene Schilderung der Schöpfung als eines Siebentagewerkes Gottes. Um die Integrität der Heiligen Schrift zu retten, wird von einzelnen Theologen auch versucht, diese Schilderung mit den Forschungen der Wissenschaft in Einklang zu bringen. Aber damit werden nur ganz fremde Gedanken und Anschauungen hineingetragen, wie sie der Verfasser jenes Berichtes nicht gehabt haben kann. Erreicht wird aber dadaburch gar nichts. Unser religiöses Verhältniß zu Gott wird doch gar nicht davon berührt, ob die Welt in sieben Tagen fertig gestellt ist oder ob sie sich in einem Jahrtausende langen Entwickelungprozeß allmählich herausgebildet hat. Jene Schilderung geht von der Absicht aus, dem Volke Israel eine allgemeinverständliche Darstellung davon zu geben, daß Gott die Welt geschaffen hat. In der poesievollen Sprache des Morgenländers wird aus der abstrakten Lehre eine episch-dramatische Schilderung des Vorganges selbst, wie er nach den allgemeinen Weltvorstellungen jener Zeit gedacht werden mußte. Dadurch wird die Bibel noch lange kein naturwissenschaftliches Lehrbuch.

Von dem Glaubenssatz: Gott hat mich und die Welt geschaffen, wird nichts abgebröckelt, wenn wir durch die Forschung der Naturwissenschaft zu einer anderen Weltentstehungtheorie mittlerweile gelangt sind. Das „Wie?“ der Weltschöpfung ist nicht Objekt des Glaubens, sondern der Naturwissenschaft. Jener Glaubenssatz aber beruht nicht auf wissenschaftlicher Forschung, wird nicht durch wissenschaftliches Denken vermittelt, kann durch keine wissenschaftlichen Fortschritte erschüttert werden; er ist das Resultat des in mir wirkenden Glaubens, eine Frucht göttlicher Offenbarung.

Eine Versöhnung zwischen Glauben und Wissenschaft, zwischen Christenthum und den Fortschritten der Gegenwart, ist deshalb wohl möglich; es wird nur darauf ankommen, ob ihre Vertreter einer Versöhnung geneigt sind. Im heutigen religiösen Denken bahnt sich, vermittelt durch die wissenschaftliche Theologie, ein gewaltiger Fortschritt dazu an, daß sich der Glaube in seiner Reinheit durchsetzt und alle Lebensgebiete wieder für sich in Anspruch nimmt. Zwar wird es noch viel Arbeit kosten, denn die Verquickung des Glaubens mit philosophischen, sozialen, politischen, naturwissenschaftlichen Problemen ist noch sehr eng; aber wie er einst die römischen Ketten zersprengt hat, wird er auch diese Fesseln von sich streifen, um seine volle Kraft zu entfalten und so Frieden in die Welt zu bringen. Die so beklagenswerthe Gleichgiltigkeit religiösen Fragen gegenüber wird dann aufhören und der evangelische Glaube wird wieder das Lebenscentrum des ganzen Volkes werden.

Vernawahlshausen. Pfarrer Dithmar.

Herr Witte auf Reisen.

Ein russischer Staatsmann, der seine Ferien im Auslande verbringt, muß sich in seiner Macht sehr sicher fühlen. Wenigstens galt Das in Petersburg früher als Grundsatz. Und es ist keineswegs ganz unwichtig, ob allein die öffentliche Meinung dort den Finanzminister Witte als einen allmächtigen Mann betrachtet oder ob auch er sich solcher Meinung durchaus anschließt. Deshalb ist auch das Interesse für jene Offenherzigkeiten erklärlich, mit denen die ausruhende Excellenz jüngst zu Abbazia einige Journalisten bewirthet hat.

Herr Witte sprach sich über Politik und über Valutaregulirung aus. Seine Versicherungen über die Politik sind, wie er selbst sagt, durchaus nicht von autorativem Werth und vielleicht waren auch seine Willensäußerungen über das Veredeln des Papierrubels allzu rasch ausgeplaudert. Zunächst: wäre der neueste Held von Abbazia Leiter des Auswärtigen, anstatt der Finanzen, so hätte er von Krieg und Frieden wohl kaum so unfranzösisch geredet. Allein wir Westmenschen übersehen im östlichen Despotismus ein eigenthümlich behagliches und auch nothwendiges Element, das den Beamten von seinem Privatleben nahezu völlig scheidet. Wie man in Rußland ein Offizier nur im Dienst ist und zu Hause eine Tänzerin aus der dritten Reihe geheirathet haben kann, so ist man Minister nur im Amt, und im Kurort — wenn wir dabei gerade an Herrn Witte denken wollen — nur: Sergei Julitsch. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß die politischen Darlegungen des Ministers auch an der Newa nicht als bedeutsam oder gar bindend angesehen werden. Jede noch so hochgestellte Persönlichkeit vollstreckt gleichsam nur den Beschluß des Zaren; stimmen also frühere Worte und darauf folgende Thaten nicht überein, so hat der Monarch eben seinem Diener etwas Anderes befohlen. Gegen Frankreich, das mit vielen Milliarden das Glück der Anleihe-Operationen begründen half, hat Herr Witte gewiß nichts einzuwenden; aber da der französische Markt in dieser Beziehung übermüdet ist, so gilt es, dem deutschen Kapital wieder liebenswerther zu erscheinen und vielleicht auch die Lombardirung russischer Werthe zurückzugewinnen.

Der Vorsatz: die russische Valuta künftig um nur sechs Prozent schwanken zu lassen, ist, wie gesagt, wohl etwas zu rasch ausgeplaudert worden. Starke Naturen lassen sich nach berühmten Mustern in ihrer Rede leicht fortreißen, weil sie später auch in den Mitteln nicht unerfinderisch sind, ihre zu weit gehenden Aufrichtigkeiten zu korrigiren. Wegen dieser geplanten Valutakontrolirung wird Herr Witte viel zu scharf angegriffen. Es besteht in Wirklichkeit eine unverhältnißmäßige Gewohnheitspekulation in Rubelnoten. Der jetzige Finanzminister aber, mit seiner Verachtung des Trugschlusses, daß der Export aus dem niederen Preise des Papiergeldes erblühe, will eine starke Industrie schaffen, die sich vor Allem auf ein Zahlungmittel von Stetigkeit stützt. Seine Inter-

ventionen, die nach eigenem Geständniß oft bis 100 Millionen Rubel umfassen, kommen nicht theuer zu stehen, da die russischen Banken die Staatsaufträge so ziemlich provisionfrei ausführen müssen und die Berliner Häuser, so lange sie noch die russischen Guthaben zu schätzen wußten, ebenfalls billig waren. Ob Herrn Witte der Traum einer Goldwährung vorschwebt, seitdem Oesterreich-Ungarn darin so Großes geleistet hat? Es wird behauptet. Sicher ist, daß die Ansammlung von Goldreserven über die bekannten Schätzungen weit hinausgeht, ganz abgesehen noch von den Guthaben bei Rothschild und den deutschen Bankhäusern. Indessen sind diese großen Kreditposten den Rothschilds, die ohnehin zu reich sind, doch lästig geworden und bei dem heutigen niedrigen Geldsatz sollen auch unseren Berliner Firmen die plötzlichen Ueberschüttungen aus dem Petersburger Füllhorn nicht mehr besonders angenehm sein. Das sind doch keine Summen auf lange Fristen.

Die Pläne Wittes gehen scheinbar aus seiner Machtstellung hervor, aber wahrscheinlich steht er gerade deshalb beim Zaren so fest, weil er große Pläne verfolgt, die ohne eine solche Arbeitkraft, Rücksichtlosigkeit und Mangel an eigenem Erwerbssinn, undenkbar sind. Seine Gegner bleiben unvermindert, sowohl in der russischen Aristokratie, wo man in ihm den Emporkömmling sieht, als in den gelehrten Beamtenkreisen, wo die Lücken in seinen theoretischen Kenntnissen belächelt werden, trotzdem er seine Fachleute ausgezeichnet zu wählen weiß. Aber — wie Das in einer Autokratie so ist — alle seine Gegner beugen sich vor ihm als vor einer starken Thatsache und bereiten dem Gehaßten keine allzu steilen Hindernisse. Daß Witte nicht viel besitzt und keine Gelegenheit erstrebt, der Null seines Vermögens eine Eins vor- und mehrere Nullen hintenanzusetzen, weiß der Zar sehr gut. Eben so stört es diesen Fürsten durchaus nicht, daß unter dem neuen Finanzregime die Spekulanten und Exporteure in den Hafenstädten verloren haben. Das Ausland vernimmt nur diese Klagen, weiß aber wenig von der steigenden Wohlhabenheit zahlreicher Handels- und Gewerbeklassen. Man betrachte nur die enormen Kursbesserungen der zahlreichen russischen Eisenaktien, deren Prosperität allerdings mit den für unsere deutschen Werke erhofften Aufträgen etwas seltsam kontrastirt. Der Trost des Herrn Witte pflegte damals in der Behauptung zu bestehen, daß Rußlands Konsum den Ersparnissen nimmermehr voraneile, daß also erst Getreide exportirt werden müsse, bevor die Russen für das erhaltene Geld ihre Lebenshaltung verbessern könnten. Aber damals war der Tröster vielleicht Diplomat.

Die Wittesche Macht liegt aber, abgesehen von seiner Persönlichkeit, auch in den russischen Regirung-Verhältnissen. Dort steht ein Finanzminister keineswegs derart für sich, daß einer seiner Kollegen ihm irgendwie entgegen handeln würde. Wenn etwa der Minister des Innern dekretirte, daß die Juden nicht mehr Kaufleute erster Gilde sein sollten, so hätte ein Einfluß Wittes wegen der hierdurch möglichen Schädigung des Handels unbedingten Erfolg. Beiläufig gesagt, gilt Witte absolut nicht als Judenfreund, aber Unterrichtete nehmen es doch als sicher an, daß Geschmack oder Antipathie bei ihm sofort zurücktreten, da, wo er das Interesse des Ganzen darunter leiden sähe.

Die Rücksichtlosigkeit des großen Machthabers ist ebenfalls ein Zug, der in anderen Staaten nicht gleich überraschend hervortreten würde. Als Herr Witte z. B. die russische Südwestbahn verstaatlichen wollte, wurden alle seine Schritte mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt. Keiner glaubte aber mehr an diese Absicht, nachdem der selbe Minister dieser Bahn gestattet hatte, das

Palais des Großfürsten Michael für ihre Petersburger Bureaux zu miethen. Die Jahresmiethe ist nämlich ein so enormes Vermögensobjekt, daß Dies ohne hohe Genehmigung nicht vor sich gehen konnte. Kaum waren dadurch Alle eingewiegt, als die Ablösungofferte herauskam. Auch Das ist wieder russisch, daß Herr Witte gegen die Südwestbahn um so schärfer auftreten zu müssen glaubt, weil er selbst einmal ihr Direktor war. Jedenfalls hat er die Aktionäre in der Hand, da auch eine ganze Anzahl von Verzugslinien zu bauen sind, deren Ausführung er befehlen oder ignoriren kann.

Das Eisenbahnwesen hält der jetzige Finanzminister überhaupt in einer ungleich strafferen Weise am Schnürchen als sein Vorgänger. In der That kann er sich doch auch seine Dispositionen am Anleihemarkt nicht dadurch stören lassen, daß irgend eine Bahn plötzlich größere Mengen von Obligationen ausgiebt. Da kaum die Hälfte der russischen Bahnen verstaatlicht ist, so haben wir hier eines der wichtigsten Gebiete der Witteschen Pläne zu sehen. Für die nächsten Jahre muß dann auch der Boden für die sibirische Bahn bereitet werden. Da dieses ungeheure Unternehmen von vorn herein staatlich bleibt, so ist weder ein Aktienkapital da, noch können Obligationen ausgegeben werden. Es müßte also eventuell an eine sehr große Eisenbahnanleihe gedacht werden, die immerhin, außer der auf jedem Bond abgestempelten Regirunggarantie, auch vielleicht auf die einzelnen Strecken eingetragen werden könnte. Das sind um so schwierigere Fragen, als ja die ersten Betriebszeiten zur Deckung der Zinsen nicht ausreichen werden und als überhaupt von da an Sibirien mit total veränderten Posten im Reichsbudget behandelt werden muß. Ob einer der Inhaber der Firma Lippmann Rosenthal in Amsterdam deshalb in Gunst bei Herrn Witte steht, weil sein Rath in diesen verwickelten Fragen wenigstens bankmäßig werthvoll ist, diese Frage läßt sich so kurz kaum beantworten.

Eine etwa folgende weitere Konversion der 4½ prozentigen Bodenpfandbriefe, die, in Gold zahlbar, ca. 103,80 stehen, also noch immer 4⅓ Prozent abwerfen, ist bisher wohl nicht erwogen worden. Da viele Sparkassen und Spezialfonds diese Pfandbriefe angelegt haben, so würde eine Zinsherabsetzung auch den Staat selbst stärker treffen. Was die Verstaatlichung der Kohlenwerke betrifft, so fehlt es dazu nicht an Anspornung, aber sie gehört noch keineswegs zu den Tagesfragen. Rußlands wichtigste Kohlenbecken liegen nahe beim Don und in Polen. Diese Industrie gilt zwar als sehr aussichtvoll, aber sie ist noch so schwach, daß ihr Ankauf wohl ziemlich leicht wäre. Außerdem betonen die Theoretiker, die sich mit der Sache beschäftigt haben, daß man wenigstens in Polen rücksichtlos vorgehen könne. Ein Rezept, das bekanntlich auch außerhalb Rußlands verschrieben wird, nur nicht so in Plakatschrift.

Große Erfolge hat die allmähliche Ausübung des Branntweinmonopols. In einer ganzen Reihe von Gouvernements verbietet die Regirung den privaten Verkauf, sie monopolisirt den Handel in diesem „göttlichen" Getränk und hat bis jetzt weit höhere Einnahmen als durch das frühere Pachtsystem erzielt.

Auf den verschiedensten Gebieten sieht man also Herrn Witte als Reformator und Eroberer, und da Natur und Talent ihn drängen, nicht schwächlich vorzugehen, sondern Alles in der Faust zu haben, so lauscht man seinem Wort, ganz uneingedenk der Thatsache, daß Abbazia doch nicht Petersburg ist.

Pluto.

Notizbuch.

Dem Verhängniß der großen Männer, dem Interview, ist nach Herrn Langerhans nun auch Herr **Heinrich Rickert** zum Opfer gefallen. In der Rickertstraße zu Zoppot hat ein deutsch-russischer Zeitungschreiber ihn aufgesucht und im Petersburger Herold dann der Menschheit verkündet, was der Gewaltige an Weisheit von sich gegeben hat. Der Besucher war, man muß es ihm lassen, gut vorbereitet. Die Verhältnisse der deutschen Politik kennt er ganz genau, denn er sagt so beiläufig, daß „die freisinnige Partei sich auf den Trümmern der nationalliberalen gebildet hatte", und auch die persönlichen Verdienste des Herrn Rickert sind ihm nicht unbekannt. Es hatte gewittert und die Sonne brach siegreich erst durch, als Herr Rickert die Veranda seiner Villa betrat; dieses Phänomen begeistert den Petersburger Rundreisenden zu dem allerliebsten Satze: „Es scheint, als ob der berühmte Abgeordnete die Natur eben so zähmt, wie er den stürmischen Leidenschaften in der preußischen Kammer oder im Deutschen Reichstag gebietet, wenn er die hochgehenden Wogen der Parteien durch seine versöhnlichen Reden glättet." In der Regel gelingen so erfreuliche Wirkungen dem Abgeordneten Rickert nun freilich durch die befreiende Macht des Gelächters, das seine Reden erwecken; aber die Wirkung ist jedenfalls da und Das ist die Hauptsache. Viel Neues hat der Riese von Zoppot seinem Besucher nicht gesagt, er hat nur rasch alle schwebenden Fragen endgiltig beantwortet, den Weltfrieden gesichert, den russischen Handelsvertrag gepriesen und die herrlichen Worte gesprochen, die für alle Ewigkeiten den Werth Bismarcks und seines Nachfolgers bestimmen werden: „Graf Caprivi war der rechte Mann an der rechten Stelle und eine glücklichere Wahl hätte man kaum treffen können. Fern von jedem persönlichen Ehrgeiz, sich nicht verlocken lassend durch eitlen Ruhmesdurst, Unruhen zu stiften, Verwirrungen hervorzurufen, um im Trüben zu fischen und dadurch den allgemeinen Frieden zu gefährden (um vielleicht einer bloßen Eitelkeit, einem Sinnenkitzel, zu genügen), ist der zweite Reichskanzler nur bestrebt, in die friedliebenden Intentionen des Monarchen einzugehen." Die freisinnige Wochenschrift „Die Nation" verspricht auf Plakaten neuen Abonnenten jetzt als Gratisprämie einen Sammelband; dieses Verfahren, das ein Bischen an unlauteren Wettbewerb und ein Bischen an die Gepflogenheiten halb verkrachter Sommerbühnen erinnert, würde jedes Bedenken verlieren, wenn den politischen und literarischen Aufsätzen der anderen Größen auch noch die goldenen Worte des Locusredners aus der Rickertstraße beigefügt würden.

* * *

„Wie der **Epheu** sich um den knorrigen Eichstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn die Stürme seine Krone durchbrausen, so schließt sich der preußische Adel um mein Haus". (Kaiser Wilhelm II. am sechsten September 1894 in Königsberg.) „Wie die Mollusken keine Knochen, so hat der Epheu keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus und am Allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe". (Goethe: Aus meinem Leben, dritter Theil, zwölftes Buch.)

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. September 1894.

Wer stürzt um?

In französischen und auch in deutschen Zeitungen konnte man neulich eine wunderhübsche Geschichte lesen. Herr Casimir-Périer hatte seine erste Präsidentenreise angetreten und er entledigte sich der nicht allzu schweren Aufgabe recht nach der Kunst geschickter Repräsentanten, mit unverbindlichen Reden, verbindlichen Händedrücken und liebenswürdigen Leutseligkeiten. Als die Fahrt dann glücklich beendet war, da erfuhren die neugierigen und auch wohl ängstlichen Bürger, wie mit weiser Vorsicht die Wächter des Staates das Leben des Präsidenten gesichert hatten. Der Mord Sadis Carnot war gelungen, weil Caserio auf das Trittbrett des Wagens steigen und gegen sein Opfer den tötlichen Stoß führen konnte; Das sollte zum zweiten Male nicht möglich sein und so wurde Herr Casimir-Périer denn in eine Festkutsche gesetzt, die sehr hohe Räder und kein Trittbrett hatte. Die Geschichte klang zunächst wie ein schlechter Scherz; aber sie wurde in ernsthaften Blättern ernsthaft bestätigt und sie beleuchtet so wunderhübsch die Weisheit regirender Wächter des Staates, daß sie nicht der Vergessenheit anheimfallen darf. Ein Mörder hat das Trittbrett benutzt, um im Wagen sein Opfer zu treffen; wird nun das Trittbrett beseitigt, dann sind neue Mörderthaten unmöglich gemacht und das Vaterland mag wieder ruhig sein. In der kleinen Geschichte ist das Wesen einer ganzen politischen Methode zu finden.

Diese Methode hielt man lange für eingesargt und begraben und man hatte sich daran gewöhnt, in der Politik wie in der Medizin

das hastige Kuriren auf Symptome als ein besonders charakteristisches Merkmal des Pfuscherthumes zu betrachten. Das war ein holder Wahn, der nun zerflattert ist; wir erleben in Deutschland eben jetzt ein Wiedererstarken des Glaubens an die Allheilkraft der Trittbrettpolitik und wir machen die Erfahrung, daß die Leute noch nicht ausgestorben sind, die dem Versuch einer mählichen Heilung des erkrankten Organismus eine rasche, bequeme und billige Symptomkur vorziehen. In Deutschland sind Schreckensthaten nirgends geschehen; der Anarchismus, der mit Dolchen und Sprengstoffen arbeitet, hat es bis jetzt zu keiner Bedeutung gebracht und er wird von der in der Sozialdemokratie organisirten Handarbeiterschaft entschieden bekämpft, die nicht von Gewaltsamkeiten, sondern von der großkapitalistischen Entwickelung Hilfe und Heil erwartet; die Sozialdemokratie selbst hat sich in eine gegen früher erheblich gemäßigte Tonart geschickt und sie hat in der Presse und im Parlament dem herrschenden System wichtige Dienste geleistet; wo aufreizende Reden geführt und Beschimpfungen gegen Träger der geistlichen oder weltlichen Macht ausgesprochen worden sind, da ergab sehr leicht sich immer die Möglichkeit, mit harter Strafe das Vergehen gegen die Ordnung zu sühnen. Nirgends ist die Ruhe ernstlich gestört worden, nirgends haben die Machtmittel des Staates versagt und so still spielten, unter dem ausgleichenden Einfluß der Mittelmäßigkeit, die sozialen Kämpfe sich ab, daß die berechtigten und löblichen Agitationen der landwirthschaftlichen Bevölkerung dem verzärtelten Gehör schon wie ein wüstes Lärmen erklangen. In der Oeffentlichkeit des deutschen Lebens ist es, weil die vorhandenen Sorgen aus bestimmten Gründen sich ins verschwiegene Dunkel zurückziehen mußten, kaum jemals so ruhig und friedlich zugegangen wie während der letzten Jahre, — und dennoch erleben wir jetzt ein Zittern und Zagen und Heulen, als sei das Reich von einer drängenden sozialen Gefahr bedroht und als müßten alle Verschiedenheiten im Denken und Glauben und Fühlen vergessen werden, damit der große, entscheidende Kampf siegreich bestanden werden kann. Wenn man das Schauspiel vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, wirkt es nicht gerade erfreulich, denn es zeigt den zuschauenden Völkern, wie in Deutschland die besitzenden Klassen erbeben, weil in romanischen Ländern Räuber und Mörder gewüthet haben. Und wenn man sich solcher Betrachtung entschlägt und das

Schauspiel nur als einen inneren Vorgang hinnimmt, auch dann noch bleibt es unerfreulich genug und es kann sehr gefährlich werden, weil es neue Verwirrung stiftet und die Aufmerksamkeit von dem Ziele ablenkt, das in ernsten Kämpfen zunächst erreicht werden muß.

Der Kaiser hat in Königsberg zum Kampf gegen die Parteien des Umsturzes aufgerufen und Fürst Bismarck hat, nach den in Varzin censirten Berichten, diesen Aufruf einen „herzerhebenden" genannt. Das ist er gewiß, obwohl — oder weil — er nur eine Parole bringt, die in klug geleiteten Staaten selbstverständlich sein sollte. Jeder Staat hat, wenn er sein Daseinsrecht nicht verlieren will, die Verpflichtung, die Grundlagen seines Lebens zu schützen und entschlossen Alle zu bekämpfen, die diese Grundlagen antasten wollen. Der Kaiser hat nicht gesagt, daß er zu diesem Kampf neue Gesetze für nöthig hält; man darf im Gegentheil einstweilen annehmen, daß er mit den vorhandenen Machtmitteln auskommen zu können glaubt, denn er hofft von der fest gefügten Phalanx aller Bürger den Sieg und scheint also an einen politisch-sozialen, nicht an einen bureaukratisch-polizeilichen Kampf zu denken. Ob Fürst Bismarck von neuen Gesetzen den Sieg erwartet, darüber hat er öffentlich sich noch nicht ausgesprochen. Wohl aber ist ein wesentlicher Gegensatz zwischen den beiden Männern schon jetzt offenbar geworden: Fürst Bismarck sieht in dem polnischen Adel eine Partei des Umsturzes und der Kaiser hat in Thorn die Hoffnung geäußert, in die kämpfende Phalanx auch die Polen eingliedern zu können. Wenn zwischen den vornehmsten Patrioten ein solcher Gegensatz sich aufthun kann, wenn zwischen ihnen selbst noch nicht einmal Klarheit darüber herrscht, wer zu den Vertheidigern und wer zu den Angreifern des Staates und der Gesellschaft gezählt werden muß, dann fehlen für einen erfolgreichen Kampf noch die unentbehrlichsten Vorbedingungen und man mag froh sein, daß zu diesem Kampfe vorläufig noch keine dringende Nothwendigkeit ruft.

Der Gegensatz, der in den Reden des Kaisers und seines früheren Berathers zum offenen Ausdruck kam, kann wohlthätig wirken, weil er auch für den blödesten Blick im Keim schon eine Legende zerstört, die geschäftig herumgetragen wurde. Der Kaiser, so munkelten die Geberdenspäher, sollte bei seinem ersten Beamten nicht mehr die Unterstützung finden, auf die er Anspruch hat, und ein latenter Widerspruch zwischen der kaiserlichen und der caprivischen Politik

wurde behauptet. Natürlich glaubten die Geschichtenträger selbst nicht an ihre Entdeckung, denn die schroffsten Gegner sogar müssen dem Grafen Caprivi das Zeugniß ausstellen, daß er zur Durchführung jedes kaiserlichen Programmes jederzeit bereit gewesen ist, und Fürst Bismarck hat diesen Zustand mit dem knappen Wort deutlich bezeichnet, daß heute die Minister nicht mehr den Monarchen berathen, sondern vom Monarchen berathen werden. Der Zweck der Ausstreuung war nicht zu verkennen: Graf Caprivi sollte als ein Hinderniß auf dem Wege der kaiserlichen Politik verdächtigt und so vielleicht endlich beseitigt werden. Das war genau die Methode, mit der man einst Bismarcks Entlassung durchgesetzt hatte, und wenn auch die beiden Persönlichkeiten, um die es sich handelt, inkommensurabel sind, so bleibt die Intrigue doch beim zweiten wie beim ersten Versuch häßlich, widerwärtig und würdelos; sie steht auf der selben Höhe wie die eifrigen Zettelungen gegen die civilen und militärischen Verwaltungbeamten der Provinz Posen, die ganz sicher nur den Weisungen und Andeutungen der für sie maßgebenden Stellen gefolgt sind und deren Vergehen höchstens darin besteht, daß sie von dem wehenden Winde sich treiben ließen. Mögen Leute, die an die wirklich verantwortlichen Männer sich nicht heranwagen, mit diesem armsäligen Hetzsport ihre Muße verkürzen; wir Anderen werden die Verantwortung da suchen, wo sie nach dem geltenden Staatsrecht zu finden ist, und wir werden uns auch nicht vorfaseln lassen, daß der leitende General eine andere Politik treibt als sein Kriegsherr. Die Verantwortlichkeit für alle Maßregeln der Regirung liegt beim Reichskanzler und bei den Ministern, nicht bei kommandirenden Generälen und Provinzialvorständen; der Kaiser und König wechselt nach freiem Ermessen seine Beamten, wenn ihre Thätigkeit seinen Wünschen nicht mehr entspricht; so lange Das nicht geschieht, kann kein Wispern uns verleiten, den Grafen Caprivi für etwas Anderes zu halten als für den gehorsam ausführenden Vertrauensmann des Monarchen, den er von der Bürde der Verantwortlichkeiten entlastet. Und wenn wir glauben sollen, daß wir am Ende der vor vier Jahren begonnenen Versöhnungpolitik angelangt sind, dann müssen wir Thaten sehen, nicht Worte hören.

Man ist im Zeitalter der Beredsamkeit allzu sehr geneigt, die Macht der Worte zu überschätzen. Im Rausch der Begeisterung, die eine gute Rede entzündet, sind die Mittel schnell bei der Hand, die

den Geist der Versöhnlichkeit wecken, die Verbitterungen verscheuchen und die Möglichkeiten der Einigung schaffen; aber der Rausch verfliegt und in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge, wo der Streit immer herrscht und die Stärke nur siegt, stoßen hart im Raume dann wie früher wieder sich die unverträglichen Interessen und sie verschwinden erst, wenn ein stärkeres Interesse sich regt, das der Selbsterhaltung. Die Thatsache, daß die bürgerliche Gesellschaft noch in heftig einander befehdende Interessengruppen zerklüftet ist, beweist allein schon, wie fern ihr im Innersten noch der Tag des entscheidenden Kampfes erscheint. Wer herumhört, wird über die Angriffsrichtung die verschiedenartigsten Urtheile vernehmen; die Antisemiten werden die Juden, die Juden die Antisemiten als die zu bekämpfenden Feinde bezeichnen und Agrarier, Exporteure und Zwischenhändler werden darüber hadern, welche Gruppe die Grundlagen unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens mit dem behendesten Eifer unterwühlt; diese Kolonnen sind durch schöne Reden nicht zusammenzuschließen. Die selbe Ueberschätzung des Wortes findet man aber auch da, wo über die angeblich gemeinsamen Gegner geurtheilt wird, und sie hat sich sogar in eine der Reden verirrt, in denen Fürst Bismarck seine Ansicht über die vom Polenthum uns drohende Gefahr neulich wiederholte. Der Fürst meinte, die polnische Szlachta und die Sozialdemokratie hätten Das mit einander gemein, daß sie ihre letzten Ziele nicht offen darlegen; Das ist ein Irrthum, wie er selbst dem bedeutendsten Redner begegnen kann: die Polen und die Sozialdemokraten haben sehr häufig mit erfreulichster Offenheit ihre letzten Ziele geschildert und den Vorwurf der Heuchelei kann man ernstlich gegen beide Parteien nicht aufrecht erhalten. Aber es kommt nicht auf die Worte, sondern auf die Thaten der Parteien und der einzelnen Menschen an; auch das kämpfende Bürgerthum hat sich sehr wild und sehr wüst einst geberdet, mit Tyrannenblut gefärbt und am Darm des letzten Priesters den letzten König aufgehängt — in zornigen Gedichten und schnaubenden Leitartikeln, die an revolutionärer Roheit von dem Proletariat noch nicht erreicht worden sind — und es hat, als es gesättigt war, in höchst loyaler Behaglichkeit dann doch sich zu bourgeoiser Ruhe gesetzt und ist eine Stütze der Ordnung geworden. Es ist auch jetzt unerheblich, ob die Polen von Zeit zu Zeit das zerfetzte Banner der Adelsrepublik aufpflanzen; Das thun sie, um die drän-

gende Gefolgschaft, den demokratisirten Mittelstand, zu beschwichtigen, der ihre höfischen Dienstleistungen mit Unwillen sieht; die Herren von Stablewski und Koscielski sind keine dunklen Verschwörer und fanatischen Vaterlandsretter, sondern genußsüchtige und nach Gunst und Einfluß gierige Herren, die das Ideal der Adelsrepublik spottbillig geben und froh sind, wenn sie mit kleinen Mitteln und auf Seitenwegen ihre Macht zeigen können. Es ist eben so unerheblich, ob die Arbeiterführer von Zeit zu Zeit ihren revolutionären Charakter enthüllen und den ungeduldigen Genossen einige tönende Phrasen hinwerfen; auch diese Herren glauben schon längst nicht mehr an das Wahngebilde einer kommunistischen Weltgesellschaft und sie hissen die rothe Fahne nur, weil hinter ihnen die Menge eine die Nerven anregende Zerstreuung verlangt. Wirklich wichtig und für die Beurtheilung werthvoll sind nur die Thaten der Parteien. Ohne die Polen gab es keine zweijährige Dienstzeit, ohne Polen und Sozialdemokraten gab es keine Handelsverträge. Polen und Sozialdemokraten haben den Caprivismus gestützt und an der Spitze der Männer, die ihn „umstürzen" wollten — nicht gewaltsam, aber mit allen Mitteln, die das Verfassungrecht ihnen bot —, ist aufrechten Hauptes vier lange Jahre hindurch Fürst Bismarck einhergeschritten.

Das sollte man jetzt nicht vergessen. Wenn eine Politik getrieben wird, die allen offenen oder heimlichen Gegnern des historisch gewordenen Reiches gefällt und die alle früheren Träger des Reichsgedankens zum Widerstand zwingt, dann ist es nicht gerade muthig, dem Kampf gegen diese Politik auszuweichen und auf schwarze Männer loszuprügeln, die im hellen Sonnenlicht selbst die Kinder nicht schrecken können. Der Kampf gegen den Umsturz wird am Wirksamsten dadurch geführt, daß man die an der Erhaltung des Bestehenden Interessirten stützt und stärkt und daß man nicht in die Lage kommt, bei den Vertretern des Umsturzes Hilfe suchen zu müssen. Eine Regirung, die diese Pflicht versäumt, die selbst wohlthätig Bestehendes umgestürzt und die ihre schlimmen Erfolge den Parteien des Umsturzes zu danken hat, kann ein blindes Vertrauen nicht mehr verlangen. Man muß sie — die verantwortlichen Vertreter der Politik, nicht den Monarchen, der uns Allen gehört — rücksichtlos bekämpfen, wenn man sich nicht mit dem kindischen Spaß begnügen will, das Trittbrett zu beseitigen, während der Wagen weiter dem drohenden Abgrund entgegen rollt.

Bismarcks Kopf.

„Wie mir's so eng' um's Herz ward, da ich ihn sah! Er redete nichts und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen." Götz von Berlichingen.

Glücklich der Deutsche, der in diesem Jahrhundert geboren ist, in welchem Bismarck Deutschland auf eine solche Stellung gehoben hat, daß man sich mit Stolz als Deutschen in der Welt fühlen kann. Aber nur Der hat dies Glück als persönlichen Eindruck erlebt, Dem es einmal im Leben beschieden war, dem Großen zu nahen. Auf die ferner Stehenden und später Gebornen fällt nur ein Abglanz des von uns Miterlebten. Bismarck hat einmal, als er mit Lenbach durch den Glaspalast in München ging, zu der Menge der Menschen, die ihn jubelnd umdrängten, gesagt, es freue ihn, sich durch den Pinsel Lenbachs hier so verewigt zu sehen, wie er der Nachwelt gern erhalten bleiben möchte. In der That: diese lebenswarmen, geisterfüllten Bilder werden der Nachwelt einen Hauch von dem Bilde des Mannes erhalten, wie er im Leben vor den Augen der begeisterten Verehrer gestanden hat. Nächstens aber soll sein Denkmal durch den Meißel des Bildhauers in Berlin so hingestellt werden, wie es als Verkörperung seiner Thaten in seiner Zeit von der Nachwelt angeschaut werden kann.

Darum ist es eine schöne Fügung, daß auch seine Gestalt, besonders sein gewaltiger Kopf, mit der Idee stimmt, die wir uns nach seinen Thaten von seinem Geist, Charakter und Gemüth machen; die hohe Gestalt des urgermanischen Recken, „wie Asa Thor so hoch", wie es im Liede von Frithjof heißt, und das festgefügte schmale Gesicht, aus dem das Feuer der hellen Augen unter der Wolke der buschigen Brauen hervorleuchtet, — der deutsche Mann, wie er im Buche steht.

Ich sage: es ist eine schöne Fügung; denn es hätte ja nicht nothwendig so sein müssen. Die Verkörperung des Geistes einer großen Nation ist nicht nothwendig an den reinen Typus einer bestimmten Abstammung ge-

bunden. Das sehen wir an Martin Luther, der auch gewiß ein gewaltiger, großer deutscher Mann war, dessen breites Gesicht aber die slavische Abstammung nicht verleugnen kann. Dieser breite, dicke Oberkiefer und die Backenknochen, die so zwischen Augen und Mund aus dem Gesichte hervorbringen, daß Stirn und Kinn oben und unten dagegen zurückweichen und die Augen



Martin Luther nach Donndorf.

schlitzförmig nach oben und den Seiten weg und auseinander gedrängt werden, so daß sie an die mongolischen Völker Ostasiens erinnern, sie bilden den Typus der Russen, der Polen und Czechen, sie finden sich aber auch in Deutschland überall da, wo vom Nordosten her die Slaven am Ende der Völkerwanderung hinter den Germanen hereingedrungen und auch hernach sitzen geblieben sind und sich mit den erobernden Deutschen vermischt haben, und eben so auch da, wo im Südwesten beim Beginn der Völkerwanderung noch Kelten vor den Germanen gesessen haben und sitzen geblieben sind. Denn dieser Typus scheint auch der der alten Bevölkerungen zu sein, die in Europa gewohnt haben, ehe die Germanen hereinbrachen.

Und freilich, auch die große Mehrzahl der übrigen Deutschen stellt in

ihrem Aeußern und in ihrer Abstammung, auf die das Aeußere mehr noch als der Geist der Menschen Schlüsse erlaubt, nicht etwa durchweg das Gegentheil, einen rein ursprünglichen Typus, der von den alten Germanen kommt, dar, sondern es überwiegen fast allerlei Misch- und Zwischenformen,



Fürst Bismarck nach Donndorf.

wie Das auch nach einer stetigen jahrhundertelangen Mischung aller verschiedenen Elemente in einem Lande zu einem Volke ganz natürlich ist. Es ist sogar fast wunderbar, daß die alten Urtypen in dieser Mischung nicht allmählich ganz verschwunden sind, sondern doch bis auf diesen Tag immer wieder hervortreten. Aber sie thun es und es scheint fast, als ob gerade die stärksten Persönlichkeiten, die großen Männer, doch hauptsächlich aus diesem Holze der unverfälschten Urtypen geschnitzt werden, während die Dutzendmenschen mehr Mischlinge sind.

Der Typus des Menschen nun, den wir unter den Deutschen als das unverfälschte Bild der alten Germanen ansehen können,*) von denen unser Volk doch seine Herkunft als großes Volk in der Geschichte mit Recht herleitet, ist es, der sich im Gegensatze gegen jenen slavischen oder keltischen der breiten Gesichter vor Allem als der der schmalen oder länglichen charakterisirt und überall vorherrscht, wo historisch nachweisbar im Laufe der Zeit nur Germanen oder Deutsche dauernd hingekommen sind. Die längliche oder schmale Gestalt des Gesichtes ist freilich keine ausschließliche Eigenschaft der germanischen Köpfe. Die Griechen und Römer und ihre Nachkommen hatten und haben sie ebenfalls, ja auch die Semiten und andere Volksstämme in Europa, Asien und Afrika, so daß man allmählich die Menschenarten der ganzen Welt in Breit- und Schmalgesichter eintheilen kann.**) In Deutschland aber sind eben Diese von germanischer Abstammung, Jene nicht, und die Mittelformen sind von gemischter Abstammung. Und der länglich germanische Typus hat doch auch sonst seine begleitenden Eigenschaften, wie besonders die hellen Haare und Augen, welche ihn von anderen mit schmalen Gesichtern unterscheiden. Wenn wir aber nach einem Vertreter dieses Typus suchen, an dem man ihn erkennen kann, so weiß ich keinen besseren als Bismarcks Kopf, und wenn man ein Bild von ihm sucht, an dem er besonders scharf und sicher studirt werden kann, so wird man kaum ein besseres finden als die Büste von Donndorf.

Das längliche oder schmale Gesicht ist lang im Verhältniß zur Breite oder schmal im Verhältniß zur Länge. Wenn man die Stirn mitrechnet, ist es viel länger als breit, ohne sie noch beinahe so lang wie breit. Die größte Breite aber, mit der die Länge zu vergleichen ist und die im Verhältniß zur Länge besonders verschieden groß bei länglichen oder breiten Gesichtern ist, liegt in der halben Höhe, zwischen Mund und Augen. Hier ist es also, wo die breiten Gesichter so stark seitwärts auseinandergehen, wie beim Doktor Martin Luther, die schmalen so schmal eingezogen sind, wie bei Bismarck. Fragen wir aber, was es denn ist, was sich hier im Gesichte so breit macht, oder aber nicht, so kann man sagen: es hat nicht viel zu bedeuten. Es besteht aus dem Knochen des Oberkiefers, der oben den Träger des Auges in seiner Höhle bildet und unten die Wurzeln der oberen Backenzähne enthält, zwischen diesen beiden aber einen ziemlich leeren Raum einschließt, d. h. eine nur mit Luft erfüllte Höhle, und ihm schließt sich als schützende

---

*) Ich habe in einer im letzten Winter gehaltenen akademischen Festrede ausführlicher von ihm gehandelt. Sie wurde in der Beilage der Münchener Allgem. Zeitung abgedruckt und soll demnächst auch einzeln erscheinen.

**) J. Kollmann im Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1883, Nr. 11.

Decke außen anliegend der Backenknochen an, der also auch mehr vorsteht, wenn der Oberkiefer stark aufgeblasen ist, oder sich der Länge des Gesichtes enganliegend anschmiegt, wenn er es nicht ist. Zusammen bilden sie beide mit einander, bald schlank, bald aufgebläht, einen Lückenbüßer im Gesichte in der Mitte zwischen Augen und Mund.

Wenn nun also dieses Mittelstück nicht stark seitwärts aus dem Gesichte heraustritt, so entsteht dessen länglicher Umriß mit fast gerade fortlaufenden Seiten von der Stirn bis zum Unterkiefer, von vorn angesehen fast viereckig und an den Seiten abgeplattet, fast wie bei einem Pferdekopfe, während das breite Gesicht einen runden Umriß hat. Ferner aber ergiebt sich bei dem schmalen, daß die Backe zwischen Mund und Augen auch nach vorn nicht hervorgewölbt, sondern eher eingezogen ist, und Dies ist gerade bei Bismarcks Gesicht besonders ausgesprochen. Es zeigt, wie man in gleicher Weise an Lenbachs Bildern wie an Donndorfs Büste sieht, etwa mitten zwischen dem Stern des Auges und dem Ende des Schnurrbartes förmlich eine Einziehung gegen den Knochen des Oberkiefers hinein, rings umgeben von den weicher hervorquellenden Falten der Haut, die den Mund und das Auge einschließen. Und das Auge selbst tritt nun über diese Vertiefung in der Backe so herausgewölbt aus dem Gesichte hervor, fast als wollte es über den Rand des Oberkiefers hervorrollen. Das macht dann den mächtigen, das ganze Gesicht beherrschenden Eindruck des Auges und damit zugleich den gewaltigen geistigen Ausdruck des Ganzen. Es drängt selbst gegen den Rand der Stirn heran und wird nur durch die Brauen noch überschattet.

Dieser Eindruck wird noch durch einen Zug an Bismarcks Kopf verstärkt, der nicht bei allen langen Gesichtern wiederkehrt. Sie sind ja unter einander noch in Vielem verschieden, lassen sich aber besonders in zwei Hauptarten danach eintheilen, ob die Nase in der Mitte zwischen den Augen und den Backen stark heraustritt oder nicht. Als Typen dieser beiden Arten langer Gesichter können wir die unserer beiden großen Männer aus der Zeit der Gründung des Reiches aufstellen, Bismarcks und Moltkes. Oder wir können sie auch nach zwei hervorragenden Vertretern aus dem Süden taufen. Denn außer in Norddeutschland treffen wir die meisten Typen der urgermanisch langen Gesichter im südlichsten deutschen Lande, in Tirol, und sie sind in der Kunst verkörpert von Defregger in seinen Bildern des Tiroler Aufstandes. Die beiden Führer dieser Bewegung, wie wir sie hier dargestellt sehen, Hofer und Speckbacher, stellen die selben beiden Haupttypen dar wie Bismarck und Moltke, der Eine mit der wenig hervortretenden Nase und den desto mehr vortretenden Augen, der Andere umgekehrt.

Wenn die Nase stark aus dem Gesichte hervorschießt, so entsteht an

ihrem oberen Ende zu beiden Seiten eine tief beschattete Ecke, in der das Auge weit gegen die Nase zurückliegt und aus der es dann mit seinem hellen Stern hinten hervorleuchtet; so bei Speckbacher und Moltke. Bei Hofer aber und bei Bismarck rückt die Nase mit ihrem Ansatze an die Stirn nicht viel zwischen den Augen heraus. Sie liegen nicht wie in zwei durch die Nase getrennten Nischen links und rechts im Gesichte drin zurück, sondern treten frei neben einander aus dem Antlitz hervor. In Donndorfs Büste ragt, rein im Profil betrachtet, das Auge fast so weit vor wie die Nasenwurzel, und in mehreren Bildern Lenbachs, die gar nicht viel über die reine Profilansicht hinausgehen, wie z. B. das in der jetzigen Münchener Ausstellung, sieht man trotzdem schon das Auge von der andern Seite kräftig über die Nase hervorragen. Also können sie beide fast gleich weit nach beiden Seiten über die Nase hinwegblickend ausschweifen.

Wie muß das Feuer dieser Augen in Kampf und Streit nach allen Seiten hin geblitzt haben. Wie ruhig leuchtet es jetzt aus dem Anlitz des Greises, der aus gelassener Zurückgezogenheit auf das Werk seines ruhmreichen Lebens zurückblickt. Wie ist und bleibt es uns das lebendige Bild des starken und milden Geistes, der Deutschland in Sturm und Drang durch Blut und Eisen zur Einheit und Macht geführt hat und dann an jenem 23. November 1870 nach dem Abschluß der Verträge mit den Bayern unter „seine Leute" trat und sein großes Werk mit der einfachen Erklärung abschloß: „Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch", zuletzt aber seine persönlichste Befriedigung mit dem Worte aussprach: „Und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind".

Tübingen. Professor Wilhelm Henke.

Hypnose und Schlaf.

Um das Verständnis für die Hypnose zu erleichtern, ist sie mit anderen, besser bekannten Zuständen oft verglichen worden. Charcot wies auf die Verwandtschaft der Hypnose mit der Hysterie hin, Andere faßten den hypnotischen Zustand als eine künstliche Geistesstörung auf. Selbstverständlich fanden diese Autoren darin keinen Grund, nicht zu hypnotisiren. Ein Psychiater z. B., der die Hypnose als künstliche Geistesstörung bezeichnet, erzählt in dem selben Athemzuge, wie häufig er hypnotische Versuche gemacht habe. In der That kommt es auf den Namen nicht allzu sehr an; auch Arzneimittel, wie Morphium, Chloralhydrat, verlieren nicht an Werth, wenn man ihre Heilwirkung als eine Giftwirkung bezeichnet. Hinzukommt, daß der Begriff der Geistesstörung nicht genügend umgrenzt ist. Der Eine faßt Dies, der Andere Jenes als Geistesstörung auf. Wir wissen ja: der Eine hält es schon für ein bedenkliches Zeichen, wenn man mit dem linken Bein längere Schritte macht als mit dem rechten, und der Andere sieht in angewachsenen Ohrläppchen ernste Zeichen der Entartung. Kurz und gut, über die Bezeichnung der Hypnose als einer künstlichen Geistesstörung brauchen wir uns nicht zu erregen, und zwar um so weniger, als schon früher der gewöhnliche Traum im Schlafe vielfach mit dem Wahnsinn verglichen wurde. Es ist nun aber ganz besonders in neuerer Zeit die Hypnose oft mit dem gewöhnlichen Schlaf verglichen und identifizirt worden, und da diese Anschauung viele Anhänger gewonnen hat, so möchte ich hier einmal die Frage untersuchen, wie die Beziehungen von Schlaf und Hypnose beschaffen sind.

Es wird gewöhnlich bei diesen Vergleichen vergessen, daß die verglichenen Zustände zahlreiche Symptome haben, und es wird aus der Gleichheit *einzelner* Symptome sehr oft ein Schluß auf die Gleichheit der Zustände gezogen. Was die Hypnose besonders kennzeichnet, ist die gesteigerte Suggestionfähigkeit, d. h., um es kurz, wenn auch nicht ganz genau, auszudrücken, die Leichtigkeit, mit der man durch Vorstellungen den Hypnotischen beeinflussen kann. Dadurch, daß man in ihm die Idee erweckt, sein Arm sei gelähmt, erlangt man eine Bewegungunfähigkeit des Armes;

dadurch, daß man dem Hypnotischen sagt, es fliege ein Vogel vor ihm, tritt eine Sinnestäuschung ein, und er glaubt, einen Vogel zu sehen. Ein charakteristischer Zug der Hypnose ist also die Steigerung der Suggestionfähigkeit. Wenn wir nun einen anderen Zustand finden, bei dem diese Steigerung gleichfalls ein charakteristisches Symptom ist, dann können wir an die Möglichkeit denken, diesen Zustand mit der Hypnose zu identifiziren. Wir haben ferner zu berücksichtigen, daß ein weiteres Merkmal der Hypnose die Möglichkeit ihrer schnellen Beendigung ist. Wenn wir einen andern Zustand haben, bei dem gesteigerte Suggestionfähigkeit, nicht aber die Möglichkeit ihrer beliebigen Beendigung, besteht, so haben wir in Folge Dessen noch nicht das Recht, diesen Zustand und die Hypnose für gleich zu erklären. Möli hat darauf hingewiesen, daß beim delirium tremens der Kranke ähnlichen Suggestionen zugänglich ist wie der Hypnotische. Sagt man Jenem, er sehe Mäuse, er sehe dies oder jenes Thier, so hat er sehr schnell die entsprechende Sinnestäuschung. Aber es giebt einen Unterschied: es fehlt bei dieser Erkrankung die Möglichkeit, diesen Zustand erhöhter Suggestibilität schnell zu beendigen.

Der Umstand nun, daß wir den Schlaf eben so schnell beendigen können wie die Hypnose, und ganz besonders der Umstand, daß im Schlaf zuweilen ein ähnlicher Bewußtseinszustand besteht wie in mancher Hypnose, führte Viele dazu, diese beiden Zustände, Hypnose und Schlaf, zu identifiziren. In geistvoller Weise hat Forel den Nachweis erbracht, daß der Bewußtseinszustand im Traumleben ganz ähnlich dem Bewußtseinszustand in der Hypnose ist, wenn in ihr Sinnestäuschungen entstehen. Dennoch glaube ich, daß Dies nicht genügen darf, um diese beiden Zustände für identisch zu erklären. Besonders sprechen zwei Gründe dagegen. Erstens giebt es zahlreiche hypnotische Zustände, bei denen überhaupt von einem Bewußtseinszustand, wie er im Schlaf vorliegt, gar nicht die Rede sein kann; zweitens aber werden wir auch bei den Hypnosen, die einen ähnlichen Bewußtseinszustand wie der nächtliche Traum zeigen, manche Unterscheidungmerkmale finden. Der erste Punkt wird verständlich werden, wenn wir die verschiedenen hypnotischen Zustände genauer betrachten. Nehmen wir hierzu Max Dessoirs Eintheilung, nach der alle Hypnotischen in zwei Gruppen zerfallen, und zwar erstens in solche, bei denen nur Bewegungen erschwert oder verhindert werden, und zweitens in solche, bei denen zu der Erschwerung der Bewegung noch Sinnestäuschungen hinzukommen. Die erste Form der Hypnose trifft fast niemals mit Bewußtseinsstörung oder Erinnerunglosigkeit zusammen. Der Hypnotische steht unter dem Einfluß des Experimentators, weiß aber ganz genau, wer er ist; er weiß, wo er ist, und wir sehen nur eine gewisse Beschränkung der Bewegung. Anders in

der zweiten Gruppe; hier ist nach dem Erwachen meistens Erinnerungslosigkeit für Das, was während der Hypnose vorgegangen ist, vorhanden. Außerdem kann man durch Suggestion stets Sinnestäuschungen erzeugen; man kann den Hypnotischen denken lassen, daß er in einer andern Umgebung, daß er jünger, daß er älter sei, als er in Wirklichkeit ist, u. s. w. Der Versuch, die erste Gruppe der Hypnose mit dem Schlaf zu identifiziren, ist vollkommen unhaltbar; ja, ich glaube, daß selbst Vergleiche hier wenig fruchtbar sind. Welches soll denn die Aehnlichkeit zwischen einem Zustand, in dem die Versuchsperson ihr Selbstbewußtsein hat, in dem sie sich beobachtet, Bewegungen auf Befehl ausführt, und dem gewöhnlichen Schlaf sein, in dem von Alledem gar nicht oder fast gar nicht die Rede ist? Gehen wir deshalb gleich zur zweiten Gruppe der Hypnosen über, bei denen anscheinend engere Beziehungen zum Schlaf bestehen.

Zugegeben muß werden, daß der Bewußtseinszustand in der Hypnose, wenn Sinnestäuschungen erregt werden, ganz ähnlich dem Bewußtseinszustande ist, wie er im gewöhnlichen Traume vorkommt. Es ist sogar im gewöhnlichen Schlaf bei einzelnen Personen möglich, ganz eben so die Träume willkürlich zu beherrschen wie in der Hypnose. Man kann gewissen schlafenden Personen sagen, was sie träumen sollen, und sie träumen Dies dann. Wie ferner die meisten Träume im Schlaf dadurch entstehen, daß irgend ein Nervenreiz den Schlafenden trifft, so beobachten wir Dies im hypnotischen Zustand. Ein leichtes Geräusch kann im Schlaf einen Traum entstehen lassen, und eben so finden wir Dies in einer Reihe von Fällen beim Hypnotischen. Hier wird weder dem Schlafenden noch dem Hypnotischen gesagt, was er träumen soll, sondern durch einen Nervenreiz, den er in Folge seines veränderten Bewußtseins nicht richtig auffaßt, kommen Träume zu Stande. Ich will auf die psychologische Analysirung hier nicht eingehen, da wir darüber einig sind, daß das Bewußtsein in solchen hypnotischen Zuständen und im Schlaf, bei dem Träume entstehen können, sich gleichartig verhält. Ich will auch gar nicht darauf bestehen, daß es möglicherweise Schlafzustände ohne alle Träume giebt und daß das Bewußtsein in ihnen von dem Bewußtsein in der Hypnose wesentlich abweicht. Ich will auf einen andern Umstand hinweisen, den ich bereits andeutete. Wenn der Bewußtseinszustand in der Hypnose und im Schlaf gleich ist, so folgt daraus noch nicht die Gleichheit beider Zustände; vielmehr haben wir uns zu fragen, ob auch die anderen Symptome in Schlaf und Hypnose die selben sind. Wir würden uns fragen müssen, ob die Athmung, ob der Herzschlag, ob die Körperwärme, ob die Hautausdünstung und besonders die zahlreichen chemischen Prozesse, die im Organismus vorgehen, in Schlaf und Hypnose gleich sind, und Dies werden wir nicht

ohne Weiteres bejahen können. Im Schlafe verlaufen im Allgemeinen die Vorgänge des Körpers regelmäßiger und langsamer als im Wachzustand. Für die Hypnose haben wir Dies mit allgemeiner Giltigkeit durchaus noch nicht feststellen können. Es giebt zahlreiche hypnotische Zustände — ich spreche hier immer nur von Hypnosen der zweiten Gruppe Max Dessoirs —, wo weder der Puls noch die Athmung noch das sonstige körperliche Verhalten im Vergleich mit dem Wachzustand nachweisbar verändert sind. Es würden also hier weitere Anhaltspunkte für die Identifizirung von Schlaf und Hypnose fehlen.

Allerdings wird sich hier nun einwenden lassen, daß die Untersuchungen darüber noch lange nicht abgeschlossen sind, und in der That muß Dies zugegeben werden. So hat in neuerer Zeit ein Münchener Forscher, K. Francke, in einer ungemein fleißigen Arbeit „Die Schwankungen der Reizzustandsgröße im menschlichen Körper"*) gewisse Funktionen des Körpers, und zwar die Herzthätigkeit, die Athmungthätigkeit und die Wärmebildung, im Wachzustand, im Schlaf und in der Hypnose untersucht. Er kam hierbei zu dem Resultat, daß die von ihm untersuchten Thätigkeiten in der Hypnose der Art nach genau wie im Wachen sich verhalten, der Form nach nur regelmäßiger als in diesem Zustande verlaufen. Die von Francke gemachten Untersuchungen des gewöhnlichen Schlafes wiesen auf ein gleiches Verhalten wie im hypnotischen Zustande hin. Es ist also eine gewisse Gleichheit der Vorgänge im Körper während des Schlafes und während der Hypnose durch Francke dargethan. Indessen ist Francke zu vorsichtig, um weit gehende Schlüsse zu ziehen. Zunächst erklärt er selbst, daß seine Untersuchungen des gewöhnlichen Schlafes nicht genügen; er giebt ferner keine Einzelnheiten darüber an, welche Arten von Hypnose er untersucht hat. Endlich aber handelt es sich bei Franckes Untersuchungen wesentlich um einen Punkt. Francke wollte nämlich untersuchen, wie sich der Einfluß von Reizen auf den menschlichen Körper gestaltet, und hierbei fand er, daß Reize stets eine Vermehrung der genannten Körperfunktionen bewirken; d. h., wenn ein Reiz stattfindet, so steigt die Temperatur, es steigt die Herz- und Athmungthätigkeit. Dies hat Francke, dessen Arbeit nach dieser Richtung von großer Bedeutung ist, in gleicher Weise für den Wachzustand, für den gewöhnlichen Schlaf und für die Hypnose untersucht und bestätigt gefunden. Außerdem aber hat Francke nur einen Theil der Körperfunktionen untersucht, da ein großer Theil dieser Funktionen einer exakten Untersuchung überhaupt noch gar nicht zugänglich ist.

Ganz besonders fehlen bisher Untersuchungen über die chemischen Prozesse im Schlaf und in der Hypnose. Es ist schon vielfach behauptet

*) Leipzig, Verlag von Georg Thieme 1893.

worden, daß der Schlafzustand durch chemische Stoffe entsteht, die eine den Narkoticis ähnliche Wirkung auf das Nervensystem ausüben. Obwohl die bisher darüber aufgestellten Theorien sämmtlich nicht einwurfsfrei sind, zum Theil auch bereits vollkommene Widerlegung erfahren haben, werden wir doch ein verschiedenes chemisches Verhalten im Schlafe im Vergleich mit dem Wachzustande nicht von der Hand weisen können. Ganz besonders zeigen sich Unterschiede zwischen Schlaf und Wachzustand im Verhalten der willkürlichen Muskulatur. Wir wissen, daß im Schlaf fast gar keine oder nur sehr wenige Bewegungen gemacht werden und daß beim Einschlafen die Thätigkeit des Muskelsystems oft ganz plötzlich aufhört. Ich erinnere an Personen, die ein Buch in der Hand halten und hierbei einschlafen, und denen ganz plötzlich in dem Momente des Einschlafens das Buch aus der Hand fällt. Daß es auch einzelne Fälle von Schlaf giebt, wo eine gewisse Muskelthätigkeit weiter besteht, kann die fast allgemeine Giltigkeit der Erschlaffung des Muskelsystems im Schlaf nicht widerlegen. Ausnahmen sind z. B. Kutscher, die, ohne die Leine fallen zu lassen, auf dem Bock einschlafen; ferner sehen wir, daß Vögel, auf einem Beine stehend, schlafen. Ob es sich aber bei Menschen, deren Muskeln beim Einschlafen nicht erschlaffen, um einen an Qualität und Intensität dem gewöhnlichen Schlaf gleichen Zustand handelt, bleibe dahingestellt. Nun wissen wir, daß in der Hypnose im Gegensatz zum gewöhnlichen Schlaf häufig die Muskelthätigkeit bestehen bleibt oder wenigstens auf Befehl eintritt. Hierauf beruhen zahlreiche Suggestionen, die sich auf die Bewegungen in der Hypnose beziehen; in ihr werden Bewegungen nicht nur unmöglich gemacht, sondern es treten auch Bewegungen gegen den Willen der Versuchspersonen durch Suggestion ein. Weisen schon diese Thatsachen auf Unterschiede zwischen Schlaf und Hypnose hin, so scheinen mir gewisse Krankheiten Dies in noch höherem Grade zu thun.

Es giebt krankhafte Zustände, bei denen unwillkürliche Bewegungen stattfinden, die selbst durch den Willen gar nicht oder nur auf ganz kurze Zeit unterdrückt werden können. Hierher gehört der Veitstanz, der sich in beständigen Zuckungen äußert, und die Schüttellähmung, bei der außer einer Schwäche und Steifigkeit in den Muskeln ein fortwährendes Zittern stattfindet. Wir wissen nun, daß bei beiden Krankheiten während des gewöhnlichen Schlafes die Zuckungen fast stets aufhören. Anders verhält es sich in der Hypnose, wenigstens in den von mir nach dieser Richtung beobachteten Fällen. Ich sah, daß in typischen Fällen von Schüttellähmung und Veitstanz die Zuckungen, die im Wachzustande bestanden, auch in der tiefen Hypnose bestehen blieben und selbst durch Suggestion nicht unterdrückt werden konnten. Allerdings giebt es einzelne Fälle von Veitstanz, bei

denen Dies möglich war; auf diese gehe ich hier nicht ein. Ich habe wesentlich frische, typische Fälle von Veitstanz im Auge, bei denen es mir nicht gelang, in tiefer Hypnose die Zuckungen zu unterdrücken. Wir haben also hier ein Symptom, nämlich Zuckungen und Zittern, das im Schlafe und in der Hypnose ein entgegengesetztes Verhalten zeigt und wir können daraus einen Rückschluß auf verschiedenartige Vorgänge im Körper während der Hypnose und während des Schlafes ziehen.

Wir brauchen uns zu diesem Zwecke nur zu fragen, wie die Zuckungen und das Zittern in den genannten Krankheiten entstehen; die Antwort lautet: dadurch, daß an irgend einer Stelle des Centralnervensystems ein krankhafter Reizzustand stattfindet. Da das Zittern und das Zucken während des Schlafes fortfallen, können wir weiter schließen, daß dieser krankhafte Reizzustand während des physiologischen Schlafes nicht besteht. Wir wissen allerdings noch nicht, ob dieser Rückgang des Reizzustandes im Schlafe dadurch entsteht, daß von dem Blute chemische Stoffe den betreffenden Theilen des Nervensystems zugeführt werden, die eine reizmildernde Wirkung haben, ähnlich wie sie Chloroform und Narkotika in gewisser Dosis besitzen, oder ob an den betreffenden Stellen selbst chemische Umsetzungen stattfinden, die mit einer Verminderung des Reizzustandes verbunden sind. Sicher findet die Reizverminderung statt; denn wenn sie nicht stattfände, so würden das Zucken und das Zittern im Schlafe weiter bestehen müssen.

Anders liegt die Sache in der Hypnose. Hier bestehen die Reize weiter und Dies weist darauf hin, daß die chemischen Vorgänge im Schlaf und in den hypnotischen Zuständen, wenigstens in denen, die ich hier berücksichtige, verschieden sind. Würden zuverlässige Autoren den meinen entgegengesetzte Beobachtungen gemacht haben, so würde für ihre Fälle dieser Schluß nicht passen. Ich habe aber bisher gerade von zuverlässigen Autoren nach dieser Richtung noch keine Beobachtung, die mit Sicherheit in entgegengesetztem Sinne zu deuten wäre, veröffentlicht gefunden. Denn daß verschleppte Fälle von Veitstanz und andere nicht typische Fälle der Suggestion zugänglich sind, soll nicht bezweifelt werden. Solche Fälle berücksichtige ich hier nicht. Eben so hat es für uns keine Bedeutung, daß auf einige Sekunden mitunter in der Hypnose die Zuckungen bei typischen Fällen aufhören, da Dies auch ohne Hypnose mitunter vorkommt; eine längere Unterbrückung scheint mir aber ausgeschlossen zu sein.

Was besonders für diese Zuckungen beim Veitstanz und bei der Schüttellähmung charakteristisch ist, ist, daß sie ohne jede Bewußtseinsthätigkeit zu Stande kommen. Ich erwähnte schon, daß auch in der Hypnose im Gegensatz zum gewöhnlichen Schlaf zahlreiche Bewegungen vorkommen; aber diese finden wir eben auch im Schlaf, und zwar besonders bei den

Leuten, die wir als Nachtwandler bezeichnen. Wichtig ist es ferner, daß der Uebergang vom gewöhnlichen bewegunglosen Schlaf zum Nachtwandeln ein ganz allmählicher ist; wir haben z. B. Leute, die im Schlafe sprechen, andere, die sich im Bette aufsetzen, ohne es zu verlassen. Das sind schwächere Grade des Nachtwandelns, die wir gewiß noch nicht als krankhafte Zustände bezeichnen dürfen. Immerhin hatten wir, wenn wir Bewegungen in der Hypnose mit den Bewegungen im Schlafe verglichen, doch zu berücksichtigen, daß die Bewegungen in der Hypnose wesentlich durch eine psychische Thätigkeit, durch die Suggestion, zu Stande kamen. Nun aber haben wir in den Bewegungen bei der Schüttellähmung und beim Veitstanz Bewegungen, die von jeder psychischen Thätigkeit unabhängig sind. Es kommt hinzu, daß selbst durch Suggestion beim typischen frischen Veitstanz und bei der schweren Schüttellähmung die Bewegungen höchstens auf ganz kurze Zeit in der Hypnose gehemmt werden. Da wir nun von den Bewegungen auf den Reizzustand des Centralnervensystems einen Schluß machen dürfen, so haben wir ein durchaus verschiedenes Verhalten im Schlaf und in der Hypnose für solche Fälle gefunden.

Der Bewußtseinszustand in tiefer Hypnose und im Schlaf mit Traum scheint also der gleiche zu sein; hingegen verhalten sich andere Symptome des Schlafes, z. B. Athmung und Puls, anders als in der Hypnose. Die Verlangsamung dieser Vorgänge, die im Schlafe stattfindet, ist in vielen Fällen von tiefer Hypnose nicht zu finden. Vielleicht werden fortgesetzte Untersuchungen nach der Methode von Francke den Nachweis erbringen, daß zuweilen diese Symptome sich so wie im Schlafe verhalten, während für andere Fälle bereits jetzt, wie gesagt, das Gegentheil angenommen werden kann. Eben so dienen uns gewisse krankhafte Zustände dazu, deutliche Differenzen der Reizzustände des Körpers, die wahrscheinlich auf chemischen Vorgängen beruhen, während der Hypnose und des Schlafes festzustellen. Auch hier wird es eingehender Untersuchung vorbehalten bleiben, zu ermitteln, ob in einzelnen Fällen die chemischen Vorgänge gleich sind oder nicht. Ich erwähne zum Schluß nochmals, daß weder die Bedeutung der Hypnose für die Behandlung leidender Menschen noch ihre sonstige Verwendung dadurch beeinträchtigt werden, daß man eine etwas schärfere Trennung dieses Zustandes vom gewöhnlichen Schlaf durchführt.

Dr. Albert Moll.

Die Urgeschichte der Familie.

II.*)

Morgan hat als der Erste eine genaue und tiefe Analyse der Gentilorganisation gegeben und man kann sich bei ihm über die außerordentlich wichtigen Thatsachen dieser Organisation am Besten belehren. Er giebt folgende Definition: „Eine Gens ist eine Gesammtheit von Blutsverwandten, die Alle von einem gemeinsamen Urahnen abstammen, durch einen Gentilnamen bezeichnet sind und durch Bande des Bluts zusammengehalten werden. Sie umfaßt nur eine Hälfte solcher Deszendenten. Da, wo die Abstammung in der Mutterfolge stattfindet, wie Dies in der älteren Periode allgemein war, ist die Gens gebildet aus einer vorausgesetzten Urältermutter und deren Kindern, nebst den Kindern ihrer weiblichen Deszendenten, und setzt sich so ununterbrochen fort in der weiblichen Linie, und eben so besteht die Gens da, wo die Abstammung in der Vaterfolge stattfindet — und diese Aenderung fand statt, nachdem das Privateigenthum größeren Umfang angenommen hatte — aus einem angenommenen Urahnherrn und seinen Kindern, nebst den Kindern seiner männlichen Deszendenten, und setzt sich ununterbrochen fort in der männlichen Linie."

Zu dem ersten Satz möchte ich Einiges bemerken. Die gemeinsame Abstammung und Blutsverwandtschaft braucht blos auf dem Glauben zu ruhen. Der Gentilname, meistens ein Thiername, ist zugleich der Name des „Fetisch", und der gemeinsame Fetisch findet sich meistens in der Bemalung wieder. Um die grundlegende Bedeutung dieser Erscheinungen zu würdigen, müssen wir freilich etwas weiter ausholen.

Die Naturvölker denken sich, daß der Tod eines Menschen darin besteht, daß ihn die „Seele" verläßt. Diese Seele wird im Wesentlichen so gedacht wie der Mensch selbst, nur daß sie unsichtbar oder in einer Art gasförmigen Zustandes befindlich ist und die Kräfte des Menschen ins Uebernatürliche gesteigert besitzt, etwa Regen machen kann, die Feinde in die Flucht schlagen u. s. w. Nachdem sie von dem Menschen geschieden ist, ist ihr Loos nach den verschiedenen Völkern und den verschiedenen, mit einander verträglichen Anschauungen des selben Volkes verschieden (wie ja auch in unserm Volksglauben die Seelen als im Himmel oder Höllenbrand gedacht werden, gleichzeitig aber doch auf der Erde spuken können). Eine häufige Vorstellung ist, daß die Seele in ein Thier fährt, zunächst in leichenfressende, Hyänen, Wölfe, dann aber auch in andere; auch in weitere, ganz beliebige Gegenstände kann sie fahren. Die Seelen der Verstorbenen, da sie mächtig sind und zugleich menschliche Bedürfnisse haben, genießen Verehrung; und aus dem Troß der gemeinen Seelen, deren Andenken bei den vergeßlichen Naturvölkern bald verloren geht, hebt sich das Andenken an den Patriarchen oder an eine Seele, die sich durch Wunder besonders kräftig bewiesen hat oder die auf andere Weise ausgezeichnet ist, hervor. Die Zahl der Seelenthiere ist nun begrenzt; es sei der Wolf, der Bär, der Reiher, die Schildkröte. In eines von den vier Thieren fährt die Seele des Patriarchen; dieses Thier wird nun als Fetisch oder als Sitz der

*) S. „Zukunft" vom 22. September 1894.

Geister verehrt; die Betreffenden nennen sich seine Söhne, — sie sind ja in der That die Nachkommen des Menschen, dessen Geist in das Thier fuhr; sie erwarten Hilfe von ihm. Treffen sie die Anderen, deren Ahnherr gleichfalls in dieses Thier gefahren ist, die also gleichfalls dessen Söhne sind, nach ihm heißen, ihm opfern und von ihm beschützt werden, so halten sie sich naturgemäß für deren Brüder.

Aus Morgans Schilderung geht hervor, daß die Gens aus Personen besteht, nicht aus Familien, und daß Familie und Gens sich durchkreuzen; denn da Niemand ein Mitglied der Gens heirathen kann, so gehört ein Ehepaar stets zwei Gentes an. Die Gens ist nun die erste Organisation, die etwas unserem Staat Aehnliches bietet. Sie ist demokratisch geordnet, hat gewählte Vorsteher und so zu sagen Häuptlinge für einen Theil der Exekutive, ferner eine Volksversammlung, wenn man in der Terminologie bleiben will, für die Gesetzgebung und den anderen Theil der Exekutive. Die Gens bildet eine politische Einheit; da dem Gentilgenossen die Blutrache als Pflicht für jeden andern Genossen obliegt, schützt sie ihre Mitglieder von außen und durch Rechtsprechung im Innern. Ein großer Theil des Eigenthums ist Eigenthum der Gens, vor Allem der Boden, oder auch Eigenthum der Verstorbenen, deren Erbe die Gens ist. So weit sich schon Privateigenthum herausgebildet hat und dieses nicht mit in das Grab gegeben wird, haben die Mitglieder ein gewisses Beerbungrecht. Außerdem existirt Kultgemeinschaft und Gemeinschaftlichkeit des Begräbnißplatzes.

Ich möchte das Augenmerk besonders auf die Kultgemeinschaft richten. Sie schließt natürlich nicht aus, daß der einzelne Gentilgenosse nicht noch separate Götter und Kulte hat; sie besagt, daß ein gemeinsamer Kult existirt. Am Klarsten ist bei den Griechen und Römern diese kultliche Seite der Gens ausgeprägt; und wo nur in den alten Schriftstellern die gleich zu erwähnenden höheren Ordnungen, zu denen sich die Gentes zusammenschlossen, erwähnt werden, wird immer berichtet, daß für die höhere Ordnung gleichfalls ein gemeinsamer Kult eingerichtet war. Morgan läßt die Kultgemeinschaft sehr zurücktreten, er sucht eben immer nach Momenten, die seine Auffassung bestärken, daß Erzeugung und Blutsverwandschaft das Wesentliche seien.

Fast alle Indianerstämme besaßen zwei Arten von Vorstehern: die Sachems und Häuptlinge. Der Sachem ist eine uralte Institution, der Vorfahre des späteren Priester- und Fetisch-„Königs"; das Häuptlingthum ist eine neuere Einrichtung zu praktischen Zwecken, es sichert das Recht der Anführung im Kriege. Den Sachem als „Friedensvorsteher" zu bezeichnen, wie Morgan thut, erweckt leicht eine inadäquate Vorstellung; er war mehr als Das. Der Sachem wurde gewählt von seiner Gens, bedurfte aber der Bestätigung der übrigen Gentes der Phratrie und der Einsetzung durch den Rath des Bundes. Eben so war die Prozedur bei der Wahl des Häuptlings.

Die höhere Organisation, in welche mehrere Gentes zusammengesetzt werden, heißt in der Terminologie Morgans die Phratrie. Seine Definition lautet: „Sie ist eine organische Vereinigung oder Verbindung von zwei oder mehreren Gentes des selben Stammes für gemeinsame Zwecke. Diese Gentes waren ursprünglich solche, die durch die Theilung einer ursprünglichen Gens gebildet worden waren." Das Wort „Phratrie" hat Morgan aus dem Griechischen genommen. In Athen bildeten dreißig Gentes je eine Phratrie, drei Phratrien

je einen Stamm, die gleich zu erwähnende weitere Organisation, und vier Stämme setzten das ganze Volk zusammen. Bei den Römern entsprach der Phratrie die Kurie; zehn Gentes bildeten eine Kurie, zehn Kurien einen Stamm, und drei Stämme bildeten das römische Volk. Wie Morgan selbst hervorhebt, kann eine so mathematisch abgemessene Theilung nicht zufällig erfolgt sein, sondern scheint einen bewußten Akt der Gesetzgebung zu Verwaltungzwecken vorauszusetzen. Auch anderwärts finden wir eine so genaue Eintheilung. Man muß in solchem Fall immer, so weit Das möglich ist, die speziellen Vorbedingungen untersuchen. Meistens wird man wohl die Ansicht Morgans bestätigt finden, daß diese Eintheilungen späteren Zeiten bewußter Verwaltungpolitik angehören; wenn sich neue Bedürfnisse geltend machen, so werden zu ihrer Befriedigung immer möglichst die alten Formen angewendet.

Schon erwähnt ist, daß über der Phratrie eine weitere Organisation, der Stamm, bestand. Wie die Phratrie der antiken Welt etwas Anderes ist als die Phratrie der Indianer, wie sie sich aus einer rein gesellschaftlichen Organisation zu einer politischen und Verwaltungorganisation entwickelt hat, so ist es auch mit dem Stamm. Die Phratrie der Indianer ist im Wesentlichen nichts als der Ausdruck des Bewußtseins, daß die sie bildenden Gentes ursprünglich eine Gens waren und aus dieser aufgetheilt sind. Die antike Phratrie ist eine auf Grund des psychologischen Gesetzes der legal fictions getroffene Neubildung, eine Zusammenfassung der Gentes in bewußter Absicht; und nur die äußere Form ist alt bei ihr. Den Stamm der Indianer schildert Morgan wie folgt: „Jeder Stamm war bezeichnet durch einen eigenen Namen, einen besonderen Dialekt, eine oberste Verwaltung und den Besitz von eigenem Gebiet, welches er inne hatte und als sein Eigenthum vertheidigte.“ Bezeichnend ist, daß die Stämme keine Totem-Namen haben, wie die Gentes, sondern Namen beliebiger Art. Die durchschnittliche Größe der nordamerikanischen Indianerstämme beträgt 2000 Personen. Die Stämme halten zu bestimmten Jahreszeiten religiöse Festlichkeiten in Form einer Kultusverrichtung mit Tanzen und Spielen. Da die Gentes Totem-Namen haben, so ist der Gentilkult offenbar urwüchsig. Ob es der Stammeskult ist, hat man Grund zu bezweifeln. Von den klassischen Völkern wenigstens wissen wir, daß die Kulte der höheren Organisationen künstlich sind: es wird nach Analogie der Gentilgottheit eine Stammesgottheit supponirt, die dann ihren Kult empfängt. Uns mag es schwer werden, uns in diesen Gedankengang hinein zu versetzen. Wir müssen aber erwägen, daß der Mensch immer nur Das denken kann, was er erfährt. Die Erfahrung dieser Völker ist aber: jede Organisation hat ihre Gottheit; wird also eine neue Organisation geschaffen, so muß für diese auch eine Gottheit vorhanden sein. Die oberste Verwaltung des Stammes bestand aus dem Rath der Gentil-Sachems und -Häuptlinge, in manchen Fällen wurde auch einer der Sachems als oberster Häuptling des Stammes anerkannt.

Die höchste Organisation, zu welcher die Gesellschaft der Gentilverfassung gekommen ist, war der Bund. „Der Bund (Morgan spricht vom Irokesenbund) war eine Vereinigung von fünf Stämmen, die aus gemeinsamen Gentes zusammengesetzt waren, unter einer auf Grundlage der Gleichheit errichteten Verwaltung; jeder Stamm blieb dabei unabhängig in allen Angelegenheiten der lokalen Selbstverwaltung.“ Die höchste Gewalt lag in den Händen eines Generalrathes von fünfzig Sachems, die zugleich Sachems in ihren respektiven

Stämmen waren und neben den Häuptlingen in den Stammesräthen saßen. Zuerst hatte der Bund weder eine oberste Exekutivbehörde noch ein offizielles Oberhaupt; später jedoch stellte sich die Nothwendigkeit eines obersten Heerführers heraus; man wählte immer zwei Kriegshäuptlinge, die in ihrer Machtbefugniß einander gleichgestellt wurden. Bezeichnend für das Amt des Sachems ist, daß die den urspünglichen Sachems gehörigen Namen auch immer von ihren Nachfolgern angenommen werden mußten; im Sinne der Indianerpolitik geht dadurch der Geist des alten Sachems auf seinen Nachfolger über.

Betrachten wir nunmehr die an Morgans System geübte Kritik. Starcke wie Westermark wenden sich beide vornehmlich gegen die Promiscuität-Theorie und nehmen die — von Morgan so genannte — Paarungehe als das Ursprüngliche an. Sollte die Annahme der Promiscuität sich als unhaltbar erweisen, so würden wir den Ursprung und damit die Bedeutung der Gens anders aufzufassen haben als Morgan. Eine solche andere Auffassung habe ich bereits zu skizziren gesucht. Wesentliche Veränderungen dürften aus einer solchen anderen Auffassung nicht resultiren; die Promiscuität-Theorie kann deshalb ohne fundamentale Erschütterung aus dem Gebäude herausgenommen werden. Wie schon angedeutet ist, ruht sie auf dem einzigen Argument, daß das „Mutterrecht", d. h. die Rechnung der Abstammung nur von mütterlicher Seite, nur durch Unsicherheit über die Vaterschaft entstanden sein könne. Anführungen wie die des jus primae noctis, der Tempelprostitution, der hohen Achtung der Hetären im Alterthum, und ähnlicher Dinge, beweisen an sich nichts; das jus primae noctis, dessen Existenz als Recht übrigens noch dazu angefochten wird, kann, eben so wie die Tempelprostitution und andere Deflorirungsgebräuche, religiösen Ursprung haben; es kann dem Wunsch des Gatten verdankt sein, treffliche Kinder vermittels des Häuptlings zu erzielen, und es kann andere Ursachen haben, an die wir vielleicht gar nicht denken. Für die Achtung der Hetären in Griechenland — wo die anständigen Frauen nicht in die Oeffentlichkeit kamen und auf die öffentlichen Sitten nicht einwirken konnten — lassen sich viel näher liegende Gründe denken. Die geschlechtliche Freiheit der jungen Mädchen vor der Verheirathung bei gewissen Völkern läßt gleichfalls die verschiedensten Deutungen zu: in manchen Fällen hat es sich sogar erwiesen, daß sie früher nicht bestand und erst unter dem Einfluß der Europäer entstanden ist.

Zwei Versuche haben nun Starcke und Westermark gemacht, das „Mutterrecht" auf andere Weise zu erklären, wovon einer sich bei Starcke allein und nur gelegentlich findet; dieser scheint mir aber der wichtigste zu sein. Sie nehmen Beide an, daß die primitivsten Menschen, gleich den Affen, paarweise gelebt haben. Mit der sozialen Differenzirung entwickelt sich dann die Polygynie. Nun unterscheidet sich bei jeder Polygynie eine Hauptfrau von den anderen Frauen und ihre Kinder stehen über denen der anderen. Die Hauptfrau ist in vielen Fällen die erste, in vielen auch die vornehmste. Oft dürfte Beides zusammenfallen. Und weil sich hier der Rang der Kinder nach dem der Mutter richtet, haben wir hier das — Mutterrecht.

Sehr leicht lassen sich gegen diese Deutung zwei Einwände machen: erstens wird uns durch sie nicht die Allgemeinheit des Mutterrechts erklärt. Polygynie ist, da, mit seltenen Ausnahmen, die Zahl der Männer und Weiber gleich ist, praktisch immer nur bei den Reichen möglich. Die ganz Armen müssen entsprechend ohne Frau leben und die große

Menge der Mittleren sich mit einer Frau begnügen. Man wird sich schwer vorstellen, wie aus den Folgen einer Ausnahme eine allgemeine Regel hat werden können. Zweitens aber weist uns das Mutterrecht in eine viel ältere Zeit zurück als die Polygynie. Eine weit bedeutendere Idee scheint mir von Starcke in diesen Sätzen ausgedrückt zu sein: „Die ackerbauende Gesellschaft nimmt in weit höherem Grade die Arbeitkraft der Einzelnen in Anspruch als diejenige, die hauptsächlich oder ausschließlich Viehzucht treibt. In jener wird daher eine Verminderung des Hausstandes der am Schwersten zu ersetzende Verlust, und seine Bewahrung, durch das Festhalten des Einzelnen, wird ihr vornehmstes Interesse. In dieser aber wird man am Meisten die Vermehrung des Viehbestandes ins Auge fassen. Der Hausherr wird sich, in der ersten Gemeinschaft, gegen den Verlust einer Tochter sträuben und den Freier an sein Haus zu binden versuchen; in der zweiten Gemeinschaft aber wird er sie so bald und so theuer wie möglich zu verkaufen suchen. Die ackerbauende Gemeinschaft wird somit eine natürliche Tendenz zu der Weiberlinie haben, wie wir es in Amerika fanden; die Viehzucht ist dagegen der männlichen Linie günstig." Der Vorwurf, daß das Mutterrecht älter sei als die Zustände, aus denen es erklärt werden soll, trifft auch diesen Erklärungversuch. Aber auf jeden Fall haben wir hier einen Grund für das Fortbestehen des Mutterrechts unter gewissen Umständen und für sein Aufhören unter anderen.

Vielleicht darf ich wagen, hier einen eigenen Erklärungversuch zu geben. Das Mutterrecht weist uns in die urältesten Zeiten der Menschheit zurück. Was wir heute beobachten können, Das ist nirgends mehr der primitive Mensch, den wir uns vorstellen können als auf Bäumen lebend und sich von Baumfrüchten, auch von Wurzeln, nährend. Der Geschlechtsakt erscheint diesen Halbthieren als selbstverständlich, eben so, daß die Weiber Kinder bekommen. Aber eine Assoziation zwischen beiden Vorgängen werden wir diesen primitiven Menschen nicht zutrauen, die setzt doch schon ein Nachdenken voraus, das der Mensch selbst dann noch nicht gekannt zu haben braucht, als er schon längst den Gebrauch des Feuers kannte. Ohne eine Promiskuität anzunehmen, können wir so die Mutterfolge erklären: wie der Apfel die Frucht des Baumes, so ist das Kind die Frucht der Mutter, ein Weiteres ist unbekannt. Das würde nun erklären, daß die Abstammung nach der mütterlichen Seite gerechnet wird. Weiter ist aber auch nichts nöthig, denn die öfters beobachtete relativ hohe Stellung der Frau braucht damit durchaus nichts zu thun zu haben, ist nicht allgemein nachzuweisen und kann ungezwungen aus verschiedenen Ursachen erklärt werden, vor Allem da, wo die Frau nicht aus ihrem elterlichen Familienverband entlassen wird und der Mann in eine fremde Familie hinein kommt. Auch dann, wenn die Bedeutung des Geschlechtsaktes den Menschen zum Bewußtsein gekommen ist, braucht an sich die Weiberlinie nicht verlassen zu werden: denn wenn kein zureichender Grund vorhanden ist, dann geht das Denken natürlich in den alten Gleisen fort. So kann sich das „Mutterrecht" lange erhalten bis tief in die Barbarei hinein. Der Grund wird aber geliefert werden durch veränderte ökonomische Verhältnisse. An dieser Stelle möchte ich den Gedanken Starckes einfügen: wo das Weib in ihrer Familie bleibt, der Mann deshalb eine untergeordnete Stelle einnimmt, bleiben natürlich auch die Kinder bei ihr, und hier ist kein Grund, die Mutterfolge zu verlassen. Wo der Mann das Weib zu sich nimmt, wünscht er, auch die Kinder als Werthobjekt für sich zu reklamiren.

Deshalb betont er seinen Antheil an der Zeugung, der vielleicht schon länger bekannt war, ohne daß diese Kenntniß praktische Folgen gehabt hätte. Das Erste ist bei ackerbautreibenden Völkern, das Zweite bei Hirtenvölkern der Fall. Und wie sich die Ansichten der Menschen immer nach ihren Interessen richten, so ist die physiologische Ansicht bei jenen Völkern, daß der Mann nur eine sekundäre Rolle bei dem Geschlechtsakt spielt, bei diesen, daß das Kind nur vom Mann stamme und von der Mutter nur ernährt werde.

Der einzige Beweis für die Blutsverwandtschaftfamilie wird durch das hawaiische Verwandtschaftsystem geliefert, in der Wirklichkeit ist sie nie beobachtet worden. Nach Morgans Ansicht sind die Verwandtschaftsysteme nur so zu deuten, daß die Worte „Vater“, „Bruder“ u. s. w. immer nur in dem Sinne gebraucht werden, wie wir sie gebrauchen, d. h. um Blutsverwandtschaftverhältnisse anzudeuten. Schon sein Gegner Mac Lennan hat darauf hingewiesen, daß diese Deutung nicht absolut nothwendig sei, und hat die Verwandtschaftbezeichnungen bloße „Titulaturen“ genannt. Das sind sie nun nicht, denn es sind mit ihnen wichtige Pflichten und Rechte verbunden, eben so wenig aber brauchen sie das Andere zu sein. Schon von früheren Ethnologen, so von Lubbock, ist aufmerksam gemacht auf die merkwürdige Aehnlichkeit der Namen für Vater und Mutter in den verschiedensten Sprachen. Ein älterer deutscher Philologe, Buschmann, hatte schon früher ähnliche Unternehmungen angestellt und war darauf gekommen, daß die Laute pa, ta, ap, at für Vater, und die Laute ma, na, am, an für Mutter, oder auch umgekehrt: die ersten Laute für Mutter und die zweiten für Vater, gebraucht werden. Wer einmal die ersten Sprachversuche eines Kindes studirt, wird finden, daß diese Laute die ersten sind, die das Kind zu Stande bringt; und die Abweichungen von den Typen Buschmanns, welche vorkommen, erklären sich aus jenen geringfügigen Verschiedenheiten der Sprachwerkzeuge, die manchen Völkern die Aussprache gewisser Laute unmöglich machen. Die Worte für „Vater“ und „Mutter“ enthalten demnach zunächst keinerlei Hinweisung auf die Zeugung, sondern sie entstehen aus an sich ganz sinnlosen Lauten des Kindes, welche mit denjenigen Personen in Beziehung gebracht werden, die ihm am Nächsten stehen, da diese Laute eben die ersten sind, die es produzirt. Wenn man deshalb aus dem hawaiischen Verwandtschaftsystem einen Schluß ziehen kann, so ist es der: da die Eltern nicht besonders bezeichnet sind, sondern nur Bezeichnungen für die Generationen existiren, so muß man einen Zustand voraussetzen, wo eine größere Gruppe zusammenlebte, eventuell die Eltern nicht so ausschließlich allein für ihr Kind sorgten, etwa, wie es sich findet, die andern Mütter es auch äugten und aufzogen. Eine geschlechtliche Gemeinschaft aber läßt sich nie an diesem Verwandtschaftystem beweisen, nur etwa eine Endogamie in der Gruppe.

Festeren Boden scheinen wir bei der Punaluafamilie zu betreten. Sie wird bewiesen durch das irokesische Verwandtschaftsystem und durch Spuren in der Wirklichkeit. Das hauptsächlichste Beweisstück wird aus dem Buch von Fison und Howitt „Kamilaroi und Kurnai“ genommen, wo von Fison ausdrücklich erzählt sein soll, daß er die Punaluafamilie in der Wirklichkeit getroffen habe. Was jedoch Fison sagt, ist Folgendes: „Die Ehe ist theoretisch eine kommunistische. Mit andern Worten, sie beruht auf dem Geschlechtsverkehr aller Männer einer Abtheilung des Stammes mit allen Frauen der selben Generation in einer andern Abtheilung ... Hiermit soll aber nicht gesagt

sein, daß Dies der heutige Brauch ist, sondern nur, daß es die alte Regel ist, welche dem heutigen Brauche zu Grunde liegt und auf welchen dieser hinweist." Mit andern Worten: auch Fison hat nichts gesehen, sondern nur gefolgert. Ein weiteres Argument kann man aus der bei manchen Völkern herrschenden Sitte herholen, daß der Aelteste einer Reihe von Brüdern eine Frau heirathet und daß diese dann allen Brüdern gemeinsam gehört, später der Zweite, und so fort. Aber überall, wo wir diese Sitte treffen, finden wir auch die wirthschaftlichen Gründe, die sie zu einer Ausnahme stempeln: etwa der hohe Preis der Frauen, der es nicht gestattet, daß gleich alle Brüder heirathen können; oder, in aristokratischen Kreisen, der Wunsch, die Ausbreitung der Familie zu beschränken; oder da, wo der Mann gezwungen ist, längere Zeit in entfernten Gegenden zu weilen, die Nothwendigkeit eines männlichen Schutzes.

Es bleibt als Beweis nur noch das Verwandtschaftsystem übrig, dessen Unterschied von dem hawaiischen darin besteht, daß die Kinder der Brüder und Schwestern verschieden genannt werden und zu den Geschwistern ihrer Eltern in verschiedener Beziehung stehen, je nachdem diese männlich oder weiblich sind. Wenn wir eine analoge Erklärung wie die des hawaiischen Systems versuchen wollen, so können wir Das auf die Exogamie der Gruppe zurückführen. Die Männer heirathen in eine fremde Gruppe hinein und leben hier; die Männer dieser Gruppe heirathen aus ihr heraus und leben außerhalb. Die Männer nennen sich Brüder, die Frauen Schwestern. Die Kinder der Brüder gehören einer anderen Gruppe an als die Kinder ihrer Schwestern; und wie das blos räumliche Zusammenleben das hawaiische System genügend erklärte, so erklärt das räumliche Zusammenleben der Männer („Brüder") mit den „Schwestern" einer anderen Gruppe Männer das irokesische. Das hawaiische System beweist nicht dringend die Gruppenendogamie, sie schließt diese nur nicht aus; das irokesische System beweist sicher die Gruppenexogamie.

Diese Hypothese zur Erklärung der Verwandtschaftsysteme ist freilich auch nur eine Hypothese. Aber sie hat den Vorzug größerer Einfachheit und vor Allem macht sie die Annahme der ursprünglichen Promiskuität unnöthig, die uns so in Verlegenheit setzt, wenn wir die Abstammung des Menschen von den höheren Affen betrachten, die nicht nur zu Paaren leben, sondern auch stark eifersüchtig sind. Es würde demnach nunmehr anzunehmen sein, daß die Menschen ursprünglich in Paaren lebten, aber in Horden vereinigt, etwa wie die Schimpansen, nicht vereinzelt, wie die Gorillas. Und da wir doch wohl uns vorstellen müssen, daß unsere Vorfahren hauptsächlich auf Bäumen gelebt haben — wegen der großen körperlichen Schwäche der Menschen —, also ihren wichtigsten Unterhalt von den Baumfrüchten gewannen, so braucht uns ein solches Hordenleben durchaus nicht so unwahrscheinlich zu sein, wie Westermark meint. Die spätere Entwickelung der Gens ist dann unabhängig von den geschlechtlichen Beziehungen vor sich gegangen, wahrscheinlich durch den Totemismus. Das „Mutterrecht" beruht auf Anschauungen der allerersten Urzeit, die sich da erhalten haben, wo der Mann in die Gruppe der Frau hineinheirathete und die in vaterrechtliche Ideen überschlugen, wo das Weib dem Manne folgte.

Nordhausen. Dr. Paul Ernst.

Mysterien.

War Das eine herrliche Zeit!

Ja, damals, als die Wissenschaft so mächtig aufblühte, die Zeit der Büchners und der Vogts und der Strauß, als man Alles wußte, Alles erklären konnte; gab es da noch Räthsel, gab es da überhaupt noch Etwas zu lösen? Ja, freilich: die Seele; doch dies Räthsel sollte in einer sehr nahen Zukunft entwirrt werden und dann mußte das große Wort in Erfüllung gehen: eritis sicut Deus!

War Das eine wunderbare Zeit mit ihrer chimie de l'âme, ihrer pure analyse, die wunderbare Renaissance der Scholastik mit ihrem Glauben an unmittelbare Gewißheiten, an Wahrheiten, die sich durch sich selbst und von selbst verstünden, dem Glauben an Gegensätze und Kräfte und Naturgesetze und die Existenz des Nicht-Gottes.

Dann wurde man doch ein klein wenig skeptisch, man fing an, sich abseits zu stellen und verlegen zu lächeln, und dann plötzlich fiel der Dünkelschleier von den Augen und wieder that sich auf der große Schlund des ewigen Räthsels, die Psyche mit ihren Abgrundstiefen. Man hat es plötzlich verstanden, daß in der ganzen Psychologie, die solche Unmengen von Formeln und Erklärungen, Deutungen und Sicherheiten besitzt, doch nicht ein einziger Satz feststünde, nicht einmal der Satz von der Reziprozität des Reizes und der Empfindung; man hat verstanden, wie der menschliche Geist sich immer und ewig in dem selben Cirkel bewegt: der alte Aberglaube erscheint in der Form der Telepathie, das Suchen der Alchymisten nach dem Stein der Weisen, der „Milch der Jungfrau", wird durch die Thatsache der Isomerie glänzend gerechtfertigt, der alte Animismus kommt in der Form des konsequenten Monismus wieder. Daher die Skepsis, der Sinn für das Versteckte und Tiefe, das jeder Erklärung spottet, der Sinn für die Nuance, das Flüchtige, Verfließende. Freilich ragt in diese Zeit der Skepsis der Heerdenglaube an „materialistische Weltauffassung", so wie etwa das Hausgewerbe in die Zeit des Kapitalismus hineinragt, aber Das ist schließlich nur Surrogat des Denkens und niemals erschien das Räthsel, das große Mysterium der Seele, tiefer, abgründiger als gerade jetzt, nicht einmal im Mittelalter, das seiner Furcht, seinem Verständniß für das Tiefe, Schauerliche, Mystische im Menschen in der grandiosen Schöpfung des Satanischen Ausdruck gab.

Aus allen Ecken grinst die verzerrte Grimasse des furchtbaren Mysteriums; man sucht es zu fassen: es gleitet unter den Händen weg, es grinst mit ätzendem Hohn und dann blickt es einen Moment lang Einem ganz tief in die Augen und plötzlich erkennt man es, — doch in der nächsten Sekunde: ja, wo steckt es nur, Das, was man schon in Händen hatte, das man mit solcher Wollust zerfaserte, auseinanderfädelte, so hübsch in einzelne Kategorien zerlegte und dann Alles in die zugehörigen Schublädchen einschaltete, systematisch, nach gewissen methodischen Gesichtspunkten? Ja, wo ist es nur, man fühlt es so deutlich, dies Unfaßbare, Spröde, Elastische — wie hieß es doch nur?

Oder: es blüht Etwas auf in der Untiefe, ja, man fühlt es deutlich in einer Tiefe — eine phantastische Riesenblume; sie wächst aus im ganzen Gehirne — die rothe Mohnblume, sie wird zu Blut; man muß es aus allen

Poren heraussickern sehen, dann muß man eine wahre Orgie von zerstümmelten, zerquetschten, zerbrochenen Gliedern vor Augen haben, — ja, und um Dies zu sehen, stürzt es Einen aus dem Fenster auf das Pflaster: so endete Garschin.

Oder es verschiebt sich Etwas in der Seele und fängt an, zu zerfallen. Etwas Fremdes steigt auf, Furchtbares, Beängstigendes, wie wenn jede Minute ein gräßliches Unglück eintreten sollte, und man ertappt sich auf Gedanken, die ganz fremd erscheinen, auf Handlungen, die man nicht als seine eigenen empfindet, dann fühlt man es um sich, fühlt fremde Augen sich in seinen Nacken bohren und heißen Athem um sein Gesicht streichen und dann sieht man es plötzlich: Horla, Horla! So endete Maupassant!

Und man kann es erklären, wie man will, man kann das ganze Lexikon der famosen psychiatrischen Wissenschaft zu Hilfe nehmen, aber immer führt man ein x auf das andere zurück und immer bleibt es ein x.

Oder, ganz einfach: man geht mit einem Weibe, das man bisher nur als schön und liebenswürdig empfand, auf einem Wege; da plötzlich kommt Etwas dazwischen, vielleicht nur ein flüchtiger Ausdruck, den man nie vorher gesehen hat, der sich aber sofort in die organische Tiefe des Mannes schlägt, — und plötzlich fühlt man Etwas von einem hungrigen Hunde in sich, man merkt, wie in der Seele eine Tendenz besteht, der Stimme das Timbre der Zärtlichkeit zu geben, und wie sie fortwährend ins Flüstern umkippt, man sucht das Gehirn so zu sagen mit Händen festzupressen, um ihr Beben zu neutralisiren und ihre Senkungen in der Gleichgewichtslage zu erhalten, das Herz zittert, ein eigenthümliches Wärmegefühl gießt sich durch den Körper: die Liebe ist da. Ist Das nicht ein großes Mysterium?

Die Molekeln meiner Gehirnsubstanz haben sich in eine nach links gewandte Kurve geordnet .... Wunderbar!

Und mit diesen Räthseln, diesen Mysterien, plagt und quält sich Johann Nilsen Nagel ab, der Held eines Buches, dessen Titel „Mysterien" lautet, Knut Hamsun zu seinem Verfasser hat und von Frau v. Borch ganz vorzüglich ins Deutsche übertragen ist.

Johann Nagel ist einer von den quelqu'uns, die in den Zeiten des Ueberganges, auf der Kippe zwischen Verfall und Renaissance, in etwas furchtbar Krankes und unendlich Gesundes aufblühen, in ein Etwas auswachsen, das zur Hälfte verfault ist und unendlich viele Befruchtungskeime in seinem Schoße trägt, ein Etwas, das Fäulnißerreger und Sauerteig des Lebens zugleich ist. Einer von Denen, die aus Widersprüchen komponirt sind, den heterogensten Elementen, die in fortwährendem Kriege sich befehden, und dies Alles so lose, so flüchtig und so empfindlich, daß das Gleichgewicht, jenes mystische Kraftcentrum, auf welches sich alle Seelenzustände beziehen, durch welches sie zusammengehalten werden, sich fortwährend hin und her bewegt, sich ewig verschiebt, durch eine unermeßliche Skala der zerstörendsten Empfindungen. Bei diesen Menschen ist man niemals sicher; sie tragen die Brunst des Unterganges in ihrem Herzen: jetzt noch glücklich, jauchzend, aufwirbelnd in heißen Glückseligkeitstürmen, — und im nächsten Momente stürzt der lockere Riesenbau einer solchen Seele zusammen; Alles zerfällt, reißt, berstet, kracht, und die Metampsychose kann beginnen.

Diese Menschen sind wie das abgehetzte Wild, das niemals zur Ruhe kommt; sie sind überall zu Hause gewesen und fühlen sich nirgends heimisch; überall scheinen sie ein Vaterland zu haben und haben es doch nirgends ge-

funden; sie sind zart und flüchtig, wie Quecksilber; die geringsten Anstöße genügen, um furchtbare Explosionen hervorzurufen; und immer kocht und brodelt es, wie in einem unterirdischen Krater. Was an ihnen tief ist, erscheint als Oberfläche, was die innerste, in Blutwärme und heißen Lebensstürmen erlebte Ueberzeugung ist, erscheint als Phrase, und das Große sieht klein aus, weil es von der Froschperspektive kleinlicher Instinkte, kleinlicher Sympathien und Interessen, erblickt wird. Immer tragen sie eine Maske, und wenn sie keine haben, dann glaubt man, Fratzen zu sehen; sie sind verschlagen und verlogen, sie hassen Alles und lieben es wieder unendlich, sie können genießen, wie frohe Kinder, und dann kommt unmittelbar die ranzige Ekelstimmung, wo Alles zur blague wird: am Ende ist doch Alles nur faustdicker, schwulstiger, geschwollener Blödsinn und Alles nur blague—blague, oh, la sale corvée de la vie! Es ist wirklich unanständig, zu leben! „Ich bin ein Fremder, ein Ausländer des Daseins, die fixe Idee Gottes, nennt mich, wie Ihr wollt" . . . ruft der unglückliche Nagel an einer Stelle aus.

Was an Nagel ganz besonders interessant ist, Das ist seine krankhafte Idiosynkrasie gegen alle Meinungen, die schon ein Anderer in seinem Munde geführt hatte, gegen jede Speise, die schon ein Anderer zerkaute. Was ihm lieb ist, Das wird ihm zuwider, weil es vielleicht einem seiner Mitmenschen lieb wurde, immer geht er mit der Empfindung, wie wenn Harpyien seinen Nachtisch beschmutzt hätten: es besteht in ihm ein furchtbar dämonischer Trieb, zu jedem Ja ein Nein zu sagen, das Oberste zu Unterst zu kehren, Ideal zum Schmutz, und Koth zum Ideal umzuwandeln. Dann plötzlich kommt er sich vor wie der Nietzschesche Gott, der über dem Siebengestirne ausgestreckt ruht und sich über die Grimassen des menschlichen Affen, den er sich zu seiner Belustigung geschaffen, halb tot lacht: mit dem Schmerze kitzelt er ihn an den Sohlen, daß er jauchzt vor Entzücken, und die Freude hält er ihm wie eine Zwiebel vor die Augen, daß große Thränen über die Wangen rollen.

Jede Meinung, die als schön und gut gilt, ist für Nagel ein übel riechendes Volksvorurtheil und mitten in dem Schutt der zertrümmerten Tagesgötzen schwingt er sich empor zu der prachtvoll gewaltthätigen, stolzen Macht eines „Uebermenschen", eines „freien Geistes", eines guten Europäers, der für das Zwergthier von Philister, das ihm mittlerweile furchtbar langweilig wird, nur ein verächtliches Achselzucken hat.

Eins noch, was zu der Physiognomie eines solchen Menschen gehört und sie vervollständigt, ist seine Liebe für das Unterdrückte, für Alles, was im Dunkel und im Verborgenen, im Elend und in Mißachtung, lebt. Es ist, als ob ihn eine geheime Sympathie zu diesen Menschen zöge, vielleicht nur aus Widerspruch, um Das zu heben, was verachtet ist; aus Trotz, aus Verachtung gegen Das, was hoch zu stehen vermeint, ist er gut und mildthätig.

Johann Nagel macht sich einen Krüppel, einen, der für Geld Grimassen schneidet und auf dem Markte halb nackt vor der Menge tanzt, zum Freunde; er giebt sich die erdenklichste Mühe, einem armen, verwachsenen Mädchen Geld einzuschmuggeln, nicht etwa, weil er wohlthätig wäre, sondern dieser eigenthümlichen, aristokratischen Herrensympathie wegen, die lieber das Niedrigste unter dem Niedrigsten hat als das sogenannte Höchste.

Eine so zusammengesetzte Natur, eine Natur, in der tausend Meere und tausend Himmel in einander wogen, eine Natur, so scheu und zart und so weit,

daß sie keine Horizonie hat, eine Natur mit der krankhaften Keuschheit, daß sie fortwährend lügen und Maske tragen muß, um ihr Tiefstes und Innerstes nicht preiszugeben, eine Natur, die eine solche Achtung vor dem Mysterium ihrer Individualität hat, daß sie lieber zu Grunde gehen, als daß sie sich prostituiren würde, ist den Existenzbedingungen der „bürgerlichen“ Gesellschaft nicht angepaßt und muß, dem Darwin-Spencerschen-Gesetze von dem Ueberleben des Passendsten zufolge, und nach der Moral, daß das Schönste und Herrlichste dem Sklaven als Dungmaterial dienen soll, zu Grunde gehen.

Aber es giebt einen Zustand, der doch als Rettungplanke dienen könnte; einen Zustand, in dem alle Seelenkräfte geeint werden und in dem sie gipfeln, in dem das Zerworfene und Unvereinbare in intensiver Macht synthetisirt wird, einen Zustand, in dem der Unproduktive zum machtvollen schöpferischen Genie wird, der Feigling zum Helden, der Melancholiker zum freudigsten Genießer, — und Das ist die Liebe.

Eine Décadence-Natur liebt allerdings anders als alle sonstigen Menschen; sie ist nicht fähig, sich ganz und gar hinzugeben, das Weib um des Weibes willen zu lieben: sie liebt sich selbst in dem Weibe; doch was vom Feinsten und Tiefsten und Geheimsten in einem solchen Menschen liegt, was ihm den höchsten Genuß, die stärkste Empfindung bereitet, was der machtvollste, lustschwere Ausdruck seiner Organisation ist, Das zaubert das Weib aus den seelischen Abgründen ins Bewußtsein herauf, und all das Feine und Feinste, all Das, worin die mannichfaltigsten Gefühle einig werden in dem Vollgefühl des höchsten Lustmaßes, das überhaupt erreichbar ist. Das sammelt sich um das Bild des Weibes, konzentrirt sich und fließt zusammen in das Gefühl der Liebe, in das unendlich machtvolle, freudige Bewußtsein der seelischen Synthese.

Und besteht die Psyche nur aus zusammenhanglosen Empfindungen und ist die Individualität in tausend Stücke zerrissen, ist man der Grabbesche Gott, der in tausend Scherben zersprang: im Gefühl der Liebe wird man einig und stark. Denn die Liebe ist die höchste Konzentration alles Dessen, was das höchste Lustmaß bereitet, die Vereinigung der machtvollsten und somit intimsten Kräfte, die Potenzirung eines synthetisirten Ichs bis zu den höchstmöglichen Grenzen. Und um all Das wickelt sich mit breitem Bande das Ich, als der letzte Ausdruck einer unendlichen Kette von Vererbungen, das Ich, das letzte Wort einer tausendjährigen Kultur mit einer Ewigkeit von Zielen, von Verlangen, Verfeinerung, Geschmack, Sympathien und Auslese.

Und Johann Nagel verliebt sich. Warum, weiß er nicht. Das ist wieder ein Mysterium. Selbstverständlich ist sie für sein ästhetisches Empfinden schön, sehr schön, aber für seinen spürenden, grübelnden, analysirenden Intellekt genügt nicht die physische Thatsache. Er sucht den Grund seiner Liebe in dem mystischen, unerklärlichen Eindrucke, den er empfangen hat, als er die Stadt betrat, in der sie wohnte, in den Flaggen, die auf den Dächern wehten, weil gerade sie ihren Geburtstag hatte, weil sich zufällig kurz vorher ein Liebhaber ihretwegen das Leben genommen hat, er sucht den Reiz in ihrem Namen: Dagny, doch — au diable l'analyse: er liebt sie.

Dagny Kielland ist eines von den unglücklichen Geschöpfen, die unsere Kultur zu Millionen hervorbringt. Sie hat starke natürliche Instinkte, die aber durch eine wunderbar gezüchtete Altjungfernmoral verfault sind; sie ist innerlich kühl geworden, aber sie hat das Verlangen, jeden Mann zu besitzen; sie ist eine impotente Natur, weil die ehrenwerthe Jämmerlichkeit und Ver-

logenheit der „guten“ Gesellschaft ihr den Muth zerstörten, da zu gehen, wohin sie ihr Herz ruft, weil sie überhaupt nicht fähig ist, zu lieben mit jener ungedämmten Leidenschaft, die bei jedem „Du sollst“ höhnisch auflacht und jedes „Du darfst nicht“ mit Füßen tritt. Sie ist feig, aber sie hat die lächerliche Eitelkeit, den interessanten, fremden Mann in ihre Netze zu fangen, sie läßt ihn ziemlich weit gehen, ermuntert ihn dazu, sie küßt ihn sogar einmal, aber dann plötzlich macht sie ein Ende, um bald nachher von neuem dies Spiel zu versuchen. Dagny Kielland darf Nagel nicht lieben, sie hat nämlich einen Verlobten. Sie macht ihm ganz deutlich klar, daß sie ihn liebt, aber sie darf es eben nicht. Vielleicht leidet sie darunter, vielleicht bäumt sich in ihrer Seele Etwas von Wuth und Verzweiflung auf, vielleicht ist sie auch nur wüthend, daß der Fremde eine zu große Macht über sie gewonnen hat, — wer weiß es? Alles in ihr ist innerlich verlogen, sie belügt sich selbst, sie könnte noch viel weiter gehen, als sie eigentlich geht, um dann eines Tages zu erkennen, daß dieser Mann ihr ganz gleichgiltig ist, mit dem sie aber trotzdem durch das Leben gehen würde, weil es so die anerzogene Moral erfordert.

Und nun beginnt eine furchtbare Tragoedie, in der eine von dem Nutzvieh, die in Bälde mit dem betrogenen und hintergangenen Manne in die Massenproduktion von Kindern eintreten soll, einen geborenen Hirnaristokraten zerstört. Nagel kämpft einen verzweifelten Kampf, er lügt und überhäuft sie wieder mit brutaler Offenheit, er kriecht vor ihr wie ein Hund, er winselt und flennt, er verachtet sie, höhnt sie, bewirft sie mit Schmutz, und im nächsten Momente schneidet er ihren Namen in einen Baum, den er dann wahnsinnig küßt. Die Ohnmacht, das Weib nicht erreichen zu können, lähmt seine Glieder, verwickelt seine Bewegungen, kombinirt sie zu ganz unnützen, blödsinnigen Zwecken. Er leidet; er fühlt, wie die beginnende Konzentration auseinanderfällt, er fühlt, wie sich die Synthese der gesteigertsten Lustgefühle lockert, er fühlt, wie dahinter das Geschlecht zuckt und sich windet, weil es langsam auseinandergleitet, er leidet mit dem unermeßlichen Schmerze der gelockerten Geschlechtsempfindungen, die nur in fortwährender Summirung, in immerwährender Konzentration jenes höchste synthetische Lustgefühl bereiten, das Gefühl des Gleichgewichtes und des stabilen Kräftecentrums.

Die große Tragoedie des großen Menschen entwickelt sich mit rapider Schnelligkeit, als Dagny seinen Versuch, bei Martha Gude Ruhe und seelische Harmonie zu finden, mit echt weiblicher Brutalität vernichtet; noch ein Tag der furchtbarsten Schmerzensorgien, und dann ein schrilles Hallelujah des Unterganges, eine kreischende Symphonie einer zerrissenen, in lauter blutende Empfindungen zerfallenen Psyche, — und Johann Nilsen Nagel stürzt sich ins Meer. „Ein paar Blasen stiegen auf.“

Ich würde mich nicht so weit über dieses Buch verbreiten, wenn es nicht einen bedeutenden kulturhistorischen und psychologischen Werth besäße.

Es ist das große Jeremiaslied der Degeneration. Doch nicht der Degeneration, wie man sie sich im landläufigen Sinne vorzustellen pflegt: einen zerstörten, siechen Körper, womöglich mit Rückenmarksschwindsucht behaftet. Nein, diese Degeneration, diese echte Degeneration der Verfalls- und Uebergangszeiten, besteht nur in der Desequilibration der Empfindungen; sie sind gelenklos, ausgerenkt; kein Band hält sie zusammen, jede einzelne oscillirt um sich herum, anstatt sich auf andere zu beziehen; sie besteht in der Uebersättigung der Sinne, in einer allgemeinen Blasirtheit, in der Alles zum Ekel wird und nur

eine Geberde um die Mundwinkel zuckt, die des Ausspeiens; sie besteht in der Unmittelbarkeit, mit der alle Eindrücke genossen werden, die erst durch das Gehirn durchfiltrirt, zerlegt, durchgegrübelt werden und in ihrer Intensität bereits erstorben sind, bevor sie dorthin gelangen, wo sie naturgemäß von vorn herein gelangen sollten: in das warme Keimbett der Individualität, die mystische Wurzeltiefe des heiligen Mutterbodens, der Leben und Wachsthum spendet.

Das ist die Degeneration, die jene große Schaar von Dilettanten schafft, die Alles können und nichts Rechtes zu schaffen vermögen, die schon steril geboren werden und ihre Kräfte in steten Kämpfen, den Willen an das Empfinden zu fesseln, unnütz vergeuden. Das ist die Degeneration, die eine Kultur der Epigonen geschaffen hat, jener feinsinnigen Nachempfinder, die jedoch blutleer in ihrem Empfinden sind und verwässerte, schwächliche Gehirnmuskeln haben, aber feine Hände: das Geschlecht der Analytiker und Psychologen und der großen Virtuosen „en nerfs". Das sind die Bourgets und die Barrès, die Bashkirtsef und der typische Epigone Amiel, die ganze Schaar der Nachtreter von Goethe und — wer würde sie alle aufzählen können.

Sie wären ja Alle große Genies geworden, aber die Synthese fehlt, die alle diese zerstreuten Fähigkeiten in einen Brennpunkt sammelt, das eiserne Rückgrat, das in einem Momente alle Empfindungen in intensivster Wärme dem Gehirne zuführen kann, die kräftigen Organempfindungen fehlen, die das Bewußtsein der Macht und Stärke geben. Es muß eine Explosion eintreten, an der sich alle Eindrücke bethätigen, eine Krateröffnung, in die ein ganzer Lebensinhalt in einem Momente hineinfließen kann, aber zu solcher machtvollen Bethätigung des ganzen Gehirnes, welche die Arbeit eines genialen Menschen charakterisirt, kommt es bei den Degenerirten nie: ihr Gehirn arbeitet centrifugal; es zerstiebt, verflüchtigt sich Alles unter der schaffenden Hand.

Was mir vor Allem Hamsuns Buch so schätzenswerth macht, Das ist die psychologische Feinheit, mit der jede Zeile geschrieben ist. Nicht einmal Stendhal in seinem vorzüglichen Buche De l'amour — ich spreche hier nicht von den widerlichen Produkten eines Mantegazza noch von der doktrinären, nach Ribotscher Salonpsychologie riechenden Physiologie de l'amour von Bourget — vermochte eine so unendlich feine Analyse der mächtigsten aller Funktionen, der Liebe, zu geben, wie sie in „Mysterien" zu finden ist.

Die Liebe überfällt Einen ohne zureichenden Grund: eine Lichtstimmung, in der man das Weib zufällig sieht; eine Geruchssensation, die villeicht von den Rosen kommt, die sich das Weib ins Haar gesteckt hat; eine Bewegung, in die sich zufällig ihr Leib kleidet; lächerliche Kleinigkeiten, von denen man sich in den seltensten Fällen Rechenschaft geben kann, können die Liebe hervorrufen. Freilich pflegt das Gehirn Einen zu betrügen, es sucht den Grund in weiß Gott welchen physischen und psychischen Eigenschaften, aber all Dies kann eine Liebe stützen, befestigen, doch kaum jemals hervorrufen.

Auf solchen Zufälligkeiten ist die Liebe Nagels entstanden: irgend ein tiefer, mystischer Eindruck, von dessen Existenz er selber nichts wußte, der aber mit seinem intimsten Geschlechtsleben auf das Innigste verfädelt und verknotet war, wurde berührt und in dem selben Nu war die Liebe entstanden. Und wie sie sich entwickelt, wie die schmerzhafte Brunst in den wildesten Qualenorgien schwelgt, wie sie das Persönlichkeitbewußtsein allmählich zerstört, Das hat Hamsun mit unvergleichlicher psychologischer und künstlerischer Macht dargestellt.

Und in dem ganzen Buche schleichen mit feinen, unhörbaren Schritten die furchtbaren modernen Gespenster, die ganze Schaar der gehirnerzeugten Gespenster. Es sind Eindrücke, die plötzlich aus irgend einem Winkel hervorkriechen, langsam auswachsen, das ganze Gehirn in Vibrationen bringen, allmählich zu Monomanien werden, bis sie plötzlich eines Tages sich objektiviren, zu Gestalten werden, die das Gehirn in wildester Angstagonie zerstören: Alles nur ein wirres, wüstes Gemenge, ein Knäuel, dessen Ariadnefaden in den schauerlichen Abgrundstiefen des großen Seelenmysteriums begraben ist.

Schließlich ist Alles an dem Buche ein Mysterium; der Held selbst ist ein Mysterium, wie das ganze Leben; sein Name, seine Beschäftigung bleibt ein Räthsel: er heißt nämlich gar nicht Nagel und ist auch kein Agronom, wofür er sich ausgiebt; sein Handeln besteht auch nur aus lauter mysteriösen, allerdings unendlich fein psychologisch begründeten Motiven und über dem ganzen Buche ein schmerzhaft humoristischer Ton, in dem Lachen und Verzweiflungbrüten in einander fließen, die furchtbare, zerstörende Blaguestimmung: „Quelle comédie que la vie et quelle sottise d'en faire un drame."

Am Ende wird die Komoedie doch zu einem furchtbaren Drama.

Kongsvinger in Norwegen. Stanislaw Przybyszewski.

Der Werth der Arbeit.

In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts gelangten die physikalischen Naturwissenschaften mit der Formulirung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie zu einem gewissen Abschluß. Dieses Gesetz lehrt bekanntlich, daß in der Natur keine Kraft verloren geht oder gewonnen wird, sondern daß die Kräfte ohne Rest in einander überzuführen sind. Und Das gilt nicht nur bei den materiellen Vorgängen, sondern auch für die Welt des Geistes, — wenn ein solcher Unterschied im Sinne der Naturwissenschaften überhaupt zuläßig ist. Die physikalischen Kräfte stellen sich uns in zwei verschiedenen Zuständen dar, die der Physiker als potentielle und aktuelle Energie bezeichnet. Ruht z. B. ein schwerer Körper auf dem Dache eines Hauses, dann ist in ihm das Bestreben vorhanden, dem Mittelpunkt der Erde zuzufallen. Diesen inneren Drang bezeichnet man als potentielle Energie. In diesem Sinne ist auch die Kraft, die in den Sprengstoffen ruht und die in der Kohle schlummert, potentielle Energie. Fällt der Körper zu Boden, dann leistet er eine Arbeit, indem er mechanische Kraftleistungen, Wärme- und Schallerscheinungen und Dergleichen hervorruft, die verschiedene Formen der aktuellen Energie darstellen. Sollen die schlummernden Naturkräfte im Interesse der Menschheit Verwendung finden, so muß die ihnen innewohnende potentielle Energie in aktuelle umgewandelt werden. Der uns geläufigste, wenn auch sehr komplizirte Vorgang dieser Art vollzieht sich im Körper der Menschen und Thiere. Die Lebewesen, man mag sich dagegen sträuben, so viel man will, sind im gewissen Sinne technisch durchaus als Maschinen zu beurtheilen. Die Nahrung, die ihnen zugeführt wird, verwandelt sich in die Spannkraft des Muskels, der somit im Stande ist, mechanische Arbeit zu leisten; allerdings ist diese Art der Umsetzung sehr wenig ökonomisch. Zudem erscheint die Arbeitleistung dadurch wenig vortheilhaft,

weil ihre Größe ohne Anwendung komplizirter Mechanismen nicht wesentlich verändert werden kann. Schon ziemlich früh haben deshalb die Individuen, und zwar zumeist im Interesse der Vernichtung, Apparate konstruirt, in denen sie die Spannkraft ihrer Muskeln aufspeichern konnten, um im gegebenen Augenblicke große Wirkungen zu erzielen. Aber der Muskel ist eine sehr kostspielige und dabei sehr wenig ausgiebige Kraftquelle. Ebenfalls sehr früh haben deshalb die Völker Maschinen konstruirt, mit deren Hilfe sie die Naturkräfte direkt in ihrem Interesse ausnutzen konnten.

Eine planmäßige Ausnutzung der Naturkräfte beginnt erst mit dem Erblühen der Naturwissenschaften. Das älteste Beispiel größter Form kennen wir in der Dampfmaschine. Sie entwickelte sich aus den primitivsten Anfängen und gelangte erst nach mehreren Jahrhunderten unter den Händen von James Watt zur abschließenden Durchbildung. Wie man schon aus diesem einen Beispiele ersieht, entwickeln sich solche erfinderische Ideen von eminent praktischem Gehalte nicht plötzlich, sondern das Menschengeschlecht erwirbt sie durch dauernde Arbeit. Sie verpflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht, bis sie reif geworden sind, um in einem besonders glücklich organisirten Kopfe die Form zu erhalten, in der sie gleichsam fähig werden, den Stoff zu beleben und die Materie ihrer Trägheit zu entkleiden. Im idealen Sinne folgen also auch sie dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft, nach welchem große Vortheile nur durch große Arbeit zu erreichen sind. Die Dampfmaschine ermöglicht es, die kondensirten Sonnenstrahlen, die als Kohle im Boden schlummern, zur Arbeitleistung zu zwingen. Wärme wird in Arbeit verwandelt. Aber zugleich mit dem bis dahin unvergleichlichen Aufschwunge, der sich in der Wirthschaft der Völker mit der Ausnutzung der Dampfspannung vollzieht, beginnen die sozialen Leiden hervorzutreten. Es bildet sich die Großindustrie und ein vierter Stand, und das rothe Gespenst beginnt sich drohend zu zeigen. Durch die Dampfmaschine sinkt in erschreckender Weise der Werth der mechanischen Arbeit und der menschliche Muskel ist nicht mehr im Stande, mit ihr zu konkurriren.

Der Zweig der Technik, der unter dem Einfluß der Dampfmaschine sich entwickelte, leidet unter einer gewissen Einseitigkeit. Die Dampfmaschine kann gewissermaßen nur die Kohle zur Ausnutzung bringen. Mit der Entwickelung der Dampftechnik steigt daher der Preis des Materials und bei dem starken Verbrauche ist es sicher, daß in einer gewissen Zeit die Kohlenmengen der Erde erschöpft sein werden. Auch ist der Betrieb nur mittels Großmaschinen vortheilhaft und so fällt dieser ganze Zweig der Technik in die Hände des Kapitals.

Ein ganz neues technisches Zeitalter entwickelt sich nach der Erfindung der Dynamomaschine und der Ermittelung der Methoden der Kraftübertragung durch den Großmeister der Elektrotechnik, Werner von Siemens. Es ist bemerkenswerth, daß die Dynamomaschine den Schlußstein einer unabsehbaren Reihe von Erfindungen darstellt und daß sie noch deutlicher als die Dampfmaschine ein Beispiel dafür giebt, wie auch die wissenschaftliche Idee dem Gesetze von der Erhaltung der Energie folgt. Naturwissenschaftliche und technische Fortschritte erscheinen zumeist in Doppelentdeckungen und diese „Duplizität der Ereignisse" bewahrheitete sich bei der Königin der modernen Technik in besonders auffälliger Weise. Als Sir William Siemens am 14. Februar 1867 vor der Royal Society die Erfindung seines genialen Bruders anzeigte, sprach unmittelbar nach ihm Englands großer Ingenieur Wheatstone. Wie sich nunmehr zeigte, war auch Wheatstone, unabhängig von unserem Landsmanne, zur

Erfindung der Dynamomaschine gelangt. Hätte nicht im Oktober des vorhergehenden Jahres bereits in einer vertraulichen Sitzung Werner von Siemens seine Erfindung einer Anzahl Berliner Physiker vorgeführt, dann wäre die Priorität der Erfindung thatsächlich zweifelhaft geblieben.

Mit Hilfe der Dynamomaschine gelingt es, jede Kraft, die uns zugänglich ist, mag sie sich im Stoß des Windes, im Fall des Wassers, in der Energie der Fluth u. s. w. offenbaren, auszunutzen und auf beliebige Strecken und mit geringem Verlust zu übertragen. Nunmehr ist thatsächlich die Möglichkeit erreicht, die Kraft der Wasserfälle, die in Ueberfluß in einem Lande wie z. B. in der Schweiz sich vorfinden, einem an Naturkräften armen, aber industriell hervorragendem Lande zuzuführen. Ein Land ist im Stande, dem anderen Kraft zu verkaufen. So könnten z. B. die Kräfte, die der Niagara entwickelt, dazu dienen, ganz Nordamerika mit elektrischem Licht zu versorgen und seine elektrischen Bahnen zu betreiben.

Ueberall, wo elektrischer Strom zur Verfügung steht, vermag er Leistungen aller Art zu verrichten. Der elektrische Strom giebt uns Licht, Wärme und mechanische Kraft und er zersetzt den Stoff, wie es vordem nicht geahnt wurde. Hat sich doch in wenigen Jahren ein neuer Industriezweig von unabsehbaren Dimensionen — die Elektrochemie — entwickelt. Nach der Erfindung der Drehstrommotoren ist die Praxis der Kraftübertragung nunmehr in der That nach jeder Richtung gelöst. Diese aber führt zur Centralisation. Im Innern eines mit Naturkräften reich gesegneten Landes können durch Energieverwandlung elektrische Ströme in großer Menge erzielt und den Städten zugeführt werden. Solche Centralanlagen bestehen bereits bei den Niagarafällen; und auch in Sachsen, in der Schweiz und in anderen Ländern plant man ihre Begründung. Hierdurch wird die Energie sehr wohlfeil und jeder Abnehmer erhält für ein Geringes Kraft zu seiner Verfügung. Die Möglichkeit befreit die Technik von dem Zwange des Kapitales, denn Jedermann kann durch Anschluß an die Centralen für den gleichen Preis wie der Großindustrielle sich Kraft verschaffen. Der Elektromotor, der fast geräuschlos arbeitet und weder Dampf noch Hitze verbreitet, ist auch vom kleinen Handwerker ohne Weiteres zu verwenden; denn diese vortreffliche Maschinenkonstruktion kann direkt in der Werkstatt aufgestellt werden und sie bedarf keiner Fundirung und keiner polizeilichen Erlaubniß.

Die Aufgabe der modernen Technik ist es also, die lebendigen Kräfte, die uns die Natur darbietet, auszunutzen und zu centralisiren, potentielle Energie in aktuelle zu verwandeln und auf diese Weise die Natur zu zwingen, Arbeit zu leisten. Die moderne Technik führt somit zu einer neuen Wissenschaft der N a t u r ö k o n o m i e, die in Zukunft den wichtigsten Theil der Nationalökonomie ausmachen muß. Allerdings führt die Naturökonomie zugleich zu dem schwer wiegenden Satze, daß der Werth der mechanischen Arbeit gegen die Null konvergirt und daß damit der mechanische Arbeitwerth des menschlichen Muskels verschwindend klein wird. Durch mechanische Arbeitleistungen kann das Individuum nicht mehr die Kosten seiner Erhaltung decken. Die Träger der sozialistischen Bewegung und die Führer der Partei geben sich mit Vorliebe für die überzeugten Anhänger der Naturwissenschaft aus. Wenn sie es ehrlich meinen mit den Massen, die ihnen folgen, dann werden sie ihnen klar machen müssen, daß die Arbeit des Muskels nicht mehr ausreichen kann, um seinen Mann zu ernähren. Im Banne der alten Technik wäre dieses Resultat ein

trostloses gewesen und hätte früher oder später zur Revolution führen müssen. Die moderne Technik besitzt durch die Methoden der Energieübertragung und der Centralisation der Kräfte viele Hilfsmittel, die bei verständiger Verwendung zu einer vernünftigen Wirthschaft leiten können. Schon dadurch allein, daß der Handwerker zum gleichen Preis wie der Kapitalist Kraft erwerben kann, ist er im Stande, in seiner Spezialität durch die Entwickelung der Geschicklichkeit seiner Hand in bestimmter Richtung Das zu leisten, was die Massenfabrikation nicht vermag. Es ist eine alte Klage, die sich in den letzten Jahren immer lauter hören ließ, daß der eigentliche Handwerkerstand sich auflöse. Unter dem Einfluß der neueren Technik wird Das vermieden werden können, — freilich nur durch Unterstützung von Seiten der Verwaltung. Daher der dringende Ruf nach Erweiterung der Fortbildung- und Handwerkerschulen, daher die Entrüstung über die Aufhebung der Sonntagschulen. Es herrscht nur eine Stimme in den Kreisen der Techniker darüber, daß durch den Reichstagsbeschluß vom 18. April dem Handwerk ein sehr schwerer Schlag zugefügt worden ist.

Es ist nicht Zukunftmusik, wenn man darauf hinweist, wie man zu einer rationellen Ausnutzung der Kräfte in der Natur gelangen kann. Ob der Staat selbst dereinst eine solche Ausnutzung als Monopol behandeln will oder ob Gesellschaftverbände die Arbeit übernehmen, Das ist einstweilen gleichgiltig. Jedenfalls muß es Aufgabe der Gesellschaft sein, die Naturenergie im großartigsten Maßstabe flüssig zu machen und auszumünzen. Man muß sich durchaus klar machen, daß das Wasser, das vom Felsen stürzt, daß die Fluth, die sich an den Küsten hebt, Baargeld ist und bei Weitem alle die Schätze übertrifft, die in Form edler Metalle im Grunde der Erde ruhen.

Die Technik ist nur ein Glied der großen Gruppe menschlicher Wissensgebiete, bei denen stets das Kennen mit dem Können in Verbindung stehen muß. So zeitigt u. A. auch die praktische Chemie unter der Anwendung aller Naturkräfte Fortschritte, deren Fülle beständig anwächst. Das führt zu einer rationellen Ausnutzung des Bodens, wodurch dieser von Tag zu Tag an Werth gewinnt. Interessant ist es, daß durch die Einwirkung der Luftelektrizität der Werdeprozeß der Feldfrüchte beschleunigt werden kann, während zugleich der Ertrag der Frucht und ihre Güte zunimmt. Die ersten Versuche nach dieser Richtung wurden vor Jahren schon von Sir William Siemens in London angestellt sie und lassen sich jetzt im Großen und fast ohne Kosten in einfachster Form durchführen. Weiterhin ist es nothwendig, auch auf den Schutz der Früchte gegen atmosphärische Einflüsse bedacht zu sein. Das kann durch planmäßige Versicherungen der Naturprodukte auf Grund meteorologischer Kenntnisse erreicht werden. Gewiß: durch theoretische Betrachtungen kann das Elend nicht aus der Welt geschafft werden. Immerhin ist es aber bemerkenswerth, daß die Naturwissenschaften zu einer froheren Lebensauffassung führen, weil sie in sich Heilmittel haben, die eine bessere Zukunft verkünden.

Franz Bendt.

Das Lemberger Fest.

An der Tafel zu Lemberg waren tief
Herniedergebrannt die Kerzen;
Auch die Flaschen waren schon ziemlich leer —
Doch es perlten und schäumten die Herzen.

Das war das große Erlösungfest
Der neunzig russischen Brüder;
Sie waren verbannt, doch hatte man
Sie jetzt alle neunzig wieder.

Das war ein Begrüßen, ein Küssen — man hat
In Jubel und Wonne geschwommen;
Von Posen, Paris, Monaco und Spaa
Waren die Brüder gekommen.

Aus jedem Antlitz glühte der Wein
Und die Freude unverhohlen
Ueber das Generalprobefest
Der Auferstehung von Polen.

Wie auf dem Reichstag von Krakau, so ward
Geredet, gelärmt und geschrieen;
Die Pfropfen knallen und herrlich und hehr
Die Zukunftgefühle erblühen —

Die Stadt lag derweil in tiefem Schlaf
Und die Straße war still und öde —
Der Nachtwächter, der vorüberkam,
Der hörte folgende Rede:

„Ich sehe ihn kommen, den großen Tag,
Den Tag der einst'gen Erlösung,
Da der polnische Adler verjüngt sich erhebt
Aus den Grüften der Verwesung.

Da werden wir sein ein einig Volk,
Ein Volk ohne Furcht und Tadel,
Im alten Recht, im alten Glanz —
Ich spreche natürlich vom Adel.

Und einen König wählen wir,
Versteht sich, einen König;
Das ist ein nöthiges Requisit —
Zu sagen hat er nur wenig.

Der Reichstag wird in alter Pracht
Alljährlich zusammentreten,
Doch moderner Anschauung gemäß
Beziehen wir nun Diäten.

Als erstes Gesetz bestimme ich:
Hypotheken sind aufgehoben!
Bei der Abstimmung wird gar herrlich sich
Die Einigkeit erproben.

Von Warschau geht ein direkter Zug
Nach Rom auf polnischem Reichsstrang;
Und das städtische Leihhaus erheben wir
Zur Königlichen Reichsbank.

Wir opfern uns wieder dem Wohl des Staats
Alltäglich in Sammet und Seide:
Der Bauer erhält den Robot zurück
Und der Jude Tafel und Kreide.

Die Gefahr des modernen Staates wird nie
Ihr Haupt erheben in Polen;
Die Anarchisten wissen schon,
Bei uns ist nichts zu holen.

So wird in neuer Herrlichkeit
Sich das alte Reich erheben;
Ist weiter so günstig das Schicksal nur,
So werden wirs bald erleben.

Nur müssen wir sanft wie die Tauben sein
Und klüger als die Schlangen;
Im tiefsten Herzen müssen wir stumm
Verbergen, was wir verlangen.

Ihr Brüder in Oestreich seid weiter als wir,
Ihr seid schon Minister geworden.
Wir haben bisher nur Lob erlangt
Und Titel und einige Orden.

Doch wartet nur eine kurze Zeit,
Dann hellt sich der Zukunft Düster;
Wir schauen Euch Eure Kniffe ab
Und werden auch noch Minister.

Und wenn wir erst Kanzler geworden sind,
Dann ist der Tag gekommen — —
Bis dahin wirken wir heimlich und still
Polen zu Nutz und Frommen!"

Der Nachtwächter zieht sich die Mütze aufs Ohr
Und denkt: „Kuriose Helden!
Doch soll ich nicht lieber, was ich gehört,
Meiner Behörde melden?"

Kunz von der Rosen.

Ein Brief.

Hochgeehrter Herr Harden,

Mein Freund Wallace wird schwerlich Gelegenheit erhalten, auf die Angriffe des Herrn von Samson-Himmelstjerna zu erwidern, da ihm weder eigene Kenntniß unserer Sprache noch ein Uebersetzer zur Verfügung steht. Die Kritik eines Tübinger Professors gegen sein letztes Buch mag z. B. damals schon geraume Zeit ungelesen in seinem Pult gelegen haben, als er mich bei Gelegenheit eines Besuches, den ich ihm in seinem abgelegenen Heim abstattete, um deren Uebersetzung bat. Wenn ich unter solchen Verhältnissen hier mit einigen Worten für den großen Gelehrten eintrete, so habe ich nicht die Anmaßung, Dies in Bezug auf das hauptsächlich in Rede stehende biologische Problem zu thun. Die Fülle des Erarbeiteten hat jede einzelne Wissenschaft derartig erweitert, daß der nur hie und da einige Brocken aufschnappende Laie demüthig zu den über ihm tafelnden Größen aufschauen muß, ohne die Vermessenheit zu haben, sich selbst mit zu Tisch setzen zu wollen.

Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Herr von Samson-Himmelstjerna in gleicher Weise bezüglich einer Wissenschaft gehandelt hätte, in der er, wie seine Arbeit beweist, eben so wenig zu Hause ist wie ich in der seinigen und in der ihn Wallace weit überragt. Wenn Wallace auch kein Fachmann auf dem Gebiete der Volkswirthschaft ist, so genießt doch der Name des Präsidenten und Gründers der englischen Land Nationalisation Society und des Verfassers zweier nationalökonomischen Bücher einen wohlerworbenen Ruf auch auf diesem Gebiete. Es ist nicht meine Absicht, hier näher auf die volkswirthschaftlichen Auslassungen des Herrn von Samson einzugehen. Ich will nur drei Punkte herausgreifen, die deutlicher als andere das Laienthum des Herrn Biologen auf dem Gebiete unserer Spezialwissenschaft beweisen.

Erstens sind ihm, wenn er in seinem Aufsatze „Erbsegen und Erbsünde“ auf S. 392 auf die Fortschritte in der Lebenshaltung des englischen Arbeiters seit hundert Jahren hinweist, offenbar die vorzüglichen Arbeiten des berühmten englischen Statistikers Thorold Rogers total unbekannt, in welchen dieser nachweist, daß die Lebenshaltung des englischen Arbeiters vor vierhundert Jahren mindestens eine zweifach bessere war als heute, eine Erkenntniß, zu der Janssen, Bessel u. A. auch bezüglich des deutschen Arbeiters gekommen sind. Zweitens zeigt er, wenn er auf S. 461 von der „vielgeschmähten Kapitalanhäufung“ spricht, daß ihm die neueren Forschungen über den Kapitalbegriff gänzlich unbekannt sind, daß er nichts zu wissen scheint von dem Unterschied zwischen dem kulturfördernden effektiven, aus Arbeitprodukten bestehenden Kapital, und dem kulturfeindlichen, nur aus Tributansprüchen bestehenden imaginären Kapital, dessen dem Zinseszins verdankte Anhäufungen es gerade sind, die uns schneller und schneller zur Katastrophe treiben. Drittens zeigt er, daß er eben so wenig die Geschichte des englischen Sozialismus kennt, der nach ihm „während vieler Jahrzehnte und mit Gewaltsamkeiten aller Art auf widernatürlichen

Bahnen die Glückseligkeit zu erstürmen gesucht, seine Anhänger in unsägliches Elend stürzend, mit dem einzigen Erfolg: von der öffentlichen Meinung auf den Aussterbeetat gesetzt worden zu sein". „Nur noch eine Frage der Zeit ist es, wann er in England gänzlich zum überwundenen Standpunkt geworden sein wird". Dies sagt Herr von Samson angesichts der Thatsache, daß mit Ausnahme der kurzlebigen Leveller-Bewegung zur Zeit Cromwells es bis auf die allerneueste Zeit so gut wie keine sozialistische Bewegung in England gab; denn die Chartisten mit ihren beinahe ausschließlich politischen Forderungen (mit Ausnahme der in Bezug auf die Fabrik- und Bodengesetzgebung, die, da sie in keiner Weise die individualistische Produktionweise angriffen, nicht als sozialistisch im Sinne des Herrn von Samson gelten können) waren keine Sozialisten, sondern Individualisten. Nicht nur kann also in Bezug auf den englischen Sozialismus von keinem „überwundenen Standpunkte" die Rede sein, sondern thatsächlich ist die gegenwärtige immer mächtiger werdende sozialistische Bewegung in England erst etwa ein Jahrzehnt alt. Der Humor bei der Sache ist, daß während Herr von Samson der englischen Gewerkschaftbewegung (die übrigens seiner Zeit jene Gewaltsamkeiten verübte) ein so glänzendes Zeugniß wegen ihres Individualismus ausstellte, die Nachricht in der Tagespresse zu lesen war, daß der englische Gewerkschaftkongreß (der schon vor Jahren die Bodenverstaatlichung einstimmig angenommen hatte) nun sich auch noch für die Verstaatlichung der übrigen Produktionmittel aussprach. Gewiß ein Beweis vom „Aussterbeetat" und vom „überwundenen Standpunkte"!

Mit verbindlichem Gruß Ihr ergebener

Lugano. Michael Flürscheim.

Die neue Hausse.

Für 3prozentige Anlagewerthe, wie Reichsanleihe und Harpener, rege Nachfrage! In diesem Witz, der kürzlich in einem Berliner Bankberichte angebracht war, liegt viel Bezeichnendes für die Situation. Denn sobald für ein Bergwerkspapier mit nur 3 Prozent Dividende starker Begehr auftaucht, bedeutet Dies immerhin eine vorzügliche Allgemeinstimmung. Ist der Bann wirklich gebrochen? so fragen sich jetzt viele sonst vorsichtige Geschäftsleute, angesichts der kleinen Völkerwanderung, die das Privatpublikum seit einigen Wochen begonnen hat. Keine Spur mehr von der sonstigen Zurückhaltung, ja Muthlosigkeit! Allenthalben thatkräftiges Eingreifen, anhaltendes Fortschreiten und selbst Widerstand, da, wo die eigentliche Börse Abwärtsneigungen bekundet. So ist es gekommen, daß in der That erfahrene Menschen eine neue Aera anbrechen oder mindestens die schlechte Zeit endlich überwunden sehen. Und da spricht die verhältnißmäßige Höherbewerthung der Terminpapiere vor den Kassapapieren eine nur zu deutliche Sprache. Stehen doch Laura, die 4 Prozent vertheilen, 126, und Bochumer mit ihren wahrscheinlich 5 Prozent ca. 136, während Aktien, die nichts mit dem Ultimo zu thun haben, wie Phönix oder Rheinische Stahlwerke, bei nicht weniger als 10 Prozent Dividende nur 145 resp. 156 stehen. Concordia, die an ihren Kohlen 8 Prozent

ertragen, notiren nur 106. Auf allen unsern Montanwerthen, soweit sich die Spekulation für sie interessirt, schwimmt bereits wieder ein Glanz von Phantasie, der vor nüchternen Berechnungen zergehen muß. Das einzige Gelsenkirchen ausgenommen, an dessen Zeche Monopol, die noch dazu aus den Erträgnissen bezahlt ist, sich große und, wie es scheint, reelle Hoffnungen knüpfen.

Das Publikum kauft wieder bei uns, weil es eben Geld zum Anlegen hat; und wie es früher, um einen höheren Zins zu erreichen, sich zu schweren österreichischen und ungarischen Eisenbahnpapieren wandte, so fühlt es sich auch ohne besonderen Rathschlag jetzt zu Dividendenpapieren hingezogen. Dabei wird das Industriegebiet (natürlich auch Brauereiwerthe) immer mehr in Betracht gezogen, nachdem an chemischen sowie elektrischen Aktien so kräftig verdient werden konnte. Gerade von dem gefährlichsten Gebiete hat also das verschärfte Stempelgesetz die mittleren Vermögen nicht abhalten können. Kommt es doch bei so glänzenden Gewinnwahrscheinlichkeiten auf doppeltes Kartengeld gar nicht an. Was die Meinungverschiedenheiten zwischen Bankier und Makler wegen Tragens des Stempels betrifft, so sind diese längst ausgeglichen, denn es widerstrebt der Berliner Börsennatur, wegen kleiner Spannungen viel Lunge und Zeit zu verlieren, während um große Objekte nach wie vor à outrance gekämpft wird.

Falsch wäre es nur, wegen der heutigen Geschäftsbesserung die Bedenken gegen die neue Börsensteuer als überflüssiges Geschrei zu erklären. Der Börsenverkehr hat sich in der That verändert: die kleine Spekulation, die Pufferstaaten, wenn man die Mächte der allmählichen Kursausgleichungen so nennen darf, gehen immer mehr zu Grunde und hierin liegt eine Gefahr, die sich in minder rosigen Zeiten schon zeigen dürfte. Dabei ist die Einseitigkeit der Kursbewegungen gar nicht undeutlich schon nach dem ersten Stempelgesetz allmählich hervorgetreten und diese starken Schwankungen nach oben oder unten, die der Laie und Volksredner ohne Weiteres als besonderen Lebensdrang ansieht, haben sich seit dem Mai bedenklich vergrößert.

Auch Das, was sich auf den ersten Blick als wirklich gute Folge jener Steuerverdoppelung und -Verdreifachung ansehen läßt, hat seine zwei Seiten. Die gesteigerte Nachfrage für unsere Konsols nimmt nämlich ihren Ausgangspunkt lediglich von der schweren Belastung der Reportthätigkeit. In Folge Dessen legen jetzt reiche Private und vor Allem die Banken ihre flüssigen Gelder vorübergehend in deutschen Staatspapieren an. Die kleinen Institute nun in Oldenburg, Thüringen 2c., die früher mit den flüssigen Geldern ihrer Bauern schöne Reportzinsen in Berlin machten, können nunmehr ihren Einlegern nicht entfernt mehr die Sätze wie sonst vergüten. Von der hierdurch geschmälerten Dividende rede ich nicht, da sie doch nur den klugen Bankiers zu Genusse kam. Das Wichtigste ist aber der ungesunde Maßstab für die Bewerthung unserer Renten überhaupt. Ein Staatspapier soll seinen Kurs nach dem festen Anlagebedürfniß des Landeskapitals reguliren und nicht nach Sprüngen der großen Banken je nach deren Tagesdispositionen. Das bleibt so lange gleichgiltig, bis eine Konversion-Frage vor der Thüre steht, dann aber wirft doch eine so kleine Spannung, wie sie heute zwischen den 3½ prozentigen und 4 prozentigen Konsols besteht, einen seltsamen Schatten auf alle diese Dinge. Wenn die Franzosen eine Rentenkonversion aus der sehr hohen Notiz rechtfertigen, an der ja ebenfalls viele ganz unkapitalistische Umstände mitarbeiten, so häufen sie eben wegen ihrer Revanchehoffnungen Milliardenaus-

gaben und diese lassen sich nur gewaltsam repariren. Aber Deutschland, das den Frieden will und nur seine Abwehrfähigkeit kostspielig werden sieht, hätte doch kein Recht, eine Konversion nur nach den hohen Kursen zu bemessen.

Die großen Banken, die ja während der letzten Krisis geschickt genug gesteuert haben, werden überhaupt jetzt sehr mächtig werden, da, wie die Verhältnisse neuerdings einmal liegen, selbst in Berlin die mittleren Bankiers nicht mehr besonders prosperiren können. Sie müssen schon hervorragende Intelligenzanläufe nehmen, es muß ihnen Etwas einfallen, — und alles Das giebt doch für ein regelmäßiges Geschäft nur einen schwankenden Grund.

Vor Allem werden wir zu einer — Einführungepoche gelangen, Das ist weit wahrscheinlicher als eine Epoche der Emissionen. In den Jahren der Depression, wo die großen Etablissements doch erst recht in Geldverlegenheiten geriethen, haben sich zahlreiche Konsolidirungen und Umwandlungen vollziehen müssen. Diese Aktien könnten jetzt wohl das Sonnenlicht erblicken, ohne daß atürlich dazu vermerkt wird, wie lange das Papier schon im Portefeuille des nunmehrigen Herausgebers geruht hat. Die Prospekte werden nichts verschweigen, nichts hinzusetzen, und wenn der Preis etwas hoch normirt wird, — Du lieber Gott! Die Zeichner waren ja in der Lage, das Inserat genau anzusehen und danach die Bilanzziffern zu berechnen. Als ob alle Menschen rechnen könnten! Auch bei solchen Einführungen hätten übrigens die Banken große Vortheile gegenüber den Bankfirmen. Ich erinnere nur daran, wie ein ziemlich großer Bankier die Gründung eines höchst renommirten Unternehmens in der Hand hatte. Er ging zu einem sehr klugen Bankdirektor und wollte mit diesem zusammen die Aktien zu 122 herausbringen. Die Antwort war: „Ich will das Geschäft für meine Bank machen, allein unter einer Bedingung: Sie müssen davon bleiben". Die Bank kaufte nun dem Bankier die betreffenden Aktien zu 130 — nebst noch sonstigen Versprechungen — ab und brachte sie heraus zu 160. Und das Interessanteste: der Kurs hat sich bis heute ganz gut halten können! Zu solchen Operationen gehört eben eine Macht, die nur ein großes Gesellschaftkapital erzeugt. Hat doch schon so mancher biedere Staatsbürger Mund und Ohren aufgesperrt, wenn er zu der Einführung seines Papiers nach Berlin reiste und ihm der Bankdisponent an der Börse ganz gemüthlich mittheilte: „Ihr Kurs scheint nicht recht hinaufzugehen, ich denke, wir kaufen des Reizens wegen Ihre ganze Anleihe wieder zurück". Indessen soll doch hier bemerkt werden, daß die gute Klassirung eines Papiers ohne die umsichtige Nachhilfe des Emittenten noch niemals gelungen ist. Auch die solidesten Werthe bleiben gedrückt, sobald das interessirte Bankhaus einer Aktie, die doch dem Tageszufall von Angebot und Nachfrage ausgesetzt bleibt, zumuthet, daß sie sich wie die Natur selbst helfen soll.

Das jetzige Drängen des Privatpublikums kommt, wie gesagt, überwiegend den Banken zu Nutze, die Börse im Errathen des günstigen Momentes zeigt dabei vielleicht nur ihre Gewandtheit in Vorkäufen. Freilich wäre Dies ohne die „moralische" Stütze der Westbörsen kaum möglich, da Paris endlich dem Beispiele Londons gefolgt ist und allerdings mit der Haussirung anderer als südamerikanischer Werthe einen tiefen Eindruck hervorbringen konnte. Während man z. B. in Wien die eventuelle Verstaatlichungquote für die Lombardische Bahn mit höchstens 10 Franken annahm — und am Schottenring ist man gewiß nicht phantasielos —, stürzte sich Paris mit einem ganz unverständigen Heißhunger auf dieses Papier, eben so wie auf Staatsbahn. Allein als man an der Place

de la Bourse die genannten Aktien wieder fortwarf, hat Das unsere Börsen kaum angefochten. Ein Zeichen für die uns heute innewohnende „Festigkeit“!

Eine enorme Spekulation herrscht gegenwärtig in Bankaktien. In Berlin hieß es kürzlich: die letzten sehr großen Baissepositionen in Diskonto-kommandit und Kreditaktien seien nunmehr zur Lösung gekommen. Eine große Position ist etwa eine Million Thaler Kommandit, sowie 8000 Kreditaktien. Damit soll vielleicht der Schein erweckt werden, als ob dort nunmehr nur Hausseengagements existirten; allein man hütet sich natürlich, solche Darstellungen allzu wörtlich zu nehmen. Auch in Schweizer Bahnen ist der Berliner Verkehr wichtig geworden. Die dortigen Banken mit ihren großen Finanzoperationen bei Nordost, Central, Jura-Simplon ꝛc. repräsentiren doch ein effektives Material, auf das die Spekulation schon spielen kann. In österreichischen Bahnen ist das Geschäft für Wiener Rechnung sehr groß und Wien hat da große Gewinnschläge gethan. Jedoch empfangen die geehrten Auftraggeber ihre Waare keineswegs, sondern prolongiren sie in Berlin und Frankfurt. Das giebt für die ausführenden Banken vielleicht 6 Prozent Zinsen. Da sie aber zur Valuta-Deckung Marknoten in Wien zunächst kaufen müssen, so konnte deshalb das Agio nicht zurückgehen und Das hat die österreichische Regirung so verdutzt gemacht; Herr v. Plener ist bekanntlich ängstlich um seine Währung besorgt. Die Marknoten werden dann in Wien wieder prolongirt und da ist es auch schon vorgekommen, daß Deport darauf war und man noch Geld herauskam. In österreichischen Bahnen findet heute demnach ein sehr vortheilhaftes, vielleicht das vortheilhafteste Geschäft überhaupt statt. Eine große Meinungspekulation herrscht auch für italienische Bahnen. Allein das Material dieser großen Transportunternehmen ist so zweifelhaft, daß die schließliche Dividende ganz im Belieben der Direktionen steht. Bestände in Rom ein strenges Eisenbahndepartement wie in Bern, so würden sich die Gewinne unter der Last der Abschreibungen beugen. Die Zustände auf jenen Bahnen sind vielleicht nicht ganz so bekannt, wie sie verdienen. Wenn der Schaffner zum Schnellzug: partenza! ruft, so bedeutet Dies nach einer zutreffenden Erklärung so viel wie: pazienza. Die Passagiere müssen sich dann noch immer eine Stunde gedulden.

Noch giebt es weiter Blickende, welche die große Abundanz, ohne die ja der Aufschwung nicht möglich gewesen wäre, von Amerika kommen sehen. Die dortigen Millionäre hatten nämlich aus Furcht vor den Silberschwankungen ungezählte Summen nach Europa gehen lassen, und wenn sie bei uns oder in London ihre Guthaben auch gar nicht weiter anlegen, so haben sie doch mit ihrem Gold, das sie jederzeit zu fordern haben, schon einem Risico von 15, auch 20 Proz. vorgebeugt und so viel ist an Anlagen wohl selten zu verdienen. Die reichen Amerikaner reisen bei uns, ein Zeichen, daß sie in ihrem großen Vaterlande einstweilen noch wenig zu thun haben, also auch ihr Geld noch bei uns ausruhen lassen können.

Wie Dem auch sei: unser Publikum und mit ihm die Börse schwimmt in einem ganz neuen Fahrwasser. In solchen Zeiten vergißt man wohl die Warnung, die der alte Jehovah einst dem auserwählten Volke von einem kleinen, aber berühmten Berge aus ertheilte: „Und überlaßt Euch nicht dem Zufall, sonst überlasse ich Euch dem Zufall!“ Pluto.

Soziale Briefe an reiche Leute.

Verehrter Freund! Sie haben mich wiederholt aufgefordert, meine Ansichten über die reichen Leute zu bessern. Noch neulich schrieben Sie mir: „So Vieles an Ihrem christlichen Sozialismus mir sehr gesund erscheint, Eins kann ich Ihnen schwer vergeben, daß Sie uns reiche Leute, die wir doch nun auch einmal Menschen sind, nie mit dem Ton der Liebe anreden, den Sie sonst für jedes Menschenkind zur Verfügung haben. Wir hören nichts als Vorwürfe und Anklagen und verlieren dabei wahrhaftig die Lust, einer Bewegung zuzustimmen, die uns, offen gesagt, schlechter behandelt, als es die Sozialdemokratie thut. Bei den Sozialdemokraten verurtheilt man den Kapitalismus zum einstigen Tode, läßt aber heute die Reichen in Ruhe leben, während Sie uns das heutige Dasein zu erschweren suchen“. Nun, mein Freund, ich habe alle meine Aussagen über die Reichen nochmals geprüft und nehme keine zurück. Wenn ich geschrieben habe, daß die christlich-soziale Bewegung in erster Linie Arbeiterbewegung sein muß, falls sie überhaupt lebendig sein will, so kann ich daran nichts ändern und muß darum auch die Konsequenzen dieses Satzes aufrecht halten. Der Sozialismus ist nun einmal die Frage, die von unten in die Höhe steigt. Die Reichen als solche haben gar keine Veranlassung, die soziale Frage zu prüfen, so lange es keine besitzlose Menge giebt, die zum Träger neuer Ideen geworden ist. Der Reiche kann darum wohl Helfer und Förderer, aber nicht Schöpfer des Sozialismus sein. Es mag Denen, die gewöhnt sind, im sonstigen Leben die erste Rolle zu spielen, fremdartig vorkommen, bei dem Umwandlungprozeß unseres Zeitalters die Führung nicht zu haben; es mag ihnen neu sein, daß man bisweilen über sie verhandelt, ohne sie zu fragen, wie man es viele Jahrhunderte über die Arbeitmenge des Volkes gethan hat; aber darein werden sie sich finden müssen. So wenig der Protestantismus durch die Bischöfe oder der Parlamentarismus durch die Könige erdacht wurde, eben so wenig werden die Reichen den Sozialismus bringen können. Eins nur kann von dem verständigen und sittlich gesunden Reichthum erwartet werden, daß er die ohne ihn entstandene neue Zeit in ihrer Nothwendigkeit und Größe einsehen lernt und demgemäß eine wohlwollende und fördernde Stellung zu ihr zu finden sucht. Ihm dazu zu verhelfen, ist eine der Aufgaben der Christlich-Sozialen.

Von diesem Standpunkt aus sind auch die schärferen Töne zu verstehen, die unsererseits bisweilen über die Reichen laut geworden sind. Wir haben im Namen der Zukunft unseres Volkes Forderungen an Sie zu

richten, und wir finden, daß von Hundert noch nicht Zehn für diese Forderungen ein Ohr haben Von Ihren Kreisen geht ein eisiger passiver Widerstand aus gegen Alles, was uns nöthig scheint. Wollen Sie sich da wundern, wenn wir nicht blos Worte des Dankes und Vertrauens für Sie haben? Es ist nur zu erklärlich, wenn auch die besonnensten Vertreter des Sozialismus nach der ganzen inneren Entwickelung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten keine jugendlichen Hoffnungen in Hinsicht auf die soziale Erneuerung des Denkens der oberen Zehntausend haben. Wir schauen mit einem gewissen Pessimismus auf die Vertreter von „Bildung und Besitz". Daran ändert es auch wenig, wenn sich Einzelne finden, die sich vortheilhaft von den Uebrigen unterscheiden, so lange die Einzelnen nur Versprengte sind, die es zu keiner einheitlichen gemeinsamen Anschauung gebracht haben, denn diese Einzelnen werden in ihrem jetzigen Bestand noch kaum in der Lage sein, ein gewichtiges Wort in die Wagschale zu werfen. Ich begreife, daß es solchen Einzelnen, die ich durch Sie, mein verehrter Freund, in edelster Weise vertreten finde, schwer zu hören ist, wenn dem Reichthum im Ganzen Vorwürfe gemacht werden, von denen Sie sich persönlich frei wissen, ich begreife es um so mehr, als der einzelne Geistliche, der Vorwürfe für die von ihm nicht verschuldete Gesammthaltung der Kirche hinnehmen mußte, in ganz ähnlicher Lage war, so lange er nicht einen Zusammenschluß mit verwandten Elementen gefunden hatte, die sich mit ihm im Protest gegen die irrige Stellung zur Arbeiterbewegung vereinten. Sobald Sie und Ihresgleichen gemeinsamen Muth gefunden haben werden, als reiche Leute offen die Nothwendigkeit der neuen Zeit anzuerkennen und sich dadurch offen von der Mehrzahl Ihrer Standesgenossen zu trennen, wird sich Ihr Gefühl verändern, Sie werden weniger empfindlich sein, wenn von anderer Seite Vorwürfe erhoben werden, deren Berechtigung Sie selbst schon ganz oder theilweise zugestanden haben. Sie zu solchem Vorgehen, zum Sammeln reformfreundlicher reicher Leute, anzuregen, ist der Zweck der folgenden Zeilen. Wie viel Erfolg sie haben werden, steht dahin, aber wir wollen wenigstens unsere Pflicht auch gegenüber den Reichen erfüllt haben, damit wir in Zukunft nicht Mitschuldige sind, wenn die Fortsetzung des bisherigen Verfahrens ihr Gericht findet.

Während ich Ihnen das Nachfolgende schreibe, sitze ich fern vom Getriebe des Tages, nicht weit von den Orten, wo Zwingli lebte und wo Hutten starb. Da tritt eine alte große Zeit vor mich, in der viele feste Männer mit alten Vorurtheilen brachen, getrost in Gottes Namen in den schwankenden Kahn der neuen Epoche stiegen und mit eigenen Opfern und unter hartem Kampf sich der großen Aufgabe widmeten, die der Himmel jenen Tagen herniedersandte. Diese alten Helden hat man inzwischen in

Erz gegossen. Sie haben ihr Werk gethan, so gut sie eben konnten. Eins nur soll nicht zu starrem Metall werden: der Geist der Freude an dem Ringen des Neuen mit dem Alten. Diese Freude zu erleben, ist heute besser möglich als in vielen früheren Jahrzehnten. Daß auch unter den Reichen Etliche dieser wahren Freude theilhaftig werden möchten, ist mein inniger Wunsch. Wenn Sie diesem Wunsch nachdenken, werden Sie nicht mehr sagen, wir fänden für die Reichen den Ton der Liebe nicht. Liebe ist nicht Schwäche, sondern Liebe ist kräftiger Dienst. Einen solchen wollen Ihnen die Christlich-Sozialen leisten, dadurch gerade, daß sie Ihnen oft und nachdrücklich widersprechen.

Es ist sehr schwer, daß ein Reicher den Sozialismus überhaupt richtig würdigt. Selbst wenn er den besten Willen hat, gerecht zu sein, ist die Kluft zwischen seinen ererbten und anerzogenen Ideen und den Gedanken des Sozialismus so groß, daß sehr scharfe Augen dazu gehören, um jenseits der Kluft die Dinge nicht falsch zu sehen. Worin liegt nun eigentlich der Unterschied der Denkweise? Man kann es nicht leicht auf eine knappe Formel bringen, aber vielleicht ist der Kern des Gegensatzes dieser: man kann die vorhandenen gesellschaftlichen Verhältnisse ansehen entweder als Endergebniß der Vergangenheit oder als Rohmaterial für die Zukunft. Beide Sätze, die in der großen deutschen Philosophie umschlossen liegen, sind richtig, sowohl der Satz: alles Gewordene ist vernünftig, eben weil es auf natürliche und nothwendige Weise entstanden ist, als auch der gegentheilige Satz: alles Bestehende ist unvernünftig, weil es bestimmt ist, anderen Erscheinungen Platz zu machen. Aus dem wunderlichen Umstande, daß beide Sätze richtig sind, folgt überhaupt die Möglichkeit geschichtlicher Kämpfe, bei denen beide Theile ein Stück Wahrheit vertreten. Der Kampf wird zur Zerstörung werden, wenn beide Sätze in schroffer Einseitigkeit verfochten werden. Das ist aber das Gefährliche an der Gegenwart. Die obere Hälfte ist von Natur geneigt, das Bestehende für das Vernünftige zu halten, weil das Bestehende ihr zusagt. Das heutige Recht ist ihr im Allgemeinen ein gutes Recht, denn fast bei jedem Paragraphen läßt sich nachweisen, daß er aus thatsächlichen Gründen mit Nothwendigkeit beschlossen wurde. Es ist nicht Willkür oder Bosheit, die die Gesetzbücher machte, sondern es waren Verhältnisse und Personen, aus deren Ineinanderfließen kaum etwas sehr Anderes sich bilden konnte. Das Eigenthum ist geworden, es ist ein Erbe der Jahrtausende, eine geschichtliche Nothwendigkeit; selbst da, wo es Härten im Gefolge hat, sind diese Härten im Großen und Ganzen unvermeidlich. Die Standesunterschiede sind Ergebniß langen Wachsthums, sie sind so naturgemäß wie die verschiedenen Schichten der Erdrinde oder die verschiedenen Unterarten einer Gattung

von Pflanzen. Die ganze soziale Gliederung ist ein Kunstwerk, an dem die Zeitalter der Menschengeschichte gebaut haben wie die mittelalterlichen Generationen an einem Dom. Der Dom ist nicht ganz einheitlich in der Form, aber er mußte so werden, wie er ist, und gerade so, wie er ist, ist er schön. Daß in dieser Grundanschauung der oberen Hälfte viel Berechtigtes liegt, ist für jeden historisch Gebildeten ohne Frage. Leider aber wird das Berechtigte im Allgemeinen weit übertrieben. Von dem Gedanken aus, daß das Gewordene im Allgemeinen das Vernünftige ist, nimmt man in rührender Naivetät an, daß nun auch alle Einzelnerscheinungen des heutigen Zustandes ein Recht haben. Weil das Eigenthum an sich eine historisch nothwendige Erscheinung ist, schließt man kurzerhand, daß das zufällige Eigenthum des Herrn X. historisch begründet sei, daß es selbstverständlich oder nothwendig sei. Aus der Wahrheit, daß Gesetze und Rechte nicht ohne Ursachen entstehen, macht man schnell und siegesgewiß, daß es ein Frevel sein würde, zu fragen, ob die selben Ursachen noch heute vorhanden sind und ob nicht eine Ordnung über den Rechtsschutz des Kapitals oder über Bodenrente oder sonst Etwas jetzt morsch geworden sei wie ein alter Baum, der doch auch ein in seiner Art nothwendiges Naturprodukt war. Das Sprichwort sagt: dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Es scheint, als ob viele Glückliche auch jetzt den Stundenschlag der rastlosen Zeit nicht merkten. Sie hören nicht, wie alte Lagerungen sich verschieben, sie fühlen nicht, wie im sozialen Boden Hebungen und Senkungen stattfinden, weil zur Stunde das äußere Bild der Landschaft noch nicht sehr verändert erscheint. Es ist ihnen selbstverständlich, daß das Gewordene bleibt, denn es ist ja „vernünftig". Gerade umgekehrt liegt die Sache bei der unteren Hälfte. Dort fehlt naturgemäß eine tiefere historische Bildung und deshalb wird das Berechtigte an dem Satz von der Vernünftigkeit des Gewordenen nicht oder fast nicht verstanden. Dort fehlt auch die persönliche Befriedigtheit durch Das, was besteht, so daß sich der andere Satz leicht empfiehlt: das Bestehende ist unvernünftig. Dieser Satz wird durch tausend Einzelnbeobachtungen verstärkt. Man sieht eine Gesellschaft, die durch ihre Ordnungen viele Menschen arbeitlos macht, um ihnen dann Armenhäuser und Arbeiterkolonien zu bauen, man sieht, wie die selbe Gesellschaft volle Waarenlager und leere Proletarierstuben hat, wie sie Verbrecher und Dirnen hervorruft und dann doch wieder hinter Mauern und in Kasernen steckt, wie sie Reden voll Patriotismus hält und Landeskinder darben läßt, während sie an die Fremde Millionen verliert. Aus hundert solchen Beobachtungen entsteht eine Gesammtstimmung, in der sich Groll und Hoffnung vereinigen. Es muß um jeden Preis geändert werden, je mehr desto besser. Nichts ist so

fest, an das sich dieser Aenderungtrieb nicht heranwagte. Man will nicht nur Schäden des Eigenthums beseitigen, nein, man will diese Unvernunft selber aus der Welt treiben, man will den Staat weniger reformiren als ihn sterben sehen u. s. w. Hier naht sich der richtige Satz der unteren Hälfte dem Uebertriebenen, er wird phantastisch, unmöglich, er wird zu einem Radikalismus der Negation des Bestehenden, der für den Fortgang der Kulturentwickelung eben so gefährlich ist wie die vorhin beschriebene Zähigkeit im Erhalten des Untergehenden.

Das nun ist für den Reichen nicht schwer, sich ein logisch klares Bild solcher Gedanken zu machen, aber was ihm sehr schwer ist, ist die rechte Würdigung der Stimmung Derer, die die heutige Ordnung für unvernünftig halten. Er versteht die Begeisterung der Welterneuerer nicht von sich selbst aus, er hat kein Mitgefühl für die jubelnde Lust am Brechen alter Gefüge, er sieht in den Uebertreibungen der Neuerer nicht erklärlichen Ueberschwang richtiger Grundideen, sondern Alles kommt ihm krank, wahnwitzig, böse, neidisch, ekelhaft vor. Es giebt, wie Sie, verehrter Freund, mir selbst einmal sagten, reiche Leute von guter allgemeiner Bildung, denen es körperlich peinlich ist, vom Sozialismus hören zu müssen. Sie sind gelangweilt und fast beleidigt, wenn man ihnen zumuthet, etwas Verständiges und Berechtigtes in ihm zu suchen. Und doch muß gerade Dieses gefordert werden. Vom Vertreter der unteren Schicht ist zu verlangen, daß er für die Bedingungen geschichtlichen Werdens auf Grund vorhandener Verhältnisse mehr Sinn bekommt, vom Vertreter der oberen Hälfte aber ist zu verlangen, daß er das Recht der Kritik des Bestehenden zu achten beginnt, denn nur das Zusammenwirken von Beiden kann einen erträglichen Fortgang schaffen.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß die eine Hälfte des Reichthums selbst das damals Bestehende für unvernünftig hielt. Was vor 1848 war und vor der deutschen Einheit und vor der neuen Gewerbeordnung, war werth, daß man an ihm schnitt und brach; aber nun ist die Stimmung verflogen. Die beati possidentes wollen nun Ruhe haben und diese Ruhe wird ihnen vorenthalten durch Leute, die ganz Aehnliches sagen, wie sie selbst in ihrer Jugend sagten und sangen, die auch von Freiheit sprechen und von Glück, von verrottetem Alterthum und diamantenen Träumen, die aber das Alles noch etwas gründlicher machen und etwas tiefer graben wollen. Für diese Ruhestörer, die Sozialisten, haben sie nun keine Geduld. Sie haben ihre Ideale theils erreicht und theils vergessen und neue Ideale sind nicht nöthig. Eine tiefere innere Abneigung trennt Die, welche beim Sieg des Liberalismus gewonnen haben, von Denen, die bei ihm nur verlieren konnten. Der Reiche lobt, soweit er liberal ist, die guten Revolu-

tionäre von einst und haßt die bösen Revolutionäre von heute, ohne zu fühlen, wie Beide einander verwandt sind.

Die andere, konservative, Hälfte des Reichthums hat keine Jugenderinnerungen nach Art derer unseres Finanzministers. Sie schwärmte nie für die große Umgestaltung. Der Kampf gegen den bürgerlichen Liberalismus hat ihr die Zähigkeit des Festhaltens an Dem, was sie für die Grundlagen der Gesellschaft hält, zu erneuter Pflicht gemacht. Sie ist nicht geneigt, den Feinden von „Thron und Altar“ Konzessionen zu machen. Der Sozialismus existirt auch für sie nur als Kinderkrankheit, nicht als geschichtlicher Fortschritt.

Sagen Sie, mein Freund, bin ich zu scharf? Ist es nicht wahr, daß die Reichen im Allgemeinen den Geist des Sozialismus nicht verstehen und nicht verstehen wollen? Sollte es doch unter ihnen eine Schaar heimlicher Jünger geben? Wenn es sie giebt, dann grüßen wir sie, fragen aber, warum sie gestatten, daß in der Presse, die dem deutschen Reichthum dient, fast nur die Karikatur des Sozialismus zum Ausdruck kommt. Es ist einfach fabelhaft, was sich in dieser Hinsicht „gut gesinnte“ Zeitungen leisten dürfen. Man liest noch immer Geschichtchen von den schlimmen „Hetzern“, die allein an der sozialen Frage schuld sind, von den Groschen, um welche das arme Volk von der Selbstsucht der Führer betrogen wird und von ähnlichem Kleinkram, der, selbst wenn an ihm einige Prozent Wahrheit sind, für die Arbeiterbewegung im Ganzen nichts austrägt. Wovon man aber nichts liest, sind sachliche, tiefer eindringende Referate über Gestalt und Entwickelung des Sozialismus. Immer nur Nebenwerk, nur Augenblicksmittelchen! Und von dieser geistigen Armuth nährt sich die Jugend unserer reichen Schichten. Wie soll da eine Generation kommen, die auf der Höhe der Zeit steht? Darum, mein Freund, die erste Pflicht Ihres gemeinsamen Thuns mit gleichgesinnten Reichen wäre die Aufklärung Ihrer Kreise und Ihrer Presse über den Sozialismus als ernsthafte große Geschichterscheinung. Lehren Sie Ihre Standesgenossen, daß man heute den Sozialismus kennen muß, um gebildet zu sein. Lehren Sie, daß es nicht recht ist, wenn in den Gesprächen der Reichen der Sozialismus totgeschwiegen oder oberflächlich abgethan wird! Zwingen Sie Ihre Herren und Damen zum Ernst in der Zeit großer Verantwortlichkeit! Sie werden damit wahrhaftig ein gutes Werk am deutschen Volke thun. Und mich wird es freuen, wenn ich in künftigen Briefen Ihnen von meinen Beobachtungen und Wünschen mehr mittheilen darf.

Frankfurt a. M. Pfarrer Friedrich Naumann.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.